

Klaas-Hinrich Ehlers

Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg

Varietätenkontakt zwischen Alteingesessenen
und immigrierten Vertriebenen.

Teil 2: Sprachgebrauch und Sprachwahrnehmung



Klaas-Hinrich Ehlers

Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg

Der erste Teil dieser Sprachgeschichte hat den Sprachstrukturwandel im mecklenburgischen Varietätengefüge nachgezeichnet. Der zweite Teil beleuchtet ergänzend, was 90 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen über den Wandel in ihrem Sprachgebrauch und ihren Spracheinstellungen berichten und welche Veränderungen sie in ihrem gesellschaftlichen und sprachlichen Umfeld beobachtet haben. Der Fokus dieser *oral language history* liegt dabei wieder auf dem Gefüge von konkurrierenden Kontaktvarietäten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Mecklenburg aufeinandertrafen: auf dem Niederdeutschen, den Herkunftsvarietäten der immigrierten Vertriebenen und dem (regionalen) Hochdeutschen. Rekonstruiert werden jeweils Entwicklungen im Spracherwerb, in der Sprachkompetenz, der Sprachpragmatik und der Sprachwahrnehmung.

Der Autor

Klaas-Hinrich Ehlers ist Privatdozent für germanistische Sprachwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Geschichte der Sprachwissenschaft, die Geschichte höflicher Routinen und die norddeutsche Regionalsprachenforschung. Seine zweibändige Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache ist aus mehreren Folgeprojekten hervorgegangen, die am Collegium Carolinum der Universität München angesiedelt waren. Für seine Forschungen zum Niederdeutschen sind ihm 2018 der Johannes-Saß-Preis der Bad Bevensen Tagung und 2022 der Fritz-Reuter-Preis der Carl Toepfer-Stiftung verliehen worden.

ISBN 978-3-631-87741-8



Geschichte der mecklenburgischen
Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg

REGIONALSPRACHE UND REGIONALE KULTUR
MECKLENBURG-VORPOMMERN IM
OSTNIEDERDEUTSCHEN KONTEXT

Herausgegeben von Birte Arendt, Andreas Bieberstedt,
Klaas-Hinrich Ehlers, Christoph Schmitt

BAND 5

Klaas-Hinrich Ehlers

Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg

Varietätenkontakt zwischen Alteingesessenen
und immigrierten Vertriebenen.

Teil 2: Sprachgebrauch und Sprachwahrnehmung



PETER LANG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung:

Copyright: Klaas-Hinrich Ehlers

Das Forschungsprojekt wurde gefördert durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM).

Die Publikation dieses Bandes unterstützten der Heimatverband Mecklenburg-Vorpommern e.V. und das Kompetenzzentrum für Niederdeutschdidaktik der Universität Greifswald

UNIVERSITÄT GREIFSWALD
Wissen lockt. Seit 1456



Heimatverband
Mecklenburg-Vorpommern e.V.

KND

KOMPETENZZENTRUM FÜR
NIEDERDEUTSCHDIDAKTIK

LIHREN TAU LIHREN



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

ISSN 2511-1213

ISBN 978-3-631-87741-8 (Print)

E-ISBN 978-3-631-89304-3 (E-PDF)

E-ISBN 978-3-631-89305-0 (E-PUB)

DOI 10.3726/b20368

© Klaas-Hinrich Ehlers, 2022

Peter Lang – Berlin · Bruxelles · Lausanne · New York · Oxford

PETER LANG



Open Access: Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Lizenz Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0). Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Diese Publikation wurde begutachtet.

www.peterlang.com

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	13
1 Einleitende Bemerkungen zum Gegenstand, zur Untersuchungsgrundlage und zur Methodik der Sprachgebrauchs- und Sprachbewusstseinsgeschichte	15
1.1 Die sprachgeschichtlichen Untersuchungsfelder	15
1.2. Die Quellengrundlage und ihre Auswertung	23
2 Zum gesellschaftsgeschichtlichen Hintergrund des Sprachwandels	39
2.1 Sprachgeschichtlich relevante Aspekte der Sozialgeschichte aus lokaler und regionaler Perspektive	39
2.1.1 Migrationsströme nach, in und aus Mecklenburg- Vorpommern	41
2.1.2 Zwischen Wohnen, Arbeiten, Einkaufen und Freizeitgestaltung: zunehmende zirkuläre Mobilität der Bevölkerung	51
2.1.3 Zur Verbreitung der audiovisuellen Medien in der DDR	56
2.1.4 Reformierung und Ausbau des Bildungssystems	60
2.2 Erinnernte Immigration 1: Schlaglichter auf die materielle Situation von Alteingesessenen und zugewanderten Vertriebenen	65
2.2.1 „ <i>Da war das Haus dann brechend voll</i> “ – die Wohnsituation nach 1945 aus der Sicht der Alteingesessenen und der Vertriebenen	67
2.2.2 „ <i>Und da so in dieser Zeit ja da war das [...] schon einigermaßen normal</i> “ – die Normalisierung der Lebensverhältnisse nach dem Krieg aus der Sicht der Vertriebenen und der Alteingesessenen	78

2.3	Erinnerte Immigration 2: Wahrnehmung und Aushandlung der Gruppengrenzen zwischen immigrierten Vertriebenen und Alteingesessenen	85
2.3.1	„Die verstanden uns nicht und wir verstanden die nicht“ – Sprachbarrieren zwischen Alteingesessenen und zugewanderten Vertriebenen	88
2.3.2	„Ihr Tschechen, ihr Zigeuner!“ – Erinnerungen an verbale Konflikte zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen	99
2.3.3	„Haben uns mit den Hunden weggehetzt“ – Gewalt und Gewaltandrohungen in Auseinandersetzungen zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen	109
2.3.4	„Und zuerst war es ja hier sehr streng. ‚Wehe du nimmst einen Evangelischen!‘ Und die wie ‚wehe du nimmst einen Katholischen!‘“ – konfessionelle Grenzen in kirchlicher und familiärer Aushandlung	114
2.3.5	„Uns’re Leut“ – Selbstabgrenzung einer ethnischen Gemeinde von Vertriebenen aus dem mittelslowakischen Hauerland gegenüber der mecklenburgischen Aufnahmegesellschaft	123
2.3.6	„Die fünfte Besatzungsmacht“ – kontrastive Konzeptualisierung der Arbeitsmigration der „Sachsen“ nach Mecklenburg	136
2.4	Zwischenresümee zu den gesellschaftlichen Hintergründen des Sprachwandels	146
3	Niederdeutsch in den Nachkriegsjahrzehnten: Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein	151
3.1	Veränderungen im Erwerb des Niederdeutschen seit der Vorkriegszeit	151
3.1.1	„Und das hat man dann so nebenbei so aufgenommen“ – Niederdeutsch lernen bei Alteingesessenen	155

3.1.2	„ <i>Ich würde sagen [19]48 habe ich perfekt Platt gesprochen</i> “ – Niederdeutscherwerb bei immigrierten Vertriebenen	170
3.1.3	„ <i>Da habe ich meine Mutter bewundert die spricht mit meinem Vater reinstes Plattdeutsch</i> “ – das niederdeutsche Lernumfeld der Nachkommen von Vertriebenen	185
3.1.4	„ <i>Wir haben plattdeutsche Gedichte lernen müssen und auch Plattdeutsch gesungen. Aber sonst hat der [Lehrer] ein reines Hochdeutsch gesprochen</i> “ – Zeitzeugenberichte zur Behandlung des Niederdeutschen im Schulunterricht von den 1920er Jahren bis zu den 2000er Jahren	190
3.2	Niederdeutschkompetenz in Mecklenburg-Vorpommern	209
3.2.1	Wer spricht und versteht Niederdeutsch unter den Alteingessenen im Raum Rostock?	213
3.2.2	Niederdeutschkompetenz bei immigrierten Vertriebenen und ihren Nachkommen	232
3.2.3	„ <i>Als wenn sie auch ein richtig waschechter Mecklenburger ist</i> “ – zeitzeugenberichte über die Niederdeutschkompetenz von Vertriebenen	243
3.2.4	„ <i>Dat kannst kum läsen manchmal</i> “ – zur Lesekompetenz im Niederdeutschen bei Alteingessenen, Vertriebenen und ihren Nachkommen	258
3.3	Gebrauch des Niederdeutschen: pragmatische Aspekte	267
3.3.1	„ <i>De Discher dei räd bloß Plattdüütsch</i> “ – Gebrauch des Niederdeutschen vor seiner ‚Pragmatisierung‘	271
3.3.2	„ <i>Ja also so man konnte wirklich über das Plattdeutsche manchmal Türen öffnen</i> “ – strategischer Einsatz des „kontaktfördernden“ Niederdeutsch in der Kommunikation	276
3.3.3	„ <i>Aber natürlich hemm se uns manchmal ouk mäkelböörgsch infäächt wenn’t gor ních anners güng</i> “ – Schimpfen auf Niederdeutsch zwischen Strategie und Affekt	283

3.3.4	„Und der hat auch nichts verstanden zuerst. Den konnte man austricksen“ – Niederdeutsch als Geheimsprache	292
3.3.5	„Und dann weiß der andere gleich ‚ach das ist einer von uns‘“ – Markierung gemeinsamer Gruppenzugehörigkeit durch den Gebrauch des Niederdeutschen	298
3.3.6	„So zu Feierlichkeiten wurde immer Tarnow vorgelesen oder so“ – das Niederdeutsche als Freizeitsprache und Kulturdialekt	304
3.4	Konzeptualisierungen und Bewertungen des Niederdeutschen in Mecklenburg	317
3.4.1	„Wirken Menschen, die Plattdeutsch sprechen, gemüthlicher?“ Quantitative Befunde zur Einstellung gegenüber Niederdeutschsprechern	326
3.4.2	„Ich mag das total gerne“ – positive Charakterisierungen und Bewertungen des Niederdeutschen in den Interviewgesprächen von Alteingesessenen und Angehörigen von Vertriebenenfamilien	345
3.4.3	„Die Sprache mag ich nicht“ – negative Charakterisierungen und Bewertungen des Niederdeutschen in den Interviewgesprächen von Alteingesessenen und Angehörigen von Vertriebenenfamilien	354
3.4.4	„Es war mal eine Zeitlang verpönt“ – Spracheinstellungswandel in der mecklenburgischen Gesellschaft gegenüber dem Niederdeutschen	359
3.4.5	„Ich habe manchmal so eine Antipathie gegen das Plattdeutsche gehabt“ – Spracheinstellungswandel in der Sprachbiographie von Vertriebenen und ihren Nachkommen	368
3.4.6	„Na das würde ich nicht als Identifikationszeichen nehmen“ – Niederdeutschkompetenz als Kennzeichen der „echten“ Mecklenburger?	374

3.4.7	„ <i>Das schläft so alles ein mit dem Plattdeutschen</i> “ – niederdeutsche Sprachgeschichte konzeptualisiert aus der Sicht der Beteiligten	383
3.5	Zwischenresümee: Sprachgebrauchswandel und Sprachbewusstseinswandel des Niederdeutschen innerhalb des mecklenburgischen Varietätengefüges	403
4	Die Herkunftsvarietäten der Vertriebenen in den Nachkriegsjahrzehnten: Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein	413
4.1	Der Erwerb der mittel- und oberdeutschen Herkunftsdialekte der immigrierten Vertriebenen	413
4.1.1	„ <i>Auf dem Dorf wurde eben nur Dialekt gesprochen</i> “ – zum Erwerb der Herkunftsdialekte im sprachlichen Umfeld der Vertreibungsgebiete vor 1945/1946	415
4.1.2	„ <i>Ja verstehen ja aber gar ... überhaupt nicht sprechen</i> “ – der Erwerb der Herkunftsdialekte der immigrierten Vertriebenen durch ihre in Mecklenburg aufgewachsenen Nachkommen	422
4.1.3	„ <i>Mekala koa ich schon reden</i> “ – Alteingesessene mit aktiven Sprachkompetenzen in den Herkunftsdialekten der zugewanderten Vertriebenen ...	428
4.2	Verteilung der Sprachkompetenzen in den Herkunftsdialekten der Vertriebenen in der mecklenburgischen Bevölkerung	433
4.2.1	„ <i>Aber das ist dann irgendwann verloren gegangen</i> “ – zum Abbau der Dialektkompetenzen in den Vertriebenenfamilien	434
4.2.2	„ <i>Da kann ich drei Mundarten oder was, Hochdeutsch, Platt und [...] Sudetendeutsch</i> “ – Bidialektalität bei Vertriebenen	443
4.3	Der Gebrauch der Herkunftsdialekte: pragmatische Aspekte .	447
4.3.1	„ <i>Das irgendwie das bindet irgendwie</i> “ – die Herkunftsdialekte als Sprachen der Nähe und der Annäherung	450

4.3.2	„Und nachher haben wir uns ja auch teilweise einen Spaß draus gemacht“ – unernste Verwendungen der Herkunftsdialekte	454
4.3.3	„Rede Naihaarisch! Du weißt nicht wer mithört“ – Herkunftsdialekte als Geheimcodes	457
4.3.4	„Als wir hier herkamen hat meine Mutter mehr Dialekt gesprochen als ich sie überhaupt jemals habe sprechen hören“ – die Herkunftsdialekte als „Heimatzeichen“	460
4.4	Konzeptualisierung und Bewertung der Herkunftsdialekte der Vertriebenen	469
4.4.1	Von „anheimelnd“ bis „peinlich“ – zur Bewertung der Herkunftsdialekte und ihres Gebrauchs durch Angehörige von Vertriebenenfamilien	472
4.4.2	„Dat sünd doch Utlänner“ – zur Bewertung der Herkunftsdialekte und ihres Gebrauchs durch Alteingesessene	477
4.5.	Zwischenresümee: Sprachgebrauchswandel und Sprachbewusstseinswandel der Herkunftsdialekte innerhalb des mecklenburgischen Varietätengefüges	480
5	(Regionales) „Hochdeutsch“ in den Nachkriegsjahrzehnten: Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein	485
5.1	Erwerb der hochdeutschen Standardsprache	489
5.1.1	„Mensch bloß mit den Kindern nicht plattdeutsch reden!“ – wieso dialektsprechende Eltern ihren Kindern Hochdeutsch vermittelten	495
5.1.2	„Ich konnte schwer Hochdeutsch lernen“ – zum Erwerb der hochdeutschen Standardsprache in der Schulzeit der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration	511
5.1.3	„War Fehler und man hat gebüffelt und hat dann die Präpositionen dann eingebläut gekriegt“ – Verfahren der gesteuerten Vermittlung des Standarddeutschen	

durch Lehrer und Eltern und Lernstrategien auf Seiten der Schüler	526
5.1.4 „ <i>Das Radio drängt sein Hochdeutsch auf</i> “ – zur Rolle der audiovisuellen Medien bei Erwerb und Verbreitung des Standarddeutschen	535
5.2. Verteilung der Hochdeutschkompetenzen in der mecklenburgischen Bevölkerung	543
5.2.1 „ <i>Es gab ja zu der Zeit viele Kinder, die zur Schule kamen und nicht hochdeutsch sprechen konnten</i> “ – zur Hochdeutschkompetenz von Vorschulkindern aus alteingesessenen Familien	551
5.2.2 „ <i>Ich kenne noch einen, der konnte kein Hochdeutsch</i> “ – erwachsene Angehörige alteingesessener Familien ohne aktive Hochdeutschkompetenz	555
5.2.3 „ <i>Viele konnten gar nicht richtig Hochdeutsch sozusagen</i> “ – wahrgenommene Kompetenzdefizite im Hochdeutschen Alteingesessener	561
5.2.4 „ <i>Die haben dann gebrochenes Hochdeutsch gesprochen ne</i> “ – Angehörige von Vertriebenenfamilien mit fehlender oder geringer Hochdeutschkompetenz	568
5.2.5 „ <i>Das ist wohl Norddeutsch, das ist ein Küstenhochdeutsch würde ich sagen</i> “ – die hochdeutsche Varietätenkompetenz der Befragten in Selbst- und Fremdeinschätzung	572
5.3 Der Gebrauch des Hochdeutschen: pragmatische Aspekte	582
5.3.1 „ <i>Mit diesen ganzen Außenstehenden haben wir Hochdeutsch gesprochen</i> “ – das Gespräch mit Unbekannten als stereotype Situation für den Hochdeutsch-Gebrauch	588
5.3.2 „ <i>Æwer wenn du denn to de Sak selbst kümmt denn möest du in't Hochdüütsche wesseln</i> “ – Hochdeutsch in offiziellen und sachbezogenen Gesprächen	595
5.3.3 „ <i>Das waren bessere Leute</i> “ – Trägerschichten des Hochdeutschen und die Pragmatik der vertikalen sozialen Distinktion	599

5.4	Konzeptualisierung und Bewertung des (regionalen) Hochdeutsch	607
5.4.1	„Hart“, aber „vernünftig“ und allgemein verständlich – laienlinguistische Attribuierungen des Hochdeutschen	614
5.4.2	„Denn an und für sich sprechen wir hier oben doch mit das vernünftigste Deutsch“ – zur laienlinguistischen Wahrnehmung des mecklenburgischen Regiolekts und seiner Merkmale ..	620
5.5	Zwischenresümee: Sprachgebrauchswandel und Sprachbewusstseinswandel des regionalen „Hochdeutsch“ innerhalb des mecklenburgischen Varietätengefüges	632
6.	Schlussfazit: Entwicklungslinien im regionalen Varietätengefüge Mecklenburgs seit dem Zweiten Weltkrieg	641
7.	Verzeichnis der konsultierten Archive und ihrer Siglen	653
8.	Literaturverzeichnis	655

Danksagung

Im ersten Band dieser mecklenburgischen Sprachgeschichte habe ich untersucht, *wie* meine Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bei ihren Sprachtests und in ihren Interviewgesprächen mit mir gesprochen haben. Dieser zweite Band meiner regionalen Sprachgeschichte legt nun den Fokus darauf, *was* meine Gesprächspartner über ihre Sprachbiographien, ihre Spracherfahrungen und über die Lebensumstände an ihren Wohn- und Arbeitsorten in Mecklenburg erzählt haben. Zentrale Grundlage meiner Untersuchung ist also auch hier wieder das Korpus von insgesamt 90, oft mehrstündigen Interviews, die mir meine Gewährspersonen freundlicherweise gewährt haben. An diese Gespräche habe ich auch während der Arbeit an diesem Band immer wieder mit Freude und großer Dankbarkeit zurückgedacht. Der sprachhistorische Wert dieses reichen Schatzes an mitgeteilten Erinnerungen und Erzählungen ist unterdessen noch größer geworden, weil eine ganze Reihe meiner Gewährspersonen, mit denen ich in den Jahren zwischen 2010 und 2015 noch sprechen konnte, inzwischen leider verstorben ist. Ihre Stimmen sollen in diesem Buch nachklingen.

Bei der inhaltlichen Auswertung die Zeitzeugeninterviews konnte ich mich auf die intensiven Vorarbeiten einer Gruppe von studentischen Hilfskräften stützen, denen ich bereits im ersten Band meiner mecklenburgischen Sprachgeschichte namentlich gedankt habe. Auf diesem guten Fundament konnte ich die Arbeit an diesem Band dann weiter ausbauen. Das Forschungsvorhaben war auch jetzt wieder am *Collegium Carolinum* der Universität München angesiedelt, das die Verwaltungsabläufe des Projekts wieder vorbildlich und in bester kollegialer Zusammenarbeit betreut hat. Den regelmäßigen gemeinsamen Forschungsstunden mit den Historikerinnen und Historikern vom *Collegium Carolinum* habe ich manche wichtige Anregung zu verdanken, wie Zeitgeschichte zu schreiben sei. Ihre produktive Kritik hat mir auch geholfen, den konzeptionellen und methodologischen Zuschnitt meiner in diesem Buch vorgelegten *oral language history* zu schärfen.

Meine Recherchen zur Sozialgeschichte meiner Untersuchungsorte wurden sehr hilfreich von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der

verschiedenen Archive unterstützt, die ich hier zu Rate gezogen habe. Ich danke Frau Diana Paschmann (Archiv des Landkreises Rostock, Außenstelle Bad Doberan), Frau Kathrin Haase (Archiv des Landkreises Rostock, Güstrow), Frau Meike Bernowitz (Landeskirchliches Archiv, Schwerin), Herrn Matthias Manke (Landeshauptarchiv Schwerin), Herrn Stephan Bachtejeff-Mentzel (Bundesarchiv, Stasi-Unterlagen-Archiv) und Herrn Georg M. Diederich (Heinrich-Theissing-Institut, Pfarrarchiv St. Anna, Schwerin) für ihre freundlich Begleitung meiner archivalischen Spurensuche und für ihre vielen sachkundigen Hinweise.

Mein ganz besonderer Dank gilt Sophie Weber, die eine erste Textfassung dieses Buches mit scharfem Blick auf die Rechtschreibung und mit sicherem Sprachgefühl durchgesehen und mich zu sehr vielen Korrekturen und Verbesserungen veranlasst hat. Dennoch verbliebene Fehler und sprachliche Ungereimtheiten verantwortete natürlich allein ich.

Ich habe auch der *Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM)* sehr zu danken, deren finanzielle Förderung es überhaupt erst möglich gemacht hat, das anfänglich von der *Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)* unterstützte Forschungsvorhaben fortzuführen und schließlich mit diesem zweiten Ergebnisband abzurunden. Die langjährige Unterstützung durch die DFG und die BKM haben mir den überaus wertvollen Freiraum verschafft, eine regionale Sprachgeschichte des Deutschen auszuarbeiten, die nicht nur alle Ebenen des Sprachwandels umfasst, sondern erstmals auch den Anteil aufweist, den die Immigration der vielen Flüchtlinge und Vertriebenen an dieser Sprachgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg hatte.

Dem *Kompetenzzentrum für Niederdeutschdidaktik*, Greifswald, und ihrer Leiterin Birte Arendt bin ich sehr verbunden für ihren hilfreichen Beitrag zu den Druckkosten dieses Bandes. Zu danken habe ich schließlich auch dem *Heimatverband Mecklenburg-Vorpommern e.V.*, mit dessen freundlicher Unterstützung die Drucklegung dieses umfangreichen Bandes erst finanzierbar war. Dem zuständigen Lektor des Peter Lang Verlages, Herrn Michael Rücker, danke ich für die gute und einvernehmliche Kooperation.

1 Einleitende Bemerkungen zum Gegenstand, zur Untersuchungsgrundlage und zur Methodik der Sprachgebrauchs- und Sprachbewusstseinsgeschichte

1.1 Die sprachgeschichtlichen Untersuchungsfelder

Die Leserinnen und Leser, die dieses Buch in die Hand nehmen, mögen sich fragen, wieso meine bereits im Jahr 2018 erschienene *Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg* hier um einen zweiten, noch umfassenderen Band ergänzt wird. Ohne auf die grundsätzlichen Überlegungen zur Regionalsprachenforschung und zur Vertriebenenimmigration nochmals ausführlich einzugehen, möchte ich im folgenden Abschnitt deshalb kurz erläutern, welches die sprachhistorischen Untersuchungsfelder dieses zweiten Bandes sind. Es soll dabei auch verdeutlicht werden, in welchem thematischen und methodologischen Verhältnis die Untersuchungsgegenstände dieses zweiten Bandes zu den strukturgeschichtlichen Studien des ersten Teils stehen. Hierzu sei mir zunächst ein knapper Rückblick auf einige Befunde aus Band 1 meiner Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache gestattet.

Die merkmalsbezogenen Untersuchungen des ersten Teils dieser Sprachgeschichte konnten für die regionalen Varietäten des Deutschen, die in Mecklenburg nach dem Zweiten Weltkrieg gesprochen wurden, zwei übergreifende Tendenzen in der Entwicklung ihrer Sprachstruktur identifizieren: einen umfassenden Trend der strukturellen Advergenz der Dialekte und Umgangssprachen an das Standarddeutsche und eine partiell gegenläufige Entwicklungsdynamik einer strukturellen Divergenz vom hochdeutschen Standard.¹ Diese Tendenzen des Sprachsystemwandels zeichnen sich sehr deutlich ab, wenn man den Sprachgebrauch von Gewährspersonen aus der

1 Für eine detailliertere Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse vgl. das Schlussfazit des ersten Bandes dieser Sprachgeschichte in Ehlers (2018: 439–444). Der Band ist im *open access* kostenfrei zugänglich.

Vorkriegsgeneration mit demjenigen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen vergleicht, die in den 1950er und 1960er Jahren geboren wurden.

Dominant ist hier eine zum Teil sehr starke Dynamik der strukturellen Annäherung an das Standarddeutsche (*Standard-Advergenz*). Auf allen untersuchten Sprachebenen des Niederdeutschen und der mecklenburgischen Umgangssprache, also des ortsüblichen Regiolekts, nahmen im Sprachgebrauch der alteingesessenen Zeitzeugen die Häufigkeiten standardnaher und standardidentischer Sprachmerkmale von einer Sprechergeneration zur nächsten deutlich zu. Vormalig arealtypische Merkmale des Niederdeutschen und des mecklenburgischen Regiolekts kamen dagegen mehr und mehr außer Gebrauch. Dieser Trend zur „Entregionalisierung“² bestimmte in den Nachkriegsjahrzehnten nicht nur die Entwicklung des Niederdeutschen und des mecklenburgischen Regiolekts, sondern auch den sprachlichen Wandel der deutschen Herkunftsvarietäten, die die vielen 1945/1946 aus Schlesien, den böhmischen Ländern und der Slowakei zugewanderten Vertriebenen nach Mecklenburg mitbrachten.³ Im Sprachverhalten der Vertriebenenfamilien, die seit dem Krieg einen großen Anteil der mecklenburgischen Bevölkerung ausmachen, offenbart sich nämlich ebenfalls eine tiefgreifende Tendenz zur strukturellen Entregionalisierung. Von den Charakteristika ihrer Herkunftsdialekte und -regiolekte sind schon im Sprachgebrauch der damals immigrierten Menschen heute kaum noch Anklänge zu vernehmen; bereits die in Mecklenburg aufgewachsene Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien hat die *heritage languages* ihrer Eltern dann weitgehend vergessen. Schon in der zweiten Generation der Immigrantenfamilien sind die sprachlichen Spuren ihrer Herkunftsregionen also weitestgehend verblasst. Die Mecklenburgerinnen

2 Besch (2003: 24) bezieht den Begriff auf Entwicklungen in der „gesprochenen Alltagssprache“ in einzelnen Regionen der Bundesrepublik seit den 1970er Jahren.

3 Um sprachliche Adaptionsprozesse zwischen Alteingesessenen und Zuwanderern genau beobachten zu können, habe ich in meine Untersuchung nur solche Vertriebene einbezogen, die vor ihrer Immigration nach Mecklenburg keinen Kontakt mit dem Niederdeutschen oder der norddeutschen Umgangssprache hatten. Ich habe mich also bei der Suche nach Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus den Vertriebenenfamilien nur auf Personen konzentriert, die selbst oder deren Eltern aus mittel- oder oberdeutschen Dialektregionen stammten. Vgl. auch dazu Ehlers (2018: 57–67).

und Mecklenburger ihrerseits haben von den regionalen Herkunftsvarietäten ihrer neuen Arbeitskollegen und Ehepartner so gut wie nichts in ihren Sprachgebrauch übernommen.

Neben dem dominanten Trend einer mehr oder weniger durchgreifenden Abkehr von Regionalismen und einer strukturellen Annäherung an das überregionale Standarddeutsche offenbaren die Sprachdaten der beiden untersuchten Generationen aber in eingeschränktem Maße auch eine gegenläufige Entwicklungslinie (Standard-*Divergenz*). So greifen die jüngeren Alteingesessenen im niederdeutschen Übersetzungstest punktuell wieder häufiger auf einzelne Sprachmerkmale des Niederdeutschen zurück, von denen die Generation ihrer Eltern bereits weitgehend abgerückt war. Indem sie beispielsweise im Niederdeutschen etwas häufiger ‚über den spitzen S-tein s-tolpern‘ als die Vorkriegsgeneration, unterstreichen sie den lautlichen Abstand des mecklenburgischen Dialekts von der Standardsprache. Diese Revitalisierung veraltender Merkmale des Niederdeutschen erstreckt sich bei den jüngeren Alteingesessenen freilich nur auf ganz vereinzelte phonetische Varianten und einzelne standardferne Lexeme wie *schnacken* („reden“), die offenbar als typische Kennzeichen des Niederdeutschen wahrgenommen werden.

In viel umfassenderem Ausmaß kennzeichnet dieser Entwicklungstrend der Standarddivergenz aber den Sprachgebrauch in den Vertriebenenfamilien. Im Niederdeutschen, das viele ihrer Angehörigen in Mecklenburg lernten, greifen sie zum Teil häufiger als Alteingesessene auf im Abbau befindliche altdialektale Sprachmerkmale des Niederdeutschen zurück. Ihr Lerner-Niederdeutsch fällt damit tendenziell archaischer und strukturell etwas standardferner aus als das der alteingesessenen Niederdeutschsprecher. Aber vor allem im regiolektalen Sprachgebrauch übernehmen die Angehörigen der Vertriebenenfamilien auf allen sprachlichen Ebenen Merkmale der regionalen Umgangssprache der älteren Mecklenburgerinnen und Mecklenburger. Während die Alteingesessenen ihren Regiolekt in der Generationsfolge deutlich dem überregionalen Standard annähern, zeigt der Sprachgebrauch der Vertriebenenfamilien dagegen also eine intergenerationell markant zunehmende strukturelle Regionalisierung, die sich auf mecklenburgische Zielvarietäten ausrichtet. Schon die Vertriebenen, die als Schulkinder, Jugendliche und junge Erwachsene zuwanderten, haben sich in ihrer Umgangssprache quantitativ gut nachweisbar an

den mecklenburgischen Regiolekt der älteren Alteingesessenen angepasst und dabei zum Teil auch einzelne mecklenburgische Regiolektmerkmale hyperfrequent in den eigenen Sprachgebrauch übernommen. Die Nachkriegsgeneration dieser Vertriebenenfamilien, die bereits in Mecklenburg aufwuchs, spricht dann im Durchschnitt sogar ‚mecklenburgischer‘ als ihre Altersgenossen aus alteingesessenen Familien.

Die Zuwanderer der Jahre 1945/1946 und ihre Nachkommen haben sich sprachlich also bemerkenswert weitgehend an ihr neues nordostdeutsches Lebensumfeld angepasst: Die Angehörigen der Vertriebenenfamilien haben ihre Herkunftsvarietäten ungewöhnlich schnell und nahezu restlos abgelegt. Und sie haben in ihrem erworbenen Niederdeutsch und vor allem in ihrer Umgangssprache deutlich nachweisbar regional mecklenburgische Sprachstrukturen übernommen und zum Teil hyperfrequent reproduziert. Diese sprachliche Adaption der Vertriebenen an die mecklenburgische Aufnahmegesellschaft traf unter den Alteingesessenen auf kein annähernd vergleichbares sprachliches Entgegenkommen. Die engen Varietätenkontakte, die die Zuwanderung der Vertriebenen nach dem Krieg mit sich brachte, führten offensichtlich zu gänzlich einseitigen strukturellen Anpassungsprozessen. Während die Immigranten sich im Sprachgebrauch an den regionalen Varietäten der älteren Alteingesessenen orientierten, richtete sich die sprachliche Entwicklungsdynamik in den alteingesessenen Familien nahezu ausschließlich auf den hochdeutschen Standard aus.

Die beschriebenen strukturellen Entwicklungstendenzen in den regionalen Varietäten, die in meinem Untersuchungsgebiet nach 1945/1946 gesprochen wurden, deuten auf umfassende Verschiebungen bzw. Neupositionierungen der Kontaktvarietäten im Gefüge der mecklenburgischen Regionalsprache hin.⁴ Diese Verschiebungen sind nicht anders als durch das mehr oder weniger übereinstimmende Sprachverhalten der

4 Nach Schröder (2015: 25–26) umfasst der Begriff der „Regionalsprache“ „das areal abgrenzbare Gesamt an nicht-standardsprachlichen Varietäten und Sprechlagen, sowohl großräumig verbreitete Regiolekte als auch kleinräumige Dialekte, und bezieht damit die üblicherweise als Umgangssprachen bezeichneten Varietäten ein, die nun sowohl zu den Dialekten als auch zur Standardsprache ins Verhältnis gesetzt werden und in die Modellierung der Regionalsprache einbezogen werden.“ Vgl. Ehlers (2018: 29–31).

Angehörigen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen und Alterskohorten zu erklären, die in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen seit 1945 zusammenleben. Die Entscheidungen der Sprecherinnen und Sprecher für oder gegen einen bestimmten Sprachgebrauch richteten sich, sei es bewusst oder unbewusst, wohl nicht nur am relativen Prestige der konkurrierenden Kontaktvarietäten aus, sondern sie dürften sich auch an den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen orientiert haben, unter denen die Kommunikation im Mecklenburg der Nachkriegsjahrzehnte stattfand. Eine komplexitätsadäquate Sprachgeschichte kann sich also nicht damit begnügen, Entwicklungen nur im Bereich der Sprachstruktur genau zu registrieren, sondern sie muss die strukturellen Befunde sprachhistorisch kontextualisieren, indem sie das konkrete Sprachverhalten und die Sprachpräferenzen der Sprecherinnen und Sprecher in die Rekonstruktion der Diachronie einbezieht und auch ihre sprachliche Adaption an das gesellschaftliche Umfeld mit bedenkt. Nur eine mehrdimensionale Sprachhistoriographie kann der Vielschichtigkeit des Sprachwandels methodisch gerecht werden und damit auch Erklärungsansätze für die Dynamik und den Verlauf des Strukturwandels bieten.

Klaus J. Mattheier hat in der Mitte der 1990er Jahre ein kompaktes Programm einer mehrdimensionalen Sprachgeschichte des Deutschen skizziert, das den überkommenen zentralen Forschungsfokus auf die Strukturgeschichte des (Standard-)Deutschen um soziolinguistische, kontaktlinguistische und perzeptionslinguistische Forschungsperspektiven erweitert. Das „Gesamtfeld der Gegenstände“ einer komplexitätsadäquaten Sprachgeschichte des Deutschen hat demnach idealerweise die Dimensionen der „Sprachsystemgeschichte“, der „Sprachkontaktgeschichte“, der „Sprachgebrauchsgeschichte“ und der „Sprachbewußtseinsgeschichte“ zu umfassen. Zudem hat es die „Geschichte der sozialen Beziehungen und Prozesse“ einzubeziehen, die die historisch veränderlichen Modalitäten der Kommunikation prägen.⁵ Wie in der Einleitung zum ersten Band dargestellt, orientiere ich mich in meiner Sprachgeschichte an den methodischen Leitlinien dieses historiographischen Programmentwurfs. So galt der

5 Mattheier (1995: 14–17), für den niederdeutschen Raum adaptiert erstmals Peters (1998) das historiographische Programm von Mattheier.

erste Teil meiner mecklenburgischen Sprachgeschichte der Rekonstruktion der „Sprachsystemgeschichte“ und beschränkte sich dabei, wie auch von Mattheier gefordert, nicht auf die Strukturgeschichte einer einzelnen Varietät, sondern beleuchtete wenigstens die wichtigsten im „raumzeitlichen Zusammenhang faßbaren Varietäten“ und ihre „Wechselbeziehungen zueinander“ im Gefüge der mecklenburgischen Regionalsprache.⁶

Ein zentrales Beobachtungsfeld des ersten wie des zweiten Bandes dieser Sprachgeschichte ist die „Sprachkontaktgeschichte“. In Adaption von Mattheiers Begrifflichkeit für die Regionalsprachenforschung werden hier die Sprachkontakte zwischen den mittel- und oberdeutschen Herkunftsvarietäten der Vertriebenen einerseits und dem niederdeutschen Dialekt und dem mecklenburgischen Regiolekt andererseits betrachtet, deren Sprecher nach 1945 in Mecklenburg aufeinandertrafen. Durch die großen Raumverschiebungen von Flucht und Vertreibung gerieten hier Varietäten des Deutschen in engsten Kommunikationskontakt, die einander strukturell teilweise so fern standen, dass die Zeitzeugen sie oft als Fremdsprachen wahrnahmen (vgl. 2.3.1) und in der Alltagskommunikation mit wechselseitigen Verständnisschwierigkeiten zu kämpfen hatten. Die Kontakte zwischen diesen teilweise so fremden Varietäten prägten fortan die Entwicklungsdynamik unter dem Dach der Standardsprache, und sie gehören damit unerlässlich zum Gegenstand jeder Regionalsprachenforschung, die die norddeutschen Sprachverhältnisse in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts realitätsnahe nachzeichnen will. In diesem Sinne bildet die Sprachkontaktgeschichte eine Zentralperspektive nicht nur des ersten, sondern auch des vorliegenden zweiten Bandes dieser Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache.

6 Mattheier (1995: 15–16). Der Autor spricht hier von notwendigen strukturellen „Beschreibungen *aller* in einem raumzeitlichen Zusammenhang faßbaren Varietäten und Stile“ (Hervorhebung von mir). Angesichts der unüberschaubaren Vielfalt der Herkunftsdialekte und Regiolekte der Zuwanderer, die „im raumzeitlichen Zusammenhang“ der Nachkriegsjahre in Mecklenburg grundsätzlich „faßbar“ gewesen sein müssten, habe ich meine strukturlinguistischen Untersuchungen im ersten Band auf das Niederdeutsche, den regiolektalen Sprachgebrauch der Gewährspersonen und auf einige großräumig verbreitete Merkmale der Herkunftsvarietäten der Vertriebenen beschränkt.

Im zweiten Teil der mecklenburgischen Sprachgeschichte werden die Befunde der Sprachsystemgeschichte der regionalen Kontaktvarietäten aus dem ersten Band nun um Untersuchungen zu ihrer Sprachgebrauchsgeschichte und ihrer Sprachbewusstseinsgeschichte erweitert, sozialgeschichtlich kontextualisiert und schließlich im Gesamtzusammenhang interpretiert. Am Beispiel der fünf ausgewählten Untersuchungsorte unterschiedlicher Größe sollen die komplexen Varietätenkonstellationen rekonstruiert werden, die sich durch den massiven Immigrationusschub von 1945/1946 ergeben haben. Diese Varietätenkonstellationen werden in ihren funktionalen Umschichtungen und perzeptiven Umwertungen über die Nachkriegsjahrzehnte bis in die Gegenwart nachgezeichnet. Dabei soll stets mit reflektiert werden, inwiefern der unterschiedliche Urbanitätsgrad der Erhebungsorte (Großstadt, Kleinstadt, Dörfer)⁷ die Dynamik der sprachhistorischen Prozesse beeinflusst haben könnte.

Unter dem Aspekt der „Sprachgebrauchsgeschichte“ soll im Sinne einer historischen Soziolinguistik und Pragmatik das Sprachverhalten der Probanden aus alteingesessenen und Vertriebenenfamilien im familiären Umfeld, an sozialen Orten ihrer Umgebung und in verschiedenen situativen Domänen differenziert und zeitlich gestaffelt beschrieben werden. Beleuchtet werden dabei insbesondere Veränderungen in den Spracherwerbsmustern und in der Rolle bestimmter Sprachvermittler (Eltern, Großeltern, Bildungsinstitutionen usw.). Wie sich zeigen wird, gehen die veränderten Spracherwerbsmodi einher mit einschneidenden Verschiebungen in den Varietätenkompetenzen in den verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Wie von der Forschungsliteratur zum Niederdeutschen schon seit langem festgestellt, nehmen Dialektkenntnisse von einer Generation zur

7 Vgl. die Karten des Untersuchungsgebietes mit den Erhebungsorten Rostock, Schwaan, Satow, Jürgenshagen und Ostseebad Nienhagen in Abschnitt 2.1.2. Mit den in 2.1 beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklungen verwischen die Grenzen zwischen urbaner ‚Stadt‘ und nichturbanem ‚Land‘ im Laufe der Nachkriegsjahrzehnte allerdings immer mehr (vgl. 2.4). In der Gegenwart ist der Stadt-Land-Gegensatz daher weniger von materiellen und wirtschaftlichen Differenzen geprägt als eine diskursive Konstruktion (vgl. Reershemius/Ziegler 2021: 262). In den Vorkriegsjahrzehnten haben sich die sozialen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen in Dorf, Kleinstadt und Großstadt allerdings noch deutlich unterschieden.

nächsten in Kompetenzgraden und Verbreitung stark ab,⁸ noch schneller geraten die Herkunftsdiaklekte der Vertriebenen in Vergessenheit.⁹ Wie ich im Folgenden zeigen werde, weiten sich auf der anderen Seite die Sprachkompetenzen in den hochdeutschen Sprachlagen des Regiolekt und der Standardsprache in Norddeutschland noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fortlaufend aus. Im Rahmen einer Sprachgebrauchsgeschichte wird demnach überdies zu fragen sein, ob und inwiefern die tiefgreifenden Verschiebungen im hierarchischen Varietätengefüge der mecklenburgischen Regionalsprache auch mit einem Funktionswandel der konkurrierenden Kontaktvarietäten korrelieren.

Schließlich sind im Bereich der von Mattheier so genannten „Sprachbewußtseinsgeschichte“ Entwicklungen und gruppenspezifische Differenzen im Alltagswissen der Gewährspersonen über die Varietäten ihres Sprachumfelds zu beobachten und es ist herauszuarbeiten, mit welchen Einstellungen sie sich ihnen gegenüber positionieren. Hier werde ich untersuchen, welche stereotypen Attribute und Bewertungen den verschiedenen Kontaktvarietäten und deren Sprecherinnen und Sprechern zugeschrieben werden und ob sich verschiedene Probandengruppen innerhalb meiner Stichprobe in ihren Sprachwahrnehmungen unterscheiden. Die Frage wird dabei sein, ob sich in den metasprachlichen Äußerungen der Gewährspersonen gruppenspezifische Relevanzsysteme und Deutungsmuster abzeichnen, die auf die Verbreitung und den Wandel bestimmter Sprachideologien in der Bevölkerung meines Untersuchungsgebietes hindeuten. Die Sprachbewusstseinsgeschichte ist nicht zuletzt deshalb in die Sprachhistoriographie einzubeziehen, weil stereotype Sprachwahrnehmungen und verbreitete Laientheorien häufig zu Präferenzen im Varietätengebrauch führen. Schon Mattheier begründete die unerlässliche Berücksichtigung von Studien zum Spracheinstellungswandel in der Historiographie des Deutschen damit, dass perzeptionslinguistischen Prozessen eine „große Bedeutung [...] für die Steuerung von Sprach- und Sprachgebrauchswandel zukommt“ (Mattheier 1995: 16).

8 Zum engen Zusammenhang von aktiver Niederdeutschkompetenz und dem Alter von Probanden sei hier beispielhaft nur auf die repräsentative Umfrage von Adler *et al.* (2016: 16) verwiesen.

9 Vgl. Ehlers (2021).

Der Untersuchung der Sprachgebrauchs- und der Sprachbewusstseinsgeschichte wird außerdem eine Darstellung der sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen vorangestellt, unter denen die Varietätenkontakte in der alltäglichen Kommunikation zustande kamen und sich entwickelten. Sie bilden zugleich die „macro-situation“ bzw. den „Makrokontext“¹⁰ des Spracheinstellungswandels, in dem sich die subjektiven Sprachwahrnehmungen der Gewährspersonen ausprägten. Die sozialen Ungleichheiten zwischen Alteingesessenen und Immigranten, die Wahrnehmung und Aushandlung der Gruppengrenzen zwischen ihnen und die Dichte ihrer Kommunikationskontakte sind als wichtige Faktoren anzusehen, die den Sprachwandel bestimmt haben dürften. Bei der Rekonstruktion der sozialen Dynamik zwischen den Bevölkerungsgruppen wird dabei nicht auf das Konzept einer Gruppen-Identität rekurriert, das der Prozesshaftigkeit des Geschehens und der extremen Heterogenität der Nachkriegsgesellschaft wenig angemessen scheint. Ein Schwerpunkt der Analyse liegt vielmehr auf den Selbst- und Fremdpositionierungen der Zeitzeugen „im sozialen Raum“ (Lucius-Hoene / Deppermann 2004: 168) der örtlichen Gesellschaften und auf den variablen Markierungen von Zugehörigkeiten in der lokalen Bevölkerung.¹¹

1.2. Die Quellengrundlage und ihre Auswertung

Auf welche Quellen kann sich eine Geschichte von Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein innerhalb der mecklenburgischen Regionalsprache stützen? Wertvolle Einsichten in den seinerzeit laufenden Sprachgebrauchs- und Spracheinstellungswandel bieten einige Publikationen der DDR-Linguistik der 1970er und frühen 1980er Jahre. Unter politischem Druck hatte sich die akademische Dialektologie für soziolinguistische und perzeptionslinguistische Forschungsfragen geöffnet und erste empirische Untersuchungen zu regionalen Varietätenschichtungen und ihrer

10 Lasagabaster (2005: 402); Tophinke / Ziegler (2002).

11 Zur Ablösung einer auf Gruppen-Identitäten ausgerichteten soziokulturellen Gesellschaftsanalyse durch Untersuchungen, in denen die Markierung und Aushandlung von Zugehörigkeiten („belonging“) im Zentrum steht, vgl. Pfaff-Czarnecka / Toffin (2011).

Wahrnehmung vorgelegt, die durchaus als frühe Vorläufer der modernen Regionalsprachenforschung gelten können.¹² Leider ist diese empirieorientierte Entwicklungslinie der DDR-Sprachwissenschaft bald wieder versiegt und die Zahl der Publikationen zu den „Nordbezirken“ der DDR ist sehr überschaubar und auf die Sprachverhältnisse der späten 1960er bis frühen 1980er Jahre begrenzt geblieben.¹³

Breiter angelegte Studien zum Varietätengebrauch und zu den Sprach-einstellungen, die unter anderem auch Untersuchungsorte in Mecklenburg-Vorpommern betrachten, legten dann erst wieder Huesmann (1998) und Scharioth (2015) vor. Im Unterschied zu diesen rein synchron perspektivierten Publikationen bezieht Arendt (2010) auch die diachronen Entwicklungen des Sprachwahrnehmungswandels in ihre perzeptionslinguistische Untersuchung ein, fokussiert aber allein die „Niederdeutschkurse“ (Titel) in Vorpommern. Auch die jüngeren repräsentativen Sprachstands-erhebungen des Instituts für niederdeutsche Sprache (Bremen) und des Instituts für deutsche Sprache (Mannheim) werfen einige erhellende Schlaglichter auf Gebrauch und Wahrnehmung des Niederdeutschen unter anderem in Mecklenburg-Vorpommern.¹⁴ Dort bleibt es aber ausschließlich bei punktuellen quantitativen Befunden zum gegenwärtigen Sprachstand des Dialekts. Dagegen haben die großen regionalsprachlichen Forschungsprojekte der Gegenwart wie „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“ und „Regionalsprache.de (REDE)“ zwar das gesamte Spektrum der Nonstandardvarietäten im Blick, legen aber, soweit sie den Sprachraum Mecklenburg-Vorpommern einbeziehen, in ihren Ergebnispublikationen den Schwerpunkt bislang vorwiegend auf synchrone Varietätenverhältnisse und strukturlinguistische Befunde.¹⁵

12 Den Prozess der ‚Soziolinguistisierung‘ der akademischen Dialektologie in der DDR stelle ich detailliert dar in Ehlers (2022).

13 Ich werde auf diese Veröffentlichungen im Laufe meiner Darstellung immer wieder zurückgreifen. An dieser Stelle seien stellvertretend nur Dahl (1974), Gernentz (1980), Herrmann-Winter (1974), Herrmann-Winter (1979), Schönfeld (1974a), Schönfeld (1974b) und Peine / Schönfeld (1981) genannt.

14 Vgl. Möller (2008) und Adler *et al.* (2016).

15 An dieser Stelle verweise ich nur auf die monographischen Veröffentlichungen aus den genannten Forschungsprojekten, die auch Mecklenburg-Vorpommern

Die Quellenbasis für eine Sprachgebrauchs- und Sprachbewusstseinsgeschichte der mecklenburgischen Regionalsprache ist also bis heute noch recht dünn, zumal keine einzige der genannten linguistischen Studien systematisch berücksichtigt, dass gerade in dieser Region durch die massive Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg „quasi eine zweite Bevölkerung dazu[kam]“ (Weiß 2004: 163), die selbstverständlich das Kommunikationsgeschehen vor Ort fortan maßgeblich mitbestimmte.¹⁶ Die sozialgeschichtliche Forschung zur Immigration der Vertriebenen ihrerseits hat – für die BRD ebenso wie für die DDR – sprachlichen Aspekten ihrer Integration kaum mehr als Randbemerkungen gewidmet.¹⁷ Selbst dort, wo der Forschungsfokus gezielt auf die „kulturelle Integration“ gelegt wurde (Vierneisel Hrsg. 2006), blieb die sprachliche Dimension der Vertriebenenimmigration bislang weitgehend ausgeblendet.

Überhaupt hat es die Erforschung der gesellschaftlichen Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in der DDR mit einem gravierenden Quellenproblem zu tun. Nachdem am Ende der 1940er Jahre offiziell die abschließende „Lösung der Umsiedlerfrage“ erklärt wurde, stellte man statistische Erhebungen speziell zu den Flüchtlingen und Vertriebenen im Land ein und das Problem der Vertriebenenintegration fand schließlich „ab Mitte der fünfziger Jahre fast keinen Niederschlag mehr in der schriftlichen Überlieferung des DDR-Herrschaftssystems“¹⁸. Studien über den langfristigen

betreffen: Elmentaler / Rosenberg (2015), Elmentaler / Rosenberg (2022) und Kehrein (2012).

- 16 Zu den allenfalls episodischen Hinweisen der Sprachwissenschaft auf einen möglichen Einfluss der Vertriebenenimmigration auf den Sprachwandel in Mecklenburg vgl. die Einleitung zum ersten Band (Ehlers 2018: 16–25). Die fachimmanenten und außerfachlichen Hintergründe für die weitgehende Ausblendung der Vertriebenenimmigration aus der Historiographie der deutschen Sprache stelle ich in Ehlers (2015b) dar.
- 17 Vgl. Lehmann (1991: 71–75). Zum Beispiel spricht König (2014: 308, 342) zwar im Laufe seiner Studie zur Rolle der Vertriebenen in der Aufbaugeneration der DDR gelegentlich an, dass sich der Grad der sozialen Integration seiner Zeitzeugen auch in ihrer sprachlichen Akkulturation abbilde, nimmt dann aber die sprachliche Anpassung in seine systematisierende Übersicht über die „integrationsfördernden Momente“ (ebd.: 394–407) nicht auf.
- 18 Schwartz (2004: 43). Schwartz’ detaillierte Untersuchung zur staatlichen „Umsiedlerpolitik“ muss ihren Beobachtungszeitraum daher „zwangsläufig auf

Verlauf der gesellschaftlichen Akkulturation der Vertriebenen können sich über diesen Zeitraum hinaus deshalb kaum noch auf archivalische Quellen stützen.

Angesichts der dürftigen linguistischen und sozialhistorischen Quellenlage ist letztlich der einzig gangbare methodische Weg, Informationen zum Verlauf der Sprachgebrauchsgeschichte und der Sprachbewusstseinsgeschichte ebenso wie über generationsübergreifende Prozesse der sozialen Akkulturation zu gewinnen, ein erfahrungsgeschichtlicher Untersuchungsansatz. Meine Studie zu den langfristigen Folgen der Vertriebenenimmigration auf die mecklenburgische Regionalsprache stützt sich daher auf die erinnerten Erfahrungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zweier Alterskohorten. Ich hatte das große Glück, in den Jahren 2010 bis 2015 noch mit vielen Zeitzeugen der Vorkriegszeit und der ersten Nachkriegsjahrzehnte sprechen zu können, die inzwischen bereits verstorben sind oder wegen zunehmender Gebrechlichkeit heute kaum noch für ein langes Gespräch zu gewinnen wären. Mit den meisten meiner insgesamt 90 Gewährspersonen habe ich sowohl ein ausführliches narratives Interview zur Biographie als auch ein detailliertes leitfadengestütztes Interview zu ihrer Sprachbiographie geführt.

Analog zur *oral history*, die historische Quellen durch gezielte Zeitzeugenbefragungen produziert, wo andere Überlieferungen fehlen,¹⁹ werden seit einiger Zeit auch in der Sprachwissenschaft sprachbiographische Interviews eingesetzt, um Informationen über Aspekte und Dimensionen der gegenwartsnahen Sprachgeschichte zu erhalten, die von der Forschung aus verschiedenen Gründen nicht beleuchtet wurden oder beleuchtet werden konnten. Nachdem Interviews zu Sprecherbiographien zunächst im

die ersten Nachkriegsjahre der SBZ-Phase sowie auf das erste knappe Jahrzehnt der DDR“ begrenzen (ebd.).

19 Obertreis (2012: 7). Der besondere Quellenwert von Interviewdokumenten wird von der Geschichtswissenschaft auch dort anerkannt, wo man von der *oral history* methodische Validierungen und Relativierungen ihrer Befunde fordert: „Wo andere Überlieferung fehlt, ist es aber durchaus vernünftig, eine durch eine Mehrzahl geprüfter Erinnerungszeugnisse gesättigte Rekonstruktion z. B. der allgemeinen Lebensverhältnisse einer relativ homogenen Bevölkerungsgruppe einer Region vorzunehmen, wenn man sich des Annäherungscharakters eines solchen Vorgehens bewußt bleibt.“ (Niethammer 2012: 42).

Zusammenhang der Spracherwerbs- und Mehrsprachigkeitsforschung genutzt wurden, wird in derartigen Interviewerhebungen in letzter Zeit programmatisch auch ein „noch zu installierendes Instrument einer *Oral Language History*“ (Fix 2010: 10) gesehen:

In der Sprachbiographieforschung *aus historischer, genauer zeitgeschichtlicher* Perspektive geht es darum, die bewährte – auf keinen Fall entbehrliche – strukturell orientierte Sprachgeschichtsschreibung [...] durch eine am Alltag und an der Lebenswelt der Einzelnen orientierte Sprachgeschichtsschreibung ‚von unten‘, durch eine *Oral Language History*, zu ergänzen. Die Vorstellung von der Etablierung einer solchen Sprachgeschichte beruht auf der Annahme, dass diese Aufschlüsse geben kann über den Zusammenhang von gesellschaftlich-politischen Veränderungen und sprachlicher Entwicklung, wie er sich im Leben des Einzelnen und in der Spezifik seines Sprachgebrauchs als exemplarisch möglicher Fall widerspiegelt. (ebd.: 11).²⁰

Zentraler Fokus von narrativen oder leitfadengestützten Interviews zur Sprachbiographie sind einerseits das Sprachverhalten und die Spracheinstellungen von Individuen und andererseits Veränderungen in der Zeit, sowohl in der gelebten und erinnerten Biographie der Probanden als auch in der narrativen Strukturierung der sprachlich rekonstruierten Biographie.²¹ Im Vordergrund des Forschungsinteresses stehen also zunächst individuelle Verläufe von Spracherwerb, Sprachkontakten, Veränderungen im persönlichen Sprachgebrauch oder der Wahrnehmung und Bewertung von Sprachen und deren Sprechern. Vor allem eine historisch orientierte Auswertung von sprachbiographischen Interviews bleibt aber nicht beim individuellen Einzelfall stehen. Die überindividuelle historiographische Perspektive kann sich auf „wiederkehrende Strukturelemente“ oder wiederkehrende „Figuren“ der sprachbiographischen Narrationen, auf typische sprachliche Erwerbsverläufe, übereinstimmende Richtungen von Sprachwechseln und gruppenspezifische Spracheinstellungen beziehen oder generell überindividuelle Erfahrungen herausarbeiten, die in ähnlicher

20 Fix (2010: 10). Fix zeigt in ihrem programmatischen Text die „Machbarkeit einer *Oral Language History*“ (ebd.: 24) am Beispiel dreier Forschungsprojekte, die auf der Basis sprachbiographischer Interviews den Sprachwandel in gesellschaftlichen Umbruchsituationen beleuchten.

21 Zu den drei Konzeptualisierungen von Sprachbiographie vgl. die grundlegenden Unterscheidungen von Topfink (2002).

Weise in den Erzählungen und Aussagen mehrerer Individuen thematisiert werden: „Die Singularität des Einzelnen ist über die erlebte soziale Interaktion gekoppelt an überindividuelle Erfahrungen; Erfahrungen, die für eine Generation, für ein Gebiet, für einen bestimmten geschichtlichen Moment überindividuell prägend sind.“ (Francescini 2004: 129). Wegen dieser Verschränkung individueller und überindividuelle Erfahrungen rechnet Nekvapil (2004: 168) die sprachbiographische Forschung ausdrücklich „zu den soziolinguistischen Methoden“, und hält sie für besonders geeignet, um unerforschte Aspekte der Sprachsituation ganzer Bevölkerungsgruppen historisch zu rekonstruieren.

Das Erzählen von Probanden über persönlich gemachte Erfahrungen wird von der qualitativen Sozialforschung spätestens seit den programmatischen Überlegungen von Schütze (1976: 25) als methodisches „Instrument für die Ermittlung sozialer Fakten“ genutzt und in Interviews gezielt elizitiert. Derartige Erzählungen entfalten, angetrieben durch die internen Struktur-„Zwänge“ (ebd.) der Narration und durch ihre kommunikative Ausrichtung auf die Zuhörenden, nicht nur detaillierte Informationen zu den raumzeitlichen und sozialen Umständen der erlebten Ereignisse, sie weisen diesen Ereignissen auch Bedeutungen und Bewertungen zu, strukturieren und motivieren ihren Verlauf, positionieren die Erzählenden im Feld anderer Protagonisten und beziehen das vergangene Geschehen auf die gegenwärtigen Verhältnisse und Problemlagen der Erzählzeit. Bei der Auswertung der äußerst komplexen Informationsfülle, die die Erfahrungsberichte einzelner Probanden darbieten, ist der besondere Charakter dieser historischen Quellen zu berücksichtigen. Es handelt sich keinesfalls um einfache ‚Tatsachenprotokolle‘, sondern um subjektive, vom Erzählzeitpunkt aus retrospektiv und in der Interaktion mit den Interviewenden konstruierte Modellierungen von Vergangenheit.²² Die im Interview getätigten Aussagen erscheinen damit zunächst als rein subjektiv und ausschließlich an eine bestimmte Interviewsituation gebunden. Allerdings betont Fix (1995: 34) mit Verweis auf Jan Assmann, dass das individuelle Gedächtnis, aus dem heraus die Vergangenheit konstruiert wird, selbst schon sozial geprägt ist. „Individuen erinnern sich in einem sozialen Bezugsrahmen“,

22 „Subjektivität, Retrospektivität und Narrativität bzw. Interaktionalität“ sind nach Bieberstedt (2016: 257) „grundlegende Eigenschaften von Sprachbiographien“, die im Interviewgespräch entwickelt werden.

und daher ist bei einer Untersuchung ihrer Erinnerungen immer auch „eine soziale Auskunft zu erhalten“ (ebd.: 34, 35).

Der überindividuelle und übersituative Gehalt persönlicher Erfahrungsberichte lässt sich nur über den systematischen Vergleich mit thematisch ähnlichen Erzählungen anderer Gewährspersonen herausarbeiten. Ein möglichst umfangreicher Abgleich der sprachbiographischen Erzählungen vieler verschiedener Gewährspersonen ist nach Franceschini / Miecznikowski (2004: XIII) geradezu die Bedingung ihrer Generalisierbarkeit:

Nur über ein ausgedehntes Korpus an Daten kann man ersehen, welche Anteile von Erzählungen, welche Muster und Strategien von überindividueller Natur sind und sich wiederholen. Durch den breiten Vergleich werden Muster deutlich, bis hin zu ähnlichen Formulierungen; diese erlauben es, generalisierbare Aussagen zu machen und sozusagen eine ‚innere Morphologie und Syntax‘ der Sprachbiografien zu formulieren.²³

In diesem Sinne wird sich die Rekonstruktion der Sprachgebrauchs- und Sprachwahrnehmungsgeschichte Mecklenburgs in dieser Untersuchung auf die inhaltlichen und sprachlichen Vergleiche der Interviews meiner vielen Probandinnen und Probanden stützen, die sich ihrerseits zahlenstarken Alterskohorten, Herkunftsgruppen und Gruppen von Einwohnern derselben Orte zuordnen lassen.

Über die Triangulation der individuellen Erfahrungsberichte innerhalb meines umfangreichen Interviewkorpus hinaus werde ich die über-subjektive Validität der Zeitzeugenaussagen immer wieder auch dadurch kontrollieren, dass ich die Befunde der qualitativen Inhaltsanalyse durch quantitative Untersuchungsverfahren ergänze. So werden die subjektiven Selbsteinschätzungen meiner Gewährsleute zu ihrer aktiven Kompetenz im Niederdeutschen durch merkmalsbasierte Sprachtests trianguliert (vgl. 3.2.1) oder ihre Aussagen zu ihren Kenntnissen der Vertriebenen-dialekte werden mit einem standardisierten Wortschatztest abgeglichen.²⁴ Im Bereich der Sprachwahrnehmung beispielsweise werde ich nicht nur

23 Ähnlich sieht auch Bieberstedt (2016: 258) in der „Analyse umfangreicherer Korpora“, in der „vergleichenden Betrachtung einer größeren Anzahl sprachbiographischer Einzelfälle“ eine Bedingung für die „Verallgemeinerbarkeit“ interviewgestützter Befunde.

24 Vgl. Ehlers (2018: 237–260).

die spontan im Interview geäußerten Assoziationen und Evaluationen zusammenfassend sichten, sondern auch die standardisierten Befragungen zur Spracheinstellung quantitativ auswerten, die ich am Schluss meiner Interviews durchgeführt habe (vgl. 3.4.1). Außerdem ziehe ich archivalische Quellen und Befunde der sozialgeschichtlichen Forschung heran, um die subjektiven Erinnerungen an die Lebensumstände in den Nachkriegsjahrzehnten zu ergänzen und zu validieren. Insgesamt ist meine Studie zur Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache so angelegt, dass sich qualitative Befunde zu subjektiven metasprachlichen Aussagen meiner Gewährspersonen auf die objektsprachlichen Befunde beziehen lassen, die im ersten Band anhand der quantitativen Variablenanalysen ihres Sprachgebrauchs ermittelt wurden. Eine mehrdimensionale Sprachgeschichte ermöglicht eben diese wechselseitige Erhellung und Triangulation qualitativ subjektsprachlicher und quantitativ objektsprachlicher Analysen.

Eine *oral language history* beruht im Wesentlichen auf den geteilten Erfahrungen und Ansichten der Sprecherinnen und Sprecher, die den Sprachwandel in ihrem persönlichen Umfeld erlebt und mit ihrem eigenen Sprachverhalten selbst vollzogen haben. Anders als in strukturlinguistischen Sprachgeschichten kommen hier also die Protagonisten des Sprachwandels selbst zu Wort, die aus der Perspektive ‚von unten‘ über Veränderungen in ihrem kommunikativen und sozialen Alltag berichten und reflektieren. Um den Aussagen meiner Gewährspersonen das Gewicht zu geben, das ihnen als maßgebliche Quellen meiner Untersuchung zukommt, werde ich die systematische Inhaltsanalyse der Zeitzeugenberichte mit einer Fülle von Zitaten aus den Interviews untermauern.²⁵ Die dichte Montage von

25 Zum Nachweis der Zitate und zur Identifikation der Gewährspersonen mit Hilfe von Siglen vgl. die detaillierte Darstellung in Ehlers (2018: 65–66 und 72–73). Hier sei nur daran erinnert, dass die Gewährspersonen nach dem Muster: *Herr/ Frau* > *laufende Nummer des Interviews* > (*Geburtsjahr* > *Sigle des Herkunftsgebietes*) identifiziert werden. Als Sigle der Herkunftsregion bezeichnet A eine im Untersuchungsgebiet alteingesessene Person der Vorkriegsgeneration, V eine vertriebene Person aus mittel- oder oberdeutschen Herkunftsgebieten. Mit AA werden Nachkommen zweier alteingesessener Eltern gekennzeichnet, VV bezeichnet entsprechend Personen, deren beide Eltern nach dem Krieg nach Mecklenburg zugewandert sind, VA Personen mit einem alteingesessenen und einem vertriebenen Elternteil. Mit Z werden Zuwanderer oder Vertriebene aus

Zitaten soll den Originalton und den erzählerischen Duktus der Zeitzeugenberichte in meinem Text anklingen lassen. Vor allem aber möchte ich anhand der vielstimmigen Zitatsynopsen nicht nur die überindividuellen Übereinstimmungen im Laiendiskurs dokumentieren, sondern auch die Variationsbreite der Aussagen in meiner Darstellung abbilden.

Die Transkription der Zitate aus den Zeitzeugeninterviews ist dabei einerseits einer problemlosen Lesbarkeit verpflichtet. Da die Analyse vorrangig den mitgeteilten Inhalten gilt, werden die hochdeutschbasierten Äußerungen der Zeitzeugen grundsätzlich standardorthographisch, die dialektalen Äußerungen literarisch verschriftlicht. Andererseits soll aber jederzeit der spontansprachlich-mündliche Charakter dieser Äußerungen und die Formulierungsarbeit der Gewährspersonen im Transkript reproduziert werden. Es wird daher auf satzinterne Zeichensetzung verzichtet, Reformulierungen und Wiederholungen werden originalgetreu wiedergegeben, Konstruktionsbrüche auf Wort- oder Äußerungsebene mit drei Punkten markiert.²⁶

Das Interviewkorpus, auf das ich meine Untersuchung zum Sprachgebrauch und zu den Spracheinstellungen stütze, umfasst 90 meist mehrstündige Gespräche, an denen zum Teil einzelne Freunde oder Verwandte der jeweiligen Gewährsperson teilgenommen haben, und es erstreckt sich auf insgesamt über 200 Stunden Aufnahmezeit.²⁷ Damit ist mein Untersuchungskorpus so umfangreich, dass sich darin Aussagen oder

anderen Herkunftsregionen oder Personen bezeichnet, die nicht der Vorkriegs- oder der Nachkriegsgeneration zuzuordnen sind. Auf die Identifizierung der Gewährsperson folgt im Zitatnachweis die Sigle für den Interviewtyp, aus dem zitiert wird, und die Zeilenangabe im betreffenden Transkript. Die meisten Zitate stammen aus dem biographischen Interview (abgekürzt: *BI*) oder aus dem sprachbiographischen Interview (*SP*) der betreffenden Gewährsperson. Eine beispielhafter Zitatnachweis hätte also die folgende Form: *Herr 48 (1939 A, BI: 153)*.

26 Vgl. die genauere Beschreibung der Transkriptionsweise in Ehlers (2018: 68–72) und die Zusammenstellung der Transkriptionskonventionen für hochdeutschbasierte und niederdeutsche Sprachlagen ebd. im Anhang 9.2.

27 Den Aufbau der Gesamtstichprobe und die Struktur der mehrteiligen Interviewgespräche stelle ich detailliert im ersten Band dieser Sprachgeschichte dar, vgl. Ehlers (2018: 50–66).

Erzählinhalte, die von mehreren Gewährspersonen in ähnlicher Weise geäußert werden, und gruppenspezifische Laiendiskurse in dichter Sättigung abbilden. Zeitlich umspannt es die spezifischen Erfahrungshorizonte zweier Generationen – der 1939 und früher geborenen Vorkriegsgeneration und der in den 1950er und 1960er Jahren geborenen Nachkriegsgeneration. Der Zeitraum, über den meine Gewährspersonen aus eigener Erfahrung berichten können, reicht damit von den 1920er Jahren bis in die Gegenwart der Aufnahmen in den Jahren zwischen 2010 und 2015. Und er umgreift also neun Jahrzehnte, die nicht nur von großen gesellschaftspolitischen Umbrüchen gekennzeichnet waren, sondern in denen sich auch tiefgreifende Verschiebungen im Gefüge der mecklenburgischen Regionalsprache vollzogen.

In meiner Stichprobe sind Angehörige alteingesessener Familien und von Familien zugewanderter Vertriebener zu etwa gleichen Anteilen vertreten. Anders als die meisten migrationslinguistischen Untersuchungen, die sich vorwiegend auf den Sprachwandel in der Biographie oder der Generationsfolge von Immigranten konzentrieren,²⁸ kann ich auf der Grundlage meiner Interviews das Sprachkontaktgeschehen, das durch die Immigration ausgelöst wurde, also aus dem Blickwinkel nicht nur der Zuwanderer, sondern im Sinne einer *shared history* auch aus der Perspektive der Aufnahmegesellschaft nachzeichnen. Ich habe die Datenerhebung gezielt in Ortschaften unterschiedlicher Größe und Urbanität durchgeführt, um bei der Durchsicht der Interviews auch überprüfen zu können, inwieweit sich in den Berichten der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auch die Stadt-Land-Gegensätze ihrer Lebensumfelder niederschlagen.²⁹

So groß und intern differenziert die Stichprobe meiner Untersuchung auch ist, kann sie doch keinesfalls beanspruchen, repräsentativ für die gegenwärtige Sprechergemeinschaft der Region zu sein. So habe ich

28 Gerade im kaum erschlossenen Forschungsfeld der sprachlichen Integration von Vertriebenen ist die Studie von Holuba (2000) zu den Sprachverhältnissen in Neugablonz / Kaufbeuren als Ausnahme zu nennen, da ihre umfangreiche Befragung auch die alteingesessene Bevölkerung des Zuwanderungsgebietes einbezieht.

29 Vgl. die Karten meines Untersuchungsgebietes mit den Erhebungsorten Rostock, Schwaan, Satow, Jürgenshagen und Ostseebad Nienhagen in Abschnitt 2.1.2.

einerseits keine Gewährspersonen interviewt, die nach 1970 geboren wurden und kann daher auf der Basis meines Korpus über die Spracherfahrungen und Lebensumstände jüngerer Alterskohorten allenfalls Aussagen treffen, die mir aus der vermittelten Sicht von Eltern und Großeltern nahegebracht wurden. Andererseits ist die älteste Generation der Bevölkerung in der Stichprobe überrepräsentiert: Da es mir ein besonderes Anliegen war, möglichst viel vom Erfahrungsschatz der Vorkriegsgeneration zu bergen, solange diese noch befragt werden konnte, umfasst meine Sample fast doppelt so viele Gewährspersonen der Vorkriegsgeneration wie der Nachkriegsgeneration.³⁰

Diese Altersstruktur der Stichprobe bedingt freilich gewisse Gewichtungen in den Zeitzeugenberichten. Besonders dicht und vielstimmig bilden sich im Interviewkorpus Erfahrungen und Ereignisse des Kriegsendes und der ersten Nachkriegsjahrzehnte bis hin zu den Kindheiten und Sprachsozialisierungen in den 1980er Jahren ab. Die politische und ökonomische Wende des Jahres 1989 brachte für die Angehörigen der Vorkriegsgeneration dagegen meist keine gravierenden Einschnitte in Biographie und Berufsleben mehr mit sich. Die Erinnerungen und Bewertungen dieses Systemwechsels bleiben in meinem Interviewkorpus daher merklich disparater und blasser als die Erinnerungen an die Nachkriegsjahrzehnte. Die kommunikationsgeschichtliche Relevanz der deutschen Wiedervereinigung zeichnet sich in meinen Zeitzeugengesprächen daher vermutlich weniger klar ab, als wenn verstärkt auch jüngere Gewährspersonen in die Untersuchung einbezogen worden wären.

Mit der Altersstruktur meiner Stichprobe hängt sicher auch zusammen, dass die Zeitzeugen von sich aus immer wieder und ausführlich auf ihre Erfahrungen mit dem Niederdeutschen zu sprechen kamen, obwohl mein Rundschreiben in der Phase der Kontakthanbahnung und auch der Leitfaden zum sprachbiographischen Interview eine solche Schwerpunktsetzung

30 53 Alteingesessenen und Vertriebenen der Vorkriegsgeneration stehen hier 30 Gewährspersonen aus der Nachkriegsgeneration alteingesessener Familien und der Vertriebenenfamilien gegenüber, sieben weitere Gewährspersonen (Sigle Z) lassen sich entweder den zeitlich abgegrenzten Generationen nicht zuordnen oder sie sind nicht als Vertriebene aus den mittel- und oberdeutschen Dialektgebieten nach Mecklenburg gekommen, vgl. Ehlers (2018: 65).

keinesfalls vorgegeben haben. Vor allem in der Vorkriegsgeneration, aber häufig auch in der Nachkriegsgeneration sind Niederdeutschkenntnisse noch weit verbreitet. Für die immigrierten Vertriebenen markierte der mecklenburgische Dialekt mit besonderer Kontrastwirkung ihre Fremdheit in ihrem neuen Sprachumfeld. Sowohl Alteingesessene als auch Vertriebene schildern in ihren Zeitzeugenberichten die Entwicklung des Niederdeutschen daher mit großer Detailliertheit und oft hoher emotionaler Beteiligung. Auf der Grundlage dieses äußerst dichten Erzählungsgeflechts kann ich die diachronen Veränderungen in Gebrauch und Wahrnehmung des Niederdeutschen mit besonderer Differenziertheit nachzeichnen. Und ich habe die unwiederbringliche Gelegenheit genutzt, in diesem Buch die Spracherfahrungen der mehr oder weniger letzten Sprecherinnen und Sprecher des Niederdeutschen, die die Varietät noch ungesteuert in ihrem kommunikativen Umfeld erworben haben, möglichst umfassend zu dokumentieren. Das Kapitel 3 zum Niederdeutschen hat damit einen weitaus größeren Umfang als die Kapitel zu den Herkunftsvarietäten und zum „Hochdeutschen“ (Kapitel 4 und 5). Hier spiegelt die Kapitelstruktur auf anschauliche Weise die Dominanzen in den Relevanzsystemen meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen wider. Für Zeitzeugen, die nach 1970 geboren wurden, dürfte das Niederdeutsche im alltäglichen Sprachumfeld wohl kaum noch eine so große Rolle spielen wie für meine älteren Gewährspersonen, und es ist kaum wahrscheinlich, dass sie den inzwischen weitgehend abgeschlossenen Dialektabbau noch als einen schmerzlichen persönlichen Verlust wahrnehmen.

Hinsichtlich der wechselseitigen Akkulturation der Alteingesessenen und der immigrierten Vertriebenen ist zu bedenken, dass ich mit meiner Stichprobe natürlich nur die ‚Dagebliebenen‘ erfassen kann. Bis zum Mauerbau im Jahr 1961 verließen sehr viele DDR-Bürger auch aus meiner Untersuchungsregion das Land und siedelten in die Bundesrepublik um (vgl. 2.1.1). Unter den so diffamierten „Republikflüchtigen“ war der Anteil der Vertriebenen „gemessen an ihrem Anteil der Gesamtbevölkerung [...] deutlich überrepräsentiert“ (König 2014: 390). Meine Stichprobe umfasst dagegen nur solche Personen, die sich mit den Lebensverhältnissen in der DDR und später im Nachwende-Mecklenburg arrangiert haben, und unter denen auch die Bereitschaft für eine sprachliche Anpassung an ihr Umfeld deutlich stärker ausgeprägt gewesen sein dürfte als bei den Auswanderern.

Die ‚Dagebliebenen‘ sind freilich gerade die Bevölkerungsteile, die den Sprachwandel in Mecklenburg erlebt und vollzogen haben.

Für die inhaltsanalytische Auswertung meiner Interviews habe ich die entsprechenden Transkripte in methodischer Anlehnung an Hopf/Schmidt (Hrsg. 1993) und Schmidt (2010) thematisch codiert. Diese Codierung wurde mit digitaler Unterstützung der Analysesoftware MAXQDA durchgeführt, die mit ihren Codierungs-, Filter- und Ausgabefunktionen nicht nur eine komfortable Aufbereitung meiner großen Datenmengen ermöglichte, sondern auch als übersichtlicher Korpusmanager für die vielen mit den Audiodateien verlinkten Transkriptionsdateien meines Projekts diente.³¹ Grundzüge eines Codesystems für die Inhaltsanalyse wurden in zwei Seminaren zur sprachwissenschaftlichen Empirie mit den Studierenden an den ersten transkribierten Interviews konzipiert. Gemeinsam mit den studentischen Hilfskräften der ersten Projektphase haben wir diese Ansätze dann in Erprobung an dem ständig wachsenden Transkriptionskorpus in einem intensiven Revisionsprozess systematisch ausdifferenziert.³²

Das endgültige Codesystem erfasst in fein gestaffelter Codierung Sprachkompetenzen und Spracheinstellungen der jeweiligen Gewährsperson, den Varietätengebrauch in ihrer Familie und an ihrem Wohnort. Ebenso wurden die Zeitzeugenaussagen zu ihren Lebensumständen und zur Sozialgeschichte ihrer Region codiert und dabei insbesondere Fragen der materiellen Situation der Familien und Berichte zum Verhältnis der Bevölkerungsgruppen erfasst. Das Codesystem wurde im Laufe der Auswertung immer wieder neu aufkommenden Gesichtspunkten der Inhaltsanalyse angepasst. Es bezog sich somit keineswegs nur auf die theoretischen Vorannahmen, die mit dem Leitfaden der sprachbiographischen Interviews und den standardisierten Nachfragen zu den narrativen biographischen

31 Zur Leistungsfähigkeit und den möglichen Anwendungsfeldern digitaler QDA[Qualitative Data Analysis]-Software bei der Inhaltsanalyse vgl. Kuckartz (2010: 12–20). Dort findet sich auch die realistische Einschätzung: „(Fast) alles, was das Computerprogramm macht, ließe sich auch mit althergebrachten Paper-and-pencil Techniken realisieren, aber es würde um einige Zehnerpotenzen mehr Zeit benötigen.“ (Ebd.: 13).

32 Ich möchte mich auch an dieser Stelle noch einmal herzlich bei Magdalena Blender, Maren Goll, Anna Gyapjas, Martina Hasenfratz, Rabea Krause und Marina Leß für das engagierte Mitdenken und die hilfreiche Mitarbeit bedanken.

Interviews überprüft wurden, sondern es konnte auch induktiv auf die subjektiven Relevanzsysteme der Probandinnen und Probanden ausgerichtet werden. Das MAXQDA-Programm ermöglicht eine derart flexible Anpassung des Codesystems an die Entwicklung des Forschungsfokus während eines langfristigen Forschungsvorhabens.

Ein Codierhandbuch und die trennscharfe Diskriminierung der inhaltlichen Kategorien in den Code-„Memos“ des MAXQDA-Programms sicherten in der gemeinsamen Arbeit mit den studentischen Hilfskräften ein einheitliches Vorgehen. Die Codierung der Transkripte erfolgte nach dem Vier-Augen-Prinzip, fragliche Codierungen wurden zusätzlich in der Gruppe diskutiert. Vor der interpretativen Auswertung der Codings habe ich alle in Frage stehenden Codierungen dann noch einmal gründlich überarbeitet, meist kontextuell breiter eingebettet und ergänzt. Die schließlich exportierten Listen mit codierten Textpassagen bildeten die Grundlage für die themenbezogene Auswertung der Interviews. Diese in der Regel sehr umfangreichen Listen der Codings wurden nach wiederkehrenden Diskursformationen, überindividuellen Erzählinhalten, stereotypen Bewertungen und Formulierungen durchmustert. Ich habe dann überprüft, ob sich die Befunde bestimmten sozialen Teilgruppen oder Alterskohorten meiner Stichprobe zuordnen lassen. Zu fragen war etwa, ob die Angehörigen unterschiedlicher Generationen von unterschiedlichen Erfahrungsinhalten erzählen, abweichende Bewertungen äußern oder unterschiedliche Themen präferieren. Ließen sich, anders gefragt, im erinnerten Sprachgebrauch und der Sprachwahrnehmung der Gewährspersonen intergenerationelle Entwicklungstendenzen ausmachen? Um der Heterogenität des Laiendiskurses gerecht zu werden, wurden natürlich auch Minderheitenansichten und zum Teil auch ganz singuläre Aussagen einzelner Gesprächspartner erfasst und in die Auswertung einbezogen.

Für die Interpretation der codierten Transkriptpassagen habe ich den weiteren Kontext der Aussagen in den Interviews meist noch einmal überprüft und gegebenenfalls in der Audiospur abgehört. Bei der Auswertung der Interviewinhalte war jeweils genau zu berücksichtigen, ob die jeweilige Gewährsperson ihre Aussage als individuelles Erfahrungswissen oder als „referiertes Wissen“ anderer Personen vortrug. In die Interpretation der einzelnen Codings musste auch einfließen, ob die Gewährsperson die

epistemische Geltung ihrer Aussage „als faktisch, möglich oder zweifelhaft“³³ markierte, sie als rein subjektive Anschauung relativierte oder als allgemeingültige Feststellung generalisierte. Die Analyse der Zeitzeugeninterviews in diesem zweiten Band der Sprachgeschichte ist zwar primär inhaltsbezogen und daher qualitativ ausgerichtet. Ich werde bei der Darstellung der einzelnen Themenfelder aber dennoch immer wieder auch auf die quantitative Verteilung der Codings in meiner Stichprobe zu sprechen kommen, um den relativen Stellenwert einzelner Zeitzeugenaussagen und Bewertungen im Laiendiskurs einzuordnen.

Mit einer kurzen Vorausschau auf den Aufbau dieses zweiten Bandes meiner mecklenburgischen Sprachgeschichte sollen meine Vorbemerkungen schließen. Der Argumentationsgang der Untersuchung bewegt sich über vier große Themenabschnitte, deren Erörterung auf jeweils zwei Gliederungsebenen thematisch weiter ausdifferenziert wird.³⁴ Das zweite Kapitel des Buches beleuchtet exemplarisch wichtige Aspekte der sozialhistorischen Rahmenbedingungen, unter denen sich der beschriebene Sprachwandel in Mecklenburg vollzog. Hier werden einerseits Befunde aus der zeitgeschichtlichen Forschung zur Region und Ergebnisse meiner Archivrecherchen zu den fünf Untersuchungsorten herangezogen (2.1). Andererseits wird auf der Grundlage meiner Interviews schlaglichtartig rekonstruiert, wie meine Zeitzeugen die gesellschaftlichen Entwicklungen nach der Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen persönlich erlebt haben und sich daran erinnern. Hier wird resümiert, was Vertriebene und Alteingesessene über die materiellen Lebensumstände der Nachkriegszeit erzählen (2.2) und außerdem nachgezeichnet, was sie über die Dynamiken der Abgrenzung und Annäherung zwischen den Bevölkerungsgruppen im Lauf der Nachkriegsjahrzehnte berichten (2.3).

33 Als Orientierung für die Inhaltsanalyse dienten hier die methodischen Leitlinien, die Jürgens / Schröder (2016: 355–356) für die Analyse von Sprachstereotypen und -einstellungen zusammenstellen.

34 Von der im ersten Band angekündigten detaillierten Darstellung des Sprachgebrauchswandels in den Domänen meiner fünf Untersuchungsorte (vgl. Ehlers 2018: 39) habe ich Abstand genommen, weil sie den Rahmen dieses ohnehin umfangreichen Bandes gesprengt hätte und sich zahlreiche Redundanzen insbesondere mit der Analyse der Funktionen der Varietäten in den Unterkapiteln 3.3, 4.3 und 5.3 ergeben hätten.

Den Hauptteil des Buches nehmen die umfangreichen Kapitel zu den drei Varietäten bzw. Varietätentypen ein, die seit 1945 und zum Teil auch schon früher (Niederdeutsch – Standarddeutsch) im Gesamtzusammenhang der mecklenburgischen Regionalsprache in wechselseitigem Kontakt standen. Jeweils einzelne Kapitel widmen sich dem Niederdeutschen (Kapitel 3), den Herkunftsvarietäten der Vertriebenen aus dem Südosten (Kapitel 4) und dem „Hochdeutschen“ (Kapitel 5), das nach der laienlinguistischen Kategorisierung regiolektale und standarddeutsche Sprachlagen umfasst. Damit wird die Kapitelstruktur des ersten Bandes dieser Sprachgeschichte wieder aufgegriffen und eine auf einzelne Varietäten fokussierte Querlektüre beider Bände ermöglicht. In den Unterabschnitten der drei Varietätenkapitel werden in diesem Band jeweils vier Untersuchungsfelder beleuchtet: erstens die Entwicklungen der Spracherwerbsmodalitäten, zweitens Fragen der Kompetenzverteilung in der Bevölkerung, drittens pragmatische Aspekte des Varietätengebrauchs und schließlich viertens die Konzeptualisierung und Bewertung der betreffenden Varietät im Laiendiskurs.

Es ist evident, dass diese vier Untersuchungsaspekte im Sprachalltag aufs engste miteinander verschränkt sind, so wie auch die strukturelle Entwicklung der Varietäten nur aus ihrem wechselseitigen Kontakt und den Veränderungen im Sprachgebrauch und der Sprachwahrnehmung zu verstehen ist. Entwicklungen in den Spracheinstellungen gehen Hand in Hand mit modifizierten Spracherwerbsbedingungen, mit entsprechenden Umbrüchen in den Sprachkompetenzen und mit einem deutlichen Funktionswandel der Varietäten im Sprachumfeld der Gewährspersonen. Die vier Untersuchungsebenen werden in der Kapitelstruktur gleichwohl gegeneinander abgegrenzt, um der Komplexität des Gegenstands analytisch gerecht zu werden und systematische Vergleiche der Entwicklungsstränge der Kontaktvarietäten zu ermöglichen. Wie im ersten Band dieser Sprachgeschichte werden die Detailbefunde der drei Varietätenkapitel jeweils in kurzen Zwischenfazits zusammengefasst, um denjenigen Leserinnen und Lesern einen übersichtlichen Zugang zu verschaffen, die nur eine allgemeine Orientierung über die Entwicklung des Varietätenspektrums in Mecklenburg suchen. Ein Schlusswort führt die zentralen Befunde des ersten und des zweiten Bandes zusammen und gibt einen knappen Überblick über die diachronen Wandelungsprozesse in der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg.

2 Zum gesellschaftsgeschichtlichen Hintergrund des Sprachwandels

2.1 Sprachgeschichtlich relevante Aspekte der Sozialgeschichte aus lokaler und regionaler Perspektive

Die Entwicklung des Sprachgebrauchs nach 1945 in den beiden Teilen Deutschlands wird von der linguistischen Fachliteratur mit großer Übereinstimmung als stark beschleunigte Abkehr von den Dialekten und als Verlagerung der Gebrauchsdominanzen zugunsten der Standardsprache oder standardnaher Varietäten beschrieben. Übereinstimmung herrscht im allgemeinen auch darüber, welche gesellschaftsgeschichtlichen Prozesse diesen Sprachgebrauchswandel bedingt haben. So führt v. Polenz (1999: 457) in seiner *Deutschen Sprachgeschichte* aus, schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sei die deutsche Bevölkerung „durch überregionalen Militärdienst, Zeitunglesen und vor allem Rundfunkhören“ verstärkt in Kontakt mit der deutschen Standardsprache getreten. „Seit der Jahrhundertmitte“ sei es dann „durch Massenflucht und -vertreibung, Motorisierung und berufliche Mobilität“ „teilweise zum *Dialektverlust*“ gekommen. Speziell für den norddeutschen Raum macht schon Sanders (1982: 181) dieselben Gründe „für den generellen Mundartrückgang verantwortlich“: Auch er nennt die „Bevölkerungsverschiebungen nach 1945“, „die im Vergleich mit früher wesentlich höhere Mobilität der Menschen“ und den „kaum hoch genug zu veranschlagenden Einfluß der Massenmedien“ (ebd.: 182) als Ursachen des Dialektverlusts. Peters (2015: 31) ergänzt die genannten Rahmenbedingungen des Sprachgebrauchswandel in seiner „Sprachgeschichte des norddeutschen Raumes“ noch um den Einfluss des „Bildungswesens“. „Der Wechsel der Landbevölkerung [vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen] wird bewirkt durch zunehmenden Verkehr, den Einfluss der Medien und den Willen der Eltern, ihren Kindern Schulschwierigkeiten zu ersparen.“

Für den Sprachwandel speziell in Mecklenburg-Vorpommern macht Gernentz (1980: 134) dieselben gesellschaftlichen Rahmenbedingungen geltend. Nach 1945 habe jedenfalls mittelfristig „vor allem die

Bevölkerungsverschiebung [...] auf die Sprachsituation im Norden der heutigen DDR eingewirkt.“ Außerdem hätten „das sozialistische Bildungswesen, die sozialistische Kultur, nicht zuletzt die gewachsene Mobilität der Bürger und die Wirkung der Massenmedien neue Aufgaben und Bedingungen für die sprachliche Kommunikation geschaffen“ (ebd.: 136). Ganz ähnlich argumentiert wenig später Gundlach (1988: 436). Auch er sieht im „Bevölkerungszustrom“ einen der „Hauptgründe für die entscheidenden Veränderungen im Gesamtsprachverhalten“ in Mecklenburg-Vorpommern, führt dabei aber nicht nur die „Umsiedler“ an, sondern verweist auch auf „die in der Wiederaufbauzeit für Verwaltung und Wirtschaft nach Mecklenburg gekommenen Arbeitskräfte.“ Als weitere Hauptgründe nennt er stichwortartig die „Bildungsevolution, industriell-technische Revolution und intensive Medienwirksamkeit (Presse, Funk, Fernsehen)“ (ebd.).

Migrationsströme, zunehmende Mobilität, Verbreitung der Massenmedien und der Einfluss der Bildungsinstitutionen sind die vier sozialgeschichtlichen Faktoren, die in der germanistischen Fachliteratur am häufigsten angeführt werden, um den raschen Abbau der Dialekte und insbesondere die Aufgabe des Niederdeutschen in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhundert zu erklären.³⁵ Abgesehen von der großen Sprachgeschichte von v. Polenz belassen es aber sämtliche Autoren bei diesen allgemeinen stichpunktartigen Hinweisen auf den sozialen Makrokontext des Sprachwandels. Für eine genauere Beschreibung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Sprachwandels ist in der üblichen Geschichtsschreibung der deutschen Sprache kaum Platz. In den vier Unterabschnitten des vorliegenden Kapitels 2.1 soll daher wenigstens knapp skizziert werden, wie sich die historischen Veränderungen in den Bereichen Migration (2.1.1), Mobilität (2.1.2), Massenmedien (2.1.3) und Bildungswesen (2.1.4) auf das lokale und regionale Lebens- und Sprachumfeld meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auswirkten.³⁶ Ich stütze mich dabei

35 Vgl. z. B. Clyne (1984: 58–60) oder speziell zum Sprachwandel in Mecklenburg-Vorpommern Bentzien (1981: 151) oder Schönfeld (1990: 93).

36 Selbstverständlich könnten hier noch weitere sozialgeschichtliche Faktoren des Sprachwandels genannt werden. So ist speziell für die DDR verschiedentlich auf die Kollektivierung der Landwirtschaft (seit 1952) und des Handwerks verwiesen

auf aussagekräftige Archivalien zu den konkreten Lebensverhältnissen in meinen Untersuchungsorten und auf quantitative Eckdaten zur sozioökonomischen Entwicklung der Region Mecklenburg-Vorpommern seit der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts. Nach dieser eher faktenorientierten Darstellung ausgewählter Aspekte der Gesellschaftsgeschichte der Nachkriegsjahrzehnte sollen die darauf folgenden Kapitel 2.2 und 2.3 in einigen ausgewählten Grundzügen rekonstruieren, wie die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen diese Geschichte persönlich erlebt haben und heute noch erinnern. Auch dort sollen freilich vor allem solche Geschehnisse und gesellschaftlichen Konstellationen beleuchtet werden, die das Sprachverhalten in den lokalen Kommunikationsräumen prägten.

2.1.1 Migrationströme nach, in und aus Mecklenburg-Vorpommern

Die Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen am Ende des Zweiten Weltkriegs und die Varietätenkontakte, die sich aus dieser Massenzuwanderung ergaben, sind ein zentrales Beobachtungsfeld der vorliegenden mecklenburgischen Sprachgeschichte. Dabei soll aber nicht vergessen werden, dass Mecklenburg sowohl vor als auch nach diesem Immigrationsschub weitere große Bevölkerungsbewegungen erlebte. Mecklenburg war nicht nur vor allem während des 19. Jahrhunderts der Ausgangspunkt einer Massenauswanderung nach Übersee, sondern spätestens seit den 1870er Jahren bis weit ins 20. Jahrhundert auch Zielregion der Zuwanderung von Saisonarbeitern. Die meist aus dem mittleren Osteuropa stammenden

worden (vgl. z. B. Clyne 1984: 61, Schönfeld 1987: 199). Die Kollektivierung der Landwirtschaft führte zur Ablösung handarbeitlicher, oft familiär basierter Wirtschaftsformen durch technologisierte Arbeit in großen Betriebseinheiten, gleichsam in Angestelltenverhältnissen. Sie brachte eine De-Lokalisierung, Entfamiliarisierung und Professionalisierung des beruflichen Kommunikationsraumes mit sich und sie berührte sich mit den in 2.1.1 und 2.1.2 beschriebenen Prozessen der Migration und Mobilisierung. Herrmann-Winter (1974) hat die kommunikativen Folgen der Kollektivierung in der Landwirtschaft schon früh im Detail beschrieben. Ich beschränke mich im Kapitel 2.1 auf die von der Literatur am häufigsten genannten sozialgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Sprachwandels.

sogenannten „Schnitter“ kamen in großer Zahl als billige Erntehelfer ins Land und zogen zum Winter in der Regel wieder fort. Im Jahr 1914 arbeiteten allein im Herzogtum Mecklenburg-Schwerin etwa 34.000 Schnitter. „Damit war etwa jeder dritte Landarbeiter S.[chnitter].“³⁷ Es gab in geringerem Umfang selbstverständlich auch schon Arbeitsmigration in die wenigen Industriebetriebe Mecklenburgs. So berichten mehrere meiner Zeitzeugen, dass während der Zwischenkriegszeit in der sogenannten „Fischfabrik“ in Schwaan – „bis 1925 eine der größten Fischkonservenfabriken Deutschlands“ (Brunner / Zietz 2008: 74) – eine große Gruppe junger Frauen aus Schlesien gearbeitet hätten.³⁸

Die beiden Weltkriege versetzten nicht nur einen Großteil der erwachsenen Männer aus Mecklenburg zum Teil jahrelang in ferne Kriegsgebiete und fremde Sprachumfelder, sondern besonders der Zweite Weltkrieg stieß gleich mehrere große Migrationswellen an. Der kriegsbedingte Mangel an Arbeitskräften wurde nach 1939 durch die massenhafte Rekrutierung von zivilen Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen kompensiert. Im September 1944 meldeten mecklenburgische Arbeitsämter „mehr als 123.000 Ausländer“ (*Lexikon Mecklenburg-Vorpommern* 2007: 749) aus Osteuropa und später auch Frankreich, die zur Arbeit in Mecklenburg gezwungen wurden. Die Zwangsarbeiter waren zum Teil gruppenweise in bewachter Internierung untergebracht, wie die Zeitzeugen z. B. aus Schwaan oder Jürgenshagen berichten.³⁹ Oder sie arbeiteten einzeln, zu zweit oder zu dritt

37 *Lexikon Mecklenburg-Vorpommern* (2007: 587). Bentzin (1988: 161–167) schildert die heterogene Zusammensetzung der Landarbeiterschaft in Mecklenburg, in der die Schnitter vielfach als „Lohndrücker, Störenfriede und unerwünschte Fremdlinge“ angesehen waren, in der durch die gelegentlichen Eheschließungen zwischen den Gruppen aber auch ein „ethnischer und kultureller Vermischungsprozess“ (ebd.: 162) eingeleitet wurde.

38 Diese Arbeiterinnen seien zum Teil „hier geblieben“, hätten „hier reingeheiratet“ und vielfach auch Niederdeutsch gelernt (Frau 35, 1927 A, BI: 176).

39 In Schwaan fungierte demnach das ehemalige „Spritzenhaus“ (Herr 63, 1933 A, BI: 157) als bewachtes Gefangenenlager für Zwangsarbeiter, die u. a. in den Handwerksbetrieben der Stadt arbeiteten. In Jürgenshagen waren Zwangsarbeiter in einem eigens vergitterten „Stallgebäude“ (Herr 45, 1931 A, BI 2: 95) untergebracht, das nach Ableistung der Arbeit abends verschlossen und bewacht wurde.

als Hilfskräfte auf den Bauernstellen, wo sie in mehr oder weniger engem Kontakt mit den alteingesessenen Familien auch wohnten. Beispielsweise lebten allein im Ostseebad Nienhagen zum Kriegsende 46 Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, sie stellten damit immerhin einen Anteil von 16,2 % der Einwohnerschaft dar, die der kleine Ort bei Kriegsbeginn gehabt hatte. Anfang 1946 waren diese nahezu ausschließlich aus Polen, der Ukraine und Russland stammenden „Ausländer“ wieder „in ihre Heimat zurückgekehrt“⁴⁰.

Die zunehmenden Luftangriffe insbesondere auf die norddeutschen Städte machten in den letzten Kriegsjahren umfangreiche Evakuierungen der bombenbedrohten oder bereits „ausgebombten“ Städter in die halbwegs sicheren ländlichen Regionen nötig. Eine Zusammenstellung der Berichte der Pfarreien der Landessuperintendentur Güstrow lässt erkennen, dass in Schwaan und sehr vielen Gemeinden der Umgebung im Februar 1944 jeweils „einige Evakuierte“ untergebracht waren. Sie stammten wie in Schwaan meist aus „Rostock, Hamburg u. vereinzelt aus anderen Regionen“.⁴¹ In Schwaan waren zudem im Rahmen der Kinderlandverschickung „die Kinder von 3 Rostocker Schulklassen [...] in Privatquartieren untergebracht.“⁴² Die Evakuierten kamen, wie meine Zeitzeugen ebenfalls bestätigen, zum Teil auch aus weiter entfernten Städten: „Insbesondere aus den westdeutschen Industriestädten waren 130.000 Personen nach Mecklenburg evakuiert worden.“ (Holz 2004: 12)

Sehr bald nach dem Eintreffen der ersten Flüchtlingstrecks und Vertriebenentransporte am Kriegsende klagten Bürgermeister und Ortsvorsteher, die Aufnahmekapazitäten ihrer Städte und Dörfer seien völlig erschöpft, und sie baten eindringlich, von weiteren Zuweisungen abzusehen. Dessen ungeachtet wurden die weiter in großer Zahl anrollenden Transporte

40 Zweiseitige namentliche „Ausländererfassung“ der Gemeindeverwaltung Ostseebad Nienhagen, vom 23.1.1946, die Menschen werden in dem amtlichen Dokument selbstverständlich nicht als Zwangsarbeiter, sondern nur als „Ausländer“ bezeichnet (ALRos, 2.G.17.123).

41 „Landessuperintendentur Güstrow“ an den „Oberkirchenrat – Schwerin“, 21.2.1944 (LKAS OKR Gen (alt), Bd. 1: 3157).

42 Liste mit provisorischen Unterbringungsmöglichkeiten in Schwaan vom 24.2.1945 (ALRos, B.S.02: 0093).

anteilig nach der jeweiligen Einwohnerzahlen auf die Ortschaften verteilt.⁴³ War im August 1945 noch eine Erhöhung der damals bereits stark angewachsene Einwohnerschaft um „weitere 50 % Flüchtlinge, die Ihnen demnächst zugewiesen werden“⁴⁴, angeordnet worden, so wurde schon im November „das Pflichtsoll für die Gemeinden auf das Zweieinhalbfache der Einwohnerzahl von 1939“⁴⁵ heraufgesetzt. Letztlich lagen die Zahlen der aufgenommenen Vertriebenen vor allem in den kleinen Dörfern noch deutlich über diesem bereits extrem hohen Pflichtsoll. So war die Einwohnerzahl des Ostseebades Nienhagen im Oktober 1946 gegenüber 1939 um das 3,4-fache angewachsen, Jürgenshagen hatte Anfang 1946 3,5-mal so viele Einwohner wie Anfang 1945.

Noch fünf Jahre nach Kriegsende lag die Einwohnerzahl Nienhagens um den Faktor 2,6 höher als 1939, in Jürgenshagen betrug der Zuwachsfaktor gegenüber Anfang 1945 2,5. Auch Satow hatte im Jahr 1953 noch 2,4-mal mehr Einwohner als 1939. Der Anteil der immigrierten Flüchtlinge und Vertriebenen an der Ortsbevölkerung lag in diesen Ortschaften also noch mindestens fünf Jahre nach Kriegsende sehr deutlich über dem für April 1949 landesweit errechneten Durchschnitt von 43,3 %.⁴⁶ Tabelle

43 In einem Rundbrief vom 8.9.1945 an die Bürgermeister bestimmt die „Flüchtlingsbetreuungsstelle der Stadt- und Kreisverwaltung Güstrow“, „die Landesverwaltung nimmt keinen Antrag entgegen, der auf Herabminderung dieser Zahl [von Zuweisungen] gerichtet ist. Die Unterbringung muß und wird geschafft werden. Die Bürgermeister bitte ich, mit keinerlei Anträge [sic] zu kommen.“ (ALRos, B.S.01.a: 288).

44 Vordruckte Anweisung der „Flüchtlingsbetreuungsstelle der Stadt- und Kreisverwaltung Güstrow“ an den Bürgermeister von Steinhagen bei Bützow vom 2.8.1945 (ALRos, B.S.01.a: 288).

45 „Landrat des Kreises Rostock – Umsiedlerabteilung“ an den Bürgermeister von Nienhagen, 13.11.1945 (ALRos, 2.G.17.96, Bd. 2). Erhalten sind auch zwei undatierte Listen, die nahelegen, dass bei der lokalen Zuweisung der Vertriebenen zumindest zwischenzeitlich sogar ein Anteil von „600 %“ der angestammten Einwohnerschaft zugrunde gelegt wurde. („Verteilungsliste der Flüchtlinge auf die Landgemeinden des Bezirks Bützow“ bzw. „Verteilungsliste über Umsiedler auf die Landgemeinden im Bezirk Bützow“, beide ALRos, B.S.01.a: 287).

46 Kossert (2008: 196), damit hatte Mecklenburg-Vorpommern innerhalb der Sowjetischen Besatzungszone mit Abstand den größten Anteil von Vertriebenen aufzunehmen.

2.1.1-1 zeigt den sprunghaften Anstieg der Einwohnerzahlen für meine drei kleinsten Untersuchungsorte.⁴⁷

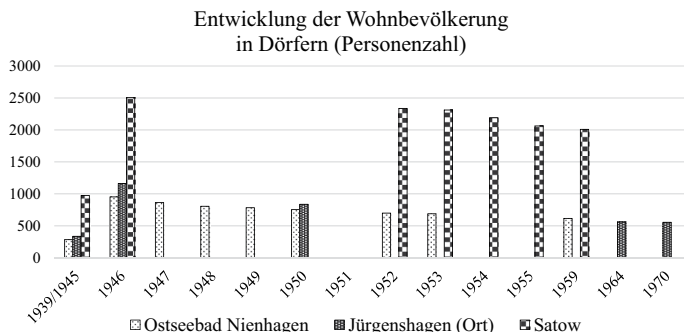


Tabelle 2.1.1-1: Entwicklung der Einwohnerzahlen der Untersuchungsorte Ostseebad Nienhagen, Jürgenshagen und Satow

Tabelle 2.1.1-1 zeigt aber auch, dass die Einwohnerzahlen der kleineren Ortschaften seit den späten 1940er Jahren stetig wieder abnehmen. Auch die Einwohnerschaft der Kleinstadt Schwaan verringerte sich über die 1950er Jahre beständig.⁴⁸ Einer der Gründe für die schrumpfenden Ortsbevölkerungen war die Abwanderung in die Bundesrepublik. So beklagt der Pfarrer aus Satow 1963, seine Gemeinde habe sich vor allem durch „die Abwanderung nach dem Westen in den früheren Jahren“ ganz

47 Die Tabelle geht auf eine Vielzahl verschiedener Dokumente zur Einwohnerstatistik bestimmter Jahre aus mehreren Archivbeständen zurück. Die Einzeldokumente werden hier aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht detailliert nachgewiesen. Die Zahlen für Jürgenshagen beziehen sich nur auf den Ort Jürgenshagen selbst und lassen die später eingemeindeten Nachbarorte Wokrent und Groß Gischow unberücksichtigt. Im Fall von Satow werden die Einwohnerzahlen der Gesamtgemeinde zugrunde gelegt. Zahlenwerte für Ostseebad Nienhagen nach ALRos, 2.G.17.31 / 2.G.17.92 / 2.G.17.96, Bd. 2, BArch MfS BdL 2545. Zahlenwerte für Jürgenshagen nach ALRos, B.S.01.a: 287 / B.RdG.10: 2 / B.RdG.10: 10. Zahlenwerte für Satow nach ALRos, 2.G.27.29 / 2.G.27.30 / BArch MfS BdL 2545.

48 In den sechs Jahren von 1956 bis 1962 schrumpfte die Ortsbevölkerung von Schwaan um 312 Personen auf 6683 Einwohner, vgl. Kowalzik (1966: 1018).

erheblich verkleinert.⁴⁹ Der Satower Gemeinderat hatte in den 1950er und frühen 1960er Jahren mehrfach über die Vergabe der Wohnungen von „republikflüchtigen“⁵⁰ Dorfbewohnern zu befinden. Insbesondere für Bauern waren die mit Haftstrafen sanktionierten, hohen Abgabeverpflichtungen ein Grund, sich in den Westen abzusetzen. So waren 1953 mindestens zwei Bauern aus Schwaan und den Ortteilen Niendorf und Letschow „wegen Wirtschaftsvergehen“ inhaftiert. Und mindestens sieben andere Bauernfamilien hatten 1953 ihre Betriebe von einem Tag zum anderen verlassen, sodass die Gemeinde jeweils schnellstens die Versorgung des zurückgebliebenen Viehs organisieren musste.⁵¹ Bis zum Mauerbau im Jahr 1961 verließen „rund 2,6 Millionen Personen“ die SBZ/DDR, „die DDR verlor jeden fünften Erwerbstätigen“ (Cornelsen 1989: 262) durch die sogenannte Republikflucht.

Die kleineren Ortschaften büßten aber auch dadurch kontinuierlich Einwohner ein, dass diese in die Städte abwanderten, wo sie seit den 1950er Jahren bessere Arbeitsbedingungen, bessere Wohnverhältnisse und eine bessere Versorgungssituation vorfanden. Gerade in den schlecht angebundenen Dörfern in der Nähe der Großstadt Rostock wurde diese Abwanderung schon im Verlauf der 1950er Jahre als ein drohendes demographisches Problem erkannt. So kam eine Versammlung der Blockparteien in Satow bereits 1953 zu dem Schluss: „Nur durch die Erstellung von Wohnungen wird es in Zukunft möglich sein, Arbeitskräfte zu sichern und die Landflucht zu bannen.“⁵² In Jürgenshagen sah der Gemeinderat in der Gründung eines „Dorfclubs“ für Freizeit- und Kulturveranstaltungen, eine Möglichkeit, der Landflucht gerade der Jugend entgegenzuwirken: „Es geht doch darum, unsere Menschen im Dorf zu halten. Auch

49 „Gemeindebericht 1963“, Pfarre Satow, ohne Datum (LKAS, OKR GB 307 Satow).

50 Beispielsweise „Protokoll der Ratssitzung am 12. Juli 1956“, S. 4 (ALRos 2.G.27.07), „Beschluß Nr. III-164-48/60“ des Satower Gemeinderats vom 14.5.1960 (ALRos 2.G.27.10).

51 Vgl. „Protokoll der Ratssitzung vom 9. März 1953“ und „Protokoll der 20. Sitzung des Rates der Stadt Schwaan am 21. September 1953“ (beide: ALRos, B.S.02: 781).

52 „Blocksitzung am 7.7.53 um 20 Uhr im Volkshaus“ (ALRos, 2.G.27.06).

der Nachwuchsfrage wird damit geholfen [...].“⁵³ Während die kleineren Ortschaften in der Umgebung Rostocks seit dem Ende der 1940er Jahre kontinuierlich schrumpften, stieg die Einwohnerzahl in der Hafens- und Industriestadt von 1950 bis 1989 mit hohen jährlichen Zuwachsraten stetig an: Von 1950 bis 1990 gewann die Stadt 114.561⁵⁴ neue Einwohner, die meist in den mit großer Geschwindigkeit aufgebauten Neubauvierteln unterkamen. „Die Hansestadt Rostock konnte hier Migrationsgewinne verzeichnen, die wohl kaum eine andere Stadt in Deutschland aufweisen konnte.“ (Voigt 2004: 115).

Um der Landflucht qualifizierter Arbeitskräfte entgegenzuwirken und die Industrialisierung und Kollektivierung der Landwirtschaft voranzutreiben, initiierte das Sekretariat des Zentralkomitees der SED im Frühjahr 1953 die Aktion „Industriearbeiter aufs Land!“. Mit dieser staatlich gelenkten Binnenmigration wurden „fachlich qualifizierte und politisch linientreue Industriearbeiter zur Hilfe beim Aufbau des Sozialismus auf dem Lande in die Dörfer“⁵⁵ angeworben. In Mecklenburg rückten die meist aus dem höher industrialisierten Süden der DDR zuwandernden Fachkräfte häufig in Führungspositionen der LPGs ein oder waren als Facharbeiter in den Maschinen-Traktoren-Stationen tätig. Die über zehn Jahre laufende Aktion hatte in meinem Untersuchungsgebiet zahlenmäßig durchaus nennenswerte Zuwanderungen in den Agrarsektor zur Folge, allein „im Bezirk Rostock waren bis 1960 diesem Aufruf 3500 Arbeiter gefolgt“ (Herrmann-Winter 1974: 146).

Einen tiefen Einschnitt in die Migrationsgeschichte Mecklenburgs markierte dann die politische und ökonomische Wende im Jahr 1989, die einen jähen „Wanderungsschub gen Westen“ auslöste: „Im Zeitraum von 1989 bis 1991 siedelten 85,5 Tausend Personen in die alten Bundesländer um [...]“ (Buchmann 2006: 14, 15). Die umfassende Deindustrialisierung Mecklenburg-Vorpommerns, die allein in der Werftindustrie „mehr als 40.000 Arbeitsplätze“ vernichtete (*Lexikon Mecklenburg-Vorpommern*

53 „Protokoll über die am 14.10.1966, um 20,- Uhr stattgefunden erweiterte Gemeinderatssitzung [...]“, S. 2 (ALRos, B.Rd.G.10: 5).

54 Zahl errechnet nach den Angaben bei Voigt (2004: 115, 118).

55 Mahlich (1999: 139). Vgl. die Zeitzeugenberichte über die Immigration „der Sachsen“ in Abschnitt 2.3.6.

2007: 722), führte konsequent auch zu einer starken Abwanderung aus der bis 1989 stetig expandierenden Großstadt Rostock. Ihre Einwohnerzahl reduzierte sich in den ersten zehn Jahren nach der Wende um fast 50.000 Personen.⁵⁶ Seit 1990 betrug für die gesamte ehemalige DDR der „Nettoverlust der dort bisher ansässigen Bevölkerung bis zum Jahre 2006 insgesamt 1,74 Millionen Menschen.“ (Heydemann 2011: 82). Obwohl das Bundesland Mecklenburg-Vorpommern seit 2013 jährlich wieder leichte Wanderungsgewinne – zunehmend auch aus dem Ausland – verzeichnen konnte, „verlor Mecklenburg-Vorpommern durch Verluste in den Vorjahren seit 1990 insgesamt 125 595 Personen.“⁵⁷

Da nach der Wende insbesondere die „sog. ‚Berufs- und Bildungswanderer‘ im Alter zwischen 18 und 30 Jahren“ (Heydemann 2011: 84) in die westlichen Bundesländer abwanderten, brachte diese Migrationsbewegung zugleich eine drastische Verringerung der Geburtenrate mit sich. Auch die 1989 nochmals verstärkte Landflucht, bei der schon in früheren Jahrzehnten vor allem die jüngere Dorfbevölkerung in die Städte abgewandert war, hatte eine weitere Verschiebung der Altersstruktur im ländlichen Raum zur Folge. Der Verlust von Arbeitsstellen im Agrarsektor, der seit 1989 bis 2006 in Mecklenburg-Vorpommern 160.000 Arbeitsplätze kostete, führte zu einer „Verödung der ländlichen Räume, die von einem Alterungsprozess der verbliebenen Bevölkerung begleitet“ wurde (North 2008: 115).

Als Sonderform der Immigration muss an dieser Stelle noch der Tourismus Erwähnung finden, weil er insbesondere in Form des Badetourismus für Mecklenburg-Vorpommern im 20. Jahrhundert zahlenmäßig einen bemerkenswerten Umfang erreichte und weil die Anwesenheit der vielen Feriengäste in den Küstenorten von deren Bewohnern maßgeblich für die Aufgabe des Niederdeutschen verantwortlich gemacht wird.⁵⁸ Seit

56 Nach den Zahlenangaben in Voigt (2004: 118), das eindrucksvolle Diagramm zur Bevölkerungsentwicklung Rostocks (ebd.: 115) zeigt, dass die steil abnehmende Kurve der „Wanderungsverluste“ sich erst nach 1997 abzufachen begann.

57 Statistisches Amt Mecklenburg-Vorpommern (2020: 3).

58 In ihren Interviews auf der Insel Usedom ermittelte Arendt (2010: 212), dass im dortigen Laiendiskurs die Abkehr vom Niederdeutschen stereotyp durch einen „Seebädertopos“ begründet wird, den sie wie folgt umschreibt: „Weil in den Seebädern mehr Urlauber im Sinne von vornehmen und fremden Leuten

der Gründung des ersten Seebades Heiligendamm im Jahr 1793 entwickelte sich der Badebetrieb an der Ostseeküste im Laufe des 19. Jahrhunderts mehr und mehr zu einem wichtigen Wirtschaftszweig. Im Jahr 1938 machten bereits „fast eine halbe Mio. Gäste Urlaub an den Ostseeküsten“ (*Lexikon Mecklenburg-Vorpommern* 2007: 666) von Mecklenburg und Vorpommern. Allein das kleine Ostseebad Nienhagen beherbergte bei einer Einwohnerzahl von unter 300 Ortsansässigen in der Saison 1937 3.000 Urlauber, für die eine Kapazität von 662 Betten vorgehalten wurde.⁵⁹

Nach Kriegsende wurden die Hotels, Gästehäuser und Erholungsheime zunächst ausschließlich durch Flüchtlinge und Vertriebene belegt. In den Folgejahren bemühte sich die Gemeinde Nienhagen kontinuierlich um die „Freimachung des Ostseebades von Umsiedlern“⁶⁰, die Schritt für Schritt aus ehemaligen Pensionen und Heimen in Privatwohnungen oder in andere Ortschaften umgesetzt wurden. Auf diese Weise konnte das Ostseebad Nienhagen in der Sommersaison 1957 dann wieder 1505 Gäste, also immerhin etwa die Hälfte der Gästezahl von 1937 unterbringen.⁶¹ Damit verbrachten über die Sommersaison 1957 etwa zweieinhalbmal mehr Badegäste ihre begrenzten Ferienzeiten in Nienhagen als der Ort ständige Einwohner hatte. Insgesamt konnte über das erste Nachkriegsjahrzehnt „eine steigende Inanspruchnahme der Ostseebäder des Kreises Bad Doberan“⁶², zu dem auch Nienhagen gehörte, verzeichnet werden: Von 600 Badegästen im Landkreis im Jahr 1946 hatte sich die Zahl der jährlichen

verkehren, wird dort weniger Niederdeutsch gesprochen als auf dem Lande.“ (i. O. kursiv).

59 Angaben nach der Werbebroschüre „Ostseebad Nienhagen in Mecklenburg – Luftkurort“ herausgegeben 1938 von der Gemeinde Ostseebad Nienhagen, unpaginiert, Blatt 7 und 10 (ALRos 2.G.17.30).

60 Brief der Industrie- und Handelskammer Mecklenburg, Bezirkskammer Rostock, vom 31.3.1948 betreffs „Freimachung des Ostseebades Nienhagen von Umsiedlern“ (ALRos 2.G.19.92, Bd. 1) und die Antwort des Gemeinderates vom 11.4.1948 mit demselben Betreff.

61 Ausgefüllter Vordruck „Einmalige statistische Erhebung über den Besucherverkehr in den Ostseebädern während der Badesaison 1957“ für das Ostseebad Nienhagen, 5.10.1957 (ALRos, 2.S.b.238).

62 „Arbeitsplan der ständigen Bäderkommission des Kreistages Bad Doberan für das erste Quartal 1954“, 12.12.1953 (ALRos, 2.G.17.50).

Urlauber im Kreis auf 69.482 Personen (1957) mehr als verhundertfacht.⁶³ „Am Ende der DDR-Ära registrierten die drei Nordbezirke [...] zusammen über 400.000 Betten u. fast 50 Mio. Übernachtungen (1988)“ (*Lexikon Mecklenburg-Vorpommern* 2007: 667). Während nach 1989 im industriellen und agrarischen Sektor eine Vielzahl von Arbeitsplätzen verloren ging, erlebte die Tourismuswirtschaft nach der Wende „jährliche Zuwachsraten über 10 %“ (Karge/Münch/Schmied 2011: 226). Die Zahl der beherbergten Feriengäste in Mecklenburg-Vorpommern betrug im Jahr 2007 6,2 Millionen (North 2008: 118).

Die mecklenburgische Bevölkerung lebte also spätestens seit dem 19. Jahrhundert auch auf dem Land nicht (mehr) in isolierter Abgeschlossenheit und räumlicher Beharrung. Vielmehr war hier selbst die Geschichte kleiner Dörfer von unruhiger Zu- und Abwanderung geprägt. Die beiden großen Migrationsrichtungen, Abwanderung und Zuwanderung, veränderten die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Sprachwandels in je spezifischer Weise. Die Abwanderung insbesondere der jüngeren Generationen aus den Dörfern in die Städte oder gar aus dem Land Mecklenburg-Vorpommern hinaus beeinträchtigen unmittelbar die intergenerationelle Weitergabe des lokalen Niederdeutsch. Selbst in marginalen ländlichen Räumen ist „eine sprachliche Reliktbildung [...] nicht absehbar, da die Region überaltert ist und die Jugend in andere Regionen zieht, sodass die Weitergabe lokalsprachlicher Traditionen spätestens in der kommenden Generation eingeschränkt sein dürfte.“ (Rosenberg 2017: 39–40).

Die Zuwanderung nach Mecklenburg führt zu einer mehr oder weniger starken Durchmischung der überkommenen Lokalgesellschaften mit Ortsfremden. Zuwanderung zieht dabei immer neue Sprachkontaktsituationen nach sich. Da die Immigranten des 20. Jahrhunderts, etwa bei der Vertriebenenimmigration, der Binnenarbeitsmigration oder beim Bädertourismus, in der weit überwiegenden Zahl aus deutschsprachigen Herkunftsregionen kamen bzw. kommen, liegen die sprachlichen Folgen

63 Zahlen nach „Arbeitsplan der ständigen Bäderkommission des Kreistages Bad Doberan für das erste Quartal 1954“, 12.12.1953 (ALRos 2.G.17.50) und ausgefüllter Vordruck „Einmalige statistische Erhebung über den Besucherverkehr in den Ostseebädern während der Badesaison 1957“ für den Kreis Bad Doberan, 31.10.1957 (ALRos, 2.S.b.238).

der Zuwanderung in erster Linie auf der Ebene von Kontakten regionaler Varietäten des Deutschen unter dem Dach der hochdeutschen Standardsprache.⁶⁴ Sowohl die Fachliteratur als auch der Laiendiskurs sehen in den vielfältigen Varietätenkontakten des 20. Jahrhunderts pauschal einen maßgeblichen Impuls für die starken Verschiebungen im Varietätenspektrum Mecklenburgs, insbesondere für den strukturellen Abbau und die Aufgabe des Niederdeutschen im alltäglichen Sprachgebrauch. Allerdings ist für die Frage, ob und inwieweit die Immigrationsströme nach Mecklenburg den Sprachwandel dort beeinflussten, sorgfältig zu differenzieren, wie lange die Zuwanderer im Land verblieben und verbleiben wollten, in welcher alltäglichen Nähe sie mit der einheimischen Bevölkerung lebten, ob sie halbwegs homogene „ethnische Gemeinden“⁶⁵ bilden konnten und welchen sozialen Status sie in der mecklenburgischen Gesellschaft bei ihrer Ankunft zugewiesen bekamen. Schon die Zeitzeugen registrierten sehr sensibel, dass die völlig-mittellosen und hilfebedürftigen Flüchtlinge und Vertriebenen von 1945/1946 ungeachtet ihrer großen Zahl ein ganz anderes sprachliches Adaptionsverhalten an den Tag legten als die sogenannten „Sachsen“, die seit der Mitte der 1950er Jahre als qualifizierte Arbeitsmigranten und Führungskräfte in die Region geholt wurden und in die oberen Ränge der mecklenburgischen Ortsgesellschaften einrückten (vgl. 2.3.6).

2.1.2 Zwischen Wohnen, Arbeiten, Einkaufen und Freizeitgestaltung: zunehmende zirkuläre Mobilität der Bevölkerung

Wie in Abschnitt 2.1 gezeigt, wird im „zunehmenden Verkehr“ (Peters 2015: 31) allgemein einer der Hauptgründe dafür gesehen, dass sich im norddeutschen Raum der laufende Sprachwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg in der Landbevölkerung stark beschleunigte. Auch in Mecklenburg trug demnach „die allgemein

64 Die fünf Jahrzehnte andauernde Anwesenheit sowjetischer Truppen in der Region Mecklenburg-Vorpommern kann an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben, weil die russischen Soldaten in weitgehender Abschottung von der deutschen Bevölkerung untergebracht waren und es daher kaum alltägliche Sprachkontakte gab.

65 Vgl. Esser (2006: 143) und Abschnitt 2.3.5 über die karpatendeutsche Siedlungsinsel in Satow und Umgebung.

gewachsene Mobilität, durch die die Landbevölkerung heute viel mehr als früher beruflich und in der Freizeit mit Ortsfremden zusammenkommt“ (Gernentz 1974: 221), dazu bei, dass der Gebrauch des Niederdeutschen zugunsten hochdeutscher Varietäten aufgegeben wurde. Im vorliegenden Abschnitt werde ich an einigen Beispiele skizzieren, wie sich die räumliche Mobilität in meinem Untersuchungsgebiet entwickelte. Ich beschränke mich dabei ausschließlich auf die „zirkuläre Mobilität“, also auf „Ortsveränderungen ohne Wohnsitzwechsel“⁶⁶, die die Menschen etwa beim täglichen Pendeln zu entfernten Arbeitsplätzen zu überwinden hatten bzw. haben.

Es ist hervorzuheben, dass die traditionell ohnehin eher geringe zirkuläre Mobilität der mecklenburgischen Landbevölkerung⁶⁷ im und nach dem Krieg zunächst drastisch weiter eingeschränkt wurde. Kriegszerstörungen und Demontagen der Verkehrsinfrastruktur, die Beschlagnahmung von motorisierten Fahrzeugen aller Art, von Fuhrwerken, Pferden und selbst von Fahrrädern warfen die meisten Menschen in den ersten Nachkriegsjahren auf die Fortbewegung zu Fuß und auf Transporte per Handwagen zurück. Der Pastor von Neukirchen bei Jürgenshagen beispielsweise beklagt im April 1946, entfernter wohnende Gemeindemitglieder hätten es „heute noch schwerer, die Gottesdienste zu besuchen als früher wegen mangelnden Schuhwerks und fehlender Fahrgelegenheit.“⁶⁸ Die Kleinstadt Schwaan war wegen der Sprengung der Stadtbrücke durch SS-Einheiten und durch die Demontage der Eisenbahnstrecke zwischen Rostock und Bützow (eine der Hauptstrecken zwischen Rostock, dem landwirtschaftlichen Umland und Fernzielen wie Berlin) im Juli 1945 insgesamt „für längere Zeit von jeglichem Verkehr abgesperrt“ (Ahrens 1955: 17).

66 Vgl. Hradil (2002: 372). Der Bereich des Fremdenverkehrs, der für den Norden Mecklenburgs einen Faktor eigener Dynamik darstellt, wurde schon im Abschnitt 2.2.1 thematisiert.

67 Nach Schönfeld (1990: 92) war die dominant agrarische Gesellschaft des Landes bis 1945 charakterisiert durch „relative remoteness and restricted mobility for large sections of the rural population“.

68 Eingabe von Pastor A. Huebener an den Oberkirchenrat Schwerin, 5.4.1946 (LKAS, OKR Spec Neukirchen 21).

Unter den schwierigen Bedingungen der Mangelwirtschaft wurde im Verlauf der 1940er Jahre mit dem Wiederaufbau der Verkehrsinfrastruktur und des öffentlichen Transports begonnen, die eine Voraussetzung für die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung der Region darstellten. Die Personenbeförderung erfolgte etwa provisorisch mit einem Motorschiff⁶⁹ auf der Warnow oder noch bis in die frühen 1950er Jahre teilweise auf Lastkraftwagen.⁷⁰ Ende 1949 wurde die Eisenbahnstrecke Rostock–Schwaan wiedereröffnet und 1952 bis Bützow verlängert. Seit 1962 besteht auch eine ganz neue, deutlich kürzere Straßenverbindung zwischen Schwaan und Bützow, die Straßen zu den umliegenden Dörfern wurden asphaltiert. Die nord-südliche Eisenbahnstrecke von und nach Rostock wurde 1975 endlich wieder zweigleisig ausgebaut und 1985 elektrifiziert (Haak 2005: 98). Im Oktober 1978 konnte auch die Autobahn Rostock–Berlin, die heutige A 19, eröffnen, die östlich nahe an Schwaan vorbeiführt (vgl. Abb. 2.1.2).

Die forcierte Industrialisierung Rostocks brachte die Bevölkerung des ländlichen Umlands buchstäblich in ständige Bewegung. So transformierte sich die nahegelegene Kleinstadt Schwaan, die bis weit ins 20. Jahrhundert als „Ackerbürger- und Handwerkerstadt“ mit Marktfunktion zu charakterisieren war, zu einer „Arbeiterwohngemeinde für die Hafен- und Industriestadt Rostock“ (Kowalzik 1966: 1019, 1034). Schon „während der Nazizeit“, so heißt es in einem amtlichen Planungsdokument für die 1960er Jahre, sei „der weitaus größte Teil der Bevölkerung“ in der massiv ausgebauten Rostocker Flugzeugindustrie beschäftigt gewesen.⁷¹ Der seit 1949 rasant ansteigende Arbeitskräftebedarf der Werftindustrie in Rostock⁷² zog eine erneute Pendlermobilisierung in Schwaan nach sich. Eine

69 Die dreimal wöchentlich angebotene Fahrt zwischen Rostock und Schwaan dauerte zwei Stunden, vgl. Luckmann (2008).

70 Auf einer Gemeindevertretersitzung in Satow wurde am 14.1.1953 beklagt, dass die 80 Sitzplätze des eingesetzten Omnibusses nicht ausreichten, alle Pendler zu befördern. „Bisher wurde die zusätzliche Werk-tätigen-Beförderung durch Lastkraftwagen bewältigt, wogegen unsere Werk-tätigen ständig protestiert haben.“ Einseitiges Protokoll (LHAS, 6.12-1/13: 264).

71 13-seitiger „Perspektivplan der Stadt Schwaan bis 1965“, S. 1, undatiert (ALRos, B.S.02: 775).

72 Vgl. z. B. das Diagramm zur Belegschaftsentwicklung der Warnow-Werft in Möller (1999: 349).

Stichprobenzählung am Bahnhof der Kleinstadt ermittelte für den 5.3.1964 618 Tagesauspendler nach Rostock, denen etwa einhundert „Wochen- bzw. Monatspendler“ meist ebenfalls zu Rostocker Betrieben hinzuzurechnen waren (Kowalzik 1966: 1033). Zusammen mit den Tagesauspendlern in die südlich gelegene Kreisstädte Bützow und Güstrow und den Nutzern des Omnibusverkehrs umfasste die Zahl der Auspendler „insgesamt ca. 900 Beschäftigte, also 34,4 % der Gesamtbeschäftigten der Stadt“ (ebd.). Ihnen standen 139 Einpendler entgegen, die täglich ihre Arbeitsplätze in den wenigen verbliebenen Großbetrieben und dem Handel und Handwerk der Stadt aufsuchten.

Der Sog des Arbeitskräftebedarfs der Rostocker Schwerindustrie erreichte nicht nur das verkehrsgünstig gelegene Schwaan, sondern auch damals entlegenere Dörfer wie Satow. Hier standen Anfang 1959 337 am Ort beschäftigten Berufstätigen 166 Auspendler und 21 Einpendler entgegen. 53 Ortsbewohner fuhren täglich nach Rostock, es gab unter den Auspendlern aber auch einzelne Personen, die mehr als 60 Kilometer (Schwerin) oder sogar mehr als 100 Kilometer (Greifswald) bis zu ihrem Arbeitsplatz zu überwinden hatten.⁷³ Durch die Einrichtung der Zentralschulen mit ihren zum Teil angeschlossenen Internaten setzte sich der Mobilisierungsschub der 1950er Jahre bis in die jüngste Generation fort (vgl. 3.2.3).

Seit den späten 1950er Jahren expandierte auch in der DDR neben dem öffentlichen Personenverkehr der Individualverkehr, wenn auch nicht mit den Zuwachsraten, mit dem sich der private Autobesitz in der Bundesrepublik ausbreitete. Im Jahr 1955 verfügten erst 0,2 % der Haushalte in der DDR über ein eigenes Auto und 10,8 % über ein motorisiertes Zweirad. Bereits 1960 besaßen dann schon 3,2 % der Haushalte einen eigenen PKW (12,7 % ein motorisiertes Zweirad) (Judt 1997: 158). Auch in meiner Stichprobe zeichnet sich eine schnelle Entwicklung des Individualverkehrs ab. Von den 26 Gewährspersonen, die zur Anschaffung eines Autos in ihren Familien genauere Angaben machen, berichten drei, ihre Familien hätten schon in der ersten Hälfte der 1950er Jahre ein Automobil gekauft.

73 Dreiseitige Aufstellung von „Kennziffern der Analyse für neue Industriestandorte“, Satow 11.2.1959, S. 1–2 (ALRos, 2.G.27.29).

Bis zum Ende der 1960er Jahre hatten dann insgesamt elf Familien meiner Gewährsleute ein Auto angeschafft (44,3 %). Knapp die Hälfte meiner Zeitzeugen, die in den 1950er und 1960er Jahren geboren wurden, ist also bereits mit einem privaten PKW in der Familie aufgewachsen. Im Jahr 1987 verfügte schließlich mehr als die Hälfte (52,6 %) aller DDR-Haushalte über ein eigenes Auto.⁷⁴

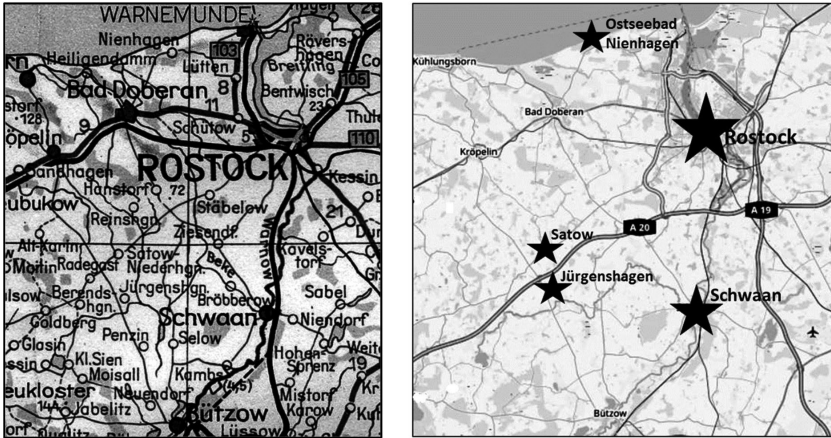


Abbildung 2.1.2: Kartenausschnitte des Untersuchungsgebietes: Verkehrsinfrastruktur im Jahr 1951 (links) und in der Gegenwart (rechts)⁷⁵

Nach 1989 wurde das Verkehrsnetz in meinem Untersuchungsgebiet weiter erheblich verdichtet. Schwaan wurde in das S-Bahnnetz Rostocks einbezogen. Die 2005 fertiggestellte Ostseeautobahn (A 20) verläuft unmittelbar zwischen den Dörfern Satow und Jürgenshagen als ost-westliche

74 Judt 1997: 158, Tabelle W68. In der Bundesrepublik verfügten 1987 fast alle Haushalte über einen eigenen PKW (94,8 %), vgl. Bongertmann (2021: 13).

75 Linke Karte: Die mit Ziffertafeln gekennzeichneten dicken Linien stellen Fernstraßen dar, nichtnummerierte dicke Linien die Eisenbahntrassen, darunter die 1948 wiedereröffnete Nord-Süd-Strecke Rostock-Berlin. Die rechte Karte zeigt darüber hinaus den Verlauf der Autobahnen A 19 (1978 eröffnet) und A 20 (2005 eröffnet). Mit Sternensymbolen ist die Lage meiner fünf Untersuchungsorte veranschaulicht. (Bearbeitete Ausschnitte aus: *Schaffmann's und Kluges Karte Deutsche Demokratische Republik* (1951) und *OpenStreetMap-Deutschland*)

Verkehrsader. Die Suburbanisierung des „Speckgürtels“ von Rostock (Voigt 2004: 119) trägt seit den 1990er Jahren zur wachsenden Mobilität der Bewohner meines Untersuchungsgebietes bei. Gut 20 Jahre nach der politischen und ökonomischen Wende erreichte der Pendleranteil an allen Arbeitnehmern in Mecklenburg-Vorpommern 60 %. Dabei hatten 2009 17 % der Berufspendler, im Landesinneren sogar 22 % der Berufspendler, eine Distanz von über 50 Kilometern zwischen ihrem Wohnort und ihrem Arbeitsplatz zu überwinden (Rosenberg 2017: 37).

Nachdem in den ersten Nachkriegsjahren der Bewegungsraum der Wohnbevölkerung stark auf das lokale Umfeld eingeschränkt war, nahm ihre räumliche Mobilität seit den 1950er Jahren stark und stetig zu. Diese Mobilität führte für einen Großteil der Mecklenburgerinnen und Mecklenburger zu einer Delokalisierung ihres sprachlichen Alltags. Die individuellen Handlungs- und Kommunikationsräume sind nicht mehr vorrangig um das Wohnumfeld zentriert, sondern um regionale bzw. überregionale Kommunikationshorizonte erweitert, in denen ortsgebundene Varietäten eine allenfalls untergeordnete Rolle spielen.

2.1.3 Zur Verbreitung der audiovisuellen Medien in der DDR

Die Entwicklung und Verbreitung der audiovisuellen Medien wird allgemein als ein weiterer gesellschaftlicher Faktor angesehen, der im 20. Jahrhundert die Entwicklung des Sprachgebrauchs und der Sprachwahrnehmung im deutschen Sprachraum maßgeblich beeinflusste. Nach einer mehrjährigen technischen und institutionellen Entwicklungsphase markiert der 29. Oktober 1923 den „offizielle[n] Geburtstag des deutschen Rundfunks“ (Zänger 1995: 6), der fortan seinen regelmäßigen Sendebetrieb aufnahm. Der Rundfunk entwickelte sich – nicht zuletzt durch seine massive staatliche Unterstützung nach 1933 – innerhalb von nur zwei Jahrzehnten zu einem außerordentlich breit genutzten Massenmedium. Bis zum Jahresbeginn 1943 war die Zahl der registrierten Hörfunkteilnehmer in Deutschland auf „fast 16,2 Millionen“ (Dussel 1999: 101) angewachsen. Diese hohe Zahl von Rundfunkteilnehmern bezog sich allerdings auf die seit 1938 stark expandierten Grenzen des Deutschen Reiches und schloss auch die Hörer im Protektorat Böhmen und Mähren mit ein. Dussel (1999: 72) weist darauf hin, dass sich der Hörfunkzugang damals

keineswegs gleichmäßig über die deutsche Bevölkerung verteilt, sondern seinen Schwerpunkt in wohlhabenderen städtischen Schichten hatte.

Nach 1945 nahm die weitere Entwicklung der audiovisuellen Medien in der BRD und der DDR einen zum Teil unterschiedlichen Verlauf. Obwohl der Rundfunksender Hamburg, der schon ab dem 4. Mai 1945 aus der britischen Besatzungszone seine Tätigkeit fortsetzte, im Westen Mecklenburg-Vorpommerns „gut empfangen werden konnte“ (Zänger: 1995: 18), und der Berliner Rundfunk seit Ende 1945 über einen schrittweise ertüchtigten Sender in Schwerin verbreitet wurde, erfuhr der Zugang zum Hörfunk hier zunächst drastische Einschnitte. Auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration, den die Bürgermeister vor Ort umzusetzen hatten, wurden die Bürger unter Androhung „scharfe[r] Bestrafungen“⁷⁶ aufgefordert ihre privaten Radiogeräte abzuliefern. Auch wenn nicht alle Radiobesitzer diesem Befehl folgten, führte der Abtransport und teilweise offenbar auch die Zerstörung der Geräte⁷⁷ zu einer starken Verengung des Hörfunkzugangs. Einer zeitgenössischen amtlichen Schätzung zufolge war Anfang 1946 in Mecklenburg-Vorpommern nur noch mit „dem Vorhandensein von 20–25.000 Rundfunkgeräten zu rechnen“.⁷⁸ Die immigrierten Vertriebenen hatten ihre Geräte auf der Flucht und durch die Vertreibung eingebüßt und waren aus ökonomischen Gründen länger als die Alteingesessenen von einer privaten Radionutzung ausgeschlossen (vgl. 7.1.4).

76 Ein entsprechender handschriftlicher „Laufzettel“ des Bürgermeisters von Groß Laasch vom 16.5.1945 mit der Aufforderung zur Ablieferung von Radioapparaten, anderen technischen Geräten und Waffen ist überliefert in LKAS OKR Spec Pfa Gr. Laasch: 35. Karge (2008: 363) bringt den entsprechenden, als Aushang gedruckten „Befehl des Stadtkommandanten Nr. 4“ von Warnemünde in Faksimileabbildung.

77 Ein Zeitzeuge aus Rostock berichtet über die abgelieferten Radiogeräte: „Die wurden in riesigen Mengen in riesigen Mengen auf einen Haufen geworfen. Umgefahren oder zerquetscht was weiß ich.“ (Herr 24, 1926 A, BI: 150). Auch in Schwaan wurden die Geräte „auf einen Haufen geschmissen“ (Herr 15, 1921 A, BI: 122).

78 Eingabe des Leiters der Abteilung Kultur und Volksbildung des Landes, Grünberg, an den Präsidenten der Landesverwaltung Mecklenburg-Vorpommern, Wilhelm Höcker, vom 8. Januar 1946, zit. nach Zänger (1995: 88).

Der große Mangel an Empfangsgeräten sollte in den ersten Nachkriegsjahren behelfsmäßig durch regelmäßige Übertragungen auf öffentlichen Plätzen kompensiert werden, die erst 1948 nach wiederholten Protesten von Anwohnern eingestellt wurden.⁷⁹ Im privaten Rahmen scharten sich die Menschen „in Hörergemeinschaften um die wenigen noch vorhandenen Geräte“ (Karge 2008: 387). Spätestens seitdem ab Herbst 1945 wieder der Besitz privater Geräte erlaubt war,⁸⁰ begannen technisch versierte Bastler und elektrotechnische Handwerksbetriebe mit der lukrativen Herstellung neuer Geräte, und seit 1947 lebte die im Krieg weitgehend zerstörte mecklenburgische Radioindustrie wieder auf.⁸¹

Die Verbreitung des Hörfunks und später auch des Fernsehens, das in der DDR 1955 seinen „offizielle[n] Sendebeginn“ (Brandt 1985: 1670) hatte, entwickelte sich in den ersten drei Nachkriegsjahrzehnten mit einer solchen Schubkraft, dass 1976 die Vollversorgung aller Haushalte in der DDR mit Empfangsgeräten für die audiovisuellen Massenmedien nahezu vollständig erreicht war: „Bereits 1976 hatten in der BRD und DDR 97 % aller Haushalte mindestens ein Radio- und 96 % bzw. 84 % mindestens ein Fernsehgerät.“ (Brandt 1985: 1670).

Der außerordentliche schnelle Ausbau des Medienzugangs der Haushalte ging einher mit einer raschen Ausdifferenzierung der Vielfalt überregionaler und regionaler Programme und einer stark zunehmenden Ausweitung der Sendezeiten in Hörfunk wie Fernsehen. Die wöchentliche Gesamtsendezeit des DDR-Hörfunks von bereits „517 Stunden im Jahr 1957“ verdreifachte sich in den folgenden drei Jahrzehnten auf 1.662 Stunden in der Woche (Rexin 1989: 408). Das DDR-Fernsehen hatte seine Sendezeit schon 1968 auf durchschnittlich 12,7 Stunden täglich ausgedehnt.⁸² Die DDR-Bürger konnten aber auch von der parallel

79 Vgl. Zänger (1995: 100). So beschwerte sich der Pfarrer von St. Anna in Schwerin beim „Landessender Schwerin“ darüber, „dass gewisse öffentliche Lautsprecher unaufhörlich in Betrieb sind. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob ein beständiges Jahrmarktstreiben herrscht.“ Die Übertragungen störten auch „die täglichen und insbesondere die sonntäglichen Gottesdienste“. (Eingabe an den Landessender vom 7.3.1946, PA St. Anna Schwerin 2.060).

80 Vgl. Koop (2008: 195).

81 Vgl. Karge (2008: 386–388).

82 Vgl. Bühl *et al.* (Hrsg. 1970: 146).

laufenden „ständigen quantitativen und qualitativen Verbesserung beider Medien“ (Brandt 1985: 1670) in der Bundesrepublik profitieren, die auch fast überall in Ostdeutschland problemlos rezipiert werden konnten. Nach der politischen Wende 1989 erweiterten private Radio- und Fernsehsender auch in Mecklenburg-Vorpommern die angebotene Programmvietfalt. Mit dem technischen Ausbau des Satellitenempfangs und der Entwicklung des Internets haben die privaten Haushalte heute rund um die Uhr Zugang zu einer unüberschaubar großen Vielfalt audiovisueller Medieninhalte.

Je mehr das Fernsehen auch in der DDR zur „meistgeschätzten Freizeitbeschäftigung“⁸³ vor allem in den Abendstunden wurde, verschob sich die Nutzung des Hörfunks auf den Rest des Tages und wurde dabei „immer mehr als Nebenbei-Medium“ (Dussel 1999: 157) genutzt. Bereits vor den 1970er Jahren war in der DDR eine Tendenz zur Anschaffung von auch mobilen Zweit- und Drittradiogeräten zu beobachten,⁸⁴ die nun nicht nur eine zeitliche, sondern auch räumliche Allgegenwart des Hörfunks ermöglichte. Die Verbreitung der audiovisuellen Massenmedien, die sich nach vorübergehenden Rückschritten am Kriegsende seit den späten 1940er Jahren mit hohen Zuwachsraten fortsetzte, trug in die mecklenburgischen Kommunikationsräume in großem Umfang neue sprachliche Einflüsse ein. Diese Massenmedien erweiterten die lokalen und regionalen Räume der mündlichen Kommunikation in Mecklenburg in der rezeptiven Dimension um einen nationalen und sogar internationalen Horizont. Spätestens seit der Mitte der 1970er Jahre waren im privaten sprachlichen Umfeld der gesamten Bevölkerung, das früher von dialektalen und regiolektalen Varietäten dominiert war, alltäglich in hoher Stundenzahl das mündliche Standarddeutsch professioneller Sprecher und in geringerem Umfang auch regionale Varietäten anderer Regionen des deutschen Sprachgebietes zu hören. Auf die Auswirkungen dieser Omnipräsenz überregionaler Sprachvorbilder auf das mecklenburgische Varietätengefüge gehe ich in Abschnitt 5.1.4 genauer ein.

83 Rexin (1989: 406). Im Jahr 1977 gaben 72,9 % der befragten DDR-Bürger an, „einen wesentlichen Teil ihrer Freizeit vor dem Bildschirm zu verbringen“ (ebd.).

84 Bühl *et al.* (Hrsg. 1970: 465).

2.1.4 Reformierung und Ausbau des Bildungssystems

Nach dem vollständigen Schulausfall in den Monaten nach Kriegsende ordnete die Sowjetische Militäradministration an, dass am 1. Oktober 1945 in der SBZ wieder mit dem Schulunterricht begonnen werden sollte. Der politische Wechsel im Jahr 1945 manifestierte sich nicht zuletzt in einer tiefgreifenden Reformierung des Bildungssystems, die nun schnell eingeleitet und über die Nachkriegsjahrzehnte schrittweise weiterentwickelt wurde. Diese Bildungsreform soll an dieser Stelle nur insoweit stichpunktartig skizziert werden, als sie Einfluss auf den Sprachalltag der Kinder und Jugendlichen in Mecklenburg nahm.

Schon 1945 war mit der „Säuberung der Lehrerschaft von nazistischen Elementen“ (Matthias 1987: 230) begonnen worden, die eine große Zahl von Entlassungen nach sich zog. Die vakanten Stellen wurden mit schnell ausgebildeten „Neulehrern“ ersetzt, „die Anfang der fünfziger Jahre zwei Drittel der Lehrerschaft ausmachten“ (Walther 1997: 227). Der strukturelle Reformprozess wurde Mitte 1946 durch das „Gesetz zur Demokratisierung der deutschen Schule“ eingeleitet, das die bisherigen Schultypen in eine achtjährige unentgeltliche „Einheitsschule“ überführte, an die sich fakultativ weiterführende Schulausbildungen – die zweijährige Mittel- oder die vierjährige Oberschule – oder eine dreijährige obligatorische Berufsschulbildung anschlossen. Ein wichtiger Reformschritt war auch die Auflösung der ehemaligen einklassigen Dorfschulen, die durch „Zentral-schulen“ abgelöst wurden, an denen die Kinder eines größeren Einzugsbereiches unterrichtet wurden. Im Jahr 1945 waren noch „38,3 % aller Volksschulen“ (Bühl *et al.* 1970: 479) der SBZ einklassige Landschulen. Nach einem langwierigen Umstrukturierungsprozess wurden schließlich „1960 die letzten beiden aufgelöst“ (Barck 2002).

Ab 1959 wurden die bisherigen Volks- und Mittelschulen sukzessive in die obligatorische zehnklassige allgemeinbildende „Polytechnische Oberschule“ (POS) überführt. Obwohl die POS eigentlich „als allgemeine Pflichtschule“ (Anweiler 1989: 377) konzipiert war, wechselten zunächst noch viele Schüler nach der achten Klasse in die Berufsausbildung. In den 1980er Jahren durchliefen aber schließlich 93 % der Schülerinnen und Schüler die zehnjährige Schulzeit (ebd.). Die POS wurde durch die stark zugangsbeschränkte „Erweiterte Oberschule“ (EOS) ergänzt, die nach

zwölf Schuljahren zum Abitur führte. Der schulischen Bildung wurde die „seit 1949 systematisch ausgebaut [...]“ (Walther 1997: 228) Kindergartenerziehung für die drei bis sechsjährigen Kinder vorgeschaltet. Für die unter Dreijährigen wurde parallel ein ständig vergrößertes Betreuungsangebot in Krippen geschaffen. „Der Versorgungsgrad mit Kindergartenplätzen stabilisierte sich in den achtziger Jahren bei etwa 90 Prozent“ (Anweiler 1989: 377), bis 1986 konnten 81,1 % der Kleinkinder ein Krippenplatz angeboten werden. „Seit der Mitte der 50er Jahre“ (*Landeskundlich historisches Lexikon* 2007: 593) richtete man für die Schulkinder der Klassen 1 bis 4 an den Schulen Horte ein, die eine ganztägigen Betreuung der jüngeren Schulkinder gewährleisten sollten.

Ich möchte an einigen Beispielen zeigen, welche Auswirkungen die Schulreformen auf den sprachlichen Alltag meiner Gewährspersonen in ihren Wohnorten hatten. Die nach der rigorosen Entnazifizierung des öffentlichen Dienstes eingestellten „Neulehrer“ rekrutierten sich zu großen Teilen aus immigrierten Vertriebenen. Flüchtlinge und Vertriebene stellten „zonenweit etwa ein Drittel aller ab 1945 eingestellten Neulehrer“ (Schwartz 1999: 178). Das bedeutete, dass die Lehrkräfte auch an den mecklenburgischen Schulen vielfach aus entfernten Sprachregionen stammten, zumindest anfänglich keinen Zugang zum Niederdeutschen hatten und im Unterricht auch eine nicht mecklenburgisch geprägte Variante des Standarddeutschen sprachen. Ein Zeitzeuge aus Jürgenshagen beschreibt die sprachliche Dimension der Entnazifizierung wie folgt:

Und wir hatten ja auch nur hochdeutsche Lehrer. [...] Die Lehrer die kamen das waren ja auch alles Flüchtlinge die eben Lehrerausbildung hatten. Unser hiesiger Lehrer den wir hatten das war ein Plattdeutscher durch und durch. Aber das war auch ein Nazi. [...] Eine Klasse nach dem Krieg hatte er mit uns noch gemacht. Aber dann haben die Russen ihn abgeholt ne.⁸⁵

Die Reformierung des Bildungssystems zielte nicht zuletzt auf eine deutliche Verlängerung der Schulzeit, die sich auch in meiner Zufallsstichprobe niederschlägt. Während die vor 1940 geborenen Alteingesessenen durchschnittlich 9,3 Schuljahre (N = 26) durchliefen, besuchten die zwischen

85 GP 77 (1937 A, BI: 115. Ähnliches berichtet Herr 20 (1932 A, SP: 180) aus Nienhagen und Herr 9 (1939 A, BI 1: 276) aus Schwaan.

1950 und 1970 geborenen Gewährspersonen aus alteingesessenen Familien durchschnittlich 10,5 Jahre lang die Schule (N = 15). Überdies hatte sich die Zeit des Schulbesuchs stark vereinheitlicht. In der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen lag die Dauer des Schulbesuchs bei verschiedenen Befragten zwischen sechs und zwölf Klassen. Die alteingesessenen Gewährspersonen der Nachkriegszeit durchliefen alle mindestens zehn Schuljahre, einige wenige setzen bis zur zwölften Klasse fort.

Der rasche Ausbau der Vorschulerziehung ist besonders gut an den kleineren Ortschaften nachzuvollziehen. In Schwaan bestand seit 1946 ein städtischer Kindergarten, der im März 1947 bereits 54 Kinder und im Jahr 1953 87 Kinder betreute.⁸⁶ In Jürgenshagen wurde 1949 ein Kindergarten eröffnet, im Jahr 1953 folgte im Jürgenshäger Ortsteil Wokrent eine zweite Einrichtung dieser Art.⁸⁷ Die 30 Plätze im Jürgenshäger Kindergarten wurden bis 1965 auf 41 Plätze erweitert,⁸⁸ zusätzlich wurde 1955 für die kleineren Kinder in Jürgenshagen eine Kinderkrippe eingerichtet.⁸⁹ Auch in Satow eröffnete 1953 ein Kindergarten, der bereits 1955 ausgebaut werden sollte.⁹⁰ Neben dem Kindergarten mit 42 Plätzen existierte dort 1960 ein Erntekindergarten mit 15 Plätzen. Die außerdem bestehende Erntekinderkrippe wurde 1962 in eine ganzjährige Dauereinrichtung umgewandelt.⁹¹ Besonders schnell wurde der Ausbau der Vorschulbetreuung in

86 „Tätigkeitsbericht für den Monat Oktober 1946“, 1.11.1946 (ALRos, B. S.02: 878). „Monatsbericht der Abteilung Kultur und Volksbildung“, 1.3.1947 (ALRos, B. S.02: 878). „Antrag auf Bestätigung der Institutionen der vorschulischen Erziehung und der Horte“, 14.3.1953 (ALRos, B. RdK: 80). Der städtische Kindergarten wurde bald durch einen Betriebskindergarten der Fischkonservenfabrik und einen Kindergarten der katholischen Gemeinde ergänzt.

87 Handschriftliche Chronik „Geschichtliche Entwicklung der Gemeinde“ (Heimatstube, Jürgenshagen). Protokoll der Gemeindevertreterversammlung vom 17.2.1953, S. 1 (ALRos B. RdG.10:1).

88 „Antrag auf Bestätigung der Institutionen der vorschulischen Erziehung und der Horte“, 12.3.1953 (ALRos, B. RdK: 80; „Planjahr 1966, Planteil Volksbildung“, 27.12.1965 (ALRos B. RdG. 10: 10).

89 „Berichterstattung über das Jugendgesetz“, 8.2.1956 (ALRos, B. RdG. 10: 3).

90 „Bericht über den Erfüllungsstand des Dorfplanes der Gemeinde Satow“, 6.11.1953 (ALRos 2.G.27.07); „Fünfjahresplan der Gemeinde Satow“, 22.2.1955 (ALRos, 2.G.27.07).

91 „Haushaltsplan“ für 1960 (ALRos.2.G.27.02). Protokoll der Gemeinderatsversammlung vom 18.9.1962, S. 3 (ALRos 2.G.27.10).

der rasch expandierenden Stadt Rostock vollzogen. Hier wurde der erste städtische Kindergarten schon im Juni 1945 eröffnet, dreißig Jahre später verfügte die Stadt über 90 Kindergärten mit 10.400 Plätzen.⁹²

Durch die Verlängerung der Schulzeit und den Ausbau der Vorschul-erziehung vergrößerte sich für die Kinder und Jugendlichen nicht nur die lebenszeitliche Dauer des Besuchs von Bildungseinrichtungen, sondern auch der tägliche Aufenthalt in den Schulen wurde erheblich ausgedehnt. In den Gemeinderatssitzungen geht es spätestens seit den 1950er Jahren immer wieder um Maßnahmen zu einem „allmählichen Übergang der Ganztagerziehung“.⁹³ In Schwaan wurde bereits im November 1946 an den Räumen für einen Schulhort gearbeitet.⁹⁴ Die 1956 geplante Erweiterung der Schule in Satow ging mit der Einrichtung eines Hortes einher, der 1958 bereits 25 Kinder betreute und zeitnah auf 40 Plätze erweitert werden sollte.⁹⁵ Die Schule im kleinen Dorf Jürgenshagen konnte im Jahr 1966 schließlich 85 „Plätze der ganztägigen Bildung und Erziehung“ nachweisen.⁹⁶

Die räumliche Konzentration des ländlichen Schulsystems auf wenige „Zentralschulen“ machte eine umfassende Mobilität der Schülerschaft notwendig, die die Verwaltungen teilweise vor schwierige Transportprobleme stellte⁹⁷ und vielfach zur Einrichtung von Schulinternaten veranlasste.

92 *Chronik der Stadt Rostock*, Teil 1 (1978): 6; *Chronik der Stadt Rostock*, Teil 2 (1980): 23, 24. Welch unerhört große Energie in den Ausbau der öffentlichen Vorschul-erziehung gesetzt wurde, wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass „von den 1944 (saison- und kriegsbedingt) existierenden 550 Kindergärten im Land [Mecklenburg-Vorpommern]“ Ende 1945 insgesamt nur noch acht Einrichtungen bestanden (Diederich 2006: 411).

93 Beschluss des Gemeinderates von Satow, Protokoll 14.5.1960, S. 2 (ALRos 2.G.27.10).

94 „Tätigkeitsbericht für den Monat Oktober 1946“, 1.11.1946 (ALRos, B. S.02: 878).

95 „Protokoll der Ratssitzung am 12. Juli 1956“, S. 3, (ALRos 2G.27.07). „Haushaltsplan, Kapitel 522“ für 1959 (ALRos, 2.G.27.02).

96 Formular: „Planjahr 1966, Planteil Volksbildung, Kapazitäten/Arbeitskräfte und Lohn“ (ALRos, B. RdG.10: 10).

97 Matthias (1985: 242, 246) berichtet, dass der nun viel weitere Schulweg für die Kinder in der Magdeburger Börde unter den schwierigen Verkehrsverhältnissen der 1950er Jahre kaum zu bewältigen war.

Die erweiterte Schule in Satow sollten Schüler aus „einem Umkreis von 10 km“ besuchen. „Da den Schülern nicht zuzumuten ist, täglich, besonders in der schlechten Jahreszeit diese Entfernung zu Fuß oder mit dem Rad zurückzulegen, ergibt sich die Notwendigkeit einer internatsmäßigen Unterbringung.“⁹⁸ Sieben Internatsräume wurden eingerichtet für insgesamt 32 Schülerinnen und Schüler.⁹⁹ Auch in Schwaan wurde die Auflösung der umliegenden Dorfschulen durch die Einrichtung eines Schulinternats in der Zentralschule der Kleinstadt begleitet (Wolbring 2005: 123). Die Internatsschülerinnen und -schüler lebten über fünf Tage in der Woche außerhalb ihrer Familien und Ortsgemeinschaften.

Der Ausbau des Bildungssystems in der DDR hatte unmittelbare Folgen für den kommunikativen Alltag der jüngeren Generationen. Die „Erziehung zu einer deutlichen, lautreinen Aussprache, die sich immer klarer von der Umgangssprache und Mundart abhebt“ (Osnowski 1998:274) war nach einer sehr kurzen Phase der Toleranz gegenüber den Dialekten eines der zentralen Bildungsziele in der SBZ/DDR (vgl. 3.1.4). Die tiefgreifende Bildungsreform löste die Kinder und Jugendlichen in zunehmendem Maße aus den angestammten familiären und lokalen Kommunikationsräumen heraus¹⁰⁰ und brachte sie mit täglich und lebenszeitlich steigender Dauer in engen Kontakt mit der überregionalen Standardsprache, die durchweg als Betreuungs- und Unterrichtssprache dominierte (vgl. 3.1.4, 3.3.3). Insbesondere die Schulen fungierten als Institutionen gezielten und sanktionsbewehrten Sprachmanagements zugunsten der Prestigevarietät „Literatursprache“, wie die Standardsprache im pädagogischen Kontext in der DDR bezeichnet wurde. Gegenüber der Vorkriegsgeneration hatte sich das alltägliche sprachliche Umfeld der Kinder und Jugendlichen, die

98 „Volkswirtschaftliches Gutachten über die Notwendigkeit des Bauvorhabens der Mittelschule i. A. in Satow“, ohne Datum, 1956/1957 (ALRos, 1.3421).

99 „Benötigtes Inventar für die Räume der Mittelschule und des Internats in Satow“, 22.9.1957 (ALRos, 1.3421). „Haushaltsplan 1959“ (ALRos, 2.G.27.02).

100 Auch in der Bundesrepublik führte die „Zentralisierung des lokalen Schulwesens“ (Bieberstedt 2016: 300) zu einer starken Veränderung der schulischen Kommunikation. Die kulturpolitische „Bildungsoffensive in der BRD ab ca. Mitte der 60er Jahre“ zeitigte in Teilen vergleichbare Effekte für die „Beschleunigung und Nachhaltigkeit des Sprachwechselprozesses von Niederdeutsch zu Hochdeutsch“ (Andresen 2020: 114) wie die Bildungsreformen der DDR.

in den 1950er und 1960er Jahren aufwuchsen, erheblich gewandelt, die Dominanz der Standardsprache im lokalen Varietätengefüge hatte sich bedeutend vergrößert. Der massive Aus- und Umbau des Bildungssystems nahm damit einen unmittelbaren Einfluss auf den Wandel des Sprachgebrauchs und der Sprachwahrnehmung bei Kindern, Jugendlichen und in ihren Elternhäusern (vgl. 5.1.3).

2.2 Erinnernte Immigration 1: Schlaglichter auf die materielle Situation von Alteingesessenen und zugewanderten Vertriebenen

Sowohl die Vertriebenen als auch die Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration erinnern sich in unseren Interviews noch heute sehr lebhaft und detailliert an die Geschehnisse und ihre Lebensumstände nach dem Ende des Krieges bzw. nach ihrer Ankunft als Flüchtlinge und Vertriebene in Mecklenburg. Diese Erinnerungen wurden offensichtlich in Teilen auch an die Folgegeneration weitererzählt. Vor allem in den Schilderungen zu den ersten Nachkriegsjahren stehen – sowohl bei den Alteingesessenen als auch bei den damals zugewanderten Vertriebenen – die materiellen Nöte und die alltägliche Bewältigung der Mangelversorgung im Zentrum. Ein zentraler Schwerpunkt der Erzählungen speziell der Immigranten sind dabei die Ernährungsnöte und die alltäglichen Anstrengungen der Erwachsenen wie der Kinder, sich Nahrungsmittel zu ‚organisieren‘ oder durch landwirtschaftliche Hilfsarbeiten eine minimale Ernährungsgrundlage zu verschaffen. Der große Mangel an Gegenständen des täglichen Bedarfs, wie zum Beispiel Schuhe, Kleidung oder Hausrat, war ein Problemfeld, mit dem fast alle Menschen in der Nachkriegszeit in der einen oder der anderen Weise konfrontiert waren und an das sie sich noch heute gut erinnern.

Ein weiterer, sehr breit entfalteter Themenkreis der biographischen Erzählungen meiner Gewährspersonen sind die Wohnverhältnisse in der Zeit nach 1945. Für die Alteingesessenen bedeuteten die erzwungenen Einquartierungen einen Eingriff in ihre Privatsphäre und eine recht drastische Beschneidung ihres angestammten Wohnraums. Die immigrierten Vertriebenen erzählen von ihrer großen Wohnungsnot und ihrem Leben in extrem überfüllten, provisorischen und unbeheizten Unterkünften. Eher am Rande ihrer Berichte, aber doch recht häufig kommen meine

Interviewpartnerinnen und -partner auch auf physische und psychische Krankheiten in ihren Familien zu sprechen, die zum Teil als Kriegs- und Vertreibungsfolgen erscheinen, zum anderen aber auch auf die Epidemien zurückzuführen sind, die sich in den ersten Nachkriegsjahren ausbreiteten und besonders unter den mangelernährten Vertriebenen große Opferzahlen verursachten. Die Befragten strukturieren ihre biographischen Narrationen häufig durch ähnliche Stationen ihrer familiären Lebensläufe nach dem Kriegsende. Hier werden vor allem die Heimkehr der männlichen Familienmitglieder aus dem Krieg, die Verbesserung der Wohnverhältnisse, die Fortsetzung bzw. der Neubeginn schulischer oder beruflicher Laufbahnen, Partnerschaften und die Gründung eigener Familien immer wieder als wichtige Schrittfolgen der Nachkriegsbiographien genannt.

So dicht und so aufschlussreich diese Erzählungen meiner Gewährspersonen über die Geschichte der Nachkriegszeit in Mecklenburg auch sind, kann es nicht Gegenstand einer sprachhistorischen Untersuchung sein, diese Zeitzeugenberichte im Gesamtzusammenhang aufzuarbeiten. Erfahrungsgeschichtliche Studien sind zwar gerade zum Norden der SBZ und der DDR der ersten Nachkriegsjahrzehnte bis leider heute rar,¹⁰¹ zur Sozial-, Wirtschafts- und Politikgeschichte dieser Region nach 1945 liegen aber inzwischen schon eine Reihe kleiner und umfassenderer Studien vor, die die Nachkriegsgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns facettenreich nachzeichnen.¹⁰² Für meine Rekonstruktion der Sprachgeschichte sind die Erfahrungsberichte meiner Gewährspersonen in erster Linie insofern von Interesse und Bedeutung, als hier die Sprecherinnen und Sprecher schildern, wie sie die materiellen und sozialen Rahmenbedingungen

101 Eine Ausnahme ist hier die Dissertation von Seils (2012).

102 Hier kann natürlich keine umfassende Übersicht über die Forschungsliteratur zur Aufnahme der Vertriebenen in Mecklenburg-Vorpommern gegeben werden. An dieser Stelle seien nur die Monographien bzw. Sammelbände speziell zu dieser Thematik genannt: Holz (2004), Seils (2006), Seils (2012) und Vierneisel (Hrsg. 2006). Aus der inzwischen recht umfangreichen Literatur zur Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR allgemein ist vor allem auf die Bücher von Plato v./Meinicke (1991), Wille/Hoffmann/Meinicke (Hrsg.) (1993), Hoffmann/Schwartz (Hrsg.) (1999), Schwartz (2004) und Amos (2009) hinzuweisen. Die dreibändige, kommentierte Dokumentensammlung von Wille (Hrsg.) (1996, 1999 und 2003) enthält zahlreiche Dokumente auch zu Mecklenburg.

erlebt haben, unter denen der Sprachwandel in meinem Untersuchungsgebiet verlief, genauer gesagt, unter denen sie selbst ihren Sprachgebrauch und ihre Spracheinstellungen änderten. Ich werde – auch aus arbeitsökonomischen Gründen – aus dem reichen Erfahrungsschatz meiner Zeitzeugen hier nur zwei Themenkreise herausgreifen, anhand derer die sozialen Rahmenbedingungen des Sprachkontakts zwischen Alteingesessenen und „Neubürgern“ beispielhaft beleuchtet werden können.

Im Abschnitt 2.2.1 soll in aller Kürze gesichtet werden, was die Gewährspersonen über ihre Wohnverhältnisse und deren Veränderungen nach dem Ende des Kriegs erzählen. Mit den Erinnerungen an die Wohnsituation kann einerseits ein grelles Schlaglicht auf die ungleiche Verteilung der Ressourcen innerhalb der Nachkriegsbevölkerung Mecklenburgs gelegt werden. Und andererseits rücken diese Erinnerungen die dichten Kommunikationsräume in den Blick, in denen sich der Sprachkontakt zwischen den Vertriebenen und den Alteingesessenen im Alltag der Nachkriegsjahre abspielte. Der Abschnitt 2.2.2 wertet die Antworten meiner vor dem Krieg geborenen Gewährspersonen auf die standardisierte Frage aus, wann sich ihr Leben nach Krieg und Vertreibung wieder „normalisiert“ habe. Dort wird rekonstruiert, wie die Befragten ihre Nachkriegsbiographien zeitlich strukturieren und welche Kriterien sie für die Rückkehr zur Normalität geltend machen. Es zeigt sich dabei, dass die Alteingesessenen und die zugewanderten Vertriebenen ihren Biographien sehr unterschiedliche Verläufe zumessen und sich in der Nachkriegszeit mit teilweise sehr verschiedenen Problemlagen konfrontiert sahen.

2.2.1 „*Da war das Haus dann brechend voll*“¹⁰³ – die Wohnsituation nach 1945 aus der Sicht der Alteingesessenen und der Vertriebenen

In den Besatzungszonen der Alliierten im Westen wie im Osten zeichnete sich am Kriegsende frühzeitig ab, „daß die Unterbringung der Umgesiedelten in zumutbaren Wohnräumen zu den gravierendsten Problemen der Nachkriegszeit gehörte“ (Plato v./Meinicke 1991: 47). Die große Fluchtbewegung in den letzten Monaten des Krieges und die nach Kriegsende

103 Herr 61 (1934 A, BI: 125).

in immer neuen Transportschüben eintreffenden Vertriebenen aus den mittel- und osteuropäischen deutschen Siedlungsgebieten setzten die Verwaltungen der Besatzungszonen bzw. der späteren BRD und DDR unter drängenden Zugzwang, für die Unterbringung der Zwangsmigranten zu sorgen. Besonders im Norden der sowjetischen Besatzungszone reichte die Zahl der immigrierten Vertriebenen schon bald an die Zahl der alteingesessenen Bevölkerung heran und überstieg sie in manchen Landkreisen Mecklenburgs sogar noch deutlich.¹⁰⁴ Auch als die Zuwanderung von Vertriebenen nach 1946 allmählich abebbte, blieb die Versorgung der „Neubürger“ mit Wohnraum über Jahrzehnte ein zentrales Arbeits- und Problemfeld insbesondere für die lokalen Behörden. Dies zeigen beispielsweise die Verhältnisse in meinem Untersuchungsort Jürgenshagen: Selbst in dieser kleinen ländlichen Gemeinde durchzogen die Diskussionen um die konflikträchtige Wohnungsversorgung die Protokolle der Gemeinderatssitzungen der Nachkriegsjahre als Dauerthema. Immer wieder mussten hier Wohnungstausch, Wohnungsanierung oder Wohnungsneubau erörtert und organisiert werden. Und noch über 20 Jahre nach Kriegsende war das „Wohnungsproblem“ im Dorf keineswegs beseitigt, vielmehr suchten 36 ortsansässige Familien in dem kleinen Ort noch 1966 eine adäquate Wohnung. Und wegen der Wohnungsnot drohte die Abwanderung der dringend benötigten landwirtschaftlichen Arbeitskräfte: „Wenn wir keine Wohnungen schaffen“, so warnt ein Sitzungsprotokoll, „verlieren wir alle Arbeitskräfte.“¹⁰⁵

Im folgenden Abschnitt soll knapp umrissen werden, wie sich die Wohnungsproblematik für die betroffenen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im

104 Vgl. die tabellarische Aufstellung in Kossert (2008: 197), in mehreren anderen Kreisen in Mecklenburg-Vorpommern waren im April 1946 mehr als die Hälfte der Einwohner Vertriebene. Ein anschauliches Bild von der überproportional hohen Zuwanderung im Norden der SBZ vermittelt die Karte in Beer (2011: 106).

105 Protokoll der außerordentlichen Gemeinderatssitzung am 9.3.1966 (ALRos B. RdG. 10:5: 77). Im Dezember 1966 meldet der Gemeinderat von Jürgenshagen eine Einwohnerzahl von 883 Personen. („Analyse über die Gemeinde Jürgenshagen“, vom 10.12.1966, ALRos B. RdG. 10:10). Die Zahl von 36 mehrköpfigen Familien, die nach einer Wohnung suchten, umfasst also bereits einen beträchtlichen Anteil der Ortbevölkerung.

Rückblick darstellt. Die Behörden in der SBZ begegneten der Wohnungsnot in erster Linie mit dem Mittel der „direkten Umverteilung“ (Ther 2001: 96), das heißt, die Zuwanderer wurden über Zwangseinweisungen in den Wohnungen, Häusern und Höfen der alteingesessenen Bevölkerung untergebracht. Dass die Einquartierungen gegen den Willen der angestammten Ortsbevölkerung durchgesetzt werden konnten, erklärt Herr 15 (1921 A, BI: 160, 164) plastisch mit der „Angst vorm Iwan“, also vor den örtlichen russischen Kommandanten, die die meist von den Bürgermeistermeistern angeordneten Maßnahmen absicherten. „Das war eine eine Diktatur und eine Disziplin-Sache. Das ... alles hat gekuscht. Alle Angst gehabt.“ Schneller als in den westlichen Besatzungszonen konnte mit dieser dirigistischen Wohnungspolitik für die Auflösung der Aufnahmelager gesorgt werden, die in der SBZ nicht als Option einer dauerhaften Unterbringung gesehen wurden.¹⁰⁶ Die Umverteilung des vorhandenen Wohnraums zugunsten der Flüchtlinge und Vertriebenen brachte selbstverständlich für die Alteingesessenen erhebliche Belastungen und räumliche Einschränkungen mit sich.

Herr 4 (1928 A, BI 1: 162) erinnert sich, dass sich die Bewohnerschaft seines elterlichen Wohnhauses nach dem Krieg fast verdreifachte. „Also das Verhältnis war fünf Personen wohnten in dem Haus in dem Zweifamilien-Wohnhaus normal und vierzehn Personen wohnten als dann der Krieg aus war.“ Frau 7 (1936 A, BI: 141) erzählt, dass sich der Wohnraum ihrer Familie durch die Einquartierung etwa halbiert habe:

106 „Gemäß einer DDR-weiten Erhebung vom April 1950 bewohnten 93 Prozent der Vertriebenen ‚feste (massive) Häuser, [...] 6,4 Prozent lebten noch in Baracken und leicht gebauten Heimen, [...] 0,6 Prozent in Notwohnungen.“ (Ther 2001: 97). In den westlichen Besatzungszonen war die Zahl der Zuwanderer, die noch lange in Massenunterkünften leben mussten, demnach deutlich höher. Nach Schwartz (1999: 143) sind die amtlichen Zahlen zur Lagerunterbringung in der DDR freilich mit Skepsis zu lesen, da frühere Lager zum Teil lediglich zu „Wohnbaracken“ umgebaut oder auch nur umgewidmet wurden und die angestrebte Auflösung der Barackenlager sich noch über 1951 hinaus verzögerte. Frau 57 (1965 VV, BI 1: 173) erzählt, dass es sogar am Anfang der 1990er Jahre in Schwaan noch eine „Flüchtlingsbaracke“ gegeben habe, in der sie damals beruflich eine alte Kundin aufsuchte: „Und ich war so was von entsetzt wie diese Frau gelebt hat.“

Und wir hatten natürlich auch auch Einquartierung. Also wir wir kriegten ... wir waren mit meiner Mutter drei Kinder. Und wir hatten dann nur noch zwei Zimmer. Und wir hatten eine Vier-Zimmer-Wohnung und die anderen beiden waren ... also es waren ... lebten oft zwei Partien. Also in einem Zimmer und im anderen ne. Weil weil die waren derartig ... ja zwei Familien ne.

Auch die Familie von Herr 9 (1939 A: BI 1: 71) hatte nach der Einweisung der Umsiedler nur noch zwei Zimmer zur Verfügung:

Und die Familie rückte ja damals sowieso ganz eng zusammen. Das waren wenig Räumlichkeiten da und Flüchtlinge wohnten ringsherum um uns im Haus. [Adresse] Da hatten wir also praktisch zwei Zimmer. Ich schlief im Elternschlafzimmer mit und die Oma hatte ein Zimmer extra. Und und na der Großvater war am Anfang auch noch da.

Viele Berichte dieser Art zeigen, dass die Zuwanderung der Vertriebenen sich für die alteingesessenen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in der Erinnerung sehr oft mit einer erheblichen Verengung ihrer eigenen angestammten Wohnverhältnisse verbindet.

Allerdings war die Wohnsituation, in der sich die Vertriebenen in den Jahren nach ihrer Ankunft wiederfanden, in der Regel um ein Vielfaches beengter. Herr 15 (1921 A, BI: 156), der nach seiner Rückkehr aus dem Krieg immerhin eine kleine Kammer in der Wohnung seiner Mutter beziehen konnte, erinnert sich an den Kontrast zwischen den Wohnverhältnissen der Alteingesessenen und der Vertriebenen noch sehr gut: „Ich habe dann vorne geschlafen und meine Mutter hat dann hinten [in der Stube] geschlafen. Das war alles kein Problem denn damals die die [Flüchtlinge] lagen ja übereinander bei nachts beim Schlafen ne. Kinder alles und so. Und nein das war war war furchtbar ne.“ Herr 10 (1939 V, BI: 78) beispielsweise wurde mit seiner Familie nach einer vorübergehenden Unterbringung in einer Wohnbaracke in die kleine Wohnung von zwei alteingesessenen Damen eingewiesen: „Tja ja wir hatten ja bloß einen Raum mit fünf Mann. Und denn die beiden Frauen ja auch noch. Wir haben ja praktisch in ihren in ihren ... unsere ganze Möle [,Kram¹⁰⁷] in ihre Wohnung mit reinstopfen müssen.“ Geschlafen wurde „auf dem Fußboden“. Die Belegung der

107 Das *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* verzeichnet das Verb *mölen* als mecklenburgisch umgangssprachlich mit der Bedeutung „kramen, wühlen, herumsuchen“.

Wohnräume mit Vertriebenen war aber häufig sogar noch enger. Frau 38 (1937 V, BI: 77) wurde als Neunjährige mit ihrer Familie für viele Monate in einem Zimmer in Satow untergebracht: „In diesem einen Zimmer waren wir dann mit sieben Personen. Und da hatten wir nur drei Betten. Und die Betten mit Strohsäcken und so.“ Ähnlich sahen die Wohnverhältnisse für die Vertriebenen auf dem elterlichen Hof von Herrn 41 (1935 A, BI 1: 81) aus, der schätzt, dass zusammen mit seiner Familie, dem Gesinde und mehreren Vertriebenenfamilien zwischenzeitlich „30 Leute“ im Bauernhaus lebten. „Und hinten im Zimmer da war noch ein Zimmer da hat auch eine Frau gewohnt mit sieben Kindern. In einem Raum. Das können Sie sich mal vorstellen was da ... ne. Und die hatten ja nichts. Nichts. Gar nichts.“ (BI 1: 68).

In derartigen Wohnverhältnissen haben die Vertriebenen keinesfalls immer nur vorübergehend gelebt. So erzählt die aus Ostpreußen vertriebene Frau 43 (1937 Z, SO: 123) über ihre Unterbringung in einem mecklenburgischen Dorf:

Und da haben wir auch bei einem Bauern gewohnt mit sechs. Wir waren meine Mutter wir waren vier hatten wir noch einen Cousin mit waren also vier Kinder meine Mutter meine Großmutter in einem Zimmerchen gewohnt beim Bauern. Fünf Jahre lang ne.

Auch Frau 79 (1924 V, BI 1: 61, 82) hat dem Vernehmen nach „vier fünf Jahre“ „mit 13 Mann“ in einem Raum im Schloss Klein Siemen in der Nähe von Satow gelebt. Die Erinnerungen meiner Gewährspersonen an ihre Wohnverhältnisse in der Nachkriegszeit deuten zwar darauf hin, dass beide Bevölkerungsteile durch die erzwungenen Einquartierungen eine starke Verengung ihrer früheren Wohnflächen zu erleiden hatten, dass die Beeinträchtigungen die immigrierten Vertriebenen aber in weit höherem Maße betrafen. Dieses Bild, das die Zeitzeugeninterviews vermitteln, wird durch amtliche Statistiken zur Wohnungsverteilung in Mecklenburg bestätigt: „Einheimische besaßen 1949 dort durchschnittlich 10,7 qm pro Person, während auf jeden Vertriebenen lediglich 3,9 qm entfielen. An diesem strukturellen Mißverhältnis änderte sich in den Folgejahren wenig.“¹⁰⁸

¹⁰⁸ Schwartz (1999: 152). In den Industrieregionen der SBZ/DDR war das Verhältnis der Wohnflächen der Bevölkerungsgruppen geringfügig ausgewogener. Bezogen auf die gesamte SBZ ergaben sich daher folgende Zahlen: „Noch im

Die Alteingesessenen verfügten demnach noch vier Jahre nach dem Kriegsende im Schnitt über 2,7-mal so viel Wohnfläche wie die Zuwanderer.

Dass die einquartierten Vertriebenen gegenüber den Alteingesessenen „in einer rechtlich wie alltäglich inferioren Position“ (Schwartz 1999: 148) waren, zeigte sich nicht zuletzt auch daran, dass sie den Hauptmietern oder Hauseigentümern gegenüber mietspflichtig waren.¹⁰⁹ Grundsätzlich wurde den Alteingesessenen auch ein Vorrecht für die Nutzung ihrer angestammten Räume zugestanden. Als beispielsweise Herr 42 (1924 A, BI: 90–91) aus dem Krieg zurückkehrte, fand er sein Elternhaus voll belegt mit Vertriebenen. „Die Eltern hatten ja auch bloß nur ein Zimmer. Also die anderen waren alles Flüchtlinge. [...] Da haben sie [die Eltern] gesagt dass ich komme. Da hat der Bürgermeister gesagt ‚nein dann müssen die raus‘. So war es dann.“ Ein Teil der einquartierten Bewohner des Hauses musste also dem alteingesessenen Kriegsheimkehrer weichen. Zuwachs der alteingesessenen Familien bzw. Zuzug von Familienmitgliedern der Alteingesessenen waren neben der fortdauernden Suche nach besseren Wohnbedingungen einer der Gründe, dass die Immigranten in den ersten Jahren nach ihrer Ankunft immer wieder umzogen.

Meine Gewährspersonen berichten mir sehr häufig von einer Vielzahl von Wohnungswechseln, ehe sie einigermaßen langfristige Wohnsituationen erreichten. Herr 13 (1935 V, BI: 77) beispielsweise erzählt, dass seine damals fünfköpfige Familie nach einer ersten Notunterbringung für „ein gutes Jahr“ in einem Raum in einer alten Druckerei gewohnt habe, in der es durch die Decke regnete. Sie haben dann längere Zeit in einer Wohnung gelebt, wo ihnen „nachts die Ratten [...] bei uns übers Bett gelaufen“ (ebd.: 79) sind. Wegen der Rattenplage sind sie auch dort wieder ausgezogen und haben als vierte Station erst 1949 in einer Doppelstockbaracke am Waldrand eine Unterkunft gefunden, in der sie sich einigermaßen wohl

August 1949 verfügten ‚Umsiedler‘ nur über 5,2 Quadratmeter Wohnraum, Einheimische hingegen über 10,2 Quadratmeter; das bedeutet, dass eine vierköpfige Vertriebenenfamilie im Schnitt gerade einmal auf zwanzig Quadratmetern leben musste.“ (Krauss 2011: 198).

109 Schwartz (1999: 148–149) führt aus, dass diese Abhängigkeit von den Hauptmietern immer wieder auch durch überhöhte Mieten oder Vermietung der Räume als möblierte Zimmer ausgenutzt worden ist.

gefühlt haben. Vier bis fünf Umzüge innerhalb der Ortschaften in den ersten fünf Jahren nach Kriegsende waren den Zeitzeugen zufolge durchaus keine Seltenheit. Auch in dieser fortgesetzten Unbehaustheit zeigt sich eine starke Benachteiligung gegenüber den Alteingesessenen, die zwar beengt, aber doch in der Regel dauerhaft in ihren angestammten Wohnungen bleiben konnten.

In der Ausstattung der Wohnräume trat die soziale Ungleichheit von Alteingesessenen und Vertriebenen ebenfalls drastisch zu Tage. Die Ausstattung der Wohnungen und Häuser auch der Alteingesessenen waren freilich nach heutigen Maßstäben noch lange nach dem Krieg in Mecklenburg sehr einfach, um nicht zu sagen primitiv. In der Kleinstadt Schwaan zum Beispiel wurde erst im Jahr 1958 das letzte Haus an die zentrale Wasserversorgung und Kanalisation angeschlossen,¹¹⁰ zuvor war an Spültoiletten oder Duschen gar nicht zu denken. Die Wohnungen der Alteingesessenen umfassten außerdem damals mitunter noch einzelne unbeheizte Räume. Die Einquartierten hatten aber häufig ohne Ausweichmöglichkeiten in eben diesen Räumen zu leben. In den Interviews der Vertriebenen tauchen immer wieder Erinnerungen an gefrorene Wände und Betten auf, wie in der Erzählung von Herrn 10 (1939 V, BI: 75–77):

Es waren drei drei Außenwände. Rei ... Reif auf den Wänden. Auf den Zudeck. Wir haben geschlafen. Wo wir gelegen haben. [...] Das war ein Eisklumpen vom Atem. Ein Eisklumpen. Da waren damals zwanzig ... über zwanzig Grad. Unser Vater der hat die Fenster alle mit Papier zugestopft an der Seite. Da konnte man durchgucken ne. Und das waren nur einfache Scheiben. Kein Doppelglas. Und kein Ofen drin.

Anders als manche Flüchtlinge, die auf den Trecks wenigstens rudimentären Hausrat mitbringen konnten, kamen die Vertriebenen oft nur mit den Kleidern, die sie auf dem Leib trugen, in Mecklenburg an. In den Räumen, die ihnen zugewiesen wurden, fanden sie häufig keinerlei Hausrat wie Betten, Bettzeug oder Möbel vor. „Kahle Stube kein Bett kein Stuhl kein nichts“, so beschreibt Frau 79 (1924 V, BI 1: 61) den Raum, in den sie und ihre Familie einquartiert wurden. Und sie erzählt weiter:

110 Luckmann (2009). 1956 wurden die ersten Häuser der Stadt an fließendes Wasser angeschlossen, erst 1958 hatte das letzte Haus einen Trinkwasseranschluss.

Erst gab es ja ein bisschen Unterstützung. Ganz wenig. Einen Stuhl habe ich haben wir gekriegt. Und dann hat uns einer gebracht so eine ... nicht einmal gehobelte Bretter so ganz roh vom Baum abgeschnitten. Und dann durften wir uns so ein bisschen eine Pritsche bauen. Haben sie uns Stroh gebracht.“ (BI 1: 82)

Die Versorgung der zugewanderten Vertriebenen mit dem minimalen Hausrat blieb in der DDR trotz mehrerer großer Spendenaktionen und der Einräumung eines zinslosen Wohnbedarf-Kredits 1950 über lange Jahre ein ernstes Problem, an dem sich wiederum das soziale Ungleichgewicht zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen zeigte.¹¹¹ Auch in dieser Hinsicht waren die Zuwanderer auf die mangelhafte behördliche Unterstützung bzw. auf das Wohlwollen der alteingesessenen Hausbewohner angewiesen, die ihnen mit Hausrat aushelfen konnten.

Die Einquartierung der Ortsfremden in einzelnen Räumen in den privaten Wohnungen und Häusern der Alteingesessenen brachte eine überaus enge wechselseitige Durchdringung der Privatsphären mit sich. Die Zugezogenen lebten nicht nur Wand an Wand mit den alteingesessenen Mitbewohnern, sondern waren in aller Regel auch darauf angewiesen, die Küchen und Toiletten der Wohnungen mit zu benutzen. Dies machte eine dauernde Koordination der alltäglichen Lebensabläufe der verschiedenen Wohnparteien notwendig. Herr 77 (1937 A, BI: 167–168) erzählt vom Zusammenleben seiner Familie mit bis zu fünf Vertriebenenfamilien im elterlichen Haus: „Und gekocht wurde hier alles in dieser Küche ne. Wir hatten noch einen großen Herd damals einen riesigen Herd. Jeder hatte

111 „Im März und Juni 1948 [drei Jahre nach Kriegsende!] führte die Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler unter den Vertriebenen Erhebungen über den bestehenden Bedarf an Hausrat, Möbel [sic] und Bekleidung durch. Nach diesen Angaben fehlten ihnen zu diesem Zeitpunkt 530.328 Bettstellen für Erwachsene, 165.398 Bettstellen für Kinder, 241.967 Tische, 846.531 Stühle und diverse andere Möbelstücke. Die ZVU errechnete, daß allein für die Bereitstellung der fehlenden Möbel 209.114 m³ Holz nötig wären.“ (Plato v./Meinicke 19991: 75). Thüsing (2008: 159) hält die Einräumung der Wohnbedarfs-Kredite nach dem „Gesetz über die weitere Verbesserung der Lage der ehemaligen Umsiedler“ vom September 1950 für eine „reine Propagandamaßnahme“ ohne nachhaltigen Effekt, weil „bereits kurz nach den Wahlen die Vergabe der Kredite massiv eingeschränkt wurde.“ Zum Stellenwert der Wohnbedarfs-Kredite in der staatlichen Vertriebenenpolitik vgl. die detaillierte Untersuchung in Schwartz (2004: 893–1116).

... versuchte dann irgendwas zu kochen ne. Toiletten hatten wir auch nur eine.“ Frau 7 (1936 A, BI: 149) erinnert sich, dass manchmal gleichzeitig „drei Parteien in der Küche“ Mahlzeiten zubereiteten. Im Elternhaus von Frau 12 (1935 A, BI: 107) lebten über „drei oder vier Jahre“ ein vierköpfige Familie aus Ostpreußen und eine Frau aus Böhmen mit ihrer kranken Tochter, die zum Teil in der kleinen Landwirtschaft „mit gewirtschaf... [...] geholfen“ (BI: 149) haben. Hier durften die einquartierten Mitbewohner nicht nur „die Küche mitbenutzen“, sondern ihre Mutter hat „gekocht für alle. Erstmal Mittag und alles andere haben sie sich wohl selbst verpflegt. [...] Wir hatten hinten auf dem Hof ein Plumpsklo. Da sind wir natürlich alle hingegangen.“ (BI: 147). In anderen Fällen durften die „ohne Heizung ohne Wasser“ Einquartierten „die Waschküche mitbenutzen, wo wir dann Essen kochten“ (Frau 14, 1936 V, BI: 74–75).

Mehrere Vertriebene erzählen vom Bau oder der Anschaffung von behelfsmäßigen „Kochhexen“, mit denen nach einiger Zeit der Zwang zur gemeinsamen Küchennutzung provisorisch umgangen werden konnte. Die Notwendigkeit, die Toilette und die Wasserversorgung (Pumpe) gemeinsam mit allen anderen Bewohnern zu nutzen, blieb freilich in aller Regel langfristig bestehen. Je nach Schnitt der Wohnungen gab es mitunter nicht einmal die Möglichkeit, während der Nacht in separaten Räumen zu schlafen. Frau 5 (1933 V, BI: 94) schildert die Schlafsituation ihrer vierköpfigen Familie wie folgt:

Und geschlafen haben wir eine Treppe höher in einen so einem Dreieck-Zimmer auf dem Fußboden. Und dahinter hatte eine Schwaaner Frau noch eine Wohnung. Und das weiß ich auch noch die war so nett die musste wenn sie in ihre Wohnung wollte über unsere Füße hinweg steigen ne.

Das außerordentlich beengte Zusammenleben und die dichte Verflechtung der Alltagsabläufe der verschiedenen Hausbewohner erforderte eine ständige Rücksichtnahme „Aber man durfte ja auch nicht laut sprechen oder sonst was. ‚Psst bist du wohl ruhig‘ ne. ‚Du störst die anderen‘ ne.“ (Frau 14, 1936 V, BI: 174). Und sie brachte natürlich häufig Konflikte zwischen den Wohnparteien mit sich, auf die ich in Abschnitt 2.3.2 näher eingehen werde. „Na ja es hat wohl mal gekracht aber im Allgemeinen hat jeder versucht klar zu kommen.“ (BI: 173).

Die Erinnerungen meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen an die Wohnverhältnisse in den ersten Jahren nach der Ankunft der Flüchtlinge und

Vertriebenen lenken den Blick auf zwei wesentliche soziale Rahmenbedingungen, unter denen der Sprachwandel in der heterogenen Nachkriegsbevölkerung ablief. Zum einen offenbaren die erinnerten Wohnverhältnisse exemplarisch, dass sich die immigrierten Vertriebenen damals in Lebenssituationen am existentiellen Minimum wiederfanden und sich neue materielle Lebensgrundlagen erst erarbeiten mussten. Damit wird zugleich deutlich, dass die Vertriebenen in Mecklenburg und anderswo in außerordentlich starke Abhängigkeiten von der angestammten Ortsbevölkerung gerieten. Denn die Alteingesessenen hatten trotz aller Entbehrungen, die auch sie nach dem Krieg erleiden mussten, weiterhin die wichtigsten materiellen Ressourcen in ihrer Verfügung.

Neben der krassen sozialen Ungleichheit, die anfangs zwischen den Alteingesessenen und den Neuankömmlingen herrschte, waren die sprachlichen Angleichungsprozesse in der SBZ/DDR außerdem von einem weiteren sozialen Faktor beeinflusst: Durch die erzwungene Umverteilung des Wohnraums zwischen den Bevölkerungsgruppen war eine räumliche Segregation der Immigranten und der Alteingesessenen in den ersten Jahren nach dem Krieg weder am Wohnort noch auch in der Privatsphäre der Betroffenen möglich. Die Einquartierungen brachten massive Eingriffe in die Privatsphäre beider Seiten mit sich und machten auch innerhalb des familiären Umfelds alltägliche kommunikative Abstimmungen der Lebensabläufe und gegebenenfalls Konfliktaushandlungen mit Menschen, die nicht zur eigenen Familie gehörten, unumgänglich. Anders als in vielen anderen Migrationsprozessen durchzogen die Sprachkontakte den Alltag der aufeinandertreffenden Bevölkerungsgruppen also gleichsam permanent und es erstreckten sich diese Sprachkontakte besonders auch auf die privatesten Sprachgebrauchsdomänen. Alltäglicher Sprachkontakt vollzog sich damit gerade auch in der Domäne, in der die Verwendung informeller Register oder Dialektgebrauch üblich waren.

Schauen wir zum Abschluss noch kurz auf die weitere Entwicklung der Wohnsituation, wie sie von der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien erlebt worden ist. Für die spezifische Entwicklung der Zuwandererfamilien sind natürlich besonders die Erinnerungen der Personen von Interesse, deren Eltern nicht in alteingesessene Familien und damit eventuell auch in gesicherte Wohnverhältnisse eingehiratet haben. Von den neun Nachkommen zweier vertriebener Elternteile, die ich interviewt

habe, berichtet nur Herr 50 (1950 V, BI: 21, 59) explizit davon, dass seine Familie in seiner Kindheit noch einquartiert gewesen sei. Er war mit seiner neunköpfigen Familie in einer Zweiraumwohnung in einem mecklenburgischen Handwerkerhaushalt untergebracht, wo er auch erste Niederdeutschkenntnisse erworben habe. Aber auch die meisten anderen Kinder zweier vertriebener Elternteile erzählen noch von außerordentlich engen Wohnverhältnissen während ihrer Kindheit in den 1950er und 1960er Jahren. Offensichtlich war es für die häufig sehr kinderreichen katholischen Vertriebenenfamilien besonders schwierig, adäquaten Wohnraum zu finden. Der Zuwachs dieser Familien führte dazu, dass die Familien auch im Lauf der 1950er und 1960er Jahre auf der Suche nach halbwegs ausreichenden Wohnräumen immer wieder umziehen mussten.

Es gibt aus dieser Zeit aber auch erste Berichte wie den von Herrn 62 (1952 VV, SP: 124), dessen Familie bei seiner Geburt noch im voll belegten „Gesindehaus“ des örtlichen Guts untergebracht (einquartiert?) war, dann aber schon 1954 in eines der neugebauten „kleine[n] Zweifamilienhäuser“ im Dorf umzog. Die Familie von Herrn 68 (1952 VV) und Herrn 69 (1964) kam dagegen erst im Jahr 1965 in dauerhafte Wohnverhältnisse. Sie waren „drei oder vier Mal umgezogen“ (Herr 68, 1952 VV, BI: 171) im Dorf, hatten zwischenzeitlich „mit vier fünf Kindern [...] zwei drei Zimmer“ (BI: 305) in einer Haushälfte in einer konflikthaften Nachbarschaft mit Alteingesessenen. „Wir waren dann neun Kinder nachher ne. Und dann wurde alles zu klein bis sie [die Eltern] zum Schluss noch ein Haus gekriegt haben“ (BI: 183), in dem die Familie eigenständig leben konnte. Auch andere Probanden aus der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien erzählen davon, dass ihre Familien in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre und in den 1970er Jahren nach mehreren Zwischenstationen in sehr beengten Verhältnissen schließlich „die Wohnung wo wir bis zum Schluss gewohnt haben“ (Frau 60, 1952 VV, BI: 158), beziehen konnten. Den Schilderungen meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zufolge scheinen sich die Wohnverhältnisse der Vertriebenenfamilien etwa zwanzig Jahre nach dem Kriegsende allmählich verbessert und verstetigt zu haben, und auch das vielfach beengte Zusammenleben mit alteingesessenen Nachbarn hat sich in diesem Zeitraum offenbar deutlich entflochten.

2.2.2 „Und da so in dieser Zeit ja da war das [...] schon einigermaßen normal“ – die Normalisierung der Lebensverhältnisse nach dem Krieg aus der Sicht der Vertriebenen und der Alteingesessenen

Ich habe in der Schlussphase meiner narrativen biographischen Interviews den meisten meiner Gewährspersonen aus der Vorkriegsgeneration unter anderem die Frage gestellt, wann sich ihr Leben oder das Leben ihrer Familie nach dem Ende des Kriegs wieder „normalisiert“ habe. Dabei habe ich bewusst offen gelassen, was unter dieser Normalisierung verstanden werden könnte. Ich wollte mit dieser Frage nämlich nicht nur eine Vergleichsperspektive auf die Lebensläufe der Bevölkerungsgruppen gewinnen, sondern auch erfahren, welche subjektiven Kriterien die Befragten für eine wiedererlangte normale Lebenssituation nach dem Krieg und nach der erzwungenen Immigration in der biographischen Rückschau relevant machen. Von einer regelrechten Normalität mochten viele meiner Gewährspersonen für die Nachkriegsjahre und die frühe DDR-Zeit begrifflicherweise nicht sprechen, sie relativieren ihre Zustandsbeschreibungen als „schon einigermaßen normal“ (Herr 9, 1939 A, BI 1: 227), als „etwas normalisiert“ (Frau 18, 1938 Z, BI: 166) oder als „normalisiert im gewissen Sinne“ (Herr 48, 1939 A, BI: 161). Erwartungsgemäß wird auch nur selten ein exakter Zeitpunkt der Normalisierung genannt, sondern die Befragten verlegen deren Beginn in der tastenden Erinnerung an verschiedene Ereignisse in ihrer Biographie eher auf ungefähre Zeitspannen. So kommt beispielsweise Herr 9 (1939 A, BI 1: 229) nach einiger Überlegung zu dem Schluss, „das ... ja so ab... ich würde doch denken so ab 54. Ja so um war das.“

Trotz der Subjektivität der Einschätzungen, was als Rückkehr zur Normalität gelten könne und in welcher Zeitspanne diese Entwicklung zu lokalisieren sei, lassen sich doch viele überindividuelle Übereinstimmungen inhaltlicher und zeitlicher Art in den Aussagen ausmachen. Vor allem aber treten bei der Sichtung dieser Aussagen bemerkenswert große Unterschiede in den erinnerten Lebensläufen der Alteingesessenen und der immigrierten Vertriebenen zu Tage. Diese Unterschiede werden besonders augenfällig, wenn man die Zeitangaben der 22 befragten Vertriebenen und der 19 befragten Alteingesessenen einmal gegenüberstellt, die auf die

Frage nach der Normalisierung ihrer Lebensumstände geantwortet haben. Tabelle 2.2.2-1 kann die erheblichen Differenzen in den erinnerten Lebensläufen beider Bevölkerungsgruppen quantifizierend veranschaulichen.

Tabelle 2.2.2-1: Zeitangaben zur Normalisierung der Lebensumstände bei Alteingesessenen und Vertriebenen der Vorkriegsgeneration

<i>Ab wann normalisierten sich Ihre Lebensverhältnisse?</i>	Vertriebene (22 Befragte)	Alteingesessene (19 Befragte)
1945/1946	2 = 9,1%	14 = 73,7%
1947–1949	6 = 27,3%	2 = 10,5%
Anfang bis Mitte der 1950er Jahre	10 = 45,5%	3 = 15,8%
Zweite Hälfte der 1950er Jahre	2 = 9,1%	
1960er Jahre und später	2 = 9,1 %	

Demnach verlegen fast zwei Drittel der befragten Vertriebenen (63,6 %) die Normalisierung ihrer Lebensverhältnisse erst in einen Zeitraum, der sich vom fünften bis zum zehnten Jahr nach Kriegsende erstreckt und in Einzelfällen bis in die 1970er Jahre hinausreicht. Mehr als ein weiteres Viertel der Zuwanderer (27,3 %) meint, dass sich ihre Lebensumstände erst in den Jahren 1947 bis 1949 normalisiert hätten. Im starken Gegensatz dazu hat sich bei fast Dreiviertel der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger (73,7 %) eine Normalisierung der Lebensverhältnisse offenbar bereits spätestens im ersten Jahr nach Kriegsende abgezeichnet. Und nur ein gutes Viertel aller befragten Alteingesessenen (26,3 %) verlegt die beginnende Normalisierung ihres Lebens in eine Zeitspanne, die von drei bis zehn Jahren nach Kriegsende reicht. Aus den Erinnerungen meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen wird sehr deutlich, dass die Vertriebenen im Durchschnitt erheblich länger unter den Folgen von Krieg und Vertreibung zu leiden hatten als die alteingesessene Bevölkerung des Zuwanderungsgebiets. Ihre Biographien sind in der großen Mehrzahl durch eine jahrelang andauernde Ausnahmesituation gekennzeichnet.

Ich bringe einige Beispielzitate aus den Erzählungen über die Rückkehr zur Normalität und beginne dabei mit den Berichten der Vertriebenen: Hier ist Frau 39 (1932 V, BI: 93) eines der seltenen Beispiele für Vertriebenenbiographien, in denen die Vertreibung nicht als tiefer und längerer Einschnitt in den normalen Gang der Dinge empfunden wurde. Auf die Frage, ab wann sich ihr Leben normalisiert habe, antwortet sie:

Ach ich ... meine Eltern fanden da ja auch gleich ein ein gutes Zusammenkommen mit den Bauern hier ne. Das kann man nicht sagen. Na ja das ... ich meine da ha... da haben wir es in der damaligen Sicht hat man das ja selbst noch gar nicht so empfunden als wie heute ne.

Die Beziehung ihrer Eltern zu den Bauern, bei denen sie nach der Ankunft unterkamen, Arbeit fanden und bis zu ihrem Lebensende wohnten, beschreibt sie als „ein sehr gutes Verhältnis“ (BI: 73). Sie räumt dann freilich ein, ihre Eltern hätten unter dem erzwungenen Verlust der Heimat „schon sehr gelitten“, sie selbst sei aber „hier schnell reingekommen.“ (BI: 93, 95).

Frau 22 (1934 V, BI 1: 93, 96) verlegt die entscheidende Verbesserung der Lebenslage ihrer Familie dagegen erst auf das Jahr 1948:

Na normalisiert hat sie sich eigentlich erst wie meine Brüder dann wieder hierhergekommen sind. Wie die Familie quasi wieder... Obwohl wir dann ja nicht mehr so viel Platz hatten. [...] Das war so dann so naja 48. Da war dann alles wieder... Meine Eltern hatten sich vor allen Dingen dann auch ein bisschen beruhigt. Und und vor allen Dingen wie soll ich sagen auch gesundheitlich waren sie dann wieder besser drauf.

Wie die Mehrzahl der befragten Vertriebenen datiert Herr 13 (1935 V) die Rückkehr zur Normalität auf die frühen 1950er Jahre. Dann hatte „die Hungersnot“ (BI: 93) endgültig ein Ende und Normalität kehrte in das Familienleben zurück:

Also ich würde sagen 49 wie wir nachher da oben gewohnt haben. Und wo mein Vater nachher zu Hause war. Und dann nachher sind ja auch die Lebensmittelkarten weggefallen. Die sind weggefallen. Anfang 50er. Und da wurden die HO-Geschäfte¹¹² aufgemacht. Und da ging das dann da hat sich das allmählich wieder ... ja. (BI: 97)

112 In den seit November 1948 in rasch zunehmender Zahl eröffneten Geschäften der staatlichen Handelsorganisation (HO) konnte ohne Lebensmittelkarten eingekauft und Mangelware (zu hohen Preisen) erworben werden.

Für Frau 40 (1925 Z), die nach Kriegsende „fünf Jahre noch in Russland zur Zwangsarbeit“ (BI: 96) interniert war, begann die Normalisierung ihres Lebens noch einige Jahre später: „Na mit dem Moment wo ich dann geheiratet habe. Ich zog ja dann auch in dieses Haus ein ... und Familie hatte. Das ging alles normal. Und mein Beruf funktionierte ja auch. [...] Also seitdem ... ja sieben- und achtundfünfzig ist das so gewesen dann war das ganz normal.“ (BI: 366).

Von den befragten Vertriebenen ist Herr 26 (1925 V, BI: 102) derjenige, der die Normalisierung seiner Lebensverhältnisse am spätesten eintreten sieht. „Das war so in die ... na könnte sagen in den 70er Jahren. Anf... Anfang 70. Jaja dann wurde es...“ Er war erst 1949 aus der Gefangenschaft zurückgekehrt und hat er über viele Jahre als Werftarbeiter in einem spartanisch möblierten, unbeheizten Zimmer wohnen müssen. „Das waren schlimme Zeiten waren das gewesen.“ (BI: 98). Eine positive Änderung dieser Lebensumstände trat am Anfang der 1970er Jahre ein,

also erstmal geldlich gesehen ne. Und dann mit der Unterkunft ne. Dann habe ich eine Wohnung gekriegt weil ich... [...] Ich habe da geheiratet ne. Und da haben wir eine Wohnung gekriegt. Auch mit Küchenbenutzung. Und das war ja Nebensache ne. Hauptsache wir haben ein Dach über dem Kopf gehabt ne. ... Das war 71 71 ja ne. (BI: 104, 106)

An welchen Veränderungen in ihrem Lebensumfeld machen die Vertriebenen in ihren Erzählungen die beginnende Normalisierung fest? Wie schon in den beispielhaft angeführten Zitaten ersichtlich, spielen hier der Beginn einer Ausbildung oder die Aufnahme einer qualifizierten Arbeit, die mit besserem Verdienst verbunden war, eine sehr wichtige Rolle. Zu den meistgenannten Anzeichen für eine beginnende Rückkehr zur Normalität zählen außerdem Partnerschaft, Heirat und Familiengründung einerseits und die Verbesserung der Wohnsituation andererseits. Einen bedeutenden Schritt in Richtung Normalität markierte für viele Vertriebene natürlich auch die Rückkehr der männlichen Familienangehörigen aus Krieg und Gefangenschaft, mit der nicht nur die ehemalige Familienstruktur wiederhergestellt wurde, sondern nicht zuletzt auch Arbeitskräfte zurückkamen, die das Familieneinkommen erhöhen konnten. Immerhin fünf Gewährspersonen verbinden die wiedergewonnene Normalität mit einem Ende der andauernden Mangelernährung. Frau 14 (1936 V, BI: 109) beispielsweise erzählt, sie habe über fünf Jahre „gut gehungert“. Für sie ist wie für einige

andere Zeitzeugen auch die Aufhebung der Versorgung über Lebensmittelkarten und die Öffnung der HO-Geschäfte ein wichtiges Anzeichen für eine Normalisierung. Der Zugang zu lange vermissten Gegenständen des alltäglichen Bedarfs markiert für einige andere Zeitzeuginnen die Rückkehr zur Normalität. So sieht Frau 5 (1933 V, BI: 100) die Normalität im Jahr 1951 unter anderem mit dem Erhalt von einem „Paar Burschenlederschuh“ beginnen, über die sie „glücklich“ war. Für Frau 18 (1938 Z, BI: 166) hat sich das Familienleben 1953 unter anderem mit dem Erwerb von gebrauchten Möbeln „etwas normalisiert“ und für Frau 29 (1930 V, BI: 135) spielte nicht zuletzt die Versorgung mit Kleidung eine wichtige Rolle: „Nein mit Kleidung und allen das war schon ... war ich würde sagen 49 ne als ... dass man dann einigermaßen...“¹¹³

Vor dem Hintergrund der leidvollen „Normalisierungs-Erzählungen“ der Vertriebenen fällt besonders ins Auge, dass viele Alteingesessene das Kriegsende und die Massenzuwanderung überhaupt nicht als bedeutenden Einschnitt in ihrer Biographie erfahren haben:

Wenn Sie so wollen ist bei mir alles normal abgelaufen. Schule im März 45 zu Ende. Dann kam der Krieg das Kriegsende mit allem Drum und Dran und Drüber und ... aber vier Monate später hatte ich eine Lehrstelle. Bin in die Lehre gegangen ganz wie es üblich ist. Habe die Lehre absolviert. Habe Gesellenprüfung gemacht. [...] Also ganz normal. An mir hat es keinen Schnitt überhaupt keinen Schnitt gegeben. (Herr 4, 1928 A, BI 1: 271).

Ganz ähnlich beschreibt Frau 7 (1936 A, BI: 257) die Familiensituation am Kriegsende: „Und meine Eltern haben ein ganz normales Leben geführt und da fanden sie das nicht so als als Einschnitt.“ So hat auch Herr 24 (1926 A, BI: 123, 124) sein Leben am Ende des Kriegs in Erinnerung:

113 Auch nach den Befunden von Krauss (2011: 205) markierte das Eingehen von Partnerschaften, die Aufnahme geregelter Arbeit und die Verbesserung der Wohnverhältnisse den Übergang in eine „zweite Phase, mehr in die Zukunft gerichtete Phase der Integration“, die eine frühere Phase der „Diskriminierungen“ und von „Armut und Desintegration“ (ebd.: 204) ablöste. Krauss verortet diesen Übergang zur zweiten Phase „in ungünstigeren Fällen erst 1949“ (ebd.: 205). Meine Gewährspersonen setzen den Beginn der Normalisierung ihrer Lebensverhältnisse allerdings mehrheitlich deutlich später an.

Ich hatte eigentlich ja schon ein normales Leben so als ... sobald ich wieder von der von der Gefangenschaft oder von der Wehrmacht zurückkam bei meinen Eltern in Güstrow. Habe ich ja auch eine Arbeitsstelle gehabt [...] als Betriebschlosser. [...] Ja und ich muss sagen wenn ich das jetzt zurück denke das war eigentlich damals schon ein normales Leben für mich ne. [...] Also das war eigentlich gemessen an den damaligen Maßstäben ein normales Leben wieder für uns ne.

Gründe dafür, dass die Normalisierung der Lebensumstände auch bei manchen Alteingesessenen erst nach 1946 begann, waren zum Beispiel zeitbedingte Gesundheitsprobleme, wie die Typhusinfektion, mit der die Familie von Frau 35 (1927 A) jahrelang zu kämpfen hatte oder die im Krieg langfristig ruinierte Gesundheit von Herrn 33 (1923 A). Die Nachkriegsbiographie von Herrn 9 (1939 A) ähnelt den Lebensläufen der Vertriebenen am meisten, nicht zuletzt dadurch, dass auch für ihn die Normalisierung der Umstände erst spät, etwa 1954, begann. Sein Stiefvater hatte als bekennender Nationalsozialist seine Anstellung in der Verwaltung verloren, war wegen seiner Behinderung nicht arbeitsfähig, sodass allein die Stiefmutter mit Gelegenheitsarbeiten das Familieneinkommen aufbringen musste, das er selbst als Kind über Jahre durch Betteln und Suche nach Nahrungsmitteln aufbesserte.

Auch für die Alteingesessenen war besonders der Beginn einer Ausbildung oder die Aufnahme qualifizierter, gut bezahlter Arbeit der wesentliche Schritt, in der Nachkriegszeit wieder ein normales Leben zu beginnen. Sie konnten aber anders als die Zuwanderer an begonnene Laufbahnen anknüpfen, auf ihre Anstellungen zurückkehren, im elterlichen Betrieb arbeiten oder verfügten über familiären Grundbesitz, auf dem sie neue Perspektiven aufbauen konnten. Natürlich sehen auch viele der Alteingesessenen in der Rückkehr der männlichen Familienmitglieder den Beginn der Normalisierung. Eine Normalisierung der Wohnsituation stellte sich für einige Alteingesessenen mit Auszug der einquartieren Vertriebenen ein, sie gewannen aber dabei ihre eigenen Wohnungen zurück. Und auch die Alteingesessenen begrüßten das Ende der Lebensmittelrationierung und die Öffnung der HO-Geschäfte als Normalisierung ihrer Lebensverhältnisse. Außer dem oben erwähnten Herrn 9 erzählt aber keiner meiner alteingesessenen Befragten über langanhaltende Zeiten des Hungerns. Und

niemand von ihnen wertet den Erwerb von Schuhen, Möbeln oder Kleidung als eine bedeutende Etappe einer beginnenden Normalität.

Herr 61 (1934 A, BI: 112) kommt sehr treffend auf die unterschiedlichen biographischen Ausgangsbedingungen der Alteingesessenen und der Vertriebenen zu sprechen, als ich ihn nach der Normalisierung seines Lebens nach dem Krieg frage:

Ja eigentlich ist das 46 als der Vater zurückkam. Ja da war eigentlich die Situation wie immer. Bis auf die Versorgungsprobleme die es die es nach dem Krieg gab über ... ja. Die waren natürlich bei uns auf dem Dorf bei weitem nicht so gravierend wie wie wie beispielsweise mit den Flüchtlingen mit den Umsiedlern. Das ist ganz klar. Wir haben nichts verloren. Bis auf die Dinge die die Russen vielleicht geklaut haben oder die Nachbarn oder was weiß ich. Aber s... sonst haben wir eigentlich keine Probleme beim Leben gehabt.

Auch „Hunger habe ich nie gehabt“, sagt er an anderer Stelle (BI: 110).

Die individuellen Erinnerungen meiner Gewährspersonen zeigen mit grundsätzlicher Übereinstimmung, dass die Vertriebenen sich durch die Ereignisse am Kriegsende viel langfristiger aus ihren Lebensläufen herausgerissen fühlten als die Alteingesessenen in Mecklenburg. Sie haben auch die materiellen und sozialen Rahmenbedingungen, die sie als Grundlage für eine normale Lebensführung ansahen, im Durchschnitt erst sehr viel später wiedererlangen können als die alteingesessene Bevölkerung. Bestimmte Problemlagen, die zu ihrer biographischen Ausnahmesituation führten, wie Hunger, Wohnungsnot, Mangelversorgung, kannten die Alteingesessenen – abgesehen von Einzelschicksalen – offenbar kaum in einem auch nur annähernden Ausmaß wie die Vertriebenen. In den Zuwanderungsgebieten der Vertreibung in der DDR waren daher keineswegs „alle [...] in ihrem Lebenspragmatismus vor ähnliche Probleme gestellt“, wie v. Plato / Meinicke (1991: 260) meinen.¹¹⁴ Auch wenn man wegen der großen sozialen Heterogenität der Zuwandergruppe wie der Aufnahmebevölkerung nicht von einer „Unterschichtung“ der mecklenburgischen Gesellschaft sprechen möchte,¹¹⁵ bestätigen die Erinnerungen meiner Zeitzeugen doch,

114 Vgl. beispielsweise die Argumentation von Schwartz (2004: 1188–1189) gegen diese These.

115 Das Konzept einer „Unterschichtung“ von Aufnahmegesellschaften durch Immigranten relativiert schon Lüttinger (1989: 51). Speziell für die Vertriebenenimmigration in der DDR hebt Grottendiek (1999: 201) hervor, „daß die

dass zwischen den Alteingesessenen und den sogenannten Neubürgern in der Regel jahrelang extreme soziale Ungleichheiten bestanden. Selbst in den Ortsgesellschaften, wo die Immigranten quantitativ in der Überzahl waren, lagen die materiellen und sozialen Ressourcen bei ihrer Ankunft und noch lange Zeit danach dominant in der Verfügung der Alteingesessenen.¹¹⁶ Die Vertriebenen mussten sich im Lauf der Nachkriegsjahre und Jahrzehnte erst allmählich eine bessere materielle und soziale Stellung erarbeiten und hatten dabei individuell unterschiedlich schnell und nachhaltig Erfolg. Es liegt nahe, die vollständig einseitige sprachliche Anpassung der Vertriebenen an das Sprachumfeld der Alteingesessenen, die ich im ersten Teil dieser Sprachgeschichte nachgewiesen habe, mit der sozialen Aufstiegsarbeit der Zuwandererfamilien in Verbindung zu bringen.

2.3 Erinnerter Immigration 2: Wahrnehmung und Aushandlung der Gruppengrenzen zwischen immigrierten Vertriebenen und Alteingesessenen

The cultural divergence between established and outsiders [...] in this forced conflicted community [der Zuwanderungsgebiete von Flucht und Vertreibung] played a paramount role, despite their shared ethnic background and although it is frequently neglected in research. [...] The ethnic Germans, as the refugees and expellees were designated outside the borders of the Reich, were perceived as more foreign than foreign due to their language, their clothes and their cuisine, to name only a few factors. (Beer 2020: 218).

Die Dynamik und die Richtung, die der kontaktinduzierte Sprachwandel in einer Migrationsgesellschaft nimmt, werden nicht nur von den ökonomischen Verhältnissen zwischen den Alteingesessenen und den

Zuwanderer keineswegs eine neue soziale Schicht bildeten“. Außer Frage steht dabei aber auch für ihn die langandauernde gesellschaftliche Benachteiligung der meisten Flüchtlinge und immigrierten Vertriebenen.

¹¹⁶ Dies zeigte sich nicht zuletzt in der existentiellen Versorgung mit Nahrungsmitteln. Selbst im stark zerstörten Rostock fanden die alteingesessenen Bewohner „wohl fast immer noch eine Möglichkeit, um auf Reserven zurückzugreifen oder sich über private Beziehungen mit Lebensmitteln zu versorgen“, dagegen war „die Ernährungssituation für die sich in Rostock aufhaltenden oder durchreisenden und ohnehin körperlich geschwächten Vertriebenen weitaus komplizierter“ (Krause 1993: 158).

Immigranten bestimmt, sondern auch von den soziokulturellen Grenzen zwischen ihnen beeinflusst, die von der Bevölkerung wahrgenommen bzw. postuliert, bewertet und durch ihr Verhalten sanktioniert werden. Für den Prozess der wechselseitigen Annäherung der Alteingesessenen und der Zuwanderer in ihrem Lebensumfeld haben sowohl soziale Ungleichheiten als auch die damit verbundenen „discourses and practices of socio-spatial inclusion/exclusion at play in that very place“ (Antonsich 2010: 649) eine eminente Bedeutung.

In den Interviews meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen werden solche Inklusions- und Exklusionsdiskurse immer wieder aufgerufen und meine Gewährspersonen berichten zum Teil recht genau, wie und wann sie mit derartigen „Regimen der Zugehörigkeit“¹¹⁷ in ihrem Leben konfrontiert waren und wie sie damit umgegangen sind. Das Motiv, zu einer sozial attraktiven Gruppe oder Ortsgesellschaft ‚dazuzugehören‘, ist dabei stets ein starker Impuls, die erstrebte Zugehörigkeit auch durch ein entsprechendes Sprachverhalten zu symbolisieren, zumal wenn die Gruppengrenzen durch sprachliche Differenzen markiert sind. Ich werde im folgenden Kapitel 2.3 exemplarisch einige Abgrenzungsdiskurse rekonstruieren, die nach den Erzählungen meiner Zeitzeugen in der mecklenburgischen Nachkriegsgesellschaft verbreitet und gesellschaftlich wirksam waren. Und ich möchte beispielhaft zeigen, wie die soziokulturellen Grenzziehungen hier implementiert und ausgehandelt wurden, wie sich Individuen über diese Grenzen hinwegsetzten, wie schließlich die Abgrenzungsdiskurse verblassen oder durch neue kulturelle Grenzziehungen gegenüber späteren Einwanderern abgelöst wurden.

Viele meiner Gewährspersonen erzählen von den Verständnisschwierigkeiten, vor denen sie im Kontakt zwischen Alteingesessenen und

117 Die inkludierende und exkludierende Dimension dieser „Zugehörigkeitsregimes“ beschreibt Pfaff-Czernacka (2020: 119) wie folgt: „The unlikely term, ‚regimes of belonging‘, combines the cosiness of the human forms of commonality, the warmth of communitarian existence with its putative opposite, i. e. ‚regime‘ as something authoritative and constricting. [...] Both, social inclusion and social exclusion underlie regimes of belonging. All bounded collective units, e. g. states, ethnic and religious organisations, associations and families, make use of devices buttressing commonality, mutuality, and attachments while simultaneously excluding outsiders.“

Immigranten standen (2.3.1). Diese Sprachschwierigkeiten markierten nicht nur in besonders auffälliger Weise eine soziokulturelle Grenze zwischen den Bevölkerungsgruppen, sondern sie machten in den Anfangsjahren eine Kommunikation zwischen ihnen überhaupt schwierig. Eine soziale Annäherung war daher immer auch an eine sprachliche Annäherung gebunden. Diskurse der sozialen Exklusion kamen besonders deutlich zum Ausdruck in konflikthafter Auseinandersetzungen zwischen den Bevölkerungsgruppen, an die sich insbesondere die Vertriebenen noch gut erinnern. Mit abwertenden Kategorisierungen und Narrativen wurde den Immigranten die Zugehörigkeit zu den mecklenburgischen Ortsgesellschaften bestritten (2.3.2), der Zugriff auf angestammte Ressourcen und Anrechte zum Teil sogar handgreiflich verteidigt (2.3.3).

Viele meiner Gewährspersonen stießen bei ihren Lebensplanungen auf eine massive konfessionelle Grenze, die im Fall der katholischen Immigranten die sprachlichen und sozialen Barrieren zusätzlich verstärkte (2.3.4). Als *gate-keeper* einer sozialen Annäherung fungierten hier nicht nur die Kirchen, sondern der konfessionelle Abgrenzungsdiskurs wurde vielfach auch von Familien und Nachbarschaften vehement vertreten. Abschnitt 2.3.5 beschreibt am Beispiel der ethnischen Gemeinde der Karpatendeutschen in Satow und Umgebung, dass unter bestimmten Umständen auch die zugewanderten Vertriebenen ein sehr exklusives Gruppenbewusstsein herausbilden konnten und Wert auf eine soziokulturelle Abgrenzung gegenüber der alteingesessenen Ortsbevölkerung legten. Die karpatendeutsche Ansiedlung in und um Satow ist dabei auch sprachlich ein „Sonderfall der Integration“ (Seils 2012: 206). Seit den 1950er Jahren brachte die Zuwanderung von Fachkräften und Touristen aus „Sachsen“ neue und mit bemerkenswert starken Abwehremotionen besetzte Abgrenzungsdiskurse zwischen Mecklenburgern und den neuen Ortsfremden hervor (2.3.6). In dieser neuen Diskurskonstellation konnten sich die Vertriebenen dann bereits auf die Seite der legitimen Einheimischen schlagen. Und auch für diesen diskursiven ‚Seitenwechsel‘ spielte das zugeschriebene Sprachverhalten eine wichtige Rolle.

2.3.1 *„Die verstanden uns nicht und wir verstanden die nicht“ – Sprachbarrieren zwischen Alteingesessenen und zugewanderten Vertriebenen*

Angesichts der in den Jahren um 2015 stark zunehmenden Zuwanderung von Geflüchteten nach Deutschland wurde in den öffentlichen Diskussionen um die Möglichkeiten der gesellschaftlichen Integration der Immigranten immer wieder auch der historische Vergleich mit der massenhaften Zuwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen nach 1945 bemüht. Beer (2016: 8) zeigt in einem kompakten Diskussionsbeitrag die begrenzte Reichweite derartiger historischer Parallelsetzungen der beiden Immigrationsprozesse auf:

Anders als den Flüchtlingen und Vertriebenen nach 1945, denen neben einem rechtlichen Status ein gemeinsames, national begründetes kulturelles Band und eine gemeinsame Sprache eigen war, verfügen die Flüchtlinge der Gegenwart weder über einen einheitlichen rechtlichen Status noch gibt es, bis auf die maßgebliche Fluchtursache Krieg, andere gemeinsame Merkmale, die sie als Gruppe charakterisieren und die der aufnehmenden Gesellschaft ähnlich sind.¹¹⁸

Die Diskussion soll hier nur an einer Stelle aufgegriffen werden. Beers Aussage nämlich, dass die immigrierten Flüchtlinge und Vertriebenen der Nachkriegszeit „mit der aufnehmenden Gesellschaft“ unter anderem das Band „der gemeinsamen Sprache“ (ebd.: 7) verbunden hätte, ist aus der Sicht meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen stark zu relativieren. Die aus den mittel- und oberdeutschen Dialektregionen in das niederdeutsch geprägte Mecklenburg vertriebenen Menschen berichten in den Interviews in vielstimmiger Dichte gerade von Erfahrungen großer sprachlicher Fremdheit, die sie – oft zu ihrer eigenen Überraschung – bei ihrer Ankunft in Mecklenburg machen mussten. Auch die Alteingesessenen mussten erleben, dass die zugewanderten Opfer der Vertreibung keineswegs durchgängig eine gemeinsame Sprache mit der mecklenburgischen Aufnahmegesellschaft teilten.

¹¹⁸ Schon Lüttinger (1989: 31, 36) stellt die „gemeinsame Sprache“ zwischen Immigranten und Aufnahmegesellschaft als einen der wichtigen sozialen Faktoren dar, mit dem sich die Vertriebenenimmigration nach 1945 von späteren Migrationsbewegungen, hier von der Zuwanderung der sogenannten ‚Gastarbeiter‘, unterscheidet.

In vielen Erzählungen über die ersten Kontakte zwischen Zuwanderern und Alteingesessenen kommt die Verwunderung darüber zum Ausdruck, dass eine Immigration Deutscher nach Deutschland massive Verständigungsschwierigkeiten aufwerfen konnte. Herr 10 (1939 V, SP 1: 100) hebt in seiner Schilderung der Ankunftssituation hervor, dass er und seine Eltern nicht damit gerechnet hatten, in einem gleichsam fremdsprachigen Gebiet anzukommen. Er gibt die erzählte Reaktion seiner Eltern wieder: „Die reden ja ganz anders! Die verstehen wir gar nicht! Die verstanden uns nicht und wir verstanden die nicht. So war das wirklich.“ Frau 40 (1925 Z, SP: 73) erzählt von einer Begegnung mit einer alten Frau im Dorf. „Und die konnte ich gar nicht verstehen. Dann habe ich doch zu meiner Mutter gesagt ‚wo sind wir bloß gelandet! Eben hat mich eine Frau angesprochen die spricht nicht Deutsch.“ „Oh Gott wie reden die denn!“, war auch die Reaktion von Frau 22 (1934 V, SP: 110) auf die ersten Kontakte in Mecklenburg und sie fügt hinzu, „die haben das aber von uns [auch] gedacht.“ Das Entsetzen über die unvermuteten Sprachschwierigkeiten ist mitunter so prägend gewesen, dass darüber offenbar immer wieder in der Familie erzählt wurde. „Meine Großeltern haben immer gesagt wie die damals herkamen da hat der gesagt mein Großvater ‚um Gottes Willen wo sind wir hier gelandet. Ich verstehe die Leute nicht! Die konnten das ja gar nicht verstehen am Anfang sowieso ne.“ (Frau 60, 1952 VV, SP 1: 258).

Natürlich waren auch die Alteingesessenen überrascht, dass es mit den bei ihnen einquartierten vertriebenen Deutschen große Verständigungsprobleme gab:

Und ja und dann kamen die und dann war auch wieder Unterkunft für... Bloß ja wie die nun gesprochen haben! Dass ... die haben ja auch ihren Dialekt da so. Das haben wir nun überhaupt nicht verstanden ne. Und die verstanden auch nicht was wir ... ne. Aber wir haben ja eigentlich muss ich sagen ... habe ich gar nicht platt oder haben wir gar nicht Plattdeutsch gesprochen und so. (Frau 82, 1930 A, BI: 121)

Hier wird deutlich, dass die kommunikativen Kontakte nicht nur dann massiv erschwert waren, wenn Alteingesessene und Zuwanderer ihre jeweiligen Basisdialekte gesprochen haben. Auch auf der Ebene standardnäherer Sprachlagen fand man offenbar nur schwierig eine gemeinsame Sprache.

Die schwer überwindbaren Sprachbarrieren durchschnitten sogar die engen Kommunikationssphären exogamer Familien, in denen sich Alt-ingesessene und Vertriebene nach einigen Jahren zusammenfanden. So erzählt Frau 2 (1930 V, BI 1: 69), dass sich die Sprachschwierigkeiten ihrer Anfangszeit in Mecklenburg noch in ihre Familie fortsetzten, die sie 1954 mit einem Alteingesessenen gründete: „Sicher waren die ersten Jahre sehr schwer. Es war auch sehr schwer mit der Sprache. [...] Schwiegereltern sprachen Platt. Meine Eltern haben nichts verstanden. Umgekehrt wäre es genauso gewesen.“ Ähnlich schildert Herr 13 (1935 V, BI: 53–54) die erste Begegnung seiner aus Böhmen stammenden Eltern und seiner zukünftigen mecklenburgischen Schwiegereltern am Ende der 1950er Jahre:

Dann kommen meine Mutter und mein Vater her. Sudetengau. Meine Mutter dann voll den Dialekt. [...] Und nun sitzen die hier. Meine Mutter sagt was. Dann guckten sie. Mein Schwiegervater sagt auch was. Das haben die beiden nicht verstanden meine Eltern. Ja nun habe ich gesagt ‚so das hat er gesagt. Das hat sie gesagt das hat...‘ Ich war der Dolmetscher hier.

Aus der Sicht eines Alteingesessenen, der mit einer Vertriebenen aus Böhmen verheiratet war, zeichnet Herr 45 (1931 A, BI 1: 108) für die 1950er Jahre dasselbe Bild einer erschwerten Kommunikation mit den Schwiegereltern: „Und wenn die beiden sich unterhalten haben habe ich kein Wort verstanden.“ Er räumt dabei ein, „und ich habe mir auch keine Mühe gegeben“, sondern er habe nur „ja ja“ erwidert. Noch viele Jahre nach der Ankunft der Vertriebenen aus den südöstlichen deutschen Sprachgebieten prägten Erfahrungen sprachlicher Fremdheit den kommunikativen Alltag der mecklenburgischen Bevölkerung.

Die zugewanderten Menschen, die in eine mecklenburgische Familie einheirateten, fanden sich selbst dort vielfach in der leidvollen Situation sprachlicher Isolation wieder. Vor dieser Situation standen selbst Vertriebene, die wie Frau 19 (1923 V, SP: 153–154) von der gesamten mecklenburgischen Verwandtschaft im Übrigen sehr herzlich aufgenommen wurden:

Angenommen wenn ich das erste Mal so zu Besuch hier kam da haben sie sich ja angestrengt. Wurde ja Hochdeutsch gesprochen ne. Ich sage es wie es ist. Aber wie ich nachher dann ... wenn ich nachher schon öfters kam und blieb dann auch so zum Essen ne... Ich konnte ja auch nicht verlangen dass die ... ne. Und dann haben sie sich ja auch selbst unterhalten plattdeutsch. Na ja und ich habe dann

eben geschluckt. Manchmal dann dann wur... wurde ich ja auch angesprochen. Ich habe das gar nicht mitgekriegt ne. Aber man hat ja dann immer ne dazwischen geschaltet.

Wegen dieser irritierenden Anfangserfahrungen im Kontakt mit der mecklenburgischen Bauernfamilie ihres Partners hatte Frau 19 große Sorgen, wie sich ihr Verhältnis zu dieser Familie weiter entwickeln könnte:

Ich habe nur erst ged... ich hatte ein bisschen Angst gehabt davor muss ich ehrlich sagen. Weil wenn Sie nur dabei sitzen und verstehen nichts haben Sie immer gedacht ‚mein Gott wie soll das noch werden‘ ne. Kannst ja nicht dauernd den ... die Großeltern... [...] Du kannst ja nicht immer verlangen dass die mit dir Hochdeutsch reden ne. Die können das ja gar nicht ne. Aber ich ... dadurch hat man das wohl auch so schnell gelernt ne. (SP: 169–170)

Das Ausweichen auf ein standardnäheres Hochdeutsch war unter den gegebenen Sprachverhältnissen, die die Vertriebenen in Mecklenburg vorfanden, durchaus nicht immer eine mögliche Option. Dies schildert auch die aus Ostpreußen vertriebene Frau 40 (1925 Z, BI: 308), die 1957 in eine alteingesessene Familie einheiratete:

Na ja die [der Ehemann und ihr Schwager] unterhielten sich dann plattdeutsch aber wenn wenn meine Schwiegermutter wenn die alle zu Besuch kamen und die sprachen platt dann ging ich raus. Zuerst habe ich das nicht verstanden und nachher habe ich dann auch weiter nichts dazu sagen können. Ich konnte ja nun nicht hochdeutsch dazwischen platzen. Das machte ich nicht.

Frau 40 beschreibt sehr eindrücklich, dass sie ihre sprachliche Isolation auch als soziale Isolation empfunden hat:

Na ja ich fühlte mich immer nicht dazu gehörig. Wenn die sich alle unterhielten plattdeutsch unterhielten ich war immer so so Außenseiter dann. Und ich habe dann auch nichts gesagt weil ich gesagt habe ‚ja meine Sprache passt da nicht dazu.‘ Und ‚sei lieber still‘. [...] Die ganze Verwandtschaft von von [Familienname] hier das das war alles platt und...: Ich saß dann dabei. (SP: 159, 161)

Dass die große sprachliche Distanz zur mecklenburgischen Aufnahmegeellschaft nicht nur die Verständigung, sondern auch die soziale Annäherung an diese Gesellschaft erheblich erschwerte, war für viele Vertriebene ein wichtiger Grund, das Niederdeutsche zu erlernen (vgl. 3.1.2 und 3.3.5).

Insgesamt 17 Personen haben mir davon berichtet, dass sie die Angehörigen der jeweils anderen Herkunftsgruppe, mit denen sie in ihrem mecklenburgischen Lebensumfeld zusammentrafen, überhaupt nicht verstanden

oder zumindest dann gar nicht verstanden haben, wenn sie den jeweiligen Dialekt sprachen. Viele andere meiner Probanden schildern die Sprachschwierigkeiten, mit denen sie in der mecklenburgischen Aufnahmegesellschaft konfrontiert waren, anhand von konkreten Beispielen einzelner Wörter oder einzelner Sprechakte, die ihr Unverständnis oder Missverständnisse hervorriefen. Zum Teil machen die dabei erinnerten 22 Beispielfälle und Gesprächs-Szenen den Eindruck, dass sie sich zu anekdotischen Belegerzählungen verfestigt haben, die des Öfteren vorgetragen werden, um die unerwarteten Sprachschwierigkeiten anschaulich und mitunter in humorvoller Abmilderung zu bebildern.

Herr 32 (1931 V, BI: 202–203) erzählt, er und Angehörige seiner vertriebenen Familie hätten einmal Getreide zum Dreschen vorbereitet und darauf gewartet, dass der herbeigekommene Eigentümer des Dreschkastens nun mit der Arbeit beginnen würde.

Und dann haben wir ... wir haben schon dann gewartet alle. ‚Warum fängt er jetzt nicht an?‘ Und dann mit einem Mal secht er ‚ja wenn kein Wäder dor is denn ward nich döscht.‘ Und wir haben ja wir haben dann geguckt. ‚Was hat er nun gesagt? Was wollte er nun?‘ ‚Ich heff doch eben gräd secht wenn keen Wäder dor is denn ward nich döscht.‘ Und wir wussten immer noch nicht was das ist. Bis nachher einer ankam und dann gesagt ‚wenn kein Wasser da ist fehlt die Sicherheit zum Löschen. Dann wird nicht gedroschen.‘ Und das das war uns ... und das habe ich mir so gemerkt das...

Um die Spannbreite der jeweils erinnerten problematischen Kommunikationssituationen andeutungsweise zu umreißen, gebe ich noch ein paar weitere, verkürzt paraphrasierte Beispiele für die typischen Sprachschwierigkeiten, vor denen die Vertriebenen in Mecklenburg standen. Frau 86 (1922 V, SP: 76, 86) erinnert sich lebhaft daran, wie ihr Mann die Aufforderung des Bauern, er solle „die Kühe wiirer pälē“¹¹⁹, völlig missverstanden hat als Anweisung, er solle die Kühe „wieder holen“. Die Mutter von Frau 43 (1937 Z, SO: 189) wusste mit der niederdeutschen Aufforderung, „håł mal ne Schüffel“ (‚Hole mal eine Schaufel‘), nichts anzufangen, die ihre bäuerliche Arbeitgeberin äußerte. „Ich wusste gar nicht was die von mir wollte“, erzählt sie. Frau 79 (1924 V, SP: 105) sah sich vergeblich

119 *Wiirer pälē* ‚weiter pfählen‘, ‚auf einem anderen Stück der Wiese mit frischem Gras anpflocken‘.

nach einem Fass um, als der Kutscher des Pferdewagens, auf dem sie saß, „fassholl!“ (‚festhalten‘) rief. Sie und ihre Freundin haben sich „kaputt gelacht“, als das Missverständnis aufgeklärt wurde, sie resümiert aber, „ich konnte das immer so schlecht begreifen.“ (ebd.: 106). Und Frau 14 (1936 V, SP 1: 145), die in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre als Verkäuferin arbeitete, wusste „beim besten Willen nicht“, was ein Kunde von ihr wollte, als er „Geest“ (‚Hefe‘) verlangte.

Es sind aber nicht nur basisdialektal niederdeutsche Wörter oder Sprechakte der Alteingesessenen, die die immigrierten Vertriebenen ratlos machten. Auch Lexeme, die dem norddeutschen Regiolekt zuzuordnen sind, riefen bei ihnen Unverständnis oder Missverständnisse hervor. Die Großmutter von Frau 5 (1933 V, SP 1: 136) erzählte beispielsweise, sie habe „Ängste ausgestanden“, weil sie den alten Herren, bei dem sie als Haushaltshilfe arbeitete, mitunter nicht verstanden habe: „Da sagt der zu mir ich soll ihm Handfeiger und Aufnehmer geben. Aber nicht auf Plattdeutsch auf Hochdeu... Und ich habe überlegt“. „Wir sagten Schaufel und Besen“, erklärt Frau 5 dieses beängstigende Unverständnis (ebd.). Eine Freundin von Frau 14 (1936 V, Bl: 117) erzählte ihr „ganz entsetzt“, „die verarb... verabschieden sich hier mit mit ‚Scheiße‘“, als sie die ersten Male den norddeutschen Abschiedsgruß „Tschüss“ gehört hatte. „Die sind aber ordinär zueinander.“ Ja das waren die Missverständnisse.“ Herr 65 (1927 V, SP: 220) führt als Beispiel für die Verständnisschwierigkeiten an, die er „am Anfang“ hatte, dass ihn der Bauer, bei dem er aushalf, aufforderte, er solle „Harken aufladen“. „Das kannte ich nicht. Für mich ist eine Harke ein Rechen ne.“

Natürlich hatten auch die Alteingesessenen ihrerseits große Mühe, die Sprache der zugewanderten Vertriebenen zu verstehen. So erinnern sich Herr 13 (1935 V, SP 1: 109–111) und seine Frau gemeinsam an eine Begebenheit aus der Anfangszeit ihrer Partnerschaft, bei der die dialektale Redeweise der böhmischen Mutter von Herrn 13 zu Missverständnissen führte:

Herr 13: Und dann sind wir beide hochgekommen. Meine Mutter hatte das Essen fertig und sagte dann zu [Name der Ehefrau]: ‚[Name] willst du noch ein paar Arpln mitassen?‘¹²⁰ Das hat sie nicht ver... das hat sie nicht verstanden. ‚Willst du nicht noch ein paar Arpln mitassen?‘

120 Das sudetendeutsche Wörterbuch verzeichnet *arpl* als unter anderem in

Ehefrau: Ich denke ich will doch keine Äpfel hier essen. Kartoffeln waren gemeint.
Herr 13: Ja ich war immer Dolmetscher zuerst.

Aber es sind nicht nur dialektale Ausdrücke wie *Arpl*, mit denen die Vertriebenen bei den Alteingesessenen in Mecklenburg auf Unverständnis stießen. Auch wenn sie sich um eine aus ihrer Sicht standardnahe Redeweise bemühten, riefen die Lexeme oder Redewendungen aus den Regiolekten ihrer Vertreibungsgebiete mitunter Kommunikationsschwierigkeiten hervor. Herr 27 (1929 V, SP: 236) erzählt, seine Mutter habe mit alteingesessenen Mecklenburgern vor allem beim Einkaufen Kontakt gehabt. Wenn sie da dann mit ihrer von früher gewohnten Mengenangabe „Deka“ (10 Gramm) versuchte zu bestellen, „da konnten die nichts anfangen“. „Sie hat nur nach Dekka eingekauft. Mussten sie erst über... übersetzen ne.“ Frau 14 (1936 V, BI: 114) stellt ganz allgemein fest, „es gab ja auch Sachen wo wir [Vertriebenen] ganz andere Ausdrücke dafür hatten“ und veranschaulicht diese Beobachtung an einem Einkaufserlebnis, das sie als Mädchen in Mecklenburg hatte:

Wenn ich da dran denke ich bin in den Laden gegangen und habe gesagt ‚ich möchte Karfiol haben.‘ Hat mich natürlich keiner verstanden. ‚Haben wir nicht.‘ Und ich habe gedacht die wollten mir nichts verkaufen ne. Und dann bin ich wieder nach Hause zu meiner Mutter und habe gesagt ‚Mutti die verkaufen mir nichts‘ ne. ‚Die haben es da aber die sagen die haben nichts‘ ne. (ebd.: 114–115)

Dieses kleine Beispiel des in den Regiolekten Böhmens und Mährens weit verbreiteten Wortes für „Blumenkohl“,¹²¹ das in Mecklenburg niemand verstand, zeigt zugleich, dass schon ein punktuelles sprachliches Unverständnis aus der Sicht der Betroffenen leicht als soziale Missgunst interpretiert werden konnte.

Die unterschiedlichen Redeweisen, so führt Goltz (2007a: 7) aus, waren in den norddeutschen Zuwanderungsgebieten der Vertreibung ein deutlich wahrnehmbares Differenzierungsmerkmal, um die Neuankömmlinge noch über viele Jahre von den Alteingesessenen sozial abzugrenzen:

Nord- und Ostböhmen verbreiteten Ausdruck für *Erdapfel*. *Aß(ə)n* ist die dialektale, ebenfalls in Nord- und Ostböhmen verbreitete Form für *essen*. *Sudeten-deutsches Wörterbuch* III, 9 (2001): 765.

121 Vgl. die entsprechende Wort-Karte in Beranek (1970: 64).

Die Färbung der gesprochenen Sprache galt als sicheres Indiz, wenn es um die Frage der Zugehörigkeit zu den Einheimischen oder den Flüchtlingen ging; die Gruppenzuordnung bestimmte die zeittypische Wahrnehmung.

Dieser treffende Befund ist freilich zumindest für die Menschen noch zuzuspitzen, die aus den südöstlichen deutschen Sprachregionen nach Norddeutschland zuwanderten. „Fremdheitssignale“ waren hier keineswegs nur „prosodische Faktoren (Sprechmelodie) und die Vokalqualitäten“ (Goltz 2007b: 212) oder isolierte Merkmale wie „das gerollte ‚R‘“ (Goltz 2007a: 7). Mecklenburgische Alteingesessene und Vertriebene aus den mittel- und oberdeutschen Dialektregionen sprachen bei ihren Aufeinandertreffen und noch viele Jahre danach einander völlig unverständliche Sprachen. Sie nahmen sich – meist völlig unerwartet – wechselseitig als Fremdsprachensprecherinnen und -sprecher wahr.

So erging es Frau 29 (1930 V, SP: 75). Ihre erste bewusste Begegnung mit dem Niederdeutschen machte in einem Zugabteil, wo sie das Gespräch zweier älterer Männer mitverfolgte: „Und der eine sagt zum anderen ‚wat se Klock?‘ Ich denke ‚sind das Engländer?‘“ Auf diesen Gedanken sei sie durch ihr „Schulenglisch“ gekommen. Herr 65 (1927 V, SP: 218) hatte sich mit einem Freund aus dem Quarantänelager in Ribnitz-Damgarten „rausgeschlichen“, um sich im ersten Zielort ihres Transportes heimlich einmal umzuschauen. „Und wenn wir jetzt hören sprechen haben wir nicht gewusst ‚sind das Mecklenburger?‘“ Sie haben vielmehr befürchtet, dass es sich bei den unverständlich sprechenden Passanten auf der Straße um „Russen“ handeln könnte und haben sich dann „immer verduftet“¹²². Und nach der Erstbegegnung der böhmischen Eltern von Herrn 13 (1935

122 Ebkins (2019: 168) zitiert aus einem Interview mit einer Vertriebenen aus Schlesien, deren Tochter niederdeutsch sprechende Bauern in ihrem oldenburgischen Aufnahmegebiet für Polen hielt: „Und die Bauern waren dann alle, standen so um uns rum und die unterhielten sich, und mit einem Mal kam sie und sagt: ‚Mama, hier sind ja auch Polen.‘“ Eine ganz ähnliche Szene erzählt eine andere, aus Schlesien stammende Vertriebene im Interview, die als Zwölfjährige nach dem Verlassen des Viehwaggons ihres Transportes das erste Mal mit niederdeutsch sprechenden Ortsbewohnern im Oldenburger Land zusammentraf: „Und da habe ich natürlich dabei gestanden, bin ich zu meinem Vater gegangen, da habe ich gesagt, wir sind wieder beim Polen. (lacht). Das weiß ich noch. Ich habe nix verstanden. Gar nichts verstanden.“ (ebd.: 118).

V, BI: 54) mit seinen mecklenburgischen Schwiegereltern resümierten die Eltern seiner zukünftigen Frau das von wechselseitigem Unverständnis geprägten Gespräch wie folgt: „Der Abend war vorbei und denn ging dat ‚dat sünn jå gor keene Düütschen‘.“

Die „naive Annahme“ der Vertriebenen, „in Deutschland als Deutsche unter Deutschen aufgenommen und solidarisch behandelt zu werden“ (Schwartz 2004: 9), wurde nicht zuletzt durch die unerwartet großen Sprachschwierigkeiten enttäuscht, vor die die Zuwanderer ebenso wie die Alteingesessenen sich in Mecklenburg gestellt sahen. Die Bezeichnungen der Vertriebenen als „Tschechen“, „Polen“ oder „Utlänner“ fungierten dann schnell als Schimpfwörter, mit denen man den fremdsprachigen Immigranten in herabsetzender Absicht die Zugehörigkeit zu den mecklenburgischen Ortsgesellschaften absprach (vgl. 2.3.2).

Die erinnerten Gesprächsszenen meiner Zeitzeugen zeigen, dass die großen sprachlichen Differenzen zwischen den Herkunftsregionen und der Aufnahme-region nicht nur das Verständnis von Gesprächen verhinderte, denen man als unbeteiligte Dritte oder unbeteiligter Dritter beiwohnte. Vielmehr wurden die unverständlichen regionalen Sprachformen auch in der direkten Ansprache im Kontakt zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen verwendet. In den Familien, bei der Arbeit, beim Einkaufen und in der Nachbarschaft wurden die Neuankömmlinge von den Alteingesessenen auf Niederdeutsch oder im partiell unverständlichen norddeutschen Regiolekt angesprochen. In all diesen Gesprächskontexten hatten auch die Alteingesessenen ihrerseits immer wieder auf die dialektalen oder stark regiolektale Äußerungen der Zuwanderer zu reagieren. Gesprächskontakte zwischen den Herkunftsgruppen der mecklenburgischen Bevölkerung waren also in beiden Kommunikationsrichtungen durch hohe Sprachbarrieren erschwert.

Dabei vermitteln die Erinnerungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen den Eindruck, dass insbesondere die Alteingesessenen häufig ungerührt von den Verständnisschwierigkeiten der Ortsfremden am Gebrauch ihres niederdeutschen Basisdialekts festgehalten haben. Herr 10 (1939 V, SP 1: 100) beispielsweise meint, unter den Mecklenburgerinnen und Mecklenburgern habe es zwar „schon einige“ gegeben, „die Hochdeutsch sprachen aber die meisten haben mir gleich alle auf Anhieb mit ‚...ob die das verstehen oder nicht ich rede meinen Dialekt‘ haben die sich gesagt.“ Diese

Erfahrung machte auch Herr 26 (1925 V, SP: 206, 207) mit seinen Arbeitskollegen auf der Werft: „Aber die wollten nicht nicht hochdeutsch sprechen ne. Da sind sie stur in der Beziehung die Mecklenburger. [...] Die werden sich gedacht haben ‚da lern du mal‘ ne.“ Dasselbe erlebte auch Herr 27 (1929 V, BI: 73) anfangs in der Zusammenarbeit mit Alteingesessenen:

Ich konnte sie nicht verstehen. Die gaben sich auch keine Mühe hochdeutsch zu sprechen. Und ich habe denen gesagt ‚Sie Sie merken ja auch dass ich also nicht Ihre Sprache kann.‘ [...] Und da sagte ich denen ‚also wir müssen uns in Hochdeutsch unterhalten.‘ Und dann versuchten die in einfachen Worten mir hochdeutsch beizubringen was ich zu machen hätte ne.

Die in der germanistischen Fachliteratur häufig vertretene These, Alteingesessene und Vertriebene seien in der Kommunikation miteinander schnell und einvernehmlich auf ein wechselseitig verständliches Standarddeutsch ausgewichen, idealisiert und vereinfacht die Sprachverhältnisse der Nachkriegsjahre erheblich. Dabei werden offensichtlich spätere Entwicklungen im Verhältnis von Basisdialekten und deutscher Standardsprache auf frühere Zeitstufen zurück projiziert und es wird von den sozialen Ungleichheiten zwischen den „Alt- und Neubürgern“ abstrahiert. In der unmittelbaren Nachkriegszeit waren Kompetenzen in der mündlichen Standardsprache vor allem unter älteren Menschen noch keineswegs uneingeschränkt verfügbar (vgl. 5.2.2). Zudem war der Sprachalltag – vor allem der kleinstädtischen und ländlichen Bevölkerung – noch weitgehend von den Dialekten geprägt, der Gebrauch standardnaher Varietäten war in den meisten Situationen noch völlig unüblich und für die Sprecherinnen und Sprecher daher auch ungewohnt. Außerdem war der strukturelle Abstand zwischen den regiolektalen Sprachformen der Alltagssprache und dem kodifizierten Standarddeutschen nach dem Krieg noch weit größer als heute und damit selbst ein Austausch auf der Ebene standardnaher Varietäten unterschiedlicher regionaler Provenienz problematischer als heute.¹²³ Es ist auch zu bedenken, dass das steile soziale Gefälle zwischen den Alteingesessenen

123 Vgl. die merkmalsbezogenen Untersuchungen zur starken Standardadvergenz des mecklenburgischen Regiolekts und der Herkunftsregiolekten der Vertriebenen seit 1945 in Ehlers (2018: Kapitel 3 und 4).

und den zugewanderten Ortsfremden einem gleichberechtigten Ausweichen auf eine gemeinsame *lingua franca* entgegenstand.

Föllner (2000: 169) kommt bei der Auswertung der Interviews, die sie in einem Dorf der Magdeburger Börde mit Vertriebenen geführt hat, zu demselben Schluss, den auch meine Befragungen in Mecklenburg nahelegen:

Die in den Interviews geäußerten individuellen Erfahrungen der Vertriebenen beim Eintreffen im Ort und die distanzierte Haltung der Alteingesessenen ihnen gegenüber scheinen die These zu widerlegen, daß die Dorfbewohner ihre plattdeutsche Sprache aufgeben hätten, um problemlos mit den Neuankömmlingen sprechen zu können. Offensichtlich sahen sie keinen Grund, ein sprachliches Signal des Entgegenkommens zu setzen, denn von den fünf Befragten gaben vier an, daß man sie nicht freundlich aufgenommen habe.

In der sprachlichen und gesellschaftlichen Situation der Nachkriegszeit war das Ausweichen auf standardnahe Sprachlagen in der Kommunikation zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen durchaus nicht die einzige und auch keine per se unproblematische Option, um die hohen Sprachbarrieren zu überwinden. Die Zeitzeugenerzählungen belegen, dass hier zumindest in den Anfangsjahren oft auch, meist jüngere Personen mit bivarietärer Varietätenkompetenz (Hochdeutsch-Dialekt oder Dialekt-Dialekt) als „Dolmetscher“ (Herr 13, 1935 V, SP 1: 111) einsprangen und zwischen den unverständlichen Varietäten vermittelten. Und nicht zuletzt eröffnete eben auch der Erwerb des Niederdeutschen einen gangbaren Weg, um mit den Alteingesessenen in einen kommunikativen Austausch zu treten.

Über eine „gemeinsame Sprache“ verfügten die Zuwanderer aus den südöstlichen deutschen Sprachgebieten und die alteingesessene Bevölkerung Mecklenburgs selbstverständlich im Bereich der schriftlichen Kommunikation, für den ihnen durch die Schule bereits durchgängig wenigstens Grundkompetenzen in der kodifizierten Standardsprache vermittelt worden waren. Im mündlichen Sprachalltag wurden aber bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs sowohl in den südöstlichen Vertreibungsregionen als auch im norddeutschen Zuwanderungsgebiet der Vertreibung überwiegend Basisdialekte verwendet (vgl. 3.2.1, 4.1.1). Zwischen diesen Dialekten, das zeigen die Erinnerungen meiner Probanden, gab es keine wechselseitige Verständlichkeit. Sie unterschieden sich nicht nur in einzelnen sprachlichen Merkmalen, sondern sie standen sich wie Fremdsprachen

gegenüber. Auch wenn die Menschen sich um eine standardnähere Rede-weise bemühten, gab es wegen der großen regionalen Differenzen zwischen den standardnahen Varietäten, die in den Vertreibungsgebieten und dem Zuwanderungsgebiet seinerzeit verbreitet waren, große Verständigungsprobleme. Auch auf der Ebene der Regiolekte ging die sprachliche Fremdheit also vielfach über bloße Aussprachevarianten hinaus und beeinträchtigte das Sprachverstehen stark. Die Zeit, in der massive wechselseitige Kommunikationshindernisse bestanden, dauerte bis mindestens zum Ende der 1950er Jahre an. Von einer „gemeinsamen Sprache“ von Vertriebenen und Aufnahmegesellschaft, die den Prozess der sozialen Integration erleichtert haben könnte, kann im Verhältnis der Menschen aus den südostdeutschen Vertreibungsgebieten und der alteingesessenen Bevölkerung Mecklenburgs noch lange Jahre nach dem Krieg nur sehr eingeschränkt gesprochen werden.

2.3.2 „Ihr Tschechen, ihr Zigeuner!“ – Erinnerungen an verbale Konflikte zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen

Insgesamt 31 Interviewpartner können sich gut an verbale Streitigkeiten zwischen den Alteingesessenen und den zugewanderten Vertriebenen erinnern, die in seltenen Fällen offenbar auch in gewalttätige Auseinandersetzungen übergingen (vgl. 2.3.3). Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erzählen, dass die „Flüchtlinge“ als ganze soziale Gruppe von den Alteingesessenen häufig mit Bezeichnungen bedacht wurden, die sie als Beleidigung auffassten und die in den allermeisten Fällen auch herabwürdigend gemeint waren. Frau 18 (1938 Z, SP: 85) erinnert sich beispielsweise, dass der Kutscher, der ihre Vertriebenengruppe zum vorgesehenen Zielort in Vorpommern fuhr, den Dorfvorsteher fragte: „Wat willste mit de Bagasch?“ Das war meine erste plattdeutsche Begegnung.“ Herr 13 (1935 V, SP 1: 257, BI: 155) zitiert als typische Redeweise der Alteingesessenen, „dei olen Flüchtling de olle olle Pack“, auch seine mecklenburgische Schwiegermutter habe von „dei oll Flüchtlingspack“ gesprochen.

Insgesamt elf Zeitzeugen berichten, die zugewanderten Vertriebenen seien mit beleidigenden ethnischen Kategorien belegt worden: „Die haben uns ja alle als Zigeuner oder was weiß ich so gehalten.“ (Frau 29, 1930 V, BI: 198). Frau 14 (1936 V, BI: 184) erinnert sich, der Hausbesitzer, bei

dem ihre Familie einquartiert werden sollte, habe die Ankömmlinge „als Zigeuner beschimpft“. Noch in den 1970er Jahren wurden auf Dorffesten bei Jürgenshagen die ortsansässigen Vertriebenen mit Sticheleien wie „was wollen die Polen hier?“ provoziert (Herr 74 1959 VV, BI: 192). Herr 58 (1950 AA, BI: 130) räumt als Sohn alteingesessener Eltern ein, „solche Bemerkungen wie die blöden Polacken und und und so was das ist schon gefallen ne.“ Mit der Beschimpfung der Vertriebenen als „ihr Tschechen, ihr Zigeuner!“ wurde bei einer Tanzveranstaltung in Satow eine Schlägerei zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen vom Zaun gebrochen (Frau 37, 1933 V, BI: 115).

Durch die ethnischen bzw. territorialen Bezeichnungen als „Polen“, „Tschechen“ und „Zigeuner“ wurden die immigrierten Vertriebenen als Orts-Fremde stigmatisiert und ihnen wurde damit die Zugehörigkeit zur lokalen Gesellschaft abgesprochen.¹²⁴ Den ausgrenzenden Effekt derartiger Kategorisierungen beschreibt Frau 22 (1934 V, BI 1: 163): „Wir wurden ja auch zuerst so wie Ausländer behandelt ne. [...] Man war fremd.“ Im Sinne einer solchen ausschließenden „politics of belonging“ (Antonsich 2010: 649) durch Angehörige der Aufnahmegesellschaft fungierten auch die folgenden barschen Äußerungen, an die sich einige Vertriebene erinnern: „Haut ab wo ihr hergekommen seid!“ (Frau 37, 1933 V, BI: 434), „was wollen die alle hier?“ (Frau 28, 1936 V, BI: 103) oder „ja was wollt ihr hier?“ (Frau 43, 1937 Z, SO:126). Auch das konsequente Schneiden, also die Verweigerung von Gruß, Gegengruß oder Antwort, von dem drei Gewährspersonen berichten, kann zu den offenbar häufiger eingesetzten kommunikativen Verfahren gezählt werden, mit dem Alteingesessene die Vertriebenen demonstrativ aus der lokalen Gemeinschaft ausschlossen und gleichsam als sozial nicht existent behandelten.¹²⁵

124 Dass die immigrierten Vertriebenen von den Alteingesessenen als „Polen“ bzw. „Polacken“ bezeichnet wurden, berichten zwei Gewährspersonen, vier Gewährleute führen die Bezeichnung „Zigeuner“ an und fünf Zeitzeugen die Bezeichnung der Vertriebenen als „Tschechen“.

125 Dass sie – oft jahrelang – von alteingesessenen Nachbarn und Ortsbewohnern geschnitten worden sind, erzählen Frau 40 (1925 Z, BI: 250–252), Herr 13 (1935 V, BI: 101) und Frau 57 (1965 VV, BI 2: 54–56).

Kategorisierungen wie „Polen“, „Tschechen“, „Zigeuner“ negierten aber nicht nur die soziale Zugehörigkeit der Zuwanderer und die Legitimität ihrer Anwesenheit vor Ort, sondern diese Kategorisierungen stufte die Vertriebenen – zumal vor dem in der Nachkriegszeit noch sehr präsenten Wahrnehmungshintergrund der nationalsozialistischen Volkstumsideologie – gegenüber den „Deutschen“ als ‚minderwertig‘ ein. Herr 13 (1935 V, SP 1: 257) fasste die Bezeichnung der Vertriebenen aus Böhmen als „Tschechen“ in eben diesem Sinne als Herabwürdigung auf: „Ja wir kommen aus der Tschechei. ‚Dann sind Sie Tschechen‘. Ja wir wurden ja viel als Menschen zweiter dritter Sorte zuerst behandelt. Wir waren z... zweite dritte Sorte Menschen zuerst.“ Dass die zugewanderten Menschen mitunter noch bis die 1970er Jahre mit ethnischen bzw. rassistischen Kategorisierungen sozial ausgegrenzt und deklassiert wurden, geht aus der Erzählung von Frau 57 (1965 VV, BI 1: 1959) hervor. Sie sei von ihrem Staatsbürgerkunde-Lehrer, der über die Herkunft ihrer Familie informiert war, als „Mulatte“ beschimpft worden.

Menschen, die selbst von Polen oder Tschechen aus ihrer Heimat vertrieben wurden, reagierten offenbar besonders empfindlich, wenn sie selbst als Polen oder Tschechen bezeichnet wurden. Das erlebte auch Frau 82 (1930 A, BI: 110–111), die den Ausdruck „die Tschechen“ dem Vernehmen nach gedankenlos von ihrer Mutter übernommen hatte und die Bezeichnung einmal in Anwesenheit eines ortsansässigen Vertriebenen für die Zuwanderer am Ort benutzte:

Und dann ist der gekommen zu mir und hat er gesagt, ‚wenn du noch einmal sagst Tscheche dann kriegst du welche geknallt.‘ Und dann hat er gesagt, ‚wenn ich ... wenn wir Tschechen wären dann hätten wir die Heimat nicht verlassen brauchen‘ ne.

Eine weitere herabsetzende Kollektivbezeichnung der Vertriebenen, die vier Interviewpartnerinnen aus eigener Anschauung oder noch vom Hörensagen aus Berichten der älteren Generation kennen, war die hybride Wortfügung „Sudetengauer“ (*Sudetengau – Gauer*).¹²⁶ Dieses

126 Frau 57 (1965 VV, BI 2: 70), Frau 60 (1952 VV, BI: 244). Frau 44 (1928 V, SP: 395–399) verwendet das offenbar weit verbreitete, eigentlich „gemein[e]“ Schimpfwort im Interviewgespräch als scherzhafte Selbstbezeichnung, ebenso Frau 17 (1935 V, SP: 449).

Schimpfwort deutet schon darauf hin, dass viele verbale Konflikte zwischen den Bevölkerungsgruppen mit der extrem ungleichen Verteilung der materiellen Besitzstände in Zusammenhang standen. So berichten sechs meiner Zeitzeugen unabhängig voneinander von einer offenbar stereotypen Unterstellung, mit der die immigrierten Vertriebenen in verschiedenen Variationen immer wieder konfrontiert gewesen sind. „Also viele ... ich weiß in Gischow¹²⁷ sagten viele auch ‚ach Gott die haben in Ostpreußen nichts gehabt und jetzt kommen sie zu uns und wollen was haben‘.“ (Frau 40, 1925 Z, BI: 255). Frau 43 (1937 Z, SO: 126) fasst diese herabwürdigende Vorwürfe der Einheimischen, die ihr auch aus „vielen Erzählungen“ im Familienkreis bekannt sind, wie folgt zusammen: „Habt zu Hause nichts gehabt. Lungert hier rum. Was wollt ihr hier‘ ne. ‚Nehmt uns das bisschen was ihr habt [gemeint: was wir haben] noch weg.‘ Wir sollten auch weiterziehen da.“

Dieser offenbar in verbalen Streitigkeiten immer wieder eingesetzte ‚Habenichtse-Topos‘ unterstellt den Zwangsmigranten zum einen, sie hätten ihre Heimat aus freien Stücken und egoistischen Motiven verlassen. „Die [Alteingesessenen] haben ja viel sich geäußert ‚wer seine Heimat verlässt ist nicht wert dass er lebt‘ und so.“ (Herr 1, 1932 V, BI 1: 128). Zum anderen basiert der ‚Habenichtse-Topos‘ auf der Behauptung, die Zuwanderer seien schon in ihren Herkunftsgebieten völlig mittellos und hilfsbedürftig gewesen. So erinnert sich Frau 79 (1924 V, BI 1: 92), dass „anfangs wie wir hinkamen die Alten“ zu ihnen gesagt hätten: „Hättet ihr was zu Hause gehabt wärt ihr da geblieben.“ Frau 18 (1936 Z, BI: 163) bestätigt ganz ähnlich, es habe Reibereien mit den Alteingesessenen gegeben, „und manche ganz unverständlich haben gesagt ‚das da ... kommen Sie. Wenn ihr was gehabt hättet hättet ihr es ja mitgebracht‘.“

Die akute materielle Notlage der ankommenden Vertriebenen wurde als dauerhafte Unfähigkeit, Eigentum zu schaffen, in die Vergangenheit vor dem Krieg zurückprojiziert und sozial bewertet: Herr 13 (1935 V, BI: 161) gibt die Urteile der Alteingesessenen über die besitzlosen Zuwanderer wie folgt wieder: „So ein Pack. Dei hemm’ je nix. Dei hemm’ je nix. Dat is n Pack is dat.“ Frau 40 (1925 Z, BI: 276) erzählt, dass ihr von den

127 Heute Ortsteil von Jürgenshagen.

alteingesessenen Dorfbewohnern nicht zugetraut wurde, deren Kinder zu unterrichten: „Ich weiß noch dass manche Eltern gesagt haben ‚was? Sie hat doch nichts gehabt. Das ist doch ein Flüchtling und die will unsere Kinder unterrichten?‘“ Das vollständig fehlende ökonomische Kapital der immigrierten Vertriebenen war für manche Alteingesessene offenbar ein Anlass, ihnen auch „kulturelles und soziales Kapital“ überhaupt abzusprechen.¹²⁸

Mit den Attribuierungen der Vertriebenen als Habenichtse, die die verbalen Konflikte zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen offenbar vielgestaltig durchzogen und die sich partiell mit dem ‚Zigeuner-Stereotyp‘ verschränkten, standen die soziale Positionierung der Zuwanderer und die Berechtigung ihrer Hilfsansprüche zur Debatte. Aus der Sicht der Vertriebenen, die sich an diese Konfrontationen am lebhaftesten erinnern, wurde ihnen damit sowohl soziale Anerkennung versagt als auch ihr moralischer Anspruch auf Hilfeleistungen durch die Alteingesessenen zurückgewiesen. Auf der anderen Seite der Konfliktlinie sahen sich manche Alteingesessene mit dem Besitzneid der Vertriebenen konfrontiert: „Es war es war eine gewisse Neidgeschichte da. Dass sie ... dass wir als die Ureinheimischen das ist jetzt schwer darzustellen dann immer gesagt bekamen ‚ihr habt ja alles‘.“ (Herr 33, 1923 A, BI 2: 156).

Den Erzählungen der Zeitzeugen zufolge gaben vor allem die Wohnverhältnisse der ersten Nachkriegsjahre fortwährenden Anlass zu Konflikten zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen (vgl. 2.2.1). Hier sind es auch nicht nur die Vertriebenen, sondern ebenso die Alteingesessenen, die sich lebhaft an Streitigkeiten zwischen den Bevölkerungsgruppen erinnern. Herr 33 (1923 A, BI 2: 126) beklagt, dass es „da wegen der Wohnungsgeschichte [...] ja ständig Ärger“ im Haus seiner Familie gegeben habe. Und Herr 58 (1950 AA, BI: 76) erzählt, dass es „dann natürlich auch ein bisschen Knatsch“ verursachte, als in die Wohnung seiner Schwiegereltern „dann Siedler einfach reingesetzt“ wurden. Zum einen brachte die erzwungene Einquartierung von Flüchtlingen und Vertriebenen Konfliktsituationen mit sich, weil durch das beengte und oft improvisierte Zusammenleben

128 Zum Zusammenhang und zur wechselseitigen Konvertierbarkeit der drei Kapitalformen vgl. Bourdieu (2005 [1983]).

die Privatsphären beider Parteien alltäglich empfindlichen Störungen ausgesetzt war. Frau 7 (1936 A, BI: 154) beispielsweise erinnert sich, dass „meine Mutter gesagt hat ‚es ist nicht auszuhalten wenn wenn die in der in der Küche hantieren‘.“

Zum anderen wurde die Einquartierung der völlig mittellosen Zuwanderer von Alteingesessenen aber auch als Übergriff auf ihre angestammten Besitzstände angesehen. Die Großmutter von Frau 7 (1936 A, BI: 149)

hat immer Auseinandersetzungen gehabt mit der Einquartierung. Also die fühlte sich wohl auch so so eingengt. Sie hatte vorher als Einzelperson vier Zimmer. Und und und saß jetzt in einem und da fand sie dass alle ihr was wegnehmen.

Dass die Konflikte mit den Einquartierten mit der Furcht vor dem Verlust hergebrachter Besitzstände in Zusammenhang standen, meint auch Herr 9 (1939 A, BI 1: 209), wenn er die Streitigkeiten sozial verortet: Gerade „diese diese etwas reicheren Leute die haben sich schon fürchterlich aufgeführt manchmal und wollten auch keine Flüchtlinge haben. ‚Um Gottes Willen. Bloß nicht‘.“

Die Vertriebenen ihrerseits erzählen, dass die Hausbesitzer – zum Teil erfolgreich – versuchten, eine Einquartierung bei ihnen zu verhindern.¹²⁹ Herr 1 (1932 V, BI 1: 128) sagt, die Alteingesessenen „waren uns ja nicht hold gesonnen wie wir hier hergekommen sind“, weil sie „Wohnraum abgeben“ mussten. Herr 68 (1952 VV, BI: 380–381) beschreibt das Verhältnis seiner Familie zu den Alteingesessenen, die ihnen die Hälfte ihres Hauses abtreten mussten, wie folgt: „Ich glaube wir haben uns nur in der Wolle gehabt mit mit denen. [...] Aber ich weiß sie haben uns [Kinder] ganz schön schikaniert immer.“ Frau 57 (1965 VV, BI 1: 114) verallgemeinert die Erfahrungen ihrer Eltern mit der erzwungenen Einquartierung bei Alteingesessenen:

Und die Alteingesessenen waren teilweise böse. Ich sage es einfach so. Böse. Sie wollten keine Vertriebenen. Sie wollten die Leute nicht. Sie wollten nicht dass das Zimmer was im Hause freistand belegt wird. So. Und dann kamen sie aber sie mussten rein. Und sie haben es ihnen deutlich zu spüren gegeben. Also deutlich.

Auch außerhalb der Wohnungsproblematik gab die Konkurrenz um materielle Ressourcen Anlass zu „viel viel Ärger zwischen den beiden Gruppen“

129 Frau 5 (1933 V, BI: 60), Frau 14 (1936 V, SP 1: 75–76).

(Herr 33, 1923 A, BI 3: 111). Herr 33, der am Beginn der 1950er Jahre in Schwaan die gewerkschaftliche Verteilung von Kleider- und Schuhspenden an die alteingesessene und zugewanderte Bevölkerung mit organisierte, erzählt:

Wir haben und ich betone das nochmal wir haben versucht keine Komplikationen aufkommen zu lassen und durch eine ... dass da Neid entsteht. ‚Der hat das bekommen und der hat das bekommen da irgendwie.‘ Das ist ist unvermeidlich. Das ist ... also das ging schon jedes Mal mit Diskussionen ging das hinterher insbesondere ab da. (Herr 33, 1923 A, BI 3: 127)

Er habe zu den Leuten gesagt, „Mensch wir sind doch bekloppt dass wir uns darüber überhaupt ärgern und streiten auch wir unter uns noch“, aber auch bei der Zuweisung der zeitweise rationierten Elektrizität habe es zwischen den Alteingesessenen und Vertriebenen „Zirkus“ gegeben (Herr 33, 1923 A, BI 3: 109, SP: 271). Heftige Auseinandersetzungen gab es beispielsweise auch um die Mitnutzung der evangelischen Kirche in Satow durch die katholische Gemeinde der Vertriebenen: „Es ging alles nur um Geld. ‚Das ist unsere Kirche. Ihr mietet euch hier ein ihr müsst bezahlen‘ und so ein Scheiß alles.“ (Herr 68, 1952 VV, BI: 421).

Die weitaus meisten Erzählungen über Streitigkeiten und Beschimpfungen beziehen sich auf den Zeitpunkt, „wo wir angekommen sind“, und auf „die erste Zeit“, also die ersten Nachkriegsjahre, in denen die Probleme der Nahrungssuche, der Grundversorgung und Einquartierung vielfältige Anlässe zu Konfrontationen zwischen den Vertriebenen und Alteingesessenen boten. In den Erinnerungen der Zeitzeugen wird diese Phase intensiver Konflikte als eine zeitlich unscharf begrenzte Anfangszeit dargestellt, in der die Vertriebenen „schief erst ange... angeblickt“¹³⁰ worden seien: „Bloß die Allgemeinheit muss ich sagen die war ja anfangs immer ein bisschen sehr auch ‚diese Tschechen‘.“ (Frau 38, 1937 V, BI: 81). Verschiedene geschilderte Vorfälle aus den 1950er Jahren zeigen, dass es auch mehr als zehn Jahre nach Kriegsende starke Spannungen zwischen den Bevölkerungsgruppen gab. Herr 13 (1935 V, BI: 158–159) vermittelt aus der persönlichen Erfahrung mit seinen mecklenburgischen Schwiegereltern

130 Slowakeideutsche Nachbarin, die zeitweise beim Interview von Frau 37 (1933 V, BI: 433) anwesend war.

eine genauere Vorstellung von der zeitlichen Erstreckung dieser Konfliktphase. Auf die Frage, ob über die immigrierten Vertriebenen schlecht geredet wurde, antwortet er im Beisein seiner Frau:

Die ersten Jahre ja. Und dann möchte ich sagen das sind nicht bloß zwei drei Jahre gewesen sind wohl fünfzehn zwanzig Jahre gewesen. Na siehst du ja wir sind siebenundvierzig sechsundvierzig sechsundvierzig hierher gekommen neunundfünfzig haben wir geheiratet. Das sind dreizehn Jahre weiter. Und in diesen dreizehn Jahren sünn wi ümmer noch dat olle Flüchtlingspack west. Hat sich so reingefressen gehabt.

Aus den 1970er Jahren wird dann nur noch ganz vereinzelt über verbale Streitigkeiten berichtet (z. B. Beschimpfung als „Mulatte“, Provokationen auf Erntefesten). Unter all den erzählten Konflikten zwischen den Bevölkerungsgruppen reicht der von Frau 57 (1965 VV, BI 2: 54, 56) geschilderte Nachbarschaftszwist mit Abstand am weitesten an die Gegenwart heran. Sie erzählt, dass sie und ihre Verwandten von den Angehörigen der alteingesessenen Familie, bei der ihre Familie nach dem Krieg einquartiert war, bis vor kurzem bei Begegnungen in der Kleinstadt geschnitten wurden:

Es wurde kein Wort gesprochen. Es wurde nicht begrüßt. Es wurde wortlos aneinander vorbeigegangen. Und das eigentlich bis zum ... ja bis vor drei vier Jahren [d. h. etwa 2010]. [...] Und ja seitdem grüßen wir uns.

Aus den hier angeführten Zitaten wurde schon deutlich, dass viele Interviewpartner ihre Berichte über Streitigkeiten in eine erzählerische Zeitstrukturierung von „zuerst“ (bzw. „anfangs“) und „nachher“ eingliedern. Frau 29 (1930 V, BI: 200), die als „Zigeuner“ beschimpft wurde, meint auf die Nachfrage, ob sie sich ganz allgemein abgelehnt gefühlt habe: „Ja als wir erst dahin kamen war das schon so. Aber wie gesagt mit der Zeit hat man sich dann eingelebt.“ Ähnlich erzählt Frau 79 (1924 V, BI 1: 92, 93):

Na ja das war also wer ... em... empfangen wurden die Flüchtlinge da erstmal schlecht. Also die ... das erste Jahr vielmehr. Oder gleich der Anfang. Da haben sie ja geschimpft ‚Was soll das alles hier?‘ [...] Aber wir hatten nachher guten Kontakt.

Die Berichte über Konflikte zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen werden sehr häufig in eine – wenn auch mitunter langwährende – Versöhnungsgeschichte eingebunden.

Bemerkenswert ist auch, wie viele Interviewpartner aus heutiger Erzählerperspektive rückblickend Verständnis für die damaligen Auseinandersetzungen zwischen den Bevölkerungsgruppen zeigen. Gerade die Konflikte um materielle Ressourcen werden aus der historischen Distanz von beiden Seiten neu bewertet. Herr 77 (1937 A, BI: 170), dessen Familie beständig die Eier ihrer wenigen nach dem Krieg verbliebenen Hühner entwendet wurden, meint heute: „Natürlich gab es Reibereien. Natürlich. Die wollten ja alle überleben. Die wollten die wollten ja alle überleben. Und wenn einer Hühner hatte...“ Auch Herr 15 (1921 A, BI: 234) äußert heute Verständnis dafür, dass die Vertriebenen „gegraben [haben] in den Gärten“ der Alteingesessenen: „Man kann das ja auch verstehen. Das ist ... sie hatten Hunger ne.“ Ganz ähnlich äußert Herr 59 (1961 VA, BI: 260): „Die Leute hatten wenig und dann noch teilen müssen. Und das ist natürlich ... natürlich führt das auch zu Konflikten ne.“

Auf der anderen Seite bringt Frau 28 (1936 V, BI: 103, 378) heute Verständnis dafür auf, dass die Mecklenburger wegen der Einquartierungen auf die Vertriebenen „geschimpft“ hätten: „Aber ich verstehe sie heute auch ne. [...] Wäre genauso wenn sie wenn wir hier immer noch was geben müssen ne. Ist man ja na... manchmal auch schon sauer.“ Herr 68 (1952 VV, BI: 351–353), dessen Eltern in ihrem mecklenburgischen Zufluchtsort „nicht akzeptiert“ wurden, kann sich heute ebenfalls in die Gefühle der Alteingesessenen hineinversetzen:

Das waren immer die Flüchtlinge für die anderen. Ja ist ja klar. Die Mecklenburger haben alles gehabt. Plötzlich kommen die Slowaken [d. h. Karpatendeutschen] und ‚das kann doch nicht sein.‘ Das ist so wenn wir jetzt hier sind und hier kommen die ganzen Afghanen und Mono... und wie die alle heißen. Dann sagen wir auch ‚das kann doch wohl nicht sein.‘

Die Herabwürdigungen der Vertriebenen als „Tschechen“ und Heimatverräter werden von den damals Betroffenen heute teilweise damit entschuldigt, dass die Alteingesessenen „keine Vorstellung [gehabt hätten] wie die Vertreibung ausgesehen hat“ (Herr 1, 1932 V, BI 1: 128), und „sie ja auch von der Geschichte nicht so genau Bescheid wussten“ (Frau 38, 1937 V, BI: 77).

Mehrere Zeitzeugen legen im Interview sichtlich Wert darauf, die damaligen Streitigkeiten als letztlich nicht gravierend oder gar als unerheblich zu charakterisieren. Derartige Figuren der Beschwichtigung oder

Verharmlosung erfolgen in den Interviews häufig als erzählerische „Coda“, also als nachträglich resümierende Kommentierung des Erzählten,¹³¹ oft unmittelbar auf die Schilderung der Konfliktsituationen der Vergangenheit. Verharmlosungen der damaligen Vorkommnisse finden sich dabei sowohl in den Erzählungen der Alteingesessenen als auch in denen der Vertriebenen. So berichtet Frau 7 (1936 A, BI: 154) zunächst über ständige „Auseinandersetzungen“ mit Einquartierten, um dann zu relativieren: „Aber im Grunde also dass das da große Auseinandersetzungen gibt weiß ich nicht.“ Frau 28 (1936 V, BI: 380) berichtet zwar, dass die Mecklenburger damals „alle ge... geschimpft“ hätten, meint dann aber, „so schlimm so schlimm habe ich es nicht empfunden. Ich meine und mir persönlich hat auch keiner was getan.“ Frau 36 (1930 A, BI 1: 225) hatte zunächst dargelegt, dass die Vertriebenen wegen ihrer Übergriffe auf das Eigentum der Alteingesessenen als die „ganz Frechen“ angesehen wurden und resümiert auf meine Frage zu damaligen Konflikten in der Bevölkerung gleichwohl: „Ja na ja ich meine dass es nun Reibereien gab weiß ich nicht. Kann ich auch nicht belegen.“

Nicht nur gegenüber mir als Interviewer, sondern zum Teil auch schon gegenüber den eigenen Kindern sind Konflikte aus den Anfangsjahren nach der Ankunft offenbar kaum thematisiert worden. Auf meine Frage, ob ihm über Auseinandersetzungen mit den Alteingesessenen erzählt wurde, meint Herr 59 (1961 VA, BI: 252): „Ja das ist ... so nebenbei im Gespräch kam das ma... Meine Mutter hat ja dann doch schon manchmal ... in manchen Bemerkungen kriegt man das dann mit dass es da schon Konflikte gegeben hat.“ Er kann sich aber an „nichts Konkretes“ (ebd.: 256) erinnern, worum es bei diesen Konflikten gegangen sei.

Die Existenz verbaler Konflikte zwischen Bevölkerungsgruppen und die soziale Spaltung in angestammte Ortsbewohner und nicht zugehörige „Fremde“ wird von meinen Interviewpartnern vielfach eingeräumt. Über

131 Die Struktur von Alltagserzählungen umfasst prototypisch eine „Stellungnahme des Erzählers vom Erzählzeitpunkt (Gegenwartszeitpunkt) aus“ bzw. „die zusammenfassende Einschätzung [des Erzählten] vom Erzählzeitpunkt aus“ (Brinker 1996: 281, 284). In verschiedenen Erzähltheorien wird diese (fakultative) Strukturposition terminologisch als „Coda“ (Labov / Waletzky), „Moral“ (van Dijk) oder als „Resümee“ (Brinker) gefasst.

derartige Auseinandersetzungen wird vor allem aus den späten 1940er und den 1950er Jahren, gelegentlich auch aus noch späterer Zeit erzählt. Die Erinnerung an die „Katastrophe ihrer Ankunft“ ist insbesondere bei den Vertriebenen in der Gegenwart durchaus noch präsent, an „jene traumatische Erfahrung also, welche die naive Annahme enttäuschte, in Deutschland als Deutsche unter Deutschen aufgenommen und solidarisch behandelt zu werden“ (Schwartz 2004: 10). Die Zeitzeugen der Vertriebenenimmigration und ihre Kinder zeigen sich heute aber bemüht, die Konflikte zwischen den Bevölkerungsgruppen als in der Vergangenheit liegend und meist lange schon abgeschlossen darzustellen. Alteingesessene wie Vertriebene und ihre Nachkommen bringen vielfach Verständnis für die damaligen Handlungsweisen und verbalen Reaktionen der jeweils anderen Seite auf und bewerten die Vorkommnisse der Vergangenheit aus heutiger Sicht als wenig gravierend. Es gibt offensichtlich auch kein bis in die Gegenwart fortwirkendes Opfernarrativ bei den Vertriebenen meines Erhebungsgebietes. Vielmehr werden mir von Alteingesessenen wie Vertriebenen harmonisierende Versöhnungserzählungen präsentiert.¹³² Die ehemals konflikthaft verteidigte Grenze zwischen den Alteingesessenen und den Immigranten hat heute ihre Trennschärfe weitgehend verloren.

2.3.3 „Haben uns mit den Hunden weggehetzt“ – Gewalt und Gewaltandrohungen in Auseinandersetzungen zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen

Während in meinen Interviews immer wieder über verbale Konflikte zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen berichtet wird, erzählen die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nur sehr selten über gewaltsame Auseinandersetzungen. Gewaltsame Übergriffe oder die Androhung solcher Gewaltakte können als Steigerungsformen oder Grenzüberschreitungen von

132 Herr 50 (1049 VV, Bl: 27–28) entwirft sogar explizit eine Gegenerzählung gegen verbreitete Opfergeschichten: Demnach waren die niederdeutsch sprechenden „Bauernkinder“ in der Schule „die Blöden die Doofen“: „Und so haben wir uns dann als Flüchtlingskinder denen gegenüber auch verhalten. [...] Weil man ja viel hört die Flüchtlingskinder waren im... sind immer na ja negativ behandelt worden oder so. Nein in diesem Falle war das andersrum. Wir haben uns bei denen durchgesetzt weil die dann dastanden wie die Dömlinge op n Schulhop.“

verbalen Auseinandersetzungen aufgefasst werden, bei denen nicht mehr allein die soziale Position der Konfliktparteien zur Debatte steht, sondern auch ihre körperliche Unversehrtheit angetastet wird. Nur neun meiner Interviewpartner schildern Konflikte zwischen den Angehörigen der beiden Bevölkerungsgruppen, bei denen körperliche Gewalt eingesetzt oder angedroht wurde. Ähnlich wie bei den meisten verbalen Auseinandersetzungen kam es zu derartigen Einschüchterungen oder Gewaltakten offenbar vor allem in der unmittelbaren Nachkriegszeit, und wie dort lag der Anlass für die aggressiven Konflikte überwiegend in der extrem ungleichen Verteilung der materiellen Ressourcen in der heterogenen Nachkriegsgesellschaft.

In den meisten Fällen ging es bei diesen Vorfällen um das Besorgen von Lebensmitteln. Frau 31 (1936 V, BI: 95) erzählt, die Bauern ihres Zufluchtsortes hätten „zum größten Teil dann schon Schilder hingestellt ‚Vorsicht bissiger Hund‘ weil sie Angst hatten man würde betteln.“ Dass die alteingesessenen Bauern Vertriebene, die auf Feldern und in Gärten nach Essbarem suchten, mit Hunden aufgestöbert und verjagt haben, erzählen mehrere Zeitzeuginnen:

Und wir waren am am Ende vom Acker. Da haben die uns die Hunde gehetzt. Haben uns mit den Hunden weggehetzt. Wir mussten rennen dass ... und die Hunde ... und so viel Kartoffeln.¹³³

In einer anderen Erinnerung kamen beim „Klauen“ auf dem Feld die Bauern auf Pferden herbei geritten und haben mit einer „Luftpistole oder so hinter uns geschossen.“ (Frau 38, 1937 V, BI: 123). Gelegentlich kam es bei diesen Zusammenstößen tatsächlich zu gewalttätigen Übergriffen. Ein Mädchen wurde vom Müller „mit der Peitsche gehauen“, als sie Mehl aus einem geplatzten Sack auffegte (Frau 37, 1933 V, BI: 165). Ein Junge hat „einmal Schacht [Schläge] gekriegt. Da habe ich Kohlen geklaut am Bahnhof.“ „Und da kommt der Kohlenfritze und holt mich und hat mich über das Knie ge...“ (Herr 1, 1932 V, BI 2: 292).

In anderen Fällen geht es bei den geschilderten Auseinandersetzungen um Wohnraum. Die Familie von Frau 14 (1936 V, BI: 75, 185) wurde von dem Besitzer des Hauses, in das sie einquartiert werden sollten, mit

133 Frau 37 (1933 V, SP 2: 351), ähnliche Vorfälle beschreiben Frau 2 (1930 V, BI 2: 1) und Frau 38 (1937 V, BI: 125).

den Worten empfangen: „Die Zigeuner kommen hier nicht rein.‘ Ja und ‚ich schlag sie tot‘.“ Zur Bekräftigung habe der Mann „sogar mit dem Stock aufgestampft“. Nach einem anderen Bericht hat eine alteingesessene Hausbesitzerin den Kindern der einquartierten Vertriebenen „immer an den Haaren gezogen“ und ist „auch ein bisschen sehr hart mit den Kindern umgegangen“, weil sie sich von ihnen gestört fühlte (Frau 38, 1937 V, BI: 372–373). Von „Reibereien“ um Wohnraum erzählt Herr 58 (1950 AA, BI: 74) noch aus der Mitte der 1950er Jahre, als Vertriebene in Schwaan eine Parzelle Bauland zugewiesen bekamen, die bis dahin von einem alteingesessenen Kleinbauern bewirtschaftet wurde. Der Sohn der Vertriebenenfamilien wurde von den Nachbarskindern „verklöppt“, „weil der [alteingesessene] Vater da zu Hause gesagt hatte ‚dem haben wir das zu verdanken dass wir jetzt nicht mehr so viel haben‘.“

Opfer der Übergriffe und Adressaten der Drohungen waren in allen geschilderten Szenen die zugewanderten Vertriebenen und insbesondere ihre Kinder. Und es sind fast ausschließlich Vertriebene, die sich an diese häufig angstbesetzten Erlebnisse erinnern. Die Zuwanderer erscheinen in diesen Berichten als unliebsame Konkurrenten um die Ressourcen der alteingesessenen Bevölkerung, die mit Gewalt(androhungen) von Übergriffen auf deren hergebrachten Besitzstände abgehalten werden sollten. In den Berichten von vertriebenen Kindern als Opfer der Gewalt erwachsener Alteingesessener wird zugleich das steile Machtgefälle zwischen den Bevölkerungsgruppen erzählerisch ins Bild gesetzt. Die Dominanz der Alteingesessenen wird in den Erzählungen auch dadurch unterstrichen, dass nur sie die Mittel haben (Hunde, Pferde, Peitsche, Pistole), ihre Ansprüche gegen die wehrlosen Vertriebenen durchzusetzen.

Neben diesen Fällen einseitiger und instrumenteller Gewalt(androhung) durch die Alteingesessenen wird gelegentlich auch von wechselseitigen Auseinandersetzungen erzählt, bei denen gewaltsam eine soziale Grenze zwischen den Bevölkerungsgruppen gezogen wurde. Derartige Vorfälle gab es offenbar schon unter Kindern. Herr 1 (1932 V, BI 2: 297) erzählt, er, sein Bruder und sein Cousin seien von Jungen aus ihrem Zufluchtsort in Schlägereien verwickelt worden, „die sich als Einheimische wollten ... wollten die sich da aufspielen.“ „Innerhalb einem Jahr“ nach ihrer Ankunft seien diese Auseinandersetzungen aber „erledigt“ gewesen. Sogar von einer blutigen „Klopperei“ zwischen jungen Männern aus der alteingesessenen

Bevölkerung und karpatendeutschen Zuwanderern wird in Satow erzählt. Demnach hätten sich bei einer Tanzveranstaltung die Vertriebenen gegen Beleidigungen durch Alteingesessene „ja irgendwie wehren“ müssen und beide Gruppen seien schließlich mit abgerissenen Zaunlatten aufeinander losgegangen: „Manche sind auch blutig nach Hause gegangen“, insbesondere ein junger Mann habe „auch ordentlich was abgekriegt gehabt“.¹³⁴ Herr 74 (1959 VV, BI: 192) erzählt, dass noch in den 1970er Jahren in gleichsam rituellen Schlägereien bei den alljährlichen Erntefesten im Dorf unter Alkoholeinfluss immer wieder der Zwist zwischen Alteingesessenen und Zugewanderten aufbrach:

Aber man hat das schon gemerkt wenn so die die Erntefeste waren und dann die die Alteingesessenen und die Flüchtlinge dann wenn sie dann so ein paar weg hatten. Und das ... es gab ja kein Erntefest wo das nicht welche auf die Lichter gab ne. Dann dann war das ja kein ordentliches Erntefest ne. Und da da kam dann so der Zwist und ‚was was wollen die Polen hier.‘ Und und so ging das dann schon los.

Bei diesen Raufereien zwischen Kindern und den Schlägereien zwischen erwachsenen Männern wirkten also auch Angehörige von Vertriebenenfamilien als aktive Protagonisten der Gewalt mit. In derartigen körperlichen Auseinandersetzungen wurde von beiden Seiten die soziale Abgrenzung zwischen den Bevölkerungsgruppen gewaltsam unterstrichen.

Die beschriebenen Prügeleien auf dem Erntefest deuten darauf hin, dass an manchen Orten noch bis in die 1970er Jahre die latenten Spannungen zwischen den dort lebenden Alteingesessenen und Zuwanderern so stark waren, dass sie sich bei entsprechenden Provokationen in körperlichen Auseinandersetzungen entladen konnten. Aus späterer Zeit wird in meinem Interviewkorpus dann von keinerlei Gewaltakten oder Drohungen zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen mehr berichtet. Die meisten der geschilderten Auseinandersetzungen spielten sich ohnehin in der unmittelbaren Nachkriegszeit ab, in der Gewalt und Einschüchterungen einseitig

134 Frau 38 (1937 V, BI: 114, 116), vgl. die Erzählbeiträge von der beim Interview anwesenden Frau 37 (1933 V, BI: 115 ff.). Auf die Bedeutung dieser ‚Helden-erzählungen‘ für die karpatendeutsche Vertriebenengruppe in Satow, in denen die Zuwanderer Gewalt auch gegen „Russen“ und die Polizei einsetzten, gehe ich in Abschnitt 2.3.5 näher ein.

von den Alteingesessenen eingesetzt wurden, um ihren angestammten Besitzstand gegen die „Neubürger“ zu verteidigen. Hier ging es also buchstäblich um Verteilungskämpfe. Mit der Verbesserung der materiellen Situation der Vertriebenen und dem allmählichen Ende der Einquartierungen in den 1950er Jahren entfielen offenbar die Anlässe für derartige Vorfälle, so wie ja auch über verbale Konflikte in späteren Jahren immer seltener erzählt wird (vgl. 2.3.2).

Auch die Erinnerung an die erlittene Gewalt scheint für die Vertriebenen nur noch bis in die 1950er Jahre virulent und handlungsleitend gewesen zu sein. Noch 1950 lehnte es die inzwischen herangewachsene Frau 37 (1933 V, SP 2: 354) ab, mit einem jungen Mann aus der alteingesessenen Familie zu tanzen, die einige Jahre zuvor die Hunde auf sie gehetzt hatte. „Sage ich ‚mit dir tanze ich nicht. Ihr habt die Hunde auf uns gehetzt.‘ Vergisst man nicht.“ Und Frau 14 (1936 V, BI: 185) weigerte sich noch 1956, Waren bei einem Handwerker abzuholen, der ihre Familie 1946 als „Zigeuner“ beschimpft und mit Totschlag bedroht hatte. Zum Erzählzeitpunkt in der Gegenwart werden von den Vertriebenen aber keine unversöhnlichen Töne mehr angeschlagen.

Es ist vielmehr bemerkenswert, dass sie heute mitunter sogar Verständnis für die damaligen Aggressionen der Alteingesessenen bekunden und diese in der Rückschau tendenziell verharmlosen. Auch hierin ähneln die Berichte über Gewaltkonflikte denen über verbale Auseinandersetzungen und sie folgen mit erzählerischen Figuren des „Schwamm drüber“ demselben „Verfahren des eingeschränkten Erinnerns“ (Lehmann 1991: 34). Nicht nur eine Alteingesessene sieht heute „Bösartiges nicht“ darin, dass die Mutter eines Säuglings „natürlich auch weggejagt“ wurde, wenn sie heimlich Kühe für ihr Kind melken wollte (Frau 12, 1935 A, BI: 201). Frau 2 (1930 V, BI 2: 1) relativiert ihren Bericht über das Verjagen der Vertriebenen durch Hunde mit den Worten: „Es war eben eine schwere Zeit.“ Und Frau 38 (1937 V, BI: 373) bringt sogar Verständnis auf für die Hausbesitzerin, die die Kinder der einquartieren Vertriebenen mit Gewalt zur Ruhe bringen wollte: „Und das hat sich ja dann alles bisschen geändert. Aber anfangs waren ja viele auch nicht immer begeistert ne. Das auf ... das würde uns jetzt vielleicht auch so gehen.“

Wie groß das tatsächliche Ausmaß gewaltsamer Auseinandersetzungen damals tatsächlich gewesen sein mag, für die Erinnerung der heutigen

Zeitzeugen – auch der Opfer – scheinen derartige Vorfälle kaum noch relevant zu sein. Gewalttätige Auseinandersetzungen werden von meinen Interviewpartnern heute kaum einmal erwähnt, die Schwere der erzählten Vorfälle ist mit nur einem ernster verletzten Gewaltopfer in Satow vergleichsweise gering und die wenigen Erzählungen über gewalttätige Auseinandersetzungen werden von den Interviewten häufig zusätzlich in ihrer Dramatik entschärft. Ein Nachkomme von Vertriebenen fasst die heute wohl dominierende Sicht meiner Zeitzeugen recht treffend wie folgt zusammen:

Man muss staunen dass das so friedlich alles gegangen ist. Da muss man wirklich sagen. Das war ja ... hat man nicht gehört dass einer den anderen totgeschlagen hat so wie heute ne. Also das war verhältnismäßig friedlich. (Herr 68, 1952 VV, BI: 357)

Die Zeitzeugen der Vertriebenenimmigration und ihre Nachkommen zeigen sich heute nicht nur gegenüber den verbalen Konflikten „der ersten Zeit“ versöhnlich, sie schließen in ihren Erzählungen von heute auch rückwirkend Frieden mit den Gewaltverhältnissen der Nachkriegsjahrzehnte.

2.3.4 „Und zuerst war es ja hier sehr streng. ,Wehe du nimmst einen Evangelischen!‘ Und die wie ,wehe du nimmst einen Katholischen!‘“ – konfessionelle Grenzen in kirchlicher und familiärer Aushandlung

Da eine große Zahl der Vertriebenen, die 1945/1946 nach Mecklenburg transportiert wurden, aus den überwiegend katholischen Regionen Schlesiens, der böhmischen Länder oder der Slowakei stammten, stieg der Anteil der Katholiken an der mecklenburgischen Bevölkerung nach dem Ende des Kriegs sprunghaft an. Im Vergleich mit anderen norddeutschen Regionen, kam es in Mecklenburg, wo nach der Reformation nur wenige kleine Diasporagemeinden und saisonale Schnittergemeinden verblieben waren, durch die Immigration der Vertriebenen zur „markanteste[n] Erhöhung des Katholikenanteils“ (Diederich 2006: 417). In Mecklenburg brachte die Immigration der Vertriebenen „gleichsam einen Neubeginn des Katholizismus“ (Holz 2006: 86) mit sich. Der Bevölkerungsanteil der katholischen Gläubigen hatte sich hier von 6,1 % im Jahr 1941 auf 14,7 % (1946)

mehr als verdoppelt.¹³⁵ Je nach Zusammensetzung der Immigrantengruppen dürfte der Anteil der Katholiken an der jeweiligen Ortsbevölkerung in den Nachkriegsjahren erheblich höher gewesen sein. So wurden in der Gesamtgemeinde Satow, in der nach dem Krieg eine dichte Konzentration von Karpatendeutschen angesiedelt worden war, trotz starker Abwanderung 1971 immer noch 17,4 % Katholiken gezählt.¹³⁶

Etwa „vier von fünf Katholiken“ (Holz 2004: 56), die 1946 in Mecklenburg-Vorpommern ansässig waren, waren erst vor kurzer Zeit als Flüchtlinge oder Vertriebene ins Land gekommen. So konnte seinerzeit „– zugespitzt formuliert – bereits die katholische Konfession als Indikator für den Vertriebenenstatus angesehen werden“ (Holz 2006: 93). Die sozialen und sprachlichen Grenzen zwischen Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen wurden also über weite Strecken von Konfessionsdifferenzen überlagert. Auch in meiner Stichprobe, die ausschließlich Vertriebene aus dem Südosten des ehemaligen deutschen Sprachgebietes umfasst, stehen in der Vorkriegsgeneration den durchweg protestantisch gebundenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburgern Zuwanderer gegenüber, die nahezu ausschließlich der katholischen Kirche angehörten.

Im Mecklenburg der Nachkriegsjahre entfaltete die Konfessionsgrenze insofern eine durchaus starke gesellschaftliche Wirksamkeit, als sie institutionell oder familiär zu einer „Heiratsbarriere“¹³⁷ überhöht wurde und damit einer wechselseitigen soziokulturellen Annäherung protestantischer

135 Vgl. das Diagramm in Diederich (2006: 417). Die Zahlenangaben schwanken in der Fachliteratur, unter anderem wegen der Bezugsregionen, geringfügig. Vgl. ebd.: 416, 418.

136 Vgl. die Statistik in „Äußerungen des kirchlichen Lebens im Jahre 1971“ vom 17.3.1972, S. 1 (LKAS OKR GB 307 Satow) die für Satow und seine Ortsteile 57,8 % Protestanten, 17,4 % Katholiken und 24,8 % nicht kirchliche Personen aufführt. Im Allgemeinen nahm der Anteil der Katholiken in Mecklenburg-Vorpommern u. a. durch Binnenwanderung in der DDR und Abwanderung in die BRD über die Nachkriegszeit konstant und stark ab, vgl. Diederich (2006: 417–419).

137 Handl (1998: 209). Als Heiratsbarriere wirkte dem Autor zufolge allgemein jede „gegenseitige Stigmatisierung oder soziale Ablehnung, die Einheimische und Vertriebene nach dem Zweiten Weltkrieg gekennzeichnet haben mochte“. Handl weist für Bayern eine fortschreitende Durchlässigkeit dieser Barriere in der Generationsfolge nach.

und katholischer Familien entgegenstand. Die sozialwissenschaftliche Forschung zur Vertriebenenintegration sieht in dem über die Nachkriegsjahrzehnte wachsenden Anteil exogamer Ehen allgemein „ein bedeutendes Indiz für die Integrationswilligkeit von Einheimischen wie Vertriebenen“¹³⁸. Diese Integrationswilligkeit stieß in Mecklenburg zunächst auf hohe konfessionelle Heiratsbarrieren.

Insgesamt sieben Gewährspersonen erzählten mir von sich aus, dass die Pastoren ihnen selbst oder ihren Verwandten „Schwierigkeiten“ (Frau 29, 1930 V, BI: 227) bereiteten, als sie sich mit einem anderskonfessionellen Partner trauen lassen wollten. Herr 27 (1929 V, SP: 278), der in Schwerin eine Alteingesessene kennengelernt hatte, erzählt, „der katholische Pfarrer [habe] verlangt dass meine Frau den katholischen Glauben annimmt. Sonst will er uns nicht.“ Vom katholischen Pfarrer in Schwaan berichten mehrere Gewährspersonen, dass „er nicht gern gesehen [hat] dass wir ... denn wie mein Mann war ja auch evangelisch ... dass solche Mischehen zustande kamen“ (Frau 5, 1933 V, BI: 109):

Unser Pfarrer hätte es ja am liebsten gehabt dass er die Schäflein alle zusammenhält ne. In der Gemeinde. Katholisch bleibt bei katholisch. Der war ganz schön böse als unsere Schwester damals [einen evangelischen Mann] geheiratet hat. (Herr 10, 1939 V, BI: 251.)

Speziell in der katholischen Kirche bestand ein grundsätzliches „impediment[um] mixtae religionis“¹³⁹. Ein „Dispens von dem verbotenden Ehehindernis der Konfessionsverschiedenheit“ konnte nur auf Antrag des betreuenden Pfarrers beim bischöflichen Generalvikariat auf der Grundlage eines geregelten Verfahrens erwirkt werden, wenn das katholische „Pfarrkind“ „trotz ernstlicher seelsorgerischer Abmahnung“ an seinem

138 Pscheidt (2001: 215), der dabei die Verhältnisse in Bayern im Auge hat. Allgemeine Zahlen für die Entwicklung des Heiratsverhaltens von Alteingesessenen und Vertriebenen in der Bundesrepublik bringt beispielsweise Reichling (1989: 16).

139 Alle Zitate des Absatzes sind dem vierseitigen Vordruck entnommen, mit dem zumindest in den Jahren 1945/1946 die Dispensanträge eingereicht werden mussten. Mehrere Exemplare derartiger Anträge finden sich in der Pfarrakte von St. Anna in Schwerin (PA St. Anna, Schwerin, 6.038). In den späteren Jahren wurden die schriftlichen Dispensanträge meist in weniger standardisierter Form eingereicht, die Kautelen weniger detailliert vorgegeben.

Ehewunsch festhielt. Das gemischtkonfessionelle Paar hatte in einer Anhörung vor Zeugen schriftlich zu versichern, dass die aus der Ehe hervorgehenden Kinder katholisch getauft werden würden. Der nichtkatholische Teil des Paares musste außerdem verbindlich erklären, „alles zu vermeiden, wodurch der katholische Eheteil im Glauben gefährdet oder im Bekenntnis desselben und in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten gehindert werden könnte.“ Dem katholischen Teil des Paares wurde seinerseits „die Pflicht [auferlegt], in kluger Weise auf die Konversion des akatholischen Teils hinzuwirken“. Der zuständige Pfarrer hatte im Gespräch die Motivation des Paares zu ermitteln und seine Ernsthaftigkeit zu prüfen, ob sie bereit sein würden, die auferlegten Kautelen zu erfüllen.

Offensichtlich bemühten sich einzelne Pfarrer, die Anbahnung einer gemischtkonfessionellen Ehe schon im Vorfeld zu verhindern, indem sie massiven religiösen Druck auf die Eltern der Brautleute ausübten. Der aus der evangelischen Neumark zugewanderte Herr 30 (1930 Z) meint, die evangelische und katholische Kirche seien damals „wie Feuer und Wasser“ gewesen. Als nämlich bekannt wurde, dass er eine katholische Vertriebene heiraten wolle, sei die Mutter seiner Frau vom katholischen Pfarrer „so von der Kanzel so vom ... als vom Teufel besessen bezeichnet“¹⁴⁰ worden. Auch Frau 82 (1930 A, BI: 168), die mit einen Vertriebenen eine Familie gründen wollte, erzählt von den „Schwierigkeiten“ mit dem katholischen Pfarrer: „Der ging ... das das war ja auch das Gemeinde von dem ... der ging dann zu meiner Schwiegermutter und hat dann gesagt sie käme ins Fegefeuer“. Offensichtlich hat die ihr zugesprochene Schuld, die Mischehe ihres Sohnes zugelassen zu haben, die gläubige Frau bis an ihr Lebensende schwer belastet. „Das war also als die auf dem Sterbebett gelegen hat ... sie hat fürchterlich... mal so mit ... als wenn sie da ins Fegefeuer da... Sie hat es ... ganz ganz schwer gestorben.“ (BI: 171, 173).

Zumindest in den ersten Nachkriegsjahren trat die katholische Kirche als „entschiedene Gegnerin aller konfessionsverschiedenen Verhältnisse und der daraus erwachsenen Ehen“¹⁴¹ auf. Archivalien und Zeitzeugenberichte

140 Diese Aussagen stammen aus dem gemeinsamen Interview von Herrn 30 und seiner Frau (Frau 29, 1930 V, BI: 232).

141 Schreiben „an die katholische Seelsorgestelle Sternberg/Meckl.“ vom 18.12.1949 (PA St. Anna, Schwerin, 2.066). In dem Schreiben wird veranlasst,

zeigen die katholische Kirche bei ihrer „dirty work of boundary maintenance“¹⁴², die hier die gesellschaftliche Segregation der Alteingesessenen und katholischen Vertriebenen aus religiösen Gründen zementierte. Der institutionell gestützten Außenabgrenzung der katholischen Bevölkerungsgruppe von Andersgläubigen entsprach intern die Förderung binnenkonfessioneller Heiraten beispielsweise durch den Aushang und die Vermittlung von Ehegesuchen innerhalb der katholischen Gemeinden.¹⁴³ Inwieweit auch die evangelische Kirche eine ähnlich striktes „Regime der Zugehörigkeit“¹⁴⁴ institutionell durchzusetzen versuchte, ist meinen Zeitzeugenberichten und den von mir durchgesehenen landeskirchlichen Archivalien nicht zu entnehmen.¹⁴⁵

In den Familien wurde die Konfessionszugehörigkeit jedenfalls sowohl auf katholischer als auch auf evangelischer Seite als soziokulturelles

eine Katechetin, die ein Verhältnis mit einem evangelischen Mann unterhielt, vor die Entscheidung zu stellen, entweder das Verhältnis zu beenden oder ihre Anstellung bei der katholischen Kirche aufzugeben. Sie sei „ein sehr schlechtes Beispiel und [...] in keiner Weise mehr geeignet Religionsunterricht zu erteilen“.

142 Yuval-Davis (2006: 204), die Formulierung wird entlehnt von John Crowley.

143 In den Akten zur sozialen Fürsorge des Pfarramtes St. Anna in Schwerin sind mehrere Briefe aus den Jahren 1946/1947 überliefert, in denen auf einen öffentlichen Aushang mit Heiratsgesuchen Bezug genommen wird und in denen der Pfarrer die Eheanbahnung mit der Vermittlung von Adressen unterstützte. (PA St. Anna, Schwerin, 2.114 vgl. auch entsprechenden Korrespondenz in PA St. Anna, Schwerin, 2.060).

144 Vgl. Pfaff-Czernacka (2020: 119). Unter *regimes of belonging* versteht die Autorin ebd. „institutionalised patterns insisting upon investments of time and resources, loyalty and commitments – the ‚prices‘ people have to pay for belonging together, and when these ‚prices‘ are not paid, most collectives can resort to sanctions, such as exclusion or ostracism.“

145 Es wird in diesem Abschnitt ein punktueller Fokus nur auf das Abgrenzungsregime der katholischen Kirche im Hinblick auf gemischtkonfessionelle Ehen gelegt. Es soll damit in keiner Weise die äußerst wichtige Funktion der katholischen Kirche als erste Anlaufstelle nach der Ankunft und langfristig wirksamer soziokultureller „Schutzraum“ (vgl. Schwartz 2004: 1176) für die katholischen Vertriebenen relativiert werden. Es ist auch die damals außerordentlich wichtige karitative Arbeit der katholischen Kirche bei der Versorgung der Flüchtlinge und Vertriebenen hervorzuheben, die sich keineswegs ausschließlich binnen-solidarisch auf Katholiken bezog.

Abgrenzungsmerkmal aufgefasst und von beiden Seiten als Argument gegen die Schließung von Ehen zwischen Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen geltend gemacht. Frau 36 (1930 A, BI 1: 230) wurde von ihrer Mutter sogar „rausgeworfen. Mit einem Koffer einem kleinen Koffer“, als sie ihr eröffnete, einen katholischen Vertriebenen heiraten zu wollen. Ihren vehementen Widerstand gegen die Verbindung begründete die Mutter unter anderem mit der Konfession des Partners: „Un iirstmål is er katholisch und twaitens kannst du nich kocken.“¹⁴⁶ Auch die alteingesessene Frau von Herrn 65 (1927 V, BI: 459, 463) bekam in ihrer Familie „großen Ärger großen Ärger“, als sie sich mit einem Katholiken einließ: „Denn es denn das ist ja ganz klar mein Vater war in der evangelischen Kirche sehr aktiv.“ Frau 37 (1933 V, BI: 537), die als Vertriebene einen evangelischen Alteingesessenen heiratete, beschreibt die Auseinandersetzungen in den Familien nach dem Krieg so: „Und zuerst war es ja hier sehr streng. ‚Wehe du nimmst einen Evangelischen!‘ Und die wie ‚wehe du nimmst einen Katholischen!‘“

Mitunter wurden die Konfessionsgrenzen offenbar noch in der Nachkriegsgeneration in den Familien als „Heiratsbarriere“ gesehen. Frau 83 (1954 VA, BI: 354) heiratete 1975 den Sohn einer katholischen Vertriebenenfamilie „Also da hat meine Mutter ... das wollte sie gar nicht dass das das das zusammenkommt.“ „Also da war sie sehr wütend. Das hat auch einige Kämpfe gekostet, dass dass sie das anerkannte.“ (BI: 364). Frau 83 meint, dass der soziale Druck auch von der Nachbarschaft ihres kleinen Wohnortes ausgegangen sei: „Das ist die Dorfgemeinschaft und dort kommt keiner von außen rein.“ (BI: 359). Der Verweis auf die „Kämpfe“ der Beteiligten um Anerkennung ihrer grenzüberschreitenden sozialen Verbindung wirft ein Schlaglicht auf die individuellen Handlungsoptionen der Menschen, ihre persönlichen Lebenspläne gegen den Widerstand von Kirche, Familie und Nachbarschaft durchzusetzen.

Einige Paare haben das Problem der einander ausschließenden Konfessionszugehörigkeiten dadurch gelöst, dass eine der beiden Parteien zur

146 Frau 36 (1930 A, BI 1: 227). Der Verweis auf die mangelnden Kochkünste ihrer Tochter bezog sich, wie wenig später im Interview deutlich wird, letztlich ebenfalls auf soziokulturelle Unterschiede. Gegen die Ehe sprach aus Sicht der Mutter, dass der vertriebene Partner „eine andere Küche“ hätte (BI: 236).

Konfession der anderen übergetreten ist. „Meine Geschwister“, sagt Frau 17 (1935 V, BI: 184), „sind dann evangelisch geworden. [...] Na ja um kirchlich getraut zu werden.“ Die alteingessene Frau von Herr 65 (1927 V, BI: 445) ist zum Katholizismus übergetreten und hat dafür – wie alle Konvertiten zum katholischen Glauben – auf sich genommen, an einem mehrmonatigen religiösen „Unterricht“ teilzunehmen.¹⁴⁷ Die Angleichung der Konfessionszugehörigkeit war für die Menschen aber nur eine der Optionen, die Heiratsbarriere zwischen gemischtkonfessionellen Paaren zu überwinden. Andere Paare sind diesen von den Kirchen favorisierten Weg der Konfessionsangleichung nicht gegangen und haben mit Nachdruck durchgesetzt, als gemischtkonfessionelles Paar von einer Kirche getraut zu werden. Der katholische Pfarrer von Herrn 27 (1929 V, SP: 279) hatte verlangt, „dass meine Frau den katholischen Glauben annimmt“: „Dann sagte ich ‚dann lassen wir das. Wir gehen zum [evangelischen] Pastor‘. Dann gingen wir zum Pastor und da sagte ich ‚ich bin katholisch‘. ‚Spielt keine Rolle‘ sagt er. Mischehe also so ungefähr ne.“ Auch Frau 83 (1954 VA, BI: 404) weigerte sich zum Katholizismus zu konvertieren, ist aber dennoch katholisch getraut worden: „Da war dann Schluss. Ich sage ‚entweder es gibt jetzt so was ne dass man das so machen kann. Ansonsten ich bleibe evangelisch.‘ So und das hat mich gewundert dass er [der katholische Pfarrer] da sagte ‚also das kann man machen.‘“

In Einzelfällen konnten es gemischtkonfessionelle Paare sogar erreichen, dass sie – unter bedachtem Ausschluss der Öffentlichkeit – sowohl evangelisch als auch katholisch kirchlich getraut wurden. Frau 82 (1930 A, BI: 177) erzählt: „Wir wurden dann [1951] erstmal evangelisch getraut. Eine Haustrauung. Und dann ging das ja auch alles so gut und dann nachher haben wir beide uns beide ganz still katholisch ... dass er seinen Glauben weiter ... er er hat ja auch geglaubt das ist ja klar ne.“ Ähnlich verhandelte ein „Sudetendeutscher [sic] Katholik“¹⁴⁸, der es mit seinen

147 In den Pfarrakten der katholischen Kirche in Rostock werden mehrere Gesuche auf Beitritt zur katholischen Kirche mit dem Wunsch begründet, eine katholische Partnerin oder einen katholischen Partner kirchlich zu heiraten (AEAS 00-66-430-00 Rostock Christuskirche alt).

148 Zitate aus dem Briefwechsel „Betr Eheschließung: [Name] mit [Name]“, undatiertes, unadressiertes Schreiben und das zugehörige Antwortschreiben „An

Eltern und den evangelischen Schwiegereltern „nicht verderben“ wollte, mit dem katholischen Pfarrer in Kröpelin über die Möglichkeit einer „Doppeltrauung (katholische Trauung nach evangelischer Trauung)“. Dem Pfarrer wurde von übergeordneter Stelle geraten, das Paar „zu einer Trauung in der Friedhofskapelle zu bewegen“, da die geplante Doppeltrauung bei einer Feier der ersten Teiltrauung in der evangelischen Hauptkirche „gewiß nicht geheim gehalten werden könnte und daher Anlaß zu großem Ärgernis geben würde.“ Auch in diesem Fall wurde der Plan einer konfessionellen Doppeltrauung jedenfalls nicht rundweg abgelehnt.

Viele der Gewährspersonen, die mir von den Schwierigkeiten erzählen, in den Jahren um 1950 eine sogenannte Mischehe einzugehen, sind sich darin einig, dass sich die Haltung der Kirchen gegenüber gemischtkonfessionellen Ehen später deutlich gelockert habe. „Das war noch streng damals ne“, sagt eine Nachbarin von Frau 37 (1933 V, BI: 538) im gemeinsamen Interview. „Heute hat sich das ja alles schon ein bisschen angenähert ne“, meint auch Frau 29 (1930 V, BI: 233), die 1953 bei ihrer Heirat noch auf den massiven Widerstand der katholischen Kirche gestoßen war. Tatsächlich wurden beispielsweise in der Christuskirche in Rostock allein im Jahr 1957 insgesamt 49 „Ehen – mixta religio“ katholisch getraut.¹⁴⁹ Ein kircheninterner Bericht „Zur Entstehung der Landeskirche“ räumt später ein, es hätten sich mit der katholischen Kirche „hier und da [...] einige Spannungen bei der Behandlung der Mischehenfrage ergeben“. „Aufs Ganze gesehen besteh[e] im Gebiet der Landeskirche zwischen den beiden Konfessionen jetzt ein friedliches Miteinander.“¹⁵⁰

Ob die zunehmende Toleranz der Kirchen gegenüber den persönlichen Lebensplanungen ihrer Mitglieder als eine Reaktion auf den allgemeinen

die Katholische Seelsorgerstelle Kröpelin/Meckl.“, 11.8.1955 (beide in AEAS 00-66-190-00 Kröpelin alt).

149 Namensliste des katholischen Pfarramts Rostock (Liste des AEAS 00-66-430-00, Rostock Christuskirche alt).

150 „Zur Entstehung der Landeskirche“: 8. Es handelt sich um einen offensichtlich kircheninternen Bericht. Der undatierte lange Text ist in den Rostocker Unterlagen der Staatssicherheit in einem Dokumentenbestand aus den Jahren 1956 bis 1974 überliefert (BArch MfS, BV Rst 86/76, Teil 2: „Kirchentage und Tätigkeit der Landeskirche 1956–1974“).

„Rückgang der Kirchlichkeit“¹⁵¹ im kirchenfeindlichen Kontext der DDR aufzufassen ist, bleibt dahingestellt. Jedenfalls vermeldet der Gemeindebericht aus Satow im Jahr 1957, „es mehren sich auch die Fälle, in denen von jungen Paaren die kirchliche Trauung nicht mehr begehrt wird.“¹⁵² Im Gemeindebericht aus Schwaan heißt es in der Mitte der 1950er Jahre ebenfalls: „Kirchl. Trauungen sind zurückgegangen, ungefähr 50–60 % aller Eheschließungen werden nur noch kirchl. getraut.“¹⁵³ Der vollständige Verzicht auf eine kirchliche Trauung wurde offenbar immer mehr auch zu einem Weg, die Heiratsbarriere, die man gemischtkonfessionellen Eheschließungen entgegen stellte, gänzlich zu umgehen.

In den ersten Nachkriegsjahren drängten die Zugehörigkeitsregime der Kirchen, die von den Familien und Nachbarschaften vielfach mitgetragen wurden, junge Erwachsene beider Herkunftsgruppen vehement dazu, innerhalb der eigenen Konfessionsgrenzen zu heiraten. Oder sie stellten sie vor die Alternative, in die Glaubensgemeinschaft der Partnerin bzw. des Partners zu wechseln. Die konfessionelle Heiratsbarriere untermauerte damit zunächst die gesellschaftliche Segregation zwischen Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen. Und sie erschwerte damit auch die Bildung von engen norddeutsch-südostdeutschen Kommunikationskontakten in exogamen Familien. Zeitzeugenberichte und archivalische Dokumente belegen aber, dass viele Betroffene sich dem konfessionellen

151 „Gemeindebericht der Pfarre Schwaan 1957/58/59“: 3. Dieser Rückgang sei, so heißt es dort, einerseits „auf die antikirchl. Propaganda, andererseits auch auf die Lauheit und Gleichgültigkeit derer [zurückzuführen], die nur noch dem Tauschein nach sich Christen nennen.“ (ebd., LKAS OKR GB 316 Schwaan). Auch der Pfarrer in Jürgenshagen/Neukirchen sprach von der zunehmenden „Gleichgültigkeit“ gegenüber der Kirche, die inzwischen auch die immigrierten Vertriebenen „wie eine Krankheit“ angesteckt habe: „Es konnte in den letzten Jahren beobachtet werden, dass zugewanderte Gemeindemitglieder, die in ihrer alten Heimat sonntäglich zur Kirche gingen, auch schon gleichgültig geworden sind.“ („Gemeindebericht 1954–1956“: 3, LKAS OKR 238 Neukirchen).

152 „Gemeindebericht 1957“: 1, 14.3.1957 (LKAS OKR GB 307 Satow).

153 „Gemeindebericht der Pfarre Schwaan 1954/55/56“: 2 (LKAS OKR GB 316 Schwaan). Am Anfang der 1960er Jahre ging die Zahl der kirchlichen Trauungen von Jahr zu Jahr deutlich zurück (1960: 41; 1961: 33; 1962: 25) („Gemeindebericht der Pfarre Schwaan 1960–1961–1962“: 2, LKAS OKR GB 316 Schwaan).

Abgrenzungsregime nicht widerspruchlos unterwarfen. Sie nahmen zum Teil durchaus schwerwiegende Konflikte mit ihrer Kirche oder ihrem sozialen Umfeld in Kauf, um über die Konfessionsgrenze hinweg zu heiraten. Sie handelten dabei mit den Kirchenvertretern nachdrücklich aus, die Ehe auch zwischen zwei gemischtkonfessionellen Partnern zu trauen. Spätestens seit der Mitte der 1950er Jahre verzichteten dann mehr und mehr Menschen überhaupt darauf, kirchlich zu heiraten, und beließen es bei einer standesamtlichen Heirat. Die Kirchen und Glaubensgemeinschaften in Mecklenburg verloren damit zunehmend ihre Relevanz als *gate-keeper* der sozialen Zugehörigkeit. Das Verhalten der Menschen angesichts der Konfessionsgrenzen zeigt ganz allgemein, dass selbst strikt vorgegebene und institutionell gestützte soziokulturelle Grenzen innerhalb einer von Migration geprägten Gesellschaft von den Betroffenen aktiv ausgehandelt und überwunden werden können, auch wenn die Schaffung neuer Zugehörigkeiten für sie mitunter „hard work“¹⁵⁴ bedeutet.

2.3.5 „Uns're Leut“ – Selbstabgrenzung einer ethnischen Gemeinde von Vertriebenen aus dem mittelslowakischen Hauerland gegenüber der mecklenburgischen Aufnahmegesellschaft

Auf die Frage, ob ihre Lehrerin in ihrer Schulzeit Niederdeutsch gesprochen habe, antwortete Frau 85 (1954 AA, BI: 90) aus einem Dorf bei Satow:

Ne. Ne ne. Dei stammte ouk irgendwi Tschechei. Uns're Leut'. Uns're Leut' Oberstuben. [Familiennamen werden genannt] Also dat wir so'n ganzes Dörp wat hir so inwannert is. Mit ... ne di sünd je verdräben worden. Vonne Tschechen dat wir je ne böse Sak dunn.

Als sie in der Erzählung über diese Vertriebenen erneut mehrfach von „uns'ren Leut“ sprach, fragte ich nach, ob diese Menschen immer so gesagt hätten, wenn sie sich bezeichneten. Frau 85 bestätigte: „Also wenn se so vun sik vertellten deiden ‚uns're Leut‘. Können je nich ain Wuurt Platt. Wi haarn weck bi uns in n Hus to wānen.“ (BI: 95). Das „Dörp“

154 Pfaff-Czarnecka (2020: 124). „There is a myriad of tight boundaries and restrictions impacting personal navigation [between different belongings]. Creating new belongings can be especially cumbersome.“ (ebd.).

Oberstuben, von dem hier die Rede ist, heißt auf Slowakisch *Horná Štubňa* und liegt in der ehemaligen Kremnitzer / Deutschprobener Sprachinsel, im sogenannten Hauerland in der mittleren Slowakei.

Noch sieben Jahrzehnte, nachdem die ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohner Oberstubens (*Horná Štubňas*) 1946 vertrieben wurden und in eine Region südwestlich von Rostock in Mecklenburg „inwannert“ sind, bezeichnen sich die von dort Vertriebenen offenbar immer noch als „uns're Leut“, wenn sie von sich sprechen.¹⁵⁵ Diese Selbstbezeichnung ist offenbar so prominent, dass sie sich auch einer alteingesessenen Mecklenburgerin wie der zitierten Zeitzeugin aufdrängt, wenn sie von den Vertriebenen aus Oberstuben spricht. Die Selbstkategorisierung „uns're Leut“ impliziert eine dezidierte Abgrenzung einer „Wir“-Gruppe von all den „anderen Leuten“, die dieser Gruppe nicht zugehören. Diese kollektive Selbstabgrenzung ist unter den von mir befragten Vertriebenen meines mecklenburgischen Untersuchungsgebietes einzigartig.

Ich möchte in diesem Abschnitt umreißen, wie es zu dieser bemerkenswerten Selbstabgrenzung der Einwanderer aus dem Hauerland kam und an einigen Beispielen demonstrieren, worin sich deren Gruppenidentität manifestiert. Insgesamt 20 Personen meiner Gesamtstichprobe äußerten sich in unseren Interviews ausführlicher zu „unseren Leuten“ in Mecklenburg.¹⁵⁶ Ihre Aussagen sind die Basis meiner folgenden Darstellung. Ergänzende Informationen beziehe ich aus der Dissertation von Seils zur

155 Die Selbstbezeichnung der eigenen Herkunftsgruppe als „unsere Leute“ wird in Interviews von mindestens fünf Gewährspersonen verwendet, die aus Oberstuben stammen: Frau 31 (1936 V), Herr 32 (1931 V), Herr 65 (1927 V), Frau I. und Ehepaar R. (Seils 2012: 213–214).

156 16 Personen meiner Gesamtstichprobe stammen aus Hauerländer Familien: sechs Personen, die vor 1940 in Oberstuben geboren wurden und von dort in mein Erhebungsgebiet umgesiedelt wurden, drei Angehörige der Vorkriegsgeneration, die mit Ehepartnern aus Oberstuben verheiratet waren. Und schließlich vier Personen aus der Nachkriegsgeneration, deren Eltern oder Schwiegereltern aus Oberstuben bzw. dem Nachbarort Neuhau (*Nová Lehota*) nach Mecklenburg vertrieben wurden. An einem Familiengespräch mit Personen dieser Nachkriegsgeneration haben auch drei Personen der Enkelgeneration teilgenommen. Von anderen ortsansässigen Zeitzeugen haben sich vier Personen umfanglicher über die Karpatendeutschen am Ort geäußert

„Aufnahme und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Mecklenburg nach 1945“, die den mecklenburgischen Oberstübnern aus Satow und Umgebung ebenfalls einen Abschnitt widmet.¹⁵⁷

Zur Vertreibung der deutschen Bewohnerschaft Oberstubens sei hier nur so viel gesagt,¹⁵⁸ dass in der zweiten Jahreshälfte 1946 zwei kompakte Transporte mit Ortsbewohnern aus der Slowakei nach Mecklenburg abgingen. Eine erste Gruppe von etwa 300 Menschen, alle aus Oberstuben, wurde im August 1946 geschlossen im mecklenburgischen Dorf Satow untergebracht. Ein weiterer Transport mit etwa 100 Personen aus Oberstuben kam im Oktober 1946 in Mecklenburg an. 45 Personen aus diesem Transport wurden wiederum in Satow angesiedelt. Da die Aufnahmekapazitäten des Ortes erschöpft waren, wurden die verbleibenden etwa 60 Oberstübnerinnen und Oberstübner aus dem zweiten Transport in das kleine Nachbardorf Reinshagen verbracht. Im ganzen Gebiet sind außerdem vereinzelt Familien aus hauerländischen Nachbarorten Oberstubens, so aus Neuhau (Nová Lehota), Drexlerhau (Janová Lehota), Blaufuss (Krahule) usw., untergebracht worden. Nur in Satow und Reinshagen gab es also eine geschlossene Ansiedlung von vielen Menschen aus ein und demselben Herkunftsort. Auf diese kompakte Ansiedlung von Karpatendeutschen bin ich bei meinen Erhebungen zufällig gestoßen.

Die dichte Konglomeration der Oberstübner in Satow entfaltete gewissermaßen eine soziale Gravitation, die zum Nachzug weiterer Menschen führte. Die Oberstübner Siedlungsinsel verdichtete sich in den Folgejahren durch die Rückkehr der Männer aus der Kriegsgefangenschaft und durch die Binnenmigration in der DDR. Zeitzeugen sehen Satow schließlich übereinstimmend als „das zweite Oberstuben“ (Frau 37, 1933 V, BI: 206), als „ein kleineres Oberstuben“ (Frau 79, 1924 V, BI 1: 197), als „Oberstübner Exklave“ (Herr 62, 1952 VV, SP: 78): „Also wenn man hier die Dorfstraße hochgegangen ist da war in jedem Haus ein Oberstübner ne.“ (Frau 37, 1933 V, BI: 228). In den 1950er Jahren wanderte ein größerer

157 Seils (2012: 206–217). Ebd.: 239–243 vergleicht sie resümierend ihre Beobachtungen zu den Karpatendeutschen in Satow mit ähnlich konzentrierten Ansiedlungen von Wolhyniendeutschen und Bessarabiendeutschen.

158 In Ehlers (2016) gebe ich eine detailliertere Darstellung der Vorkommnisse und Verhältnisse in der karpatendeutschen Siedlungsinsel um Satow.

Teil der Oberstübner Immigranten nach Rostock ab, wo sich in der expandierenden Werftindustrie lukrative Arbeitsmöglichkeiten boten. Zur Zeit meiner Befragungen zwischen 2010 und 2015 umfasste die „Oberstübner Gruppe“ in Satow nach der Schätzung einer Zeitzeugin immerhin noch „vielleicht so fünfzig sechzig Leute“ (Frau 38, 1937 V, SP 3: 114). Im Gespräch konnte eine andere Zeitzeugin aus dem Stegreif immerhin vierzehn Personen namentlich benennen, die noch „zu Hause“ (Frau 79, 1924 V, BI 1: 206–217) in Oberstuben geboren sind und seinerzeit noch in Satow wohnten.

Die geschlossene Umsiedlung eines Teils der Bewohnerschaft Oberstubens in zwei benachbarte Ortschaften in Mecklenburg unterscheidet sich stark von den Schicksalen der befragten Vertriebenen aus Schlesien oder den böhmischen Ländern aus meiner Stichprobe. Bei diesen fanden sich allenfalls kleine Verbände von sehr wenigen Familien aus derselben weiteren Herkunftsregion in den mecklenburgischen Zielorten der Vertreibung wieder zusammen. Im Allgemeinen verfolgten sowohl die amerikanische Militärregierung als auch die sowjetische Militäradministration das Ziel, „bei der Ankunft der Eisenbahntransporte mit Ausgewiesenen [...] die Insassen nicht geschlossen anzusiedeln“¹⁵⁹. Von diesem Prinzip der maximalen Streuung der eingehenden Transporte sind die lokalen Behörden im Falle der beiden karpatendeutschen Transporte aus noch ungeklärten Gründen abgewichen.

Was macht das Nachkriegsschicksal der Oberstübner nun aber zu einem „Sonderfall der Integration“ (Seils 2012: 206)? So speziell die Ansiedlung der Hauerländer in Mecklenburg ausfiel, so speziell ist auch das, was sie von sich und ihrer Geschichte erzählen. Freilich berichten auch sie, wie die Vertriebenen aus Schlesien und den böhmischen Ländern, über die erbärmliche Lebenssituation in den ersten Nachkriegsjahren und über die anfänglichen Schwierigkeiten, mit dem damals noch sehr stark vom Niederdeutschen geprägten mecklenburgischen Sprachalltag zurecht zu kommen. Davon abgesehen münden die Erzählungen der Karpatendeutschen

¹⁵⁹ Beer (2011: 104), vgl. Seils (2012: 240). König (2014: 46–47) weist darauf hin, dass in den westlichen Besatzungszonen später auch zur „Kompaktansiedlung“ von Vertriebenen in neugebauten Siedlungen übergegangen wurde, während man in der SBZ an der vereinzelnden Einweisungspraxis festhielt.

ebenso wie die der anderen Vertriebenengruppen aber in aller Regel in Erfolgsgeschichten einer beruflichen Etablierung und gelungenen sozialen Integration. Es gibt allerdings Sachverhalte und Vorgänge, von denen nur die Karpatendeutschen aus Satow und Umgebung berichten und die sich in Erzählungen der befragten Schlesier und der befragten Immigranten aus den böhmischen Ländern nicht finden. Diese Besonderheiten erstrecken sich auf den kulturellen, den sozialen, den ökonomischen und den sprachlichen Bereich und prägen auch die Gruppenidentität, die sich „uns're Leut“ selbst zuweisen. Für jeden dieser fünf Bereiche sollen im Folgenden einige Beispiele angeführt werden.

1. *Die Oberstübner Vertriebenen als ‚Kulturbringer‘*: Während die anderen Vertriebenengruppen in den ersten Nachkriegsjahrzehnten kulturelle Aktivitäten dem Vernehmen nach nur im institutionellen Rahmen der katholischen Gemeindegarbeit entfalten konnten oder strikt auf den häuslichen Kreis begrenzten, traten die Zuwanderer aus Oberstuben in Satow und Umgebung sehr bald nach ihrer Ankunft kulturell in der Öffentlichkeit auf. Zeitzeugen berichten davon, dass „uns're Leut“ in Satow 1948 eine „eigene Theatergruppe“ (Frau 31, 1936 V, BI: 69) aufgebaut hätten. Nach Aussage weiterer Zeitzeugen hat die Theatergruppe bis in die frühen 1950er Jahre auch in den umliegenden Ortschaften gespielt, und dabei wenigstens zum Teil Heimstücke in karpatendeutschem Dialekt aufgeführt.

Im weiten Umkreis „berühmt“ (Frau 31, 1936 V, BI: 265) war nach Aussagen auch alteingesessener Zeitzeugen die Kapelle „Bohemia“ aus Satow, die in den Ortschaften der Umgebung „zum Tanzen“ aufspielte. „Und und die haben dann hier Musik gemacht. Richtig schicke tschechische Musik so ne. [...] Und dann haben die ja auch ihre ... das Dialekt dazu dann so gesungen ne.“ (Frau 82, 1930 A, BI: 216). Obwohl Herkunft und Repertoire dieser „richtige[n] Musikkapelle von Oberstuben“ (Herr 65, 1927 V, BI: 488) allgemein bekannt war und auch durch ihren Namen „Bohemia“ wenigstens angedeutet wurde, sind ihre Aktivitäten von politischer Seite geduldet worden und wurden sogar „groß ausgeschrieben“ (Frau 36, 1930 A, SP 1: 215). Die Musikgruppe sei „ja nicht als Vertriebenen-Kapelle

deklariert“ worden, erklärt sich eine Zeitzeugin die eigentlich ungewöhnliche Duldung dieser öffentlichen Pflege von Heimatkultur.¹⁶⁰

Eine weitere kulturelle Aktivität, von der die Immigranten aus Oberstuben mit deutlichem Stolz erzählen, ist die (Wieder-)Einführung des Fußballs in Satow und Reinshagen gleich nach dem Krieg:

Satow hat ja dann Fußball ins Leben gerufen überhaupt. Unsere Leute aus Oberstuben ne. [...] Die haben in eigener Regie alles übernommen und dann haben sie eben Platz geschaffen und dort wurde der Fußball ins Leben gerufen da. Und Reinshagen genauso. (Herr 32, 1931 V, SP 1: 357, 361)

Bei der Einrichtung eines Sportplatzes und der Gründung des Fußballvereins „Traktor Satow“, in dem „fast alle Oberstübner Männer“ (Frau 37, 1933 V, BI: 105) mitspielten, werden die Vertriebenen aus Oberstuben in den Erzählungen der Zeitzeugen – wie bei der Theater- und der Musikgruppe – als ein kollektiver kultureller Akteur präsentiert: „Und dann haben die Oberstübner das in den Griff genommen. Haben es wieder eingeführt ja“ (BI: 103). Selbstbewusst meint Frau 31 (1936 V, BI: 68), die Satower Karpatendeutschen „haben also mehr oder weniger den Ort bevölkert. Und haben dann auch die Kultur eingebracht.“

2. *Die Oberstübner Vertriebenen als wehrhafte Gruppe:* Auch in der sozialen Grenzsituation gewaltsamer Konfliktaustragung treten „uns're Leut“ in den Erzählungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gelegentlich als kollektiver Akteur auf. Von gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen den Bevölkerungsgruppen wurde mir insgesamt nur sehr selten berichtet. Wenn überhaupt von Fällen körperlicher Übergriffe erzählt wird, werden in der Regel die immigrierten Vertriebenen und besonders ihre Kinder als Opfer dargestellt.¹⁶¹ Nur unter den Karpatendeutschen in Satow zirkulieren Erzählungen, dass erwachsene Vertriebene als wehrhafte Gruppe aufgetreten seien und sich beispielsweise „hier beim Tanz geprügelt haben mit den Mecklenburgern ne.“ (Frau 38, 1937 V, BI: 216). In den Erzählungen von einer blutigen Auseinandersetzung wird das gewalttätige

160 Frau 31 (1936 V, BI: 273). Vgl. Hoffmann/Wille/Meinicke (1993: 17): „Jede öffentliche Bezugnahme auf die Heimat wurde unterbunden, bereits in den ersten Nachkriegsjahren geahndet, durch Polizei und Besatzungsmacht verfolgt.“

161 Vgl. Abschnitte 2.3.2 und 2.3.3.

Agieren der „jungen Männer“ aus Oberstuben mit der Provokation und als Selbstverteidigung gegenüber „den Hiesigen“ (Frau 37, 1933 V, BI: 115) gerechtfertigt: „Die haben dann auch Zaunlatten abgerissen. Ja die mussten sich ja irgendwie wehren ne. Weil die wurden ja jetzt erst mal so ein bisschen diskriminiert sage ich mal.“ (Frau 38, 1937 V, BI: 114).

In anderen Erzählungen sind die Konflikt-Gegner „uns’rer Leut“¹⁶² sogar Angehörige der russischen Besatzungsmacht oder andere lokaler Autoritäten: Russen wurde dem Vernehmen nach ein Sack über den Kopf gezogen und sie wurden verprügelt, wenn sie sich bei „unseren“ Tanzveranstaltungen blicken ließen: „Die die wurden von unseren Leuten verprügelt die die Russen wenn sie draußen wo waren. [...] Ich meine was haben die Russen bei unseren Vergnügen zu tun ne. Die können sich allein vergnügen.“ (Herr 65, 1927 V, SP: 397, 413). Die mecklenburgische Ehefrau des Oberstübner Erzählers ergänzt mit hörbarem Stolz, in Satow sei von den Oberstübnern „auch ein Polizist verprügelt“ worden. „Auch mit einem Sack überm Kopf“¹⁶². All diese Erzählungen wurden mir nicht als Augenzeugenberichte vorgetragen, sondern kursieren offenbar als eine Art Heldengeschichten, mit denen die Wehrhaftigkeit und das Selbstbewusstsein der Satower Gruppe hervorgehoben werden kann. Herr 65 (1927 V, SP: 419) räumt ein: „Und das mag ja auch mit den Russen nur einmal was gewesen sein. Aber erzählt wird es ... der ganze Leben noch.“

3. *Karpatendeutsche Binnenökonomie*: Nicht nur im kulturellen und sozialen Bereich, sondern auch im ökonomischen Sektor nahmen die gesellschaftlichen Verhältnisse in Satow und Umgebung in der Nachkriegszeit einen besonderen Entwicklungsverlauf. Wie andernorts und wie für andere Vertriebene boten die wieder eröffneten bzw. ausgebauten Geschäfte des örtlichen Kleinhandels auch für die karpatendeutschen Immigranten die Möglichkeit, Arbeit zu finden, die nicht mehr nur auf landwirtschaftliche Hilfsdienste begrenzt war. Als ab 1948 in Satow und den Nachbarorten die Verkaufsfilialen des „Konsum“ geöffnet wurden, nahmen auch die Vertriebenen aus Oberstuben die Gelegenheit zum sozialen Aufstieg wahr. Nachdem die Leitung des Konsums in Satow durch einen Oberstübner besetzt wurde, übernahm sein Bruder 1955 die Verkaufsstelle

162 Die 1931 geborene Ehefrau von Herrn 65 (1927 V, SP: 401).

im benachbarten Heiligenhagen. Auch das Verkaufspersonal wurde nun laufend aus dem Kreis der Karpatendeutschen besetzt. Nach und nach gerieten nicht nur die Verkaufsstellen des Konsum in benachbarten Orten, sondern auch die Fleischerei, der Schuhmacher, ein „Industrieladen“ (Baumarkt) und weitere Geschäfte in Satow in die Hand von Oberstübnern, bis den Erzählungen nach nur noch ein einziges, schlecht laufendes Geschäft von Alteingessenen betrieben wurde. Mehrfach wird in den Zeitzeugenerzählungen die vollständige Übernahme der Infrastruktur des einheimischen Handels durch „uns're Leut“ herausgestrichen: „Die Zugereisten haben die ganzen Geschäfte übernommen.“ (Herr 69, 1964 VV, BI: 539).

Zwei Nachkommen aus karpatendeutschen Familien erzählen überdies, dass sich der besondere Zusammenhalt der Gruppe auch im Einkaufsverhalten ausgedrückt habe:

Ich also ich für meine ... ich kann nur sagen ich bin nur zum Fleischer gegangen und zum Konsum oder in in den Supermarkt und auch zum Schuster nur zu ich sage mal Landsleuten. Ich betitele sie jetzt mal so. (Herr 69, 1964 VV, BI: 495)

Zu diesem Einkaufsverhalten habe ihn schon seine Mutter stets angehalten. Das binnensolidarische Einkaufen hat dabei den Erzählungen nach nicht nur den Ausbau der karpatendeutschen Infrastruktur gestützt, sondern war auch von Vorteil für die karpatendeutschen Kunden selbst. Nicht nur der Oberstübner Inhaber des Baumarktes in Satow hat für seine karpatendeutschen Kunden Mangel- und Bückware „weggelegt unten“, sondern dieselbe Begünstigung konnte man auch beim Oberstübner Fleischer erwarten: „Da gehst du zu ihm hin der kennt uns und dann sucht er schon ein schönes Stückchen Fleisch raus'. Und so war es immer.“ (Herr 69, 1964 VV, BI: 551).

Auch in anderen Ortschaften meines Mecklenburger Erhebungsgebietes haben Vertriebene ihre Karrierechancen im örtlichen Handel genutzt und dort als Verkaufspersonal gearbeitet und gelegentlich auch die Geschäftsleitungen übernommen. Nur in der kompakten Ansiedlung von Karpatendeutschen in Satow und Umgebung aber konnte sich offenbar eine regelrechte „ethnischen Binnenökonomie“ (Esser 2006: 47) etablieren: „Bis dann von uns einer den *Konsum* übernommen hatte, und dann

sind wir in den *Konsum* gegangen und waren auch unsere Leute. Wie, als wären wir zu Hause gewesen.“¹⁶³

4. *Eine karpatendeutsche Sprachinsel*: Auch in sprachlicher Hinsicht unterscheiden sich die Verhältnisse bei „uns'ren Leut'“ in Satow und Umgebung von den Lebenswelten der anderen Vertriebenengruppen in Mecklenburg. Vertriebene aus Schlesien und den böhmischen Ländern, die sich meist nur in kleinen Verbänden weniger Familien aus derselben Herkunftsregion in Mecklenburg ansiedeln konnten, begrenzten den Gebrauch ihrer Herkunftsdialekte in ihrer neuen Lebenswelt notgedrungen ausschließlich auf den engsten innerfamiliären Bereich. Für die Kommunikation außerhalb der Familie gingen sie in aller Regel zum Standarddeutschen oder zum Niederdeutschen über.¹⁶⁴ Die Größe und Kompaktheit der Oberstübner Vertriebenengruppe in Satow und Reinshagen eröffnete dagegen andere sprachliche Möglichkeiten. Hier blieb nach den Erzählungen der Zeitzeugen der Oberstübner Herkunftsdialekt in den Nachkriegsjahrzehnten auch in der Öffentlichkeit der örtlichen Nachbarschaft in regem Gebrauch. Und der Gebrauch des Dialekts wurde offenbar auch gegenüber Alteingesessenen selbstbewusst vertreten:

Und hier weil hier so viele waren wurde ja nur Oberstübnerisch gesprochen ob ob in Geschäften ... die haben gehorcht und wir haben uns alle nach unserem Platt unterhalten ne. Die mussten sich dran gewöhnen. Und dann wenn sie gesagt haben wie wir sprechen dann haben wir gesagt ‚wie spricht ihr. Wir verstehen euch auch nicht.‘ Mecklenburgisch ne. (Frau 37, 1933 V, BI: 107)

In Satow und Umgebung hatte sich durch die Ansiedlung der Hauerländer eine Art dialektale Binnensprachinsel gebildet, innerhalb derer der Herkunftsdialekt teilweise noch an die schon in Satow und Reinshagen geborene Nachkommengeneration weitergegeben wurde:

Na wir haben ja als Kinder nur die Sprache gesprochen weil wir ja nur unter uns waren hier. Ob wir bei Frau [Name] oder Frau [Name] waren oder wie die alle hießen. Die haben immer unsere Sprache gesprochen. (Herr 68, 1952 VV, SP: 353, 355)

163 Aus dem „Interview Frau I.“, zitiert nach Seils (2012: 213), Hervorhebungen im Original.

164 Vgl. Abschnitt 4.4.1 und 5.3.1.

Während der kommunikative Abbau der Herkunftsdialekte bei den immigrierten schlesischen und böhmischen Familien meist schon in einer Generation vollständig abgeschlossen ist, wird der karpatendeutsche Dialekt von den in den 1950er und 1960er Jahren in Mecklenburg geborenen Nachkommen der immigrierten Hauerländer mitunter noch in einer aktivierbaren guten Basiskompetenz beherrscht. Selbst in der Enkelgeneration der Zuwanderer aus dem Hauerland kann man auf Grundkenntnisse im karpatendeutschen Herkunftsdialekt stoßen.¹⁶⁵

5. *Karpatendeutsches Selbstbewusstsein*: Meine karpatendeutschen Interviewpartnerinnen und -partner heben sich von den anderen befragten Vertriebenen auch durch die kollektive Identität ab, die sie sich zuschreiben. Im Allgemeinen ähneln sich die Fremd- und Eigenstereotype, mit denen sich die schlesischen, böhmischen und karpatendeutschen Befragten von den alteingesessenen Mecklenburgern abgrenzen, sehr stark. Diese Stereotype gruppieren sich in der Regel um die immer wiederkehrenden Gegensatzkategorien, „stur-flexibel“, „verschlossen-kontaktfreudig“, „wortkarg-gesprächig“, „ernsthaft-lustig“. Anders als die meisten Schlesier und Böhmen äußern die Karpatendeutschen aber in großem Einvernehmen ein außergewöhnlich elitäres Selbstbewusstsein:

Nein also wir wir D... wir Zugezogenen sind viel intelligenter. Wir haben denen ja hier erst einiges beigebracht. [...] Ja natürlich also das heißt nicht umsonst dass sie fünfzig Jahre hinterm hinterherhinken oder so. (Frau 38, 1937 V, SP 3: 189)

Dieses Überlegenheitsgefühl gegenüber den alteingesessenen Mecklenburgern äußert sich auch bei anderen Befragten in vielfältigen Ausprägungen. Sie reichen von der Bemerkung, „denen [Einheimischen] musste man ja beibringen dass Nudeln auch schmecken“ (Herr 65, 1927 V, SP: 543), über die Aussage, dass die „nicht richtig“ Fußball spielen konnten („Das waren Tollpatsche [...] da waren wir in Ober... da waren wir oben drauf“) (Herr 32, 1931 V, SP 1: 373) bis hin zur Feststellung, dass „wir [...] ein besseres Hochdeutsch [hatten] wie die hier ja ein besseres.“ (Frau 37, 1933 V, SP 2: 88). Ein weiterer Zeitzeuge meint, die Karpatendeutschen seien zwar gegenüber den Mecklenburgern und den „richtigen Bauernkindern“

165 So übersetzte der 1986 geborene Sohn von Herrn 69 (1964 VV) die hochdeutschen Wenkersätze halbwegs flüssig in den Herkunftsdialekt seiner Großeltern.

des Ortes „schon ein bisschen ärmlicher dran“ gewesen, „dafür waren die ein bisschen blöder sage ich immer.“ (Herr 68, 1952 VV, BI: 335).

„Uns're Leut“ äußern ein bemerkenswert elitäres Selbstbewusstsein, mit dem sie sich von den „anderen Leuten“ in Satow und Umgebung abheben und das in dieser Profiliertheit und breiten Einvernehmlichkeit bei den schlesischen und böhmischen Vertriebenen meines Interviewkorpus nicht auftritt. Wie konnte es zu derart markanten sozialen und mentalen Grenzziehungen zwischen den Immigranten aus dem Hauerland und den alteingesessenen Ortsbewohnern im Zuwanderungsgebiet kommen?

Auch nach Seils wurden die Karpatendeutschen in Mecklenburg durch ihre Tendenz zur „Selbstabgrenzung“ der Gruppe und durch die Entwicklung eines Überlegenheitsgefühls gegenüber den Alteingesessenen zu einem „Sonderfall der Integration“ (Seils 2012: 206). Sie erklärt die Spezifik ihres auf Distanzierung bedachten Integrationsweges vor allem aus den Bedingungen des slowakischen Herkunftsgebietes. Als „Auslandsdeutsche“ hätten die Karpatendeutschen bereits „in ihrer bisherigen Heimat eine ethnische Minorität dar[gestellt]“:

Sie waren einem *fremdnationalen Anpassungsdruck* ausgesetzt. Es gelang ihnen vor allem durch *Selbstabgrenzung und exklusive Selbstorganisation* die eigene kulturelle Identität und ihr Deutschtum zu bewahren. (Seils 2012: 240).

Mit ihrer Vertreibung hätten die Karpatendeutschen demnach diese Tradition der Selbstabgrenzung und Selbstorganisation nach Mecklenburg transferiert und dort „damit die gleichen Isolationstendenzen wie in den Herkunftsgebieten“ (ebd.) entwickelt. Auch Schwartz (2006: 59) macht geltend, dass „gerade *volksdeutsche* Bevölkerungsgruppen aus Osteuropa“ nach ihrer Vertreibung zur „Selbst-Segregation [tendierten], die sie Jahrhunderte lang in ihren osteuropäischen Siedlungsgebieten gegenüber wechselnden Obrigkeiten und Mehrheitsbevölkerungen eingeübt hatten“. Abgesehen davon, dass die befragten Karpatendeutschen sich – jedenfalls nach der Vertreibung – teilweise mit der slowakischen Kultur identifizieren und jedenfalls nicht abwertend über Slowaken äußern,¹⁶⁶ kann diese

166 Frau 31 (1936 V) und Herr 32 (1931 V) betonen vor allem den Einfluss der slowakischen Musik auf die Musik der Karpatendeutschen und lieben die slowakische Küche. Die Sicht auf die Slowaken ist zum Teil betont positiv: „Die

Argumentation aber kaum erklären, wieso sich die Hauerländer nach ihrer Vertreibung anders verhalten haben sollten als die vertriebenen Auslandsdeutschen etwa aus den böhmischen Ländern. Deutschböhmen wie Slowakeideutsche haben, jedenfalls nach dem Untergang der Donaumonarchie und Gründung der Tschechoslowakischen Republik, gleichermaßen als Minderheit in einem tschechisch und slowakisch dominierten Staat gelebt.

Der Grund für die auffallende soziokulturelle Selbstabgrenzung der karpatendeutschen Immigranten scheint mir weniger der Spezifik ihrer Herkunftsregion geschuldet als vielmehr der besonderen Lebenssituation, in der sie sich in Mecklenburg wiederfanden. Für die wahrgenommene kulturelle Distanz zwischen Herkunfts- und Aufnahmeort mag freilich die Tatsache eine Rolle gespielt haben, dass Oberstuben mit etwa 4000 Einwohnern vor dem Krieg mehr als viermal so groß war wie Satow¹⁶⁷ und um ein Vielfaches größer als das Dorf Reinshagen. Oberstuben war schon lange Kreuzungspunkt zweier Eisenbahnlinien, während Satow 16 Kilometer vom nächsten Bahnhof (Kröpelin) entfernt liegt. Durch die traditionell weit verbreitete saisonale Arbeitsmigration verfügten die Menschen aus Oberstuben zum Teil bereits über langjährige persönliche Erfahrungen in industriellen Arbeitswelten. Gegenüber den stärker lokal gebundenen Bewohnern Satows und Reinshagens waren die Immigranten aus dem Hauerland wesentlich mobiler und überdies schon aus der unmittelbaren Umgebung Oberstubens mit interkulturellen Kontaktsituationen (v. a. mit Slowaken, Ungarn, Roma) vertraut. All dies dürfte die Wahrnehmung einer kulturellen Überlegenheit begünstigt haben.

Der entscheidende Unterschied zwischen den Zuwanderern aus dem Hauerland und den Immigranten aus Schlesien oder den böhmischen Ländern liegt aber sicher in der Kompaktheit und Größe der ethnischen Gruppe, die sie nach ihrer Einwanderung in Mecklenburg bilden konnten:

Je größer die Gruppe der Migranten ist, umso stärker werden die sozialen Distanzen [zur Aufnahmegesellschaft], umso geringer sind die Opportunitäten [zu

Slowaken selber sind ja ein gemütliches Volk. [...] Die Leute haben ja die haben uns sogar im Lager Essen mitgebracht.“ (Herr 65, 1927 V, BI: 240).

167 Vgl. Seils (2012: 211) und das Diagramm zur Entwicklung der Einwohnerzahl meiner Untersuchungsorte in Abschnitt 2.1.1.

interethnischen Kontakten] und umso niedriger wird die Integrationsneigung. (Esser 2006: 49)

Die Distanz zur Aufnahmegesellschaft ist dabei besonders ausgeprägt in Migrantengruppen, die sich über den Ausbau gruppeninterner Institutionen zu „ethnischen Gemeinden“ (ebd.) organisieren können. Wie ich an einigen Beispielen gezeigt habe, war eben dies bei den karpatendeutschen Zuwanderern in Satow und Reinshagen der Fall.

Die ethnische Gruppe der Hauerländer in Satow und Umgebung war derart kompakt, dass sie bald nach der Ankunft in Mecklenburg begann, *Ingroup*-Institutionen der Kulturpflege aufzubauen (Theater, Musik, Fußball) und durch die „Übernahme“ der regionalen Handelsinfrastruktur eine regelrechte ethnische Binnenökonomie zu schaffen. Für „uns're Leut'“ aus der ethnischen Gemeinde der Karpatendeutschen bestand eine viel geringere Motivation, mit der mecklenburgischen Aufnahmegesellschaft in kommunikativen Kontakt und soziale Verbindung zu treten als für die weit verstreut angesiedelten Befragten aus schlesischen oder böhmischen Herkunftsregionen: „Wir waren ja alle unsere Leute, wir haben ja mit den Satowern nichts zu tun gehabt.“¹⁶⁸ Frau 37 (1933 V, BI: 453, 456) erzählt ganz ähnlich, sie hätte erst „ziemlich spät“ „in den sechziger Jahren“ erste Freundschaften mit Alteingesessenen geknüpft. Bis dahin seien sie „unter uns geblieben ja weil wir auch zu viele waren. Dann ha... dann haben wir ja die nicht gebraucht.“

Der besondere Charakter der ethnischen Gruppe stabilisierte auch den längeren Erhalt des Herkunftsdiakts in den Familien und der Ortsgemeinschaft und vertiefte die Abgrenzung der Gruppenidentität gegen die Aufnahmegesellschaft. Mirjam Seils Erklärung der besonderen Integration der Oberstübnerinnen und Oberstübner in Satow und Reinshagen könnte zugespitzt wie folgt umformuliert werden: „Uns're Leut'“ haben nach ihrer Vertreibung nicht deshalb auffällige Tendenzen der Selbstabgrenzung und Selbstorganisation herausgebildet, weil sie damit ein traditionell auslandsdeutsches Selbstverständnis auf Mecklenburg übertragen haben, sondern sie haben dieses besondere Abgrenzungsverhalten herausgebildet, weil sie durch die ungewöhnlich konzentrierte Form ihrer Ansiedlung eine ähnlich

168 Aus dem Interview von Seils mit Frau I., zit. nach Seils (2012: 213).

kompakte, gleichsam erneut ‚auslandsdeutsche‘ ethnische Gruppe in ihrem mecklenburgischen Umfeld formierten wie schon vor ihrer Vertreibung im Hauerland.¹⁶⁹

2.3.6 „Die fünfte Besatzungsmacht“ – kontrastive Konzeptualisierung der Arbeitsmigration der „Sachsen“ nach Mecklenburg

Bei unseren Interviewgesprächen über die sprachlichen und sozialen Folgen der Zuwanderung Ortsfremder und die Verhältnisse zwischen Alteingesessenen und Zugezogenen kamen die Zeitzeugen sehr oft spontan auf die Immigration „der Sachsen“ nach Mecklenburg zu sprechen.¹⁷⁰ Insbesondere die Alteingesessenen und ihre Nachkommen erörtern Fragen der Immigration und ihre Erfahrungen mit fremden Dialekten und Akzenten häufig am selbstgewählten Beispiel der Binnenmigration von Arbeitskräften und Touristen aus den südlichen Regionen der DDR. Hier rührten die Interviews bei meinen Zeitzeugen an einen Erfahrungshintergrund von – für mich unvermutet – großer Dichte und mitunter auch recht stark empfundener Problematik, die von den Befragten zum Teil in stereotypen Konzeptualisierungen geschildert werden. Die Wahrnehmung der mit den 1950er Jahren einsetzenden Zuwanderung der „Sachsen“ durch meine Zeitzeugen weist einige Ähnlichkeiten, aber auch Differenzen zu den Erinnerungen an die Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen am Ende des Zweiten Weltkriegs auf. Einige meiner Zeitzeugen setzen die

169 Das unangepasste Verhalten in der Vertriebenen-Gruppe in der Gemeinde Satow ist noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg auch von der Staatssicherheit registriert und „in operative Bearbeitung genommen“ worden: In einem Bericht über Dörfer im Kreis Doberan heißt es 1963 in der paranoiden Begrifflichkeit der Stasi zu Satow: „In der Gemeinde gibt es noch eine Reihe ehemaliger Faschisten und Umsiedler, die umfangreiche Verbindungen nach Westdeutschland zu ehemaligen Gutsbesitzern unterhalten. Außerdem besteht bei einigen Personen der Verdacht der Verbindung zu Landsmannschaften.“ (Bericht über die Kontrolle in der Arbeitsgruppe Landwirtschaft der Kreisdienststelle Doberan, Rostock, 7.11.196, BArch, MfS, BV Rst, AS 37/76)

170 Die Ausführungen in diesem Abschnitt basieren auf den Aussagen von 42 Personen – Zeitzeugen und einzelne Ehepartner –, die sich meist von sich aus zur Immigration der „Sachsen“ geäußert haben.

beiden Immigrationsbewegungen im Interview auch explizit ins Verhältnis. Parallelen und Abweichungen in den Konzeptualisierungen des ersten und des zweiten großen Zustroms von Ortsfremden nach Mecklenburg im 20. Jahrhundert ermöglichen es, die erinnerte Zeitzeugensicht auf die Vertriebenenimmigration schärfer zu konturieren, und so sollen die Interviewberichte über die „Sachsen“-Immigration hier als kurzer Exkurs das Kapitel zur erinnerten Immigration der Vertriebenen abrunden.

Auf welche Personenkreise bzw. Sprechergruppen bezieht sich die häufige Rede von den „Sachsen“ und von „Sächsisch“ in den Interviews? Emblematische Ortsangaben wie „aus der Dresdener Ecke“ (Frau 73, 1962 AA, SP: 185), „Leipziger Dialekt“ (Herr 49, 1954 VV, SP 1: 282) oder „aus dem finstersten Erzgebirge“ (Herr 4, 1928 A, BI 3: 250) zeigen, dass die Ortsfremden, von denen da die Rede ist, großenteils tatsächlich dem sächsischen Dialektgebiet zugeordnet werden. Eine Reihe von Zeitzeugen beziehen sich mit der Kategorie „Sachse“ aber auf die unschärfere laienlinguistische Raumstrukturierung, nach welcher sich der Sprachraum der ehemaligen DDR stereotypisch in nur drei (mitunter sogar nur zwei) Sprechergemeinschaften gliederte: „Entweder man ist ein Berliner man ist ein Sachse oder ein Fischkopp ne.“ (Herr 88, 1966 AZ, SP: 92).¹⁷¹ Die in den 1950er und 1960er Jahren nach Mecklenburg zugewanderten Personen waren demnach „Berliner oder Sachsen“ (Frau 75, 1966 AA, BI 2: 127). Während Herr 87 (1964 Z, SP: 437) meint, „alles was unter Berlin ist ist Sachsen“, verlegt Herr 89 (1950 AA, SP: 179) die Grenze zum „Sächsischen“ sogar noch weiter in den Norden: „Bei uns war Schwerin Neubrandenburg das war die Grenze zu Sachsen.“ Die Alltagskategorie „Sachsen“ bezeichnete in der DDR also ganz allgemein Menschen „unten aus dem Süden“ (Herr 16, 1935 A, BI 2: 105) oder „von da unten“ (Herr 13, 1935 V, SP 1: 229). Wie große Teile der 1945/1946 nach Mecklenburg zugewanderten Vertriebenen waren die „Sachsen“ aus norddeutscher Sicht „Südländer“ (Herr 87, 1964 Z, SP: 552).

171 Diese laienlinguistische Dreiteilung des Sprachraums der DDR deckt sich „im großen und ganzen mit der derzeitigen [der 1980er Jahre] wissenschaftliche Einteilung bei den Umgangssprachen“ (Peine / Schönfeld (1981: 238). Dass die arealen Grenzen der Regiolekte einer diachronischen Dynamik unterliegen, zeige ich für den nordostdeutschen Sprachraum in Ehlers (2019).

Die Zeitzeugen akzentuieren in den Interviews immer wieder die große Anzahl der „Sachsen“ in Mecklenburg, „die alles hier bevölkert haben.“ (Herr 88, 1966 AZ, SP: 297). „Ja also hier hier wanderten ja sehr stark die Sachsen ein ne.“ (Herr 56, 1935 A, SP: 196). Dementsprechend begegnen meine Interviewpartner den Zuwanderern in allen Bereichen ihres Lebens- und Arbeitsumfeldes. Mehrfach genannt werden die Seefahrt, Fischerei und Marine, der Hafenausbau und die Werften. „Sachsen“ seien aber auch stark vertreten in anderen Industriebetrieben (Düngemittelwerk, Textilfabrik) ebenso wie in der Landwirtschaft des Untersuchungsgebietes. Man fände sie in den Schulen und an der Universität, in der Armee, in großer Zahl seien sie als Touristen auf Zeltplätze und Jugendlager oder als Bade Gäste an die Ostseeküste gekommen.¹⁷² Auch die Wohnumfelder, etwa die Neubausiedlungen in Rostock, seien von „Sachsen“ geprägt, ebenso wie kleine Dörfer, in denen nach dem Zuzug der „Sachsen“ mitunter „dann überhaupt keine mehr [wohnten] die ursprünglich zu der Bevölkerung dort gehör[ten]“ (Frau 43, 1937 Z, SO: 252). Ähnlich wie den Flüchtlingen und Vertriebenen, die seit dem Krieg durchschnittlich fast die Hälfte der Wohnbevölkerung ausmachten, begegnete man den „Sachsen“ nach Ansicht der Mecklenburgerinnen und Mecklenburger seit den 1950er Jahren in allen Lebensbereichen in auffallend großer Zahl.

Und ähnlich wie die Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen in den Nachkriegsjahren werden die zahlenstark und allgegenwärtig anwesenden „Sachsen“ von mehreren Zeitzeugen für die Aufgabe des Niederdeutschen in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen verantwortlich gemacht (vgl. 3.4.7). Durch die Ansiedlung der Menschen „unten aus dem Süden“ sei „damals auch Plattdeutsch ein bisschen nieder ... [gegangen]“ (Herr 16, 1935 A, BI 2: 105). „Sächsische“ Führungskräfte hätten „wenn se da bäben sitten kain Platt wullen“:

Dei wullten ja allens verstan wat secht wür. Also hemm dei immer secht ,so nun ... nu seggens dat mal so dat wi dat äl verstan.‘ So un dat hett dorto n bäten bai... bidragen dat dat so n bäten abkâmen is. (Herr 58, 1950 AA, SP 2: 104)

172 In den Kindheiterinnerungen von Wawerzinek (2010: 92) wird der allsommerliche Zustrom der „Koffersachsen“ auf den Badeort Rerik wie folgt beschrieben: „Die Sommergäste wurden Koffersachsen gerufen. Blaubraune Scharen blähten die kleine Gemeinde zum Zehnfachen der sonstigen Bewohnerschaft.“

Während die Zeitzeugen manche Ähnlichkeiten zwischen der ersten und der zweiten größeren Immigrationswelle nach Mecklenburg in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts sehen, wird die Zuwanderung der „Sachsen“ allerdings deutlich anders gewertet als die Immigration der Vertriebenen. In den Interviews kommt immer wieder eine bemerkenswert breite und bis heute erstaunlich virulente Ablehnung der sächsischen Einwanderer zum Ausdruck, die gegenüber den Vertriebenen allenfalls in die Vergangenheit verlegt wird.

So äußern sich zahlreiche Interviewpartner negativ über die Sprache der zugewanderten „Sachsen“. Die Wertungen reichen dabei von moderaten, subjektivierten Urteilen bis zu starker und generalisierter Geringschätzung:

Also ich liebe Dialekte. Außer ... ich muss ein bisschen eingrenzen außer Sächsisch.
(Frau 14, 1936 V, SP 2: 230)

Und und Sächsisch schon ... das wollte schon mal gar keiner. Also das ging gar nicht. (Herr 88, 1966 AZ, SP: 299)

Wenn die „sächsischen“ Zuwanderer „sprachen dann hatten sie schon ganz ausgeschissen.“ (Frau 47, 1930 A, SP: 168).

Dabei beziehen sich die Werturteile über das „gebrochene Deutsch“ (Herr 41, 1935 A, SP: 383) der „Sachsen“ und Klagen, dass man die Redeweise von Arbeitskollegen aus Sachsen „täglich zu erdulden“ (Frau 47, 1930 A, SP: 166) hatte, in vielen Fällen sicher nicht auf dialektales Sächsisch, sondern auf den standardnahen Regiolekt der Zuwanderer, der in der Kommunikation mit Mecklenburgern wahrscheinlich in der Regel verwendet wurde.

Die negativen Bewertungen der regional geprägten Redeweise der „sächsischen“ Immigranten – die übrigens von vielen Angehörigen der Vertriebenenfamilien geteilt werden – fügen sich zu der dauerhaft schlechten Einstufung des Sächsischen in sprachdemographischen Umfragen zur Beliebtheit deutscher Dialekte. So wird das Sächsische auch in aktuellen repräsentativen Umfragen bundesweit mit großem Abstand am häufigsten als „unsympathischer Dialekt“ genannt (Gärting / Plewnia / Rothe 2010: 163). Auch in Mecklenburg-Vorpommern führen 31,9 % der Probanden das Sächsische als unsympathischen Dialekt an, nur das Bairische gilt in der Region ebenso wie in ganz Ostdeutschland als noch

unbeliebter.¹⁷³ Ähnlich geringe Beliebtheitswerte haben der sächsische Dialekt und die regionale Umgangssprache Sachsens schon bei Umfragen am Ende der 1970er Jahre in der DDR zugesprochen bekommen.¹⁷⁴

Auffallend ist allerdings, wie stark sich die Aversionen meiner Gewährspersonen auch gegen die Sprecher des „Sächsischen“ richten:

Ja wir können das ruhig sagen wir sind ja hier ein bisschen sachsenfeindlich. (Frau 51, 1954 AA: BI: 119)

Walter Ulbricht war Sachse. Wir hatten was gegen Sachsen. (Herr 64, 1936 A: SP: 152)

Aber es wurde sich oft mokiert dass die Sachsen dann kamen und gleich nach oben wollten. (Frau 47, 1930 A, SP: 168)

Den „Sachsen“ werden – oft in Gegenüberstellung zu den Mecklenburgern – schlechte Charaktereigenschaften zugewiesen: Sie redeten „nach vorn anders als nach hinten“ (Ehefrau von Herrn 20, 1932 A, SP: 317), die mecklenburgische Frau von Herrn 50 (1950 VV, SP: 116) bezeichnet sie als „Marmeladenfabrikanten“, weil sie Sachverhalte beschönigten („Das ist doch der Charakter.“) Ein anderer Zeitzeuge nennt die „sächsischen“ Marineangehörigen „Waschschüsselmatrosen“: „Die haben die Ostsee noch gar nicht gesehen aber laufen schon mit Marineuniform herum.“ (Herr 13, 1935 V, SP 1: 228). „Jeder Gedanke“ müsse bei den „Sachsen“ „über die Zunge ne. Jeder Gedanke“, das sei „bei den Mecklenburgern nicht der Fall“ (Herr 56, 1935 A, SP: 196).¹⁷⁵

173 Gärtig / Plewnia / Rothe (2010: 165) und Eichinger *et al.* (2011: 22).

174 Niebaum / Macha (2006: 197–198). Schon Herrmann-Winter (1979: 140) zitiert einen Probanden, der ganz ähnlich wie meine Gewährspersonen von der negativen Bewertung von Menschen mit einem „sächsischen Anklang“ in Mecklenburg berichtet: „wenn er noch ein’n sächsischen Anklang hat, dann löst er sofort ein’n Kontra aus, zumindest, (auch) wenn es nicht offen dokumentiert wird, so tritt doch unbewußt eine Reserviertheit ein.“

175 Neben einer großen Mehrzahl von negativen Charakterisierungen der „Sachsen“ gibt es vereinzelt auch positive Wahrnehmungen. Frau 57 (1965 VV, SP: 312) hält die Sachsen für „lustige Menschen“ und Herr 59 (1961 VA, SP 2: 171) mutmaßt, „vielleicht sind die Sachsen noch ein bisschen aufgeschlossener“ als die Norddeutschen. Derartige positive Darstellungen werden aber meist sogleich eingeschränkt. Frau 60 (1952 VV, SP 1: 155) erzählt über Besuche in Sachsen „Das sind ganz nette Leute also wirklich. Da wird man so aufgenommen ...

Die unbeliebten „Sachsen“ waren dem Vernehmen nach häufig dem Spott und den Hänseleien der mecklenburgischen Bevölkerung ausgesetzt. In Warnemünde verabredeten sich die Jungen dazu, die „Sachsen“ in den Strandkörben „mal ein bisschen [zu] erschrecken und so was“: „Wir machen wieder Sachsenärgern.“ (Frau 51, 1954 AA, BI: 120). Auch an den Arbeitsplätzen wurden „sächsische“ Kollegen verspottet: In einem Transportunternehmen stammte ein Mitarbeiter „aus Dresden“ „und den haben wir nun alle hochgezogen“ (Herr 13, 1935 V, SP 2: 189). Auch über einen sächsischen Mitarbeiter in einer Behörde haben sich die mecklenburgischen Kollegen „lustig gemacht“: „Also wer wirklich ein Exot war und den Personalausweis auf der Zunge trug ja also der hatte es schwer gehabt.“ (Herr 87, 1964 Z, SP: 420). Auch das Niederdeutsche wurde eingesetzt, um „Sachsen“ zu ärgern: „Und das ist ja bei der Armee da hat man manchmal wenn man mit Sachsen oder so zusammen ist dann hat man mal Platt geschnackt um denen einen auszuwischen ne“ (Herr 71, 1952 AA, SP: 163). Jugendliche machten sich einen Spaß daraus, auf die Begrüßung von „Sachsen“ mit „holl din Mul ne oder leck mi am Mors und so“ zu antworten.¹⁷⁶

Herr 87 (1964 Z, SP: 489–501) erinnert sich an sachsenfeindliche Toilettenbeschriftungen, die er auf einem Zeltplatz in Graal-Müritz gesehen hat:

Herr 87: Sie standen da an der Tür. Das fand ich immer faszinierend als Zehnjähriger ne. Wo dann diese Art ‚hoch leben die Sachsen an jedem Baum zehn‘ und so. Und solche Sprüche waren auf den Toiletten ((und so)) schon zu finden dass es dort ... ‚hast du zehn Minuten Zeit schlag einen Sachsen breit‘ ne. So.

wir haben da Bekannt... wirklich sehr nette Leute. Aber aber dass die das ... mein Mann hat immer gesagt ‚um ... Gott sei Dank wenn wir wieder zu Hause sind‘.“

¹⁷⁶ Herr 87 (1964 Z, SP: 194). Rosenberg (1986: 97) weist in den 1980er Jahren auf, dass in Ostberlin auch das Berlinische „als Ausdruck selbstbewußten Widerstandes gegen eine tatsächliche oder vermeintliche ‚Sachsisifizierung‘ empfunden wird, gegen eine Dominanz der Sachsen in politischen und administrativen Schlüsselstellungen, die sich auch im sprachlichen Bereich bemerkbar mache.“ Vgl. die ähnliche Beobachtung zur Funktion des Berlinischen „zur Abgrenzung gegenüber Zugezogenen, wegen einer vermeintlichen Dominanz der Sachsen“ bei Schönfeld (2001: 48).

Ehefrau: Ja ja. Das war böse teilweise. Ja die Sachsen waren hier oben nicht gemocht.

Herr 87: Und ‚wir treffen uns auf jeden Fall Sommer neunundsiebzig zum Sachsenüberfall‘ ne.

Ehefrau: Na sie sind ja bei uns eingefallen ne.

Der Zeitzeuge zeigt sich am Ende seiner Erzählung sichtlich bemüht, die verbale Aggressivität der Toilettenprüche als „witzig“ und sogar „selbst-ironisch“ zu entschärfen.

Aber wir haben ja nicht diese ethnischen Probleme ne. Das ist eher auch das Witzige. Und der Sachse kann sich auch auf den Arm nehmen. Der ist auch was das betrifft ja ja auch selbstironisch. Und das ist auch in Ordnung ne.

Die vor allem in der alteingesessenen Bevölkerung verbreitete Abneigung gegen die „Sachsen“ und die verbalen Konflikte mit ihnen dürften zu einem bedeutenden Teil auf die sozialpolitischen Rahmenbedingungen zurückzuführen sein, unter denen sie nach Mecklenburg zuwanderten. Anders als die Flüchtlinge und Vertriebenen, die in Mecklenburg zunächst nur Schutz und Obdach suchten, wurden die „Sachsen“ von staatlicher Seite gezielt als qualifizierte Arbeitskräfte und politische Kader in die Region geholt. Mit dem forcierten Ausbau der Schwerindustrie, des Schiffbaus und der Hochseeschifffahrt wurden seit 1949 Fachkräfte aus den höher industrialisierten Regionen im Süden der DDR in großer Zahl in die Region Rostock angeworben bzw. dorthin verpflichtet.¹⁷⁷ Seit 1954 galt die staatlich gelenkte Arbeitsmigration dann auch der Unterstützung der regionalen Landwirtschaft, in der ebenfalls Arbeitskräfte fehlten. Herrmann-Winter (1974: 146–147) beschreibt das soziale Profil der Zuwanderer und die sprachlichen Folgen ihres Zuzugs nach Mecklenburg für den Bereich der Landwirtschaft wie folgt:

Mit der Aktion ‚Industriearbeiter aufs Land‘ [ab 1954] sollte Abhilfe geschaffen werden. Im Bezirk Rostock waren bis 1960 diesem Aufruf 3 500 Arbeiter gefolgt

¹⁷⁷ Vgl. für die Seefahrt Rudolph / Steusloff (1988: 248) und den Ausbau der Werftindustrie Möller (1999: 352). Von den durch die Sowjetische Administration 1949 nach Rostock verpflichteten 2598 Metallarbeitern stammten nur 37,6 % aus Mecklenburg, 32,6 % wanderten aus Thüringen und Sachsen zu (errechnet nach der Übersicht in Heyne 1988: 223).

[...]. Viele waren als technisch vorgebildete und mit den sozialistischen Wirtschaftsprinzipien vertraute Kader eine willkommene Hilfe. Oft kamen sie aus anderen Bezirken der DDR, sprachen eine andere Mundart und Umgangssprache und förderten in den Kommunikationsprozessen mit den Einheimischen einerseits die Vereinheitlichung der Mundarten, andererseits das starke Vordringen des Hochdeutschen. Gleiches trifft auch für die Jugendlichen zu, die seit dem VIII. Deutschen Bauernkongreß im März 1964 in die LPG der nördlichen Bezirke eintraten. Diese ‚Aktion Nordlandfahrer‘ sollte der Abwanderung von Jugendlichen entgegenwirken und mithelfen, das Nachwuchsproblem in den Genossenschaften zu lösen. Eine weitere Hilfe erhielten wirtschaftsschwache LPG durch Agrarwissenschaftler, die sich nach dem VI. Bauernkongreß 1960 entschlossen, hier zu arbeiten.

Von meinen Zeitzeugen wurde die staatlich gelenkte Zuwanderung aber keineswegs als „willkommene Hilfe“ beim wirtschaftlichen Aufbau Mecklenburgs, sondern als strategische Okkupation von außen wahrgenommen. Mehrfach wird in den Interviews der Topos der „Sachsenbelagerung“ (Herr 69, 1964 VV, SP: 650) oder der „fünften Besatzungsmacht“ (Herr 4, 1928 A, BI 3: 250; Herr 33, 1923 A, SP: 59, 61) ins Spiel gebracht und zum Teil breiter entfaltet:

Also nicht dass Sie denken ich habe prinzipiell was gegen Sachsen. Aber die haben uns regiert zu Anfang. Wir haben immer gesagt Mensch wir waren ... oder ich habe immer gesagt Mecklenburg war eigentlich immer besetzt. Ob Dänemark Schweden. [...] Und dann kamen die Russen. Und dann kamen ... dann waren es die Sachsen. (Herr 64, 1936 A, SP 2: 153, 155)

Dei kamen ja ut dat ut dat Land wo man ni wat hüürt het von von von wat anners. So un dor het man natürlich dei namen und hier in Positionen sett. So dat ... dei Russen hebben dei ja ok nich anners mäkt ja. Ü... øverall dor wo wo dei strategischen Stellen wiren dor wören die Lü hänssett op dei man sik verläten künn. [...] Dat wiirn alles Sachsen. (Herr 58, 1950 AA: SP 2: 103–104)

Die (metaphorische) Gleichsetzung der zugewanderten „Sachsen“ mit der russischen Besatzungsmacht verweist einerseits ganz allgemein auf die administrative und wirtschaftliche Dominanz der „Besatzer“, die das Land „regiert“ hätten. „Die Seefahrt ist ja dominiert von Sachsen gewesen. Der Hafenausbau dominiert von Sachsen“ (Herr 89, 1950 AA, SP: 177–178). Zum anderen stehen die „Sachsen“ – wie die „Russen“ – für eine forcierte politische Indoktrination von außen bzw. von oben:

Und da sollten dann die Industriearbeiter aufs Land. Die sollten dann den Bauern die die politische Richtung beibringen. Das war so die Quintessenz aus dieser

ganzen Geschichte. Und da sind viele Sachsen gewesen. Die sind dann da Parteisekretäre gewesen in der Regel oder oder solche Geschichten haben sie gemacht. (Herr 61, 1934 A, SP: 291)

Dominanz und politische Indoktrination wurden nach der Wahrnehmung der Zeitzeugen durchgesetzt durch die systematische Vergabe der Führungspositionen an „Sachsen“, die politisch verlässlich gewesen seien, denen aber die nötige Sachkompetenz für ihre Aufgabenstellung und die Rücksicht auf die örtlichen Gegebenheiten in Mecklenburg oft gefehlt habe. „Und dann kam hier dann Kader aus dem Süden. Die hatten zwar auch keine Ahnung von Landwirtschaft aber die hatten das richtige Parteibuch in der Tasche.“ Herr 41 (1935 A, SP: 223). Andere Zeitzeugen berichten von der Besetzung der Bürgermeisterämter ihrer Wohnorte mit Frauen aus Sachsen, die für ihre Aufgabe wenig geeignet erschienen: „Dicke d... dicke feste da in der FDJ und Partei. ‚Jugendlich aufs Land‘ da kam sie hier mit her. Ziemlich große Schnauze hat sie gehabt. Die wurde hier gleich Bürgermeisterin.“ (Herr 13, 1935 V, SP 1: 232).

Obwohl die Immigration der „Sachsen“ nach Mecklenburg heute ebenfalls schon Jahrzehnte zurückliegt, sind in der Bevölkerung Aversionen gegen die Zuwanderer „aus dem Süden“ und gegen ihre Sprache verbreitet, die in dieser Dichte und emotionalen Virulenz gegenüber den Flüchtlingen und Vertriebenen gegenwärtig nicht mehr geäußert werden (vgl. 2.3.2). Während das Verhältnis zu den „sächsischen“ Zuwanderern von vielen Probanden heute noch als problematisch oder gar konflikthaft beschrieben wird, werden die Auseinandersetzungen mit den immigrierten Vertriebenen allenfalls in die fernere Vergangenheit verlegt. Es ist dabei unwahrscheinlich, dass die spätere, aber bei weitem nicht so zahlenstarke „Sachsen“-Immigration die frühere Einwanderung der Vertriebenen in der Erinnerung der Zeitzeugen einfach überlagert hat. Vielmehr wird der Zuwanderung der „Sachsen“ offensichtlich eine ganz andere Qualität zugesprochen als der Ankunft der Vertriebenen nach dem Krieg. Dass die beiden Immigrantengruppen und ihre Redeweisen unterschiedlich wahrgenommen wurden und werden, kommt besonders deutlich in den Aussagen einiger Zeitzeugen zum Ausdruck, die „Sachsen“ und „Sächsisch“ einerseits und Vertriebene und deren Herkunftsvarietäten andererseits explizit ins Verhältnis setzen: „Die Sachsen sind mir eher aufgefallen als die Flüchtlinge“, sagt Frau 47 (1930 A, SP: 162, 164) und fügt hinzu, „also ich glaube da haben

die Werftler mehr mit zu tun gehabt als mit den Flüchtlingen.“ Herr 9 (1939 A, SP: 203) hebt die unterschiedliche Wahrnehmung der Herkunftsvarietäten der beiden Immigrantengruppen noch stärker hervor:

Das Sächsische wurde immer nur abgelehnt hier. Ja aber es wurde es wurde aber nie das Pommersche oder so was abgelehnt. Auch das Sudetendeutsche nicht. Habe ich nie gehört dass mal mit irgendeiner hässlichen Weise drüber hergezogen wurde.

Herr 33 (1923 A) hat vor allem soziale Differenzen im Auge, wenn er „Sachsen“ und Vertriebene vergleicht:

Und nun komme ich mal auf den Ursprung zurück mit den F... Umsiedlern. Die sind zwangsweise hier hergekommen. In Leid und Not. Und die Sachsen kamen freiwillig. Und haben die ganze Republik überschwemmt und saßen überall in den Stellen drin. (Herr 33, 1923 A, SP: 67)

Die Zwangsimmigration der Vertriebenen wird hier trotz ihrer großen Ausmaße nicht mit der Metapher der „Überschwemmung“ gefasst, offenbar weil sie nicht mit einer vermeintlich gezielten Okkupation von „Stellen“ verbunden war.

Aus der Binnensicht der Vertriebenengruppe beschreibt Herr 13 die Unterschiede zwischen Sachsen und Vertriebenen. Als Zeitzeuge, der seine sehr gute bidialektale Kompetenz im Interview mehrfach herausstreicht und auch beweisen kann, legt er den Akzent vor allem auf Unterschiede im sprachlichen Verhalten, charakterisiert die „Sachsen“ aber damit auch sozial:

Weil wir damals wie wir hierher kamen ... wir haben zumindest versucht [Niederdeutsch zu sprechen]. Und viele haben es auch geschafft. Man würde sagen ich habe es auch geschafft ins Plattdeutsche reinzukommen. Und viele haben es versucht sich hier heimisch zu fühlen. Wir haben nicht gesagt wir kommen jetzt von da und wir setzen unseren Sprachgebrauch hier durch. War ja nicht. Die haben sich alle bemüht wenn sie zumindest mit Hiesigen gesprochen haben ... versucht hochdeutsch zu sprechen. Was der Sachse nicht macht und der Thüringer auch nicht. [...] Wir haben uns immer versucht anzupassen. Aber die haben es nicht versucht. Im Gegenteil. Die wollten sich hier breit machen auf Deutsch gesagt. (Herr 13, 1935 V, SP 1: 237–239)

Die vielstimmig geäußerten Abneigungen gegen die „Sachsen“, die negativen Beschreibungen ihres „Charakters“ und die verbreiteten Aversionen gegen ihre Sprache hängen offensichtlich damit zusammen, dass deren

Zuwanderung seit den 1950er Jahren als soziale Überschichtung wahrgenommen wurde und wird. Diese soziale Überschichtung der einheimischen Bevölkerung durch eine zahlenstarke Gruppe von Ortsfremden lief in den Augen der Befragten auf eine politische und wirtschaftliche Dominanz hinaus, die über die Geschichte der DDR andauerte und mit einer fortdauernden sprachlichen Auffälligkeit bzw. Unangepasstheit der Immigranten einhergeht.

Vor dem Wahrnehmungshintergrund der zweiten großen Immigration im 20. Jahrhundert lassen sich der Vertriebenenimmigration kontrastive Züge zuweisen, die von einigen Zeitzeugen auch explizit herausgearbeitet werden. Anders als die „fünfte Besatzungsmacht“ kamen die Vertriebenen „in Leid und Not“, sie stellten in ihrer untergeordneten sozialen Stellung für die Alteingesessenen – jedenfalls zunächst – keine unliebsame und fachlich nicht gerechtfertigte Konkurrenz um die gesellschaftlichen Führungspositionen dar. Sie standen auch nicht als ganze Immigrantengruppe für eine staatsideologische Dominanz. Überdies wurden sie trotz ihrer viel größeren Anzahl offenbar schon bald nicht mehr als derart sprachlich auffallend wahrgenommen wie die „Sachsen“. Die große sprachliche Anpassungsbereitschaft an das mecklenburgische Sprachumfeld, die Herr 13 so eindrucksvoll schildert und deren Resultate sich im Sprachgebrauch der Vertriebenen und ihrer Nachkommen sehr deutlich nachweisen lassen (Ehlers 2018: 442–445), stehen weit eher für eine Akkulturation ‚von unten‘ als für das sprachliche Verhalten einer „Besatzungsmacht“.

2.4 Zwischenresümee zu den gesellschaftlichen Hintergründen des Sprachwandels

Die zunehmende zirkuläre Mobilität der Bevölkerung, die weite Verbreitung audiovisueller Massenmedien und die tiefgreifenden Bildungsreformen in der DDR lassen sich als wesentliche gesellschaftliche Faktoren identifizieren, die eine starke Tendenz der Entregionalisierung in das mecklenburgische Varietätengefüge eintrugen. Auch die verschiedenen Immigrationsströme nach Mecklenburg begünstigten, vor allem wenn die Zuwanderer in übergeordnete soziale Positionen der Aufnahmegesellschaft einrückten (wie bei der Arbeitsimmigration seit den 1950er Jahren und beim Tourismus), dass dort vom Gebrauch lokaler und regionaler

Sprachformen abgerückt wurde. Die kontinuierliche Landflucht und die Abwanderung jüngerer Generationen aus Mecklenburg vor 1961 und nach 1989 erschwerten zusätzlich die Tradierung des Niederdeutschen. Die in 2.1 genannten Entwicklungsfaktoren führten in der einen oder anderen Weise zu einer Öffnung der lokalen Kommunikationsräume, in welche in zunehmendem Umfang standardnaher Sprachgebrauch eingebracht wurde. Man könnte auch von einer ‚Delokalisierung‘ des alltäglichen Kommunikationsumfeldes der Mecklenburgerinnen und Mecklenburger sprechen, das mehr und mehr über familiäre Grenzen und lokale Nachbarschaften hinausreichte. Im Zuge der beschriebenen sozioökonomischen Entwicklungen der 1950er bis 1970er Jahre verwischten auch „die früher so eindeutigen Grenzen zwischen ‚Stadt‘ und ‚Land‘ zunehmend“ (Häußermann 2004: 444). War mein Untersuchungsgebiet vor dem Krieg noch stark von einem Gegensatz zwischen der von Industrie und Hafen dominierten Großstadt und ihrem überwiegend agrarischen Umland geprägt, so wandelte es sich in den Nachkriegsjahrzehnten bis heute in einen urbanen Verflechtungsraum mit großer interner Mobilität (vgl. 2.1.2). Das schnell ausgebaute Bildungssystem installierte überdies ein staatlich organisiertes und über die Leistungsbenotungen sanktionsbewehrtes Sprachmanagement zur Durchsetzung des Standarddeutschen im mündlichen Sprachgebrauch und untermauerte das hohe Prestige der nationalen „Literatursprache“ (vgl. 5.1.1).

Die dargestellten Entwicklungen veränderten seit den 1950er Jahren die Rahmenbedingungen der Kommunikation gleichermaßen für die gesamte mecklenburgische Bevölkerung. Allerdings war den zunächst völlig mittellosen Immigranten die Anschaffung von Radio- oder Fernsehgeräten und Autos im Allgemeinen zeitlich erst später möglich als den Alteingesessenen. Sie blieben daher vom Medienkonsum anfangs vielfach ausgeschlossen und waren in den Nachkriegsjahren im Durchschnitt auch weniger mobil als die mecklenburgischen Ortsbewohner. Ihr Kommunikationsraum war also gerade in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in Mecklenburg stärker auf das lokale Sprachumfeld begrenzt. Überschichtende Immigrationsströme, zirkuläre Mobilität, audiovisuelle Medien und die Bildungsexpansion waren gesellschaftliche Faktoren, die schließlich alle Mecklenburgerinnen und Mecklenburger zu einer Anpassung ihres Sprachgebrauchs an überregionale Sprachvorbilder drängten, und so, mit Schmidt / Herrgen (2011: 37) gesprochen, tendenziell

eine „Makrosynchronisierung“ mit dem mündlichen Standarddeutsch beförderten. Die große soziale Heterogenität der mecklenburgischen Nachkriegsgesellschaft setzte dagegen einen gesellschaftlichen Rahmen, der die Richtung und Dynamik sprachlicher Anpassungsprozesse zwischen den sozialen Gruppen beeinflusste, der also die „Mesosynchronisierungen“ (Schmidt / Herrgen 2011: 37) *innerhalb* der Ortsgesellschaften mit bestimmte. Und für diese sprachlichen Mesosynchronisierungen vor Ort spielten dann vor allem die regionalen Varietäten eine Rolle, die durch die Immigration der Flüchtlingen und Vertriebenen in Kontakt gekommen waren. Die Ortsgesellschaften waren nämlich von einer krassen sozialen Ungleichheit gekennzeichnet, die ich in 2.2 exemplarisch an der extrem ungleichen Verteilung von materiellen Ressourcen wie Wohnraum oder Gütern des existentiellen Lebensbedarfs gezeigt habe. Zwar hatten auch die alteingesessenen mecklenburgischen Familien unter den Kriegsfolgen zu leiden, im Vergleich zu den Alteingesessenen bildeten die immigrierten Flüchtlinge und Vertriebenen aber gleichwohl eine in jeder Hinsicht stark unterprivilegierte Bevölkerungsgruppe. Und sie blieben gegenüber den gesellschaftlich dominanten Alteingesessenen in dieser sozial untergeordneten Position, mindestens bis ihnen die Industrialisierung und der ökonomischen Wandel im Lauf der 1950er Jahre verstärkt Aufstiegsmöglichkeiten boten. Die Zwangseinquartierung der Neuankömmlinge in die privaten Wohnungen und Häuser der Alteingesessenen brachte die beiden so unterschiedlich gestellten Bevölkerungsgruppen in einen ungewöhnlich engen, alltäglichen Sprachkontakt. Dieser intensive Sprachkontakt in einer Konstellation eines steilen sozialen Gefälles begünstigte die gänzlich einseitige sprachliche Anpassung der Vertriebenen an den regionalen Sprachgebrauch ihres neuen Lebensumfeldes, die schon durch die variablenanalytischen Untersuchungen im ersten Teil dieser Sprachgeschichte nachgewiesen werden konnte.

Die mecklenburgische Migrationsgesellschaft war nicht nur durch extreme ökonomische Ungleichheiten gekennzeichnet, sondern auch von soziokulturellen Grenzziehungen durchschnitten, die von den Bevölkerungsgruppen in Diskursen und Praktiken der Exklusion und Inklusion etabliert wurden. Zu diesen Auseinandersetzungen um soziale und räumliche Zugehörigkeit gab der Abschnitt 2.3 einige Beispiele. So konnten die sprachlichen Differenzen zwischen den Alteingesessenen und den Zuwanderern nicht nur als auffälliges „Fremdheitssignal“ (Goltz 2007: 11) wahrgenommen werden und als

diakritisches Merkmal¹⁷⁸ die soziale Grenze zwischen den Bevölkerungsgruppen markieren. Sondern diese Differenzen stellten insbesondere im Kontakt mit den Vertriebenen aus mittel- und oberdeutschen Dialekträumen regelrechte Sprachbarrieren dar, die die kommunikative Verständigung erschweren oder sogar verhinderten. Diese Sprachbarrieren waren ein starker Impuls für den Sprachgebrauchswandel, weil sie Alteingesessene und Vertriebene dazu zwangen, in der gemeinsamen Kommunikation neue Verständigungsmöglichkeiten zu finden. Dabei wird in den Zeitzeugenberichten über Situationen schwieriger Verständigung erkennbar, dass in der ersten Nachkriegszeit ein Ausweichen auf standardnahes Hochdeutsch als *lingua franca* vielfach nicht gewollt, nicht gekonnt oder situativ unangemessen war.

Die soziale Abgrenzung gegenüber den Neuankömmlingen wurde diskursiv besonders markant in konflikthaften Auseinandersetzungen gezogen und zum Teil sogar handgreiflich verteidigt. Herabsetzende Kategorisierungen, mit denen die Alteingesessenen die Flüchtlinge und Vertriebenen bedachten, bestritten ihnen die soziale Zugehörigkeit und delegitimierten ihre Anwesenheit in der Region. In Gewaltakten und Gewaltandrohungen manifestierte sich die Dominanz der Alteingesessenen mit besonderer Deutlichkeit. Derartige ‚Grenzkonflikte‘ brachen vor allem dort aus, wo man die Immigranten als Konkurrenten um knappe Ressourcen und angestammte Anrechte wahrnahm. Sie ebten ab, als sich das soziale Gefälle zwischen den Parteien auszugleichen begann. Im Rückblick legen beide Seiten heute sichtlich Wert darauf, die alten Konfliktlinien als gar nicht so einschneidend und letztlich als überwunden darzustellen.

Die sprachliche und soziale Grenze zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen wurde im Fall der vielen Immigranten aus katholischen Herkunftsgebieten zusätzlich von konfessionellen Abgrenzungen vertieft. Da interkonfessionelle Ehen sowohl institutionell durch die Kirchen als auch im Alltagsdiskurs vieler Familien und Nachbarschaften zunächst strikt abgelehnt wurden, zementierte die katholisch-evangelische Konfessionsgrenze die soziale Segregation der Bevölkerungsgruppen und erschwerte das Entstehen

178 Nach Barth (1998: 14) fungieren Sprachunterschiede häufig als „diacritical features that people look for and exhibit to show identity“, wenn es darum geht, ethnische Gruppen gegeneinander abzugrenzen bzw. als ethnische Gruppen zu etablieren.

familiärer Kommunikationsgemeinschaften zwischen Menschen norddeutscher und südostdeutscher Herkunft. Zeitzeugenaussagen und Archivalien belegen aber, dass viele Menschen trotz des Widerstands ihres Umfeldes Wege aushandeln konnten, die konfessionelle Heiratsbarriere zu überwinden oder zu umgehen. Schon im Laufe der 1950er Jahre wichen immer mehr junge Paare dem konfessionellen Abgrenzungsregime ganz aus, indem sie nur noch standesamtlich heirateten. Konfessionelle Zugehörigkeiten verloren damit zunehmend ihre soziale Relevanz für die mecklenburgische Aufnahmegesellschaft.

Das ausgeprägte Zusammengehörigkeitsgefühl, das die Angehörigen von karpatendeutschen Vertriebenenfamilien in Satow und Umgebung in ihren Interviews an den Tag legen, zeigt, dass auch die Vertriebenen ihrerseits Abgrenzungs- und Abwertungsdiskurse gegenüber den Alteingesessenen entwickeln und tradieren konnten, sobald sie sich in Mecklenburg zu kompakten Ansiedlungen der gleichen Herkunft zusammenfanden. Die karpatendeutschen Immigranten organisierten sich hier kulturell und ökonomisch zu einer vergleichsweise großen „ethnischen Gemeinde“, die auch die sozialen Rahmenbedingungen für eine ungewöhnlich lange Bewahrung ihres Herkunftsdialekts bot. Im Allgemeinen verhinderte aber die bewusst zerstreue Unterbringung der Flüchtlinge und Vertriebenen durch die sowjetische Militäradministration, dass sich größere ethnische *Ingroups* innerhalb der mecklenburgischen Aufnahmegesellschaft etablieren konnten.

Mit der staatlich gelenkten, zahlenstarken Zuwanderung von Fach- und Arbeitskräften aus den südlicher gelegenen Bezirken der DDR kamen etwa seit der Mitte der 1950er Jahre neue Abgrenzungsdiskurse und -praktiken auf, die offensichtlich bis heute eine bemerkenswert virulente Verbreitung in der mecklenburgischen Bevölkerung haben. Die pauschale Kategorisierung dieser Zuwanderer und auch der Badegäste als „Sachsen“ spricht ihnen eine regionale Zugehörigkeit ab und heftet emotionale Abwehrreflexe nicht zuletzt an ihre negativ bewerteten fremdregionalen Sprachformen und an das dauerhaft unangepasste Sprachverhalten, das ihnen zugeschrieben wird. Im Kontext dieser neuen diskursiven Ausgrenzung Ortsfremder treten frühere Abgrenzungsdiskurse gegenüber Flüchtlingen und Vertriebenen offensichtlich in den Hintergrund. Vielmehr können diese sich nun selbst in der Übernahme der „Sachsen“-Schmähung als legitime Ortszugehörige profilieren, die sich gerade auch durch ihr vorbildliches sprachliches Anpassungsverhalten auszeichneten.

3 Niederdeutsch in den Nachkriegsjahrzehnten: Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein

3.1 Veränderungen im Erwerb des Niederdeutschen seit der Vorkriegszeit

Nach Peters (2015: 31) ist die gegenwärtige Entwicklungsphase der Sprachgeschichte Norddeutschlands durch den strukturellen „Dialektverfall“ des Niederdeutschen und durch einen funktionalen „Dialektverlust“ gekennzeichnet, mit dem das Niederdeutsche seine Rolle in der Kommunikation und seinen Rang in der Varietätenkompetenz der norddeutschen Bevölkerung fortschreitend einbüßt. Diese Entwicklungsphase nahm ihren Anfang „in der Zeit des Ersten Weltkriegs und danach“ und wurde maßgeblich dadurch angestoßen, dass seither „auch die Landbevölkerung, zuerst in West- und Ostfalen und der Mark Brandenburg, später im Norden, dazu über[ging], die Kinder auf Hd. [Hochdeutsch] zu sozialisieren.“ (ebd.: 30). Die jüngste Sprachstrukturgeschichte, Sprachgebrauchsgeschichte und Sprachbewusstseinsgeschichte des Niederdeutschen ist demnach aufs Engste verschränkt mit einem tiefgreifenden Wandel in den Modalitäten des Spracherwerbs:

Der Wandel des Niederdeutschen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts betrifft nicht allein das Sprachsystem und variative Spektrum sowie die Kenntnis und den Gebrauch regionaler Varietäten und die Einstellungen ihnen gegenüber, sondern auch [...] die Sprachvermittlung und damit die Konditionen dialektalen und hochsprachlichen Spracherwerbs. (Bieberstedt 2016: 298–299)

Wurde den Kindern norddeutscher Familien zunächst nur mit ganz allmählich zunehmender Häufigkeit schon vorschulisch das Hochdeutsche beigebracht, so kulminierte dieser Entwicklungstrend offenbar in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Umfangreiche Befragungen im Raum Hamburg ergaben, dass sich die längerfristige Entwicklung nach 1950 stark beschleunigte: „Erst in den 1950er und 1960er Jahren begann sich die innerfamiliäre Sprachvermittlung entscheidend zu wandeln und wurde

das Hochdeutsche in zunehmendem Maße als Erstsprache erlernt.“ (Bieberstedt 2016: 254). Für Sachsen-Anhalt bestätigen die Untersuchungen Föllners (2000: 171), dass „zwischen 1930–1935 und forciert nach 1935 [...] ein massiver Rückgang des Plattdeutschlernens“ begann und sich nach einer „Phase der Konsolidierung“ in den ersten Nachkriegsjahren „ab 1950 [...] der Rückgang des Dialekterwerbs als erste Muttersprache dann erneut stärker fort[setzte]“. Für den Süden Mecklenburg-Vorpommerns nimmt Chudnizki (1991: 233) eine ähnliche zeitliche Zäsur in der Tradierung des Niederdeutschen als Erstsprache an: „Etwa seit 1950 ist die Mundart als erste Sprachform eine durchaus seltene Erscheinung, die heutzutage in dieser Funktion endgültig verdrängt ist.“¹⁷⁹

Je mehr Eltern dazu übergangen, ihren Kindern nicht mehr Niederdeutsch, sondern eine hochdeutsche Varietät als Erstsprache zu vermitteln, verloren die Familien zunehmend auch ihre ehemalige Bedeutung als zentraler Ort der Weitergabe des Dialekts. Nach der repräsentativen GETAS-Umfrage waren in den nordwestlichen Bundesländern noch in der Mitte der 1980er Jahre die „Personen, von denen die Mundart erlernt worden ist, [...] vor anderen mit großem Abstand die Eltern“ (Stellmacher 1987: 31). Bei der repräsentativen Erhebung des Instituts für niederdeutsche Sprache von 2007, die nun auch die Bundesländer im Norden der ehemaligen DDR umfasste, gaben immerhin noch 56 % der niederdeutschkompetenten Probanden an, ihre Dialektkenntnis von der Mutter und/oder dem Vater erworben zu haben. Bei den möglichen Mehrfachantworten nannten außerdem 49 % der Befragten die Großeltern als Vermittler ihrer Niederdeutschkompetenz (Möller 2008: 44).

Die repräsentative Nachfolgehebung von 2016 kommt zwar weiterhin zu dem Ergebnis, das Niederdeutsche werde „vor allem innerhalb der Familien weitergegeben“, allerdings verorten nun nur noch weniger als die Hälfte der Probanden den Ausgangspunkt ihrer aktiven Niederdeutschkompetenz im engeren Familienumfeld: „44,0 % der Befragten

179 In dialektstärkeren Regionen Norddeutschlands dürften die maßgeblichen Verschiebungen in den Spracherwerbsmodi zeitlich deutlich später einsetzen. So stellt Reershemius (2004: 90) für ihren ostfriesischen Untersuchungsort fest: „Eine deutliche Veränderung des [familiären] Sprachverhaltens hat [...] zwischen 1970 und 1985 stattgefunden.“

geben an, sie hätten von den Eltern Plattdeutsch gelernt, 41,0 % nennen die Großeltern.“¹⁸⁰ Die Differenzen zwischen den Ergebnissen der beiden im Abstand von knapp zehn Jahren aufeinanderfolgenden Umfragen sind vor allem hinsichtlich der Angaben zur Rolle der Eltern bemerkenswert groß. Derart große Unterschiede in den Befunden der beiden repräsentativen Erhebungen von 2007 und 2016 dürften wohl nur zu einem Teil auf die unterschiedliche Zusammensetzung der jeweiligen Stichproben zurückgehen, sie deuten vielmehr auch darauf hin, dass die Bedeutung der Eltern für die Vermittlung des Niederdeutschen weiter rasch abnimmt. Andere soziale Orte als der engere Familienkontext haben dabei offenbar nur eine recht geringe Bedeutung für den ungesteuerten Erwerb des Niederdeutschen. „Umfeld / Begegnungen“ (8,4 %), „Freunde / Bekannte“ (7,7 %), „Kollegen“ (4,2 %) oder „Nachbarn“ (2,9 %) werden in der Umfrage von 2016 unter den Mehrfachantworten der niederdeutschkompetenten Probanden nur vergleichsweise selten als Lernumfelder für den Erwerb des Dialekts genannt (vgl. Adler *et al.* 2016: 18).

Mit regionalen Unterschieden in der Entwicklung der Erwerbsmodi des Niederdeutschen muss gerechnet werden. In Mecklenburg-Vorpommern scheint die ungesteuerte Weitergabe des Niederdeutschen als Erst- oder Zweitsprache in den Familien bereits heute weitestgehend abgerissen zu sein. Der Rahmenplan Niederdeutsch für die Sekundarstufen I und II des Bildungsministeriums des Landes Mecklenburg-Vorpommern zeichnet diesbezüglich jedenfalls ein düsteres Bild:

Die niederdeutsche Sprache ist heute in ihrer Vermittlung stark gefährdet. In Mecklenburg-Vorpommern gibt es kaum noch Kinder, die Niederdeutsch von den Eltern oder anderen Bezugspersonen ohne spezielle Unterweisung als Erstsprache oder Muttersprache erwerben und diese Sprache für den primären Sprachgebrauch verwenden. Auch als Zweitsprache wird sich Niederdeutsch in Mecklenburg-Vorpommern kaum noch angeeignet. [...]

Niederdeutsch ist in Mecklenburg-Vorpommern für die meisten Schülerinnen und Schüler eine Fremdsprache, eine „fremd gewordene“ Sprache, die hauptsächlich im Schulunterricht erlernt wird. Somit fällt Niederdeutsch heute für die Schülerinnen und Schüler unter die wissenschaftliche Definition einer Fremdsprache. Dem Unterrichtsfach Niederdeutsch kommt deshalb eine hohe Bedeutung zu. Der

180 Adler *et al.* (2016: 17), die Zahlenwerte beruhen auf Mehrfachantworten.

Spracherwerb als Fremdsprache im Schulunterricht ist die einzige Möglichkeit, die Sprache Niederdeutsch so zu erhalten, wie es die Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen fordert, welche Mecklenburg-Vorpommern unterzeichnet und ratifiziert hat.¹⁸¹

Wo die ungesteuerte Tradierung des Niederdeutschen an die Nachfolgegenerationen abreißt, kann allenfalls die gesteuerte Vermittlung des Dialekts in Bildungsinstitutionen den Dialekt vor dem Sprachtod bewahren. Ob die institutionelle Vermittlung des Niederdeutschen als schulische oder vorschulische Fremdsprache letztlich wirklich erfolgreich kompensieren kann, dass der Dialekt kaum noch spontan im Kommunikationsumfeld der Mecklenburgerinnen und Mecklenburger erworben wird, werden die nächsten Jahre zeigen.

Die Abschnitte des vorliegenden Kapitels sollen die Vorgeschichte der gegenwärtigen Situation des Niederdeutscherwerbs in Mecklenburg beleuchten. Die Stichprobe meiner Untersuchung umfasst Gewährsleute aus der Vorkriegsgeneration und der in den 1950er und 1960er Jahren geborenen Nachkriegsgeneration. Für die lange Zeitspanne von den 1920er bis zu den 1970er Jahren können diese Gewährspersonen also aus persönlicher Erfahrung berichten, wie und von wem sie selbst das Niederdeutsche gelernt haben. Damit ist ein Zeitraum abgedeckt, in dem nach der bisherigen Forschungslage die entscheidenden Weichenstellungen in der Aufgabe der Dialektradierung gebahnt wurden. Über die Sprachvermittlungsprozesse späterer Jahrzehnte bis zum Aufnahmezeitpunkt können die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen immerhin noch aus der Perspektive unmittelbar beteiligter Eltern und Großeltern berichten. Auch hier eröffnen meine Interviews also Einblicke in die Entwicklung des Niederdeutscherwerbs.

Auf der Basis dieser Interviews soll im Folgenden herausgearbeitet werden, wie sich die Erwerbsmodi in der intergenerationellen Weitergabe

181 www.bildung-mv.de/export/sites/bildungsserver/downloads/unterricht/rahmenplaene_allgemeinbildende_schulen/niederdeutsch/rp_niederdeutsch-sekundarstufen-I-II.pdf: S. 4. (Stand 4.6.2020). Auch in anderen Bundesländern ist „ein weitgehend ungesteuerter und natürlicher Spracherwerb des Niederdeutschen innerhalb der Familie“ heute bereits eine „Ausnahmesituation“ und auch dort „ist die Bedeutung eines gesteuerten Spracherwerbs deutlich gestiegen“ (Langhanke 2013: 302).

des Niederdeutschen über die Vorkriegs- und Nachkriegsjahrzehnte verändert haben und welche Personen oder Institutionen für die Weitergabe des mecklenburgischen Dialekts eine Rolle spielten. Hier wird in Abschnitt 3.1.1 zunächst ein Blick auf die Entwicklung in alteingesessenen Familien geworfen. Selbstverständlich gilt es auch hier, die große Bevölkerungsgruppe der immigrierten Vertriebenen und ihrer Nachkommen in die Betrachtung einzubeziehen, die als „new speakers“¹⁸² des Niederdeutschen von der Forschung wie von der Öffentlichkeit bisher kaum jemals Beachtung gefunden haben (vgl. 3.1.2 und 3.1.3). Abschließend werde ich untersuchen, inwieweit die Schule als die zentrale Institution des staatlichen Sprachmanagements in der Vergangenheit auf die Tradierung des mecklenburgischen Dialekts eingewirkt hat (3.1.4).

3.1.1 *„Und das hat man dann so nebenbei so aufgenommen“* – Niederdeutsch lernen bei Alteingesessenen

Hören wir zunächst, was die Angehörigen alteingesessener Familien aus meinen mecklenburgischen Untersuchungsorten darüber berichten, wann, wie und von wem sie Niederdeutsch gelernt haben. Auf den Wandel der Erwerbsmodi des Dialekts fällt ein erstes, recht scharfes Schlaglicht, wenn man vergleicht, wie viele Personen jeweils aus der Vorkriegsgeneration und aus der Nachkriegsgeneration angeben, vorschulisch ausschließlich Niederdeutsch gesprochen zu haben. Ich habe meine Gesprächspartner in den sprachbiographischen Interviews gefragt, welche Sprache oder Sprachen sie vor dem Eintritt in die Schule gesprochen haben oder wann sie im Verlauf ihres Lebens Niederdeutsch gelernt haben. Von 27 alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburgern, die vor 1940 geboren wurden, berichten mir insgesamt 12 Probanden (44,4 %), dass sie vorschulisch ausschließlich niederdeutsch sozialisiert worden seien. So sagt beispielsweise Herr 42 (1924 A, SP: 56): „Ich konnte wie ich zur Schule kam hier in Jürgenshagen kein Hochdeutsch. Weil wir nur Platt gesprochen haben zu

182 Der Terminus „new speakers“ „designates such speakers as „multilingual individuals and groups who adopt and use a language variety different from their native language“ (Hornsby 2015: 2–3).

Hause ne.“ Ähnlich äußert sich Herr 63 (1933 A, SP: 91): „Bi uns het dat nur Platt gäben. Nur Platt ja. Uns Mudder het eiwig Platt sprocken. Und und Opa ouk Groußvadder ouk.“

Manche dieser Gewährspersonen erinnern sich gut daran, dass ihnen der Übergang von der monolingual niederdeutschen Sprachkompetenz zum schulisch vermittelten Hochdeutsch Probleme bereitet hat. So erzählt beispielsweise Frau 12 (1935 A, SP 1: 83), sie habe in ihrer frühen Kindheit „nur Plattdeutsch gesprochen“: „Ich konnte schwer Hochdeutsch lernen.“ Auf die persönlichen Schwierigkeiten, die mehrere Gewährspersonen beim Erwerb und Gebrauch des Hochdeutschen in der Schule hatten, wird im Abschnitt 5.1.2 genauer einzugehen sein. An dieser Stelle ist einstweilen nur festzuhalten, dass 44,4 % der alteingesessenen Befragten aus der Vorkriegsgeneration, die sich zu ihrem frühkindlichen Spracherwerb geäußert haben, in ihren ersten fünf bzw. sechs Lebensjahren ausschließlich Niederdeutsch gelernt und gesprochen haben.

Auch wenn dieser Prozentwert bei 27 Gewährspersonen selbstverständlich keine Repräsentativität für die ganze Vorkriegsgeneration beanspruchen kann, erlangt er doch eine deutliche Aussagekraft, wenn man ihn mit den Sprachverhältnissen in der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen vergleicht: Von den Angehörigen alteingesessener Familien, die zwischen 1950 und 1970 geboren wurden, schildern 15 Personen die Sprachverhältnisse in ihrer frühen Kindheit. Demnach ist nur noch eine einzige Person aus dieser Befragtengruppe vorschulisch monolingual niederdeutsch aufgewachsen (= 0,7 %). Herr 71 (1952 AA, BI: 61) erzählt:

Ich habe in einen ... bin in einen Zweigenerationenhaushalt [gemeint: Dreigenerationenhaushalt] aufgewachsen. Meine Großeltern haben da mitgewohnt und meine Eltern. Und haben immer Landwirtschaft betrieben bis zum Schluss. Und zu Hause wurde nur Platt geschnackt.

Auf meine Nachfrage, ab wann Herr 71 auch Hochdeutsch gesprochen habe, sagt er: „Na ja als wir nachher zur Schule gingen nachher da nachher. Aber sonst. Das war immer so der Schnitt ne.“ (ebd.: 63).

Während also von den Probanden der Vorkriegsgeneration, die sich zu ihrem frühkindlichen Spracherwerb äußern, fast die Hälfte davon berichtet, vor Eintritt in die Schule als erste und einzige Sprache das Niederdeutsche beherrscht zu haben, ist ein solcher Spracherwerbsverlauf in der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen meiner Stichprobe nur noch

eine seltene Ausnahme. Diese Befunde aus meiner Stichprobe sprechen dafür, dass nach dem Krieg innerhalb nur eines Generationswechsels die Bedeutung des Niederdeutschen als erste und einzige vorschulisch vermittelte Sprache drastisch abnahm. Angehörige alteingesessener Mecklenburger Familien, die in den 1950er und 1960er Jahre geboren wurden, sind in aller Regel vorschulisch schon zweisprachig hochdeutsch-niederdeutsch oder sogar monolingual hochdeutsch sozialisiert worden.

Zweisprachige Primärsozialisierungen finden wir allerdings auch schon in der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen. Auch hier spielte bei gut der Hälfte aller Befragten, die sich zu ihrem frühkindlichen Sprachgebrauch äußern (55,6 %), das Hochdeutsche schon in der vorschulischen Sprachbiographie eine Rolle. Niemand von den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration hat allerdings vor der Schulzeit ausschließlich Hochdeutsch gelernt, ohne nicht in dieser Phase seiner Sprachbiographie auch zumindest sehr gute passive, in aller Regel auch aktive Niederdeutschkompetenz erworben zu haben. Dabei ist bei den frühkindlichen Sprachverhältnissen, die die Probanden im Interview schildern, meist nicht klar auszumachen, ob das Niederdeutsche und das Hochdeutsche sukzessive oder simultan gelernt wurde. Festzuhalten ist aber, dass bei allen vorschulisch zweisprachig aufgewachsenen Probanden, stets die Eltern – oder mindestens ein Elternteil – als Vermittler der hochdeutschen Lernvarietät fungierten. Nur in sehr seltenen Fällen benennen die Probanden der Vorkriegsgeneration darüber hinaus weitere Personen, von denen sie frühkindlich Hochdeutsch gelernt haben.

Immer wieder wird aus der Vorkriegszeit dieselbe prototypische familiäre Sprachsituation geschildert: Die Eltern (seltener ein einzelner Elternteil) sprachen mit dem Kind Hochdeutsch, miteinander oder mit dem außerfamiliären Umfeld sprachen die Eltern aber Niederdeutsch. Frau 34 (1932 A, SP 1: 85) erzählt: „Aber so als als Kleinkind haben meine Eltern also mit uns auch erstmal Hochdeutsch ne.“ Vater und Mutter allerdings „haben auch untereinander Platt ja nur Platt“ gesprochen (ebd.: 122). Frau 47 (1930 A, SP: 134) sagt:

Nein meine Eltern haben mit mir Hochdeutsch gesprochen um mich rum wurde Plattdeutsch gesprochen. Mein Vater wenn wir nach Neustrelitz [zu den Großeltern] fahren wurde auch Plattdeutsch gesprochen. Mit mir aber auch Hochdeutsch. Die wollten sich auch anpassen.

In allen Fällen zweisprachig aufgewachsener Probanden der Vorkriegsgeneration waren es die Eltern, die den Übergang ihrer Kinder zum Hochdeutschen initiiert haben. Sie haben die hochdeutsche Spracherziehung ihrer Nachkommen bewusst gefördert und sind dabei von ihrem eigenen dominant niederdeutschen Sprachgebrauch abgerückt, den sie in der Regel außerhalb der Eltern-Kind-Dyade im Alltag pflegten. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg sind bilinguale Sprachkompetenzen nicht erst durch die Schule, sondern schon in einer Vielzahl von Elternhäusern vermittelt worden.

Selten waren an dieser bewussten hochdeutschen Spracherziehung vor dem Krieg auch schon die Großeltern beteiligt. Nur Herr 61 (1934 A, SP: 62) berichtet: „Also bei uns wurde grundsätzlich Hochdeutsch gesprochen. [...] Meine Großmutter die sprach im Wesentlichen Platt. Aber mit uns auch nicht. Mit uns wurde Hochdeutsch gesprochen.“ In aller Regel sprachen die Großeltern in der Vorkriegszeit mit ihren Enkeln aber noch Niederdeutsch. Und gerade die Großeltern waren innerhalb des familiären Sprachumfeldes der Vorkriegsgeneration eine wesentliche Quelle für die intergenerationelle Tradierung des Dialekts. Obwohl auch diese um die Jahrhundertwende geborenen Großeltern in der Schule bereits selbst Hochdeutsch vermittelt bekommen hatten, hielten sie im Alltag und in der familiären Kommunikation meistens am Niederdeutschen fest und sprachen auch ihre Enkelkinder im mecklenburgischen Dialekt an. Herr 64 (1936 A, SP: 92) erzählt über die Sprachverhältnisse in seiner Kindheit:

Also mein Vati kenn ich nur Hochdeutsch sprechend und meine Stiefmutter kenne ich auch nur Hochdeutsch sprechend. Aber sie konnten Platt. Aber ich bin viel bei meinen Großeltern gewesen. Die wohnten da einen Weg weiter in Dierkow. [...] Un dei hemm blouß Platt schnackt.

Frau 35 (1927 A, SP 1: 83–84), deren Mutter bemüht war, „mit uns Hochdeutsch zu sprechen wenig ... das Notwendigste“, meint, Niederdeutsch vor allem „wieder durch Oma und Opa und und Nachbarn“ gelernt zu haben. Auch dort, wo in der Vorkriegsgeneration die Eltern zu einer hochdeutschen Spracherziehung ihrer Kinder übergegangen waren, hielten die Großeltern offenbar in der Regel daran fest, mit ihren Enkeln auf Niederdeutsch zu kommunizieren. Die Großeltern fungierten somit auch bei den vorschulisch zweisprachig aufgewachsenen Kindern als wichtige Vermittler aktiver Niederdeutschkompetenzen innerhalb der Familien. Man kann

also auch für mein mecklenburgisches Erhebungsgebiet für die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg von einer „Dialektstabilisierung seitens der Großeltern“ (Stellmacher 1987: 33) sprechen.¹⁸³

In den Interviews wird aber auch deutlich, dass nicht nur die Großeltern, sondern auch das außerfamiliäre Lebensumfeld in der Vorkriegszeit vielfältige Anlässe bot, schon als Kind das Niederdeutsche zu erwerben. Herr 56 (1935 A, SP: 128), dessen Eltern mit ihm Hochdeutsch sprachen, hat das Niederdeutsche, wie er sagt, „auf der Straße“ von Nachbarskindern gelernt: „Aber Freunde die ich hatte mit denen ich groß geworden bin wir haben untereinander auf der Straße Platt gesprochen. Zu Hause habe ich kein Platt gesprochen.“ (BI: 92). So hat es auch Herr 24 (1926 A, SP: 71) erlebt: „Unsere Eltern sprachen mit uns Hochdeutsch. Aber dann nachher draußen auf dem Spielplatz und in der Schule sprachen wir Plattdeutsch.“ Aber auch erwachsene Nachbarn haben mit ihm als Kind Niederdeutsch gesprochen: „Ja gut also unsere Eltern sprachen mit den eigenen Kindern Hochdeutsch. Aber wenn wir mit anderen Erwachsenen zusammen waren dazu gehört schon ein Nachbar der sprach mit uns Plattdeutsch.“ (SP: 73). Herr 48 (1939 A, SP: 150) schildert die Sprachverhältnisse in dem Mietshaus, in dem er in Rostock aufwuchs:

Und die alten Mieter die hier in der Wohnung wohnten. Eine Familie [Name]. Die hatten drei Mädchen. Und die sprachen auch platt. Und darunter wohnten auch welche die sprachen auch platt. Bis ins Parterre.

Auch im außerfamiliären Kommunikationsumfeld waren die Probanden, die vor 1940 von ihren Eltern bereits hochdeutsch erzogen wurden, also noch einem starken niederdeutschen *Input* ausgesetzt, der neben dem häufig großelterlichen Einfluss Grundlage ihrer frühen Zweisprachigkeit war.

Während der Erwerb des Hochdeutschen bei diesen Gewährspersonen durch die bewusste Sprachenwahl ihrer Eltern eingeleitet worden ist, haben sie das Niederdeutsche völlig ungesteuert in Sprachkontexten gelernt, die noch von alters her dominant niederdeutsch geprägt waren. Mehrere Interviewpartner charakterisieren den Erwerb des Niederdeutschen in diesen

183 Die zunehmende Bedeutung der Großeltern für die Tradierung des Niederdeutschen, die Möller (2010: 154) für das beginnende 21. Jahrhundert herausstellt, setzte also bereits in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg ein.

Zusammenhängen als unabsichtlich und buchstäblich beiläufig: „Aber woher wir es [das Niederdeutsche] kannten das weiß ich eigentlich gar nicht. Das ist unsere Gegend wir sprachen eben Platt.“ (Herr 24, 1926 A, SP: 71). Frau 46 (1937 A, BI 1: 44) antwortet auf die Frage, wie sie das Niederdeutsche gelernt habe: „Ja so ganz nebenbei.“ Auch Frau 47 (1930 A, SP: 84) hat Niederdeutsch nicht eigens gelernt. „Aber ich habe es mehr aufgenommen nur.“ Sie habe Niederdeutsch „einfach dann so“ (SP: 132) gelernt. Herr 61 (1934 A, SP: 87) pflichtet bei: „Das ist so ganz ... das ist nicht bewusst passiert.“ Einzig Herr 9 (1939 A, SP: 429) erzählt, seine Großmutter habe ihm nahegelegt, niederdeutsche Literatur laut zu lesen, um seine schon frühkindlich erworbenen Niederdeutschkenntnisse weiter zu festigen: „Du musst di dat vorläsen up lur vorläsen damit du di sülsen hüürst.“

Die Gruppe der Alteingesessenen der Vorkriegszeit teilt sich also recht genau zur Hälfte in solche Probanden, die vorschulisch monolingual niederdeutsch aufgewachsen sind und solche, die schon in früher Kindheit neben einem spontan erworbenen Niederdeutsch von den Eltern schon bewusst auf Hochdeutsch erzogen worden sind. Es ist nun sehr auffällig, dass diese beiden frühkindlichen Spracherwerbsverläufe offensichtlich mit einem Stadt-Land-Gegensatz korrespondieren. Sämtliche Probanden, die in der Vorkriegszeit in der Großstadt Rostock oder ihren unmittelbaren Vororten aufgewachsen sind, haben vorschulisch (neben Niederdeutschkenntnissen) bereits das Hochdeutsche gelernt. Spracherwerbsverläufe, bei denen vorschulisch allein das Niederdeutsche am Anfang stand, werden mir dagegen ausschließlich aus dörflichen oder kleinstädtischen Lernkontexten berichtet. Dabei überwiegt bei den Befragten, die ihre frühe Kindheit vor 1945 in den dörflichen Gemeinden Satow, Jürgenshagen und Nienhagen verlebt haben, mit deutlichem Vorrang eine monolingual niederdeutsche Primärsozialisation. Von den neun Personen, die im dörflichen Umfeld groß geworden sind, vermuten nur zwei, dass sie vor der Schule schon gewisse Hochdeutschkenntnisse erworben haben, können dabei aber keine Kontaktpersonen aus ihrem alltäglichen Umgang benennen, von denen sie diese Sprachkompetenz erworben haben könnten. Aus

der Kleinstadt Schwaan bzw. der nahegelegenen Kleinstadt Bützow¹⁸⁴ wird aus der Vorkriegszeit sowohl von monolingual niederdeutschen als auch von vorschulisch zweisprachigen Kindheiten berichtet. Dabei haben die vorschulisch monolingual niederdeutschen Sprachbiographien unter den Kleinstädtern meiner Stichprobe quantitativ ein leichtes Übergewicht gegenüber der frühen Zweisprachigkeit (fünf zu vier). Spracherwerbsverläufe von Alteingesessenen, bei denen frühkindlich ausschließlich das Niederdeutsche gelernt wurde, lassen sich für die Vorkriegszeit auf der Basis meiner Stichprobe also als „dörflich“ charakterisieren. Ihnen stehen die gewissermaßen „(groß)städtischen“, vorschulisch zweisprachigen Erwerbsbiographien gegenüber.

In einigen Zeitzeugenberichten kommt zum Ausdruck, dass das dörfliche Umfeld auch eine (zusätzliche) Ressource für den Niederdeutscherwerb der Großstadtkinder war. Der in Rostock aufgewachsene Herr 56 (1935 A, SP: 124) beispielsweise hat dem Vernehmen nach schon als Vorschulkind von Spielkameraden Niederdeutsch verstehen und etwas sprechen gelernt. In den Ferien war er außerdem oft bei Onkel und Tante auf dem Bauernhof: „Die sprachen so richtig Platt und mit denen habe also ich eigentlich Plattdeutsch gesprochen. Wenn wir in den Ferien da ... oder wenn ich in den Ferien da war Plattdeutsch.“ Der wiederkehrende zeitweilige Aufenthalt auf dem Land verdichtete für das Großstadtkind also den niederdeutschen Lern-*input*.

Die Evakuierung der Wohnbevölkerung Rostocks vor den Bombenangriffen der letzten Kriegsjahre hatte zur Folge, dass Familien und insbesondere Kinder aus der Großstadt auch für längere Zeiträume kontinuierlich im Umland lebten. So ist auch Frau 46 (1937 A, BI 1: 43) im Alter von sieben Jahren mit ihrer Familie aufs Land geflohen: „Wir waren alle bei dieser Schwester dann von meiner Großmutter die den Bauernhof hatte. Das war ein Bauernhof und da sind wir alle untergekommen.“ Niederdeutsch hatte sie zuvor mindestens passiv schon von ihren Eltern gelernt, die mit ihr zwar hochdeutsch sprachen, untereinander aber niederdeutsch

184 Hier wurden die Aussagen von Ehepartnern, die ursprünglich aus Bützow stammen und bei den Interviewgesprächen ihrer Partner in Schwaan anwesend waren, mit ausgewertet.

kommunizierten. „Dadurch fiel mir das nachher dort auf dem Lande auch gar nicht so schwer Onkel und Tante und was da alles fleuchte wenn die plattdeutsch sprachen zu verstehen.“ (BI 1: 45). Da auf diesem Hof auch Personen lebten, „die mit dem Hochdeutschen gar nicht fertig werden konnten“, war sie dort offensichtlich auf eine aktive niederdeutsche Sprachpraxis angewiesen, „und da war dann wohl eben die Grundlage gelegt“ (ebd.) für ihre ausgebaute aktive Sprachkompetenz im Niederdeutschen. In der insgesamt vierjährigen Evakuierung auf dem Land sieht sie selbst eine besonders effektive Phase ihres Niederdeutscherwerbs. „Denn das ... da hatte ja die vier Jahre auf dem Lande ... hatten ja dann sehr gefruchtet bei mir.“ (SP: 100). Die kriegsbedingte Umsiedlung von Teilen der Großstadtbevölkerung in den ländlichen Raum versetzte viele Angehörige der Vorkriegsgeneration in besonders dichte niederdeutsche Kontaktsituationen, die den in der Stadt bereits begonnenen Erwerb des Niederdeutschen als Zweitsprache erheblich intensivieren konnten.

In der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen breitet sich der ehemals „(groß)städtische“ Spracherwerbsverlauf, der mit einer vorschulisch erworbenen bilingualen Varietätenkompetenz im Hochdeutschen und Niederdeutschen beginnt, dann auch auf dörfliche Lernkontexte aus. Eine monolingual niederdeutsche Primärsozialisation ist unter meinen nach 1950 geborenen Probanden wie gesagt nur noch eine seltene Ausnahme (Herr 71, 1952 AA). Dafür gibt es in dieser Alterskohorte meiner Stichprobe aber bereits einige Gewährspersonen, die vorschulisch überhaupt nur noch Hochdeutsch gelernt haben. Die Mehrheit der Probanden aus der Nachkriegsgeneration hat aber neben der von den Eltern vermittelten hochdeutschen Umgangssprache schon in frühem Kindesalter auch profunde Kenntnisse im Niederdeutschen erworben. In manchen Sprachbiographien der 1950er und 1960er Jahre gleichen die familiären Kommunikationsumfelder noch ganz den typischen Sprachsituationen, in denen schon viele Angehörige der Vorkriegsgeneration ihre zweisprachigen Varietätenkompetenzen erlangt hatten. So zum Beispiel bei Frau 53 (1950 AA, SP 1: 85):

Also unsere Eltern sowie auch die Eltern meines Mannes die haben ja alle Plattdeutsch gesprochen eigentlich so miteinander. Aber dann kam dieser Bruch. Mit den Kindern wurde dann nur Hochdeutsch gesprochen. Fast durchgängig also...

In den Haushalten, in denen drei Generationen unter einem Dach wohnten, verdichteten oft die Großeltern – wie schon in der Vorkriegszeit – den niederdeutschen Sprachinput für die jüngste Generation:

Von den Eltern ... und meine Großeltern haben aber fast nur Plattdeutsch gesprochen. Also wir haben alle zusammen gelebt und die haben ... die hatten schon Probleme wenn sie Hochdeutsch reden sollten. Die haben miteinander auch mit meinen Eltern immer Plattdeutsch. Meine Eltern wenn sie alleine gesprochen haben haben sie auch Plattdeutsch ... mit uns aber komischerweise dann wieder Hochdeutsch. (Frau 55, 1952 AA, SP 1: 89)

Die Interviews mit Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration offenbaren aber auch, dass sich die Spracherwerbsmodi auch innerhalb der zweisprachig niederdeutsch-hochdeutschen Familien gegenüber der Vorkriegszeit vielfach deutlich verschoben haben. Nur fünf von 13 Probanden, die die Kommunikationsdyade zwischen Vater und Mutter beschreiben, berichten ähnlich wie Frau 55 (1952 AA, SP 1: 143) aus den 1950er und 1960er Jahren noch, ihre Eltern hätten „immer Platt miteinander gesprochen. Ja immer immer immer“. Bei weiteren acht Gewährspersonen dieser Generation dagegen haben die Eltern nicht nur mit ihren Kindern, sondern „auch untereinander Hochdeutsch“ (Frau 84, 1966 AA, SP: 89) kommuniziert: „Meine Eltern haben mit mir wieder nur Hochdeutsch gesprochen. Mein Vater spricht mit meiner Mutter auch nur Hochdeutsch.“ (Frau 75, 1966 AA, SP 1: 141). Frau 73 (1962 AA) wusste lange Zeit gar nicht, dass ihre Mutter überhaupt Niederdeutsch sprechen kann. Im kindlichen Lernumfeld dieser Probanden gewann also das Hochdeutsche ganz erheblich an Gewicht.

In den Familien, in denen auch die Eltern untereinander zum Hochdeutschen übergegangen waren, bot allenfalls die Kommunikation zwischen Eltern und Großeltern einen niederdeutschen Sprachhintergrund. Aus sieben Familien wird berichtet, dass zwar die Eltern untereinander Hochdeutsch sprachen, aber mindestens ein Elternteil weiterhin mit den jeweils eigenen Eltern Niederdeutsch sprach. „Ja ik sech mal wenn Vadder snackt het de het hochdüütsch snackt und Mudder un Großmudder hemm platt snackt. Ok mitainanner.“ (Herr 58, 1950 AA: SP 2: 82). Genau so war es beispielsweise bei Frau 75 (1966 AA, SP 1: 140), deren Eltern untereinander ebenfalls Hochdeutsch sprachen: „Mein Vater hat mit meinen Großeltern nur Platt gesprochen. Dadurch dass man hier im Haushalt

war und das gehört hat ist es automatisch dass du es mitgehört hast.“ Je mehr Eltern auch in der Paarkommunikation zum Hochdeutschen übergingen, desto größer wurde das relative Gewicht des Kontakts zu den niederdeutsch sprechenden Großeltern für die innerfamiliäre Tradierung des Dialekts. Als Vermittler des Niederdeutschen hatten die Großeltern für die nach 1950 geborenen Alteingesessenen eine vergleichsweise noch größere Bedeutung als schon für die Vorkriegsgeneration.

Nur in den wenigsten Fällen haben die nach 1950 geborenen Gewährspersonen mit ihren niederdeutsch sprechenden Großeltern selbst ebenfalls niederdeutsch gesprochen. Frau 85 (1954 AA, SP 1: 70) beispielsweise erzählt: „Min Grouß... Groußmudder künn ok hochdüttsch räden. Dor muss se sik [unverständlich] väl Moi gäben. Dat möch se nich so giirn. Un wenn sie mit mi räden dei dat wir ... ging al blouß in Platt.“ Sie selbst habe aber zunächst nur auf Hochdeutsch mit der Großmutter reden können und sei erst in späteren Jahren zum Niederdeutschen in Gesprächen mit ihr übergegangen (ebd.: 97). Herr 89 (1950 AA, SP: 64) und Frau 84 (1966 AA, SP: 116) erinnern sich ausdrücklich an asymmetrisch hochdeutsch-niederdeutsche Gesprächskonstellationen mit ihren Großeltern: „Ich habe auf Hochdeutsch geantwortet.“

Sieben Gewährspersonen erzählen überdies, dass sie von ihren Großeltern immer oder wenigstens zeitweise selbst auf Hochdeutsch angesprochen wurden, obwohl diese eigentlich Niederdeutsch beherrschten. Herr 90 (1961 AA, SP: 192, 194) beispielsweise erzählt, seine Eltern hätten mit ihrer Großmutter „immer Platt gesprochen“, aber „mit uns [Enkelkindern] hat sie ja Hochdeutsch geredet“. Herr 88 (1966 AZ, SP: 118) lehnt die Vorstellung rundweg ab, dass seine niederdeutschkompetenten Großeltern mit ihm in der Kindheit jemals Niederdeutsch gesprochen hätten: „So was gab es definitiv nicht.“ Die Tendenz, mit den jüngsten Familienangehörigen Hochdeutsch zu sprechen, nahm in der Vorkriegszeit bei den Eltern ihren Anfang und sie setzte sich in der Nachkriegsgeneration dann folgerichtig in der Großelterngeneration fort. In der Vorkriegsgeneration waren niederdeutschkompetente Großeltern, die mit ihren Enkeln Hochdeutsch sprachen, meiner Stichprobe nach noch eine seltene Ausnahme. Für die Kinder aus der Nachkriegsgeneration trat die Bedeutung der Großeltern als niederdeutsche Gesprächspartner dann deutlich zurück. Als Vermittler des Niederdeutschen innerhalb der Familie spielten sie dennoch

insofern eine wichtige Rolle, als Eltern und Großeltern noch in den 1950 und 1960er Jahren in vielen Familien an niederdeutscher Kommunikation untereinander festhielten. Ihre niederdeutschen Wechselgespräche bildete für die Kinder der Nachkriegsgeneration eine innerfamiliäre Sprachkulisse, aus der sie ihre eigenen Dialektkenntnisse bezogen, auch wenn sie selbst an diesen Gesprächen nicht aktiv beteiligt waren.

Ein einschneidender Wandel zeichnet sich auch in den Schilderungen ab, die meine Interviewpartner von ihrer frühkindlichen Kommunikation mit Nachbarskindern oder den Spielkameraden ihrer ersten Schulzeit geben. Die alteingesessenen Zeitzeugen der Vorkriegsgeneration verweisen noch sehr häufig darauf, dass sie als Kinder mit Gleichaltrigen in ihrer Nachbarschaft niederdeutsch gesprochen hätten, und sie sehen in der kindlichen *peer group* auch einen wichtigen Ort ihres Niederdeutscherwerbs (siehe oben). Die 1950 und später geborenen Gewährspersonen aus alteingesessenen Familien haben dagegen mit ihren Spielkameraden dem Vernehmen nach nahezu ausschließlich hochdeutsch gesprochen. Von 13 Befragten dieser Generation, die sich zu dieser Frage äußern, verneinen zwölf rundweg, dass sie als Kinder mit den Kindern ihres Wohnumfeldes auf Niederdeutsch kommuniziert hätten. Die Rostockerin Frau 84 (1966 AA, SP: 104) erwidert auf meine Frage: „Die Kinder nicht. Die die Eltern. Unsere Eltern über den Gartenzaun schon aber wir Kinder nicht.“ Ähnlich erinnert sich Herr 88 (1966 AZ, SP: 133) an seine Kindheit in Rostock: „Wir Kinder [aus der Umgebung] haben überhaupt nicht Platt untereinander gesprochen.“ Nicht nur aus Rostock, sondern auch aus Schwaan und Jürgenshagen wird berichtet, in der Kommunikation mit den Spielkameraden auf der Straße sei „auch immer Hochdeutsch“ (Frau 67, 1964 AA, SP 1: 156), „alles Hochdeutsch“ (Frau 76, 1969 AA, SP 1: 89) gesprochen worden.

In aller Regel scheinen die Gewährspersonen der Nachkriegsgeneration in ihrer außerfamiliären Kommunikation unter Gleichaltrigen in der Kindheit gar keine potentiellen Vermittler des Niederdeutschen mehr gefunden zu haben. Die Lernimpulse für den Erwerb des Dialekts kamen für die Kinder der 1950er und 1960er Jahre nur noch aus den älteren Generationen. Für die Nachkriegsgeneration ist das Niederdeutsche vorwiegend zu einer Varietät geworden, die man nur in Gesprächen der Älteren hörte, aus diesen Gesprächen lernte und allenfalls noch mit Älteren sprach.

Der quantitativ geringere sprachliche *Input* und die vielfach fehlende direkte niederdeutsche Ansprache führten offenbar dazu, dass sich die Spracherwerbsphase bei manchen Probanden über die frühe Kindheit hinaus erstreckte. Mehrere Alteingesessene der Nachkriegsgeneration erzählen, sie hätten zwar schon als Kleinkind gut oder sehr gut Niederdeutsch verstehen gelernt, aber erst später auch angefangen, selbst aktiv den Dialekt zu sprechen. So war es bei Frau 67 und Herrn 90: Beide haben ihre Großmütter, die mit ihnen selbst stets bzw. zeitweise Hochdeutsch sprachen, von klein auf im Alltag als Niederdeutschsprecherinnen erlebt. Frau 67 (1964 AA, SP 2: 112) hat aber „eigentlich auch ziemlich später so also“ erst angefangen, mit der Großmutter selbst auch Niederdeutsch zu sprechen. Herr 90 (1961 AA, SP: 110, 112) gibt einen genaueren Zeitraum für diesen Übergang zum niederdeutschen Wechselgespräch mit seiner Großmutter an: „Aber das ging ja nachher erst mit sieben acht neun zehn Jahren. [...] Dann hat man es aufgeschnappt und dann will man es ja auch zum ... zu Tage bringen ne.“ Bei Frau 85 (1954 AA, SP 1: 70, 119) wurde der Übergang zum aktiven Niederdeutschgebrauch durch eine Jugendfreundschaft ausgelöst.

Un as ik lütt wir dor hef ik mi dat nich so annommen. Ik hef dat ... jedes Wuurt verstan [...] ne œwer mit spräcken wir nich sou. Dat hef ik iirst sou was weiß ich as ik föffteain söstain bün un noch n bäten öller. [...] Dor hemm wir so uns anfrünnt hir mit [Name] und wi sou. Und ja un dordörch hef ik aigentlich sofort mit är total anfangen platt to spräcken.

Die besonderen Sprachverhältnisse der 1950er und 1960er Jahre ermöglichten den mecklenburgischen Kindern in vielen Fällen immer noch den Erwerb von profunden Niederdeutschkenntnissen, boten aber viel weniger Gelegenheiten als vor dem Krieg, sie auch im aktiven Gebrauch anzuwenden und auszubauen. Die *traditional speakers* des Niederdeutschen, die es in der Vorkriegszeit noch in großer Zahl gab, wurden in der Nachkriegszeit mehr und mehr durch *heritage speakers* des Dialekts abgelöst.¹⁸⁵

185 Der Kategorisierung *traditional* versus *heritage speakers* liegt „als Leitkriterium die aktive Sprachkompetenz in den verschiedenen Lebensphasen zugrunde“: Als *traditional speakers* sind demnach alle Befragten zu werten, „die bereits im Kindesalter über aktive Sprachkompetenz verfügt haben und als *heritage speakers* all diejenigen, die diese ausgehend von einem – oftmals sehr starken – passiven Hintergrund erst im Jugendlichenalter generiert haben.“ (Reuter i. Dr.: 92,

In einer Hinsicht aber kamen die Spracherwerbsmodi der Vorkriegszeit und der Nachkriegszeit weitgehend überein. Mehrere der von den Eltern hochdeutsch erzogenen Probanden betonten, dass sie ihre Niederdeutschkenntnisse „ach näbenbi“ (Frau 85, 1954 AA, SP 1: 122), „so nebenbei [...] aber bewusst so eigentlich nicht“ (Frau 53, 1950 AA, SP 2: 62) durch die alltäglichen Gesprächssituationen in ihren Familien erworben haben: „Und das hat man dann so nebenbei so aufgenommen.“ (Frau 67, 1964 AA, SP 2: 116). Andere Zeitzeugen sprechen davon, das Niederdeutsche sei durch das regelmäßige Verfolgen niederdeutscher Gespräche „ik sech mal so'n bäten hängenbleiben“ (Herr 58, 1950 AA, SP 2: 79).

Von den Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration berichtet nur Frau 73 (1962 AA, SP: 125), der das Niederdeutsche schon vom Vater und den Großeltern vertraut war, sie und ihre Schwester hätten „sehr stur“ das Niederdeutsche gelernt, um „unserem Vater zu zeigen wir können das auch. [...] Wir haben es nicht drin. Wir lernen das eben.“ Bei dem gezielten Spracherwerb der beiden Schwestern ging es allerdings darum, ihre Niederdeutschkenntnisse bis zur Vortragsreife auszubauen, um damit auf Feiern aufzutreten (vgl. 3.3.6). Im Übrigen hat die Nachkriegsgeneration meiner alteingesessenen Probanden – ebenso wie die Gewährleute der Vorkriegsgeneration – ihre Niederdeutschkompetenzen ungesteuert und „nebenbei“ in ihrem unmittelbaren Kommunikationsumfeld gelernt. Für einen solchen ungesteuerten Spracherwerb gab selbst der bereits erheblich ausgedünnte niederdeutsche Sprachhintergrund der 1950er bis frühen 1970er Jahre offenbar noch vielfältige Anlässe. Im Schulunterricht ist das Niederdeutsche in dieser Zeit dagegen kaum einmal thematisiert worden. Auch für die Vorkriegsgeneration meiner Zeitzeugen hatte eine

Fußnote 2). Auch Untersuchungen im Hamburger Raum bestätigen die „Rasanz des Wandelprozesses“: „So steht dem ‚traditionellen‘ Dialektsprecher mit nd. [niederdeutschem] L1-Erwerb im familiären Kontext, der das Hd. [Hochdeutsche] häufig erst mit dem Schuleintritt systematisch erworben hat, wie er noch in der ältesten Sprechergruppe der 56–60jährigen vorherrscht, in der jüngsten Sprechergruppe der 20–35jährigen bereits der ‚moderne‘ Typ des Dialektsprechers mit L1-Erwerb Hd. und spätem Dialekterwerb in z.T. außerfamiliären Kontexten gegenüber.“ (Bieberstedt 2015: 232)

institutionelle Sprachvermittlung für die intergenerationelle Tradierung des Niederdeutschen fast gar keine Rolle gespielt (vgl. 3.1.4).

Ich fasse meine Beobachtungen zu den Verschiebungen in den Spracherwerbsmodi abschließend noch einmal zusammen: Von der Vorkriegsgeneration zur Nachkriegsgeneration nahm der niederdeutsche Sprach-*Input* meiner alteingesessenen Zeitzeugen stark ab. Die Bezugspersonen im unmittelbaren Lebensumfeld der Kinder der 1950er und 1960er Jahre sprachen sehr viel seltener Niederdeutsch als dies noch in den Jahren vor 1940 üblich war. Die Gelegenheiten, eine profunde aktive oder passive Niederdeutschkompetenz im familiären und außerfamiliären Umfeld zu erwerben, nahmen also in nur einer Generationsfolge der mecklenburgischen Bevölkerung stark ab. Dieser Prozess hatte allerdings bereits in der Vorkriegszeit vor allem in der Stadt begonnen, in der schon viele Eltern mit ihren Kindern vor deren Schuleintritt Hochdeutsch sprachen. Der Übergang von Spracherwerbsverläufen, an deren Beginn das Niederdeutsche als Erstsprache stand, hin zu verschiedenen hochdeutsch-niederdeutschen Erwerbskonstellationen hatte also spätestens in den 1920er und 1930er Jahren eingesetzt.

Seit den 1950er Jahren gab es in Mecklenburg dann offenbar kaum noch Eltern, die mit ihren Kleinkindern niederdeutsch kommunizierten. Und auch in der Paarkommunikation war nun die Mehrzahl der Eltern bereits dazu übergegangen, Hochdeutsch miteinander zu sprechen. Für die Nachkriegsgeneration spielten die Eltern als Vermittler aktiver Niederdeutschfertigkeiten so gut wie keine Rolle mehr. Auch in der *peer group* kindlicher Spielkameraden in der Nachbarschaft verstummte das Niederdeutsche im Übergang von der Vorkriegs- zur Nachkriegsgeneration fast vollständig. Die Unterbrechung in der elterlichen Tradierung des Dialekts, die sich schon vor dem Krieg abzeichnete, wurde zwischenzeitlich teilweise durch die Großelterngeneration überbrückt. Diese kommunizierte vor allem vor 1940 noch sehr häufig auf Niederdeutsch mit ihren Enkeln. Aus der Nachkriegsgeneration erzählt dann nur noch eine Minderzahl von Zeitzeugen, dass ihre Großeltern in der Kinderzeit niederdeutsch mit ihnen gesprochen hätten. Hier bildete dann häufig nur noch das niederdeutsche Gespräch der Eltern mit den Großeltern und / oder das niederdeutsche Gespräch der Großeltern untereinander die sprachliche Kulisse, aus der viele Alteingesessene der Nachkriegsgeneration ihre Niederdeutschkenntnisse schöpften.

Der Zeitverlauf, mit denen die genannten Verschiebungen der Erwerbsmodi des Niederdeutschen sich vollzogen, war nach der Durchsicht der Aussagen meiner Probanden etwa der gleiche wie in anderen Regionen des norddeutschen Raumes (vgl. 5.1).

Es ist dabei angesichts aktueller Entwicklungen herauszustreichen, dass auch für die Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Probanden eine gesteuerte Vermittlung des Niederdeutschen noch gar keine Rolle für die Dialektradierung spielte. Der Erwerb des Niederdeutschen fand sowohl in der Vorkriegs- als auch in der Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger nicht nur ungesteuert, sondern meist überhaupt „unfokussiert“¹⁸⁶ – oder „nebenbei“, wie die Zeitzeugen sagen – statt. Damit steht das Spracherwerbsverhalten der beiden untersuchten ältesten Generationen der mecklenburgischen Bevölkerung wohl für die letzten Alterskohorten, innerhalb derer sich die Tradierung des Niederdeutschen noch spontan aus dem alltäglichen niederdeutschen Sprachumfeld der Menschen speisen konnte. Für jüngere Bevölkerungsgruppen dürfte das Niederdeutsche dagegen sehr bald zu einer „Fremdsprache“ geworden sein, die allenfalls noch „fokussiert“ und durch gesteuerte Vermittlung weiter gegeben werden kann.¹⁸⁷ Wenn man die erworbenen Niederdeutschkompetenzen zwischen Alteingesessenen, die vor 1940 geboren wurden, und solchen, die in den 1950er und 1960er Jahren aufgewachsen sind, vergleicht, zeigt sich freilich recht deutlich, wie sich die geschilderten Veränderungen in den Spracherwerbsmodi auf die Verbreitung und den Grad der Niederdeutschkenntnisse in der Bevölkerung ausgewirkt haben (vgl. 3.2.1).

186 Als „unfokussiert“ bezeichnet Franceschini (2004: 133) einen Spracherwerb, der „*en passant...*, ohne viel Aufhebens, manchmal auch ohne dass sich die Personen ihrer Kenntnisse voll bewusst sind“, vollzogen wird.

187 Vgl. den Befund des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur des Landes Mecklenburg-Vorpommern, das ich in 3.1 zitiert habe.

3.1.2 „*Ich würde sagen [19]48 habe ich perfekt Platt gesprochen*“ – Niederdeutscherwerb bei immigrierten Vertriebenen

Dass die Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Norddeutschland vertrieben wurden und sich dort dauerhaft ansiedelten, niederdeutsche Sprachkenntnisse erworben haben könnten, ist von der Germanistik und auch von der niederdeutschen Philologie bislang weitgehend ausgeblendet worden. Im Allgemeinen ging die Forschung davon aus, dass die Zuwanderer die Ortsdialekte ihrer Zufluchtsgebiete nicht gelernt, sondern sich mit den Alteingesessenen dort von Beginn an auf Hochdeutsch verständigt haben. Eben dieses beidseitige Ausweichen auf die hochdeutsche Standardsprache, so die verbreitete Annahme, ist demnach mit verantwortlich dafür gewesen, dass nicht nur die Zuwanderer ihre Herkunftsdialekte, sondern auch die Alteingesessenen in den norddeutschen Zuwanderungsgebieten ihre niederdeutschen Dialekte rasch abgelegt hätten. Mitunter ist zwar schon von der älteren Feldforschung registriert worden, dass man in Norddeutschland vor allem unter jüngeren Vertriebenen und deren Kindern gelegentlich Sprechern mit bemerkenswert hoher Niederdeutschkompetenz begegnen konnte, derartige Beobachtungen sind in der Forschungsliteratur aber zumeist als vereinzelte Ausnahmefälle verbucht worden.¹⁸⁸

Auch in der Literatur zum Sprachwandel in Mecklenburg-Vorpommern wird einerseits die kanonische These vertreten, dass die Vertriebenenimmigration die Alteingesessenen zur raschen Aufgabe des Niederdeutschen bewegt habe. Andererseits wird dort auch die gegenläufige Beobachtung gemacht, dass die Immigranten das Niederdeutsche schnell und gut gelernt haben, um mit den Alteingesessenen zu kommunizieren. Schönfeld (1974b) entwickelt seinen Befund, dass „die Abwendung von der niederdeutschen Mundart“ nicht zuletzt durch die Immigration der Flüchtlinge und

188 Vgl. Ehlers (2013) und Ehlers (2015b), dort stelle ich nicht nur die einschlägige Forschungsliteratur zur Problematik dar, sondern diskutiere auch die fachinternen und außerfachlichen Gründe, die zur Ausblendung des Dialekterwerbs bei zugewanderten Vertriebenen aus dem Forschungshorizont der zeitgenössischen Sprachwissenschaft geführt haben.

Vertriebenen verstärkt worden sei, schon früh mit Blick auf die Sprachverhältnisse der Altmark. Neben der zum Teil langjährigen Teilnahme der Männer am Zweiten Weltkrieg

[...] wirkte sich der Zuzug zahlreicher Umsiedler aus. Die weitaus überwiegende Mehrheit von ihnen beherrscht die ortsübliche [niederdeutsche] Mundart nicht. Die sprachliche Kommunikation zwischen ihnen und den altansässigen Einwohnern konnte also nicht in der Mundart erfolgen, dafür mußte man eine andere Sprachform benutzen.¹⁸⁹

Später dehnte Schönfeld diese Diagnose auf den ganzen ostniederdeutschen Raum aus: „After 1945 the decline of the [Low German] dialect has been added to considerably by the great influx of refugees and others to the area.“ (Schönfeld 1990: 127). Gundlach (1988: 436) schließt sich dieser Diagnose mit speziellem Blick auf Mecklenburg-Vorpommern an:

Dieser Bevölkerungsstrom erscheint [neben der „Bildungsevolution“] als einer der beiden Hauptgründe für die entscheidenden Veränderungen im Gesamtsprachverhalten zugunsten des Hochdeutschen in Stadt und Land. Die Umsiedler und die in der Wiederaufbauzeit für Verwaltung und Wirtschaft nach Mecklenburg gekommenen Arbeitskräfte brachten ihr Hochdeutsch mit [...].

Für Vorpommern konstatiert Herrmann-Winter (1995: 184): „Die sprachliche Integration der Vertriebenen und der nach 1945 aus dem mitteldeutschen Sprachraum zugezogenen Industriearbeiter erfolgte zunächst ausschließlich über die hochdeutsche Umgangssprache.“ In jüngster Zeit wird diese Ansicht beispielsweise von Köhncke (2006: 179) vertreten:

Dieser Einfluß [des Standarddeutschen seit dem 19. Jahrhundert] hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg noch verstärkt, da viele Niederdeutschsprecher wegen des Flüchtlingsstroms aus dem Osten auf das Hd. [Hochdeutsche] ausweichen mußten, um sich verständigen zu können. Lediglich unter den ursprünglichen Dorfbewohnern ist das mecklbg. [mecklenburgische] Platt weiter vorherrschend gewesen.

189 Schönfeld (1974b: 223–224), vgl. auch Schönfeld (1987: 220): „Am schnellsten wirkte sich der Zuzug zahlreicher Menschen, vor allem der Umsiedler, aus anderen Sprachlandschaften auf das Sprachverhalten aller Einwohner aus. Damit wurde der kommunikative Wert der [niederdeutschen] Mundart weiter eingeschränkt, denn sie konnte nun nicht einmal mehr in allen dörflichen Situationen verwendet werden.“

Wir finden in der Literatur aber auch immer wieder Beobachtungen, die diesen Darstellungen des Sprachwandels nach 1945 zuwider laufen:

Die einheimischen Bewohner in Stadt und Land, soweit sie den werktätigen Klassen und Schichten angehörten, sprachen überwiegend weiterhin plattdeutsch untereinander und – mehr oder weniger rücksichtslos – auch mit Zugezogenen, was zur Folge hatte, daß viele von diesen, besonders aus der jüngeren Generation erfolgreich mundartlich assimiliert wurden. Zahlreiche um 1940 geborene Umsiedlerkinder sprachen alsbald und sprechen heute als Erwachsene geläufig mecklenburgisches Plattdeutsch. (Bentzien 1988: 103)

Auch der 1947 selbst nach Mecklenburg zugewanderte Neumann (1998: 127–128) machte die Erfahrung, dass Alteingesessene und Immigranten im Sprachkontakt keineswegs überall auf das Hochdeutsche auswichen, sondern dass das Niederdeutsche vielfach als Kommunikationsmedium zwischen den Bevölkerungsgruppen diente:

Aber die Notwendigkeit, die Alteingesessenen auf dem Lande, die sich meist auch dem Fremden gegenüber nicht zum Hochdeutschen bequemen, im Gespräch zu verstehen, und der Versuch, mit ihnen in näheren Kontakt zu kommen, führten zumindest bei einem Teil der jungen ‚Umsiedler‘ relativ schnell zur passiven und schließlich, mit gewissen Einschränkungen, auch zur aktiven Beherrschung der Mundart. Man war einfach gezwungen, sie auch zu sprechen.

Lebenserinnerungen von anderen Zeitzeugen berichten ebenfalls immer wieder von Vertriebenen, die sehr gut Niederdeutsch sprechen gelernt haben.¹⁹⁰ Schon in der Mitte der 1950er Jahre kam Schröder (1957: 231) zu dem hoffnungsvollen Befund, dass Mecklenburg-Vorpommern trotz der Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen „ein plattdeutsches Land geblieben sei“:

Man gehe nur in die Schulen, wo in Sprache und Aussprache kaum noch ein Unterschied zwischen dem Sohn eines eingeborenen Mecklenburgers und dem eines erst im letzten Jahrzehnt im Lande heimische Gewordenen festzustellen ist. (ebd.: 331–332)

¹⁹⁰ Beispiele finden sich etwa in dem Band *Flucht, Vertreibung, Neuanfang* (Haescher *et al.* 2017: 102, 158–159) oder in Erika Dunkelmanns Erinnerung an eine niederdeutsche Laientheatergruppe auf dem Fischland, deren zwei Hauptprotagonisten „Umsiedler aus dem Osten waren, die erst nach ’45 in Ahrenshoop Platt gelernt hatten“. Herrmann-Winter (Hrsg. 1989: 81).

In der Geschichte des mecklenburgischen Niederdeutsch von Gernentz (1980: 135) heißt es dann allgemein:

Zwar konnten sich die Angehörigen der älteren Generation der Zugezogenen häufig – besonders in der Intonation – sprachlich nur mit Mühe anpassen, aber ihre Kinder und die zugezogenen Jugendlichen sind nicht nur mit Alteingesessenen aufgewachsen und haben mit ihnen gemeinsam gearbeitet, sondern sie haben sich auch sprachlich auf sie eingestellt. So ist es durchweg in den sechziger Jahren – von Ausnahmen abgesehen – kaum noch möglich gewesen, nach dem individuellen Sprachgebrauch zwischen Einheimischen und Zugezogenen zu unterscheiden.

Die Tatsache, dass es im Zuge dieser sprachlichen Anpassung „auch wieder zu einem verstärkten Gebrauch des heimischen Nd. [Niederdeutsch] gekommen ist“ (ebd.), bringt Gernentz hier wie an anderer Stelle zeitgemäß mit der assimilationsfördernden „Politik unseres Staates“ in Verbindung.¹⁹¹

Neben der Standardhypothese, dass Alteingesessenen und immigrierte Vertriebene in ihrer Kommunikation beidseitig auf die *lingua franca* Hochdeutsch ausweichen „mussten“, und die Alteingesessenen daher mehr oder weniger rasch vom Gebrauch des Niederdeutschen abgerückt seien, finden sich in der Fachliteratur mitunter gegenläufige Befunde. So wird gelegentlich auch davon berichtet, dass Immigranten das Niederdeutsche gelernt hätten, um mit den Alteingesessenen zu kommunizieren. Die Formulierungen der gegenläufigen Befunde könnten nahelegen, dass der Widerspruch zwischen ihnen sich daraus erklärt, dass sich diese Befunde genau genommen auf verschiedene Gruppen von Zuwanderern beziehen. So sprechen die Autoren, die von einem schnellen und guten Erwerb des Niederdeutschen unter den Immigranten ausgehen, meist von Kindern und Jugendlichen. Andererseits beziehen etwa Schönfeld und Herrmann-Winter in die Gruppe der Zuwanderer, die ihrer Ansicht nach das Hochdeutsche im Sprachgebrauch der Alteingesessenen durchgesetzt haben, auch Arbeitsmigranten mit ein, die als „Industriearbeiter“ erst in der „Wiederaufbauzeit“ der 1950er Jahre nach Mecklenburg-Vorpommern einwanderten.

191 „Auch die Umsiedler und besonders ihre Kinder assimilierten sich dank der Politik unseres Staates im Gegensatz zu der BRD sprachlich relativ schnell.“ (Gernentz 1985: 8).

Ich will im Folgenden einmal die Erzählungen meiner Interviewpartner heranziehen, um Anhaltspunkte zur Beantwortung der Frage zu gewinnen, in welchen Zeitspannen und unter welchen Umständen die Vertriebenen nach ihrer Ankunft in Mecklenburg Niederdeutsch gelernt haben. Es ist daran zu erinnern, dass ich in meine Stichprobe der Vorkriegsgeneration nur Personen aufgenommen habe, die vor 1940 geboren wurden, die also bereits Schulkinder, Jugendliche oder junge Erwachsene waren, als sie aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Ich habe in meine Befragung außerdem vorrangig nur solche Menschen einbezogen, die vor ihrer Vertreibung keinen Kontakt mit dem Niederdeutschen gehabt haben, für die also das Niederdeutsche, auf das sie in Mecklenburg trafen, eine echte Fremdsprache war. Ich begrenze mich in meinen folgenden Ausführungen einfachheitshalber auf die Berichte der 13 Immigranten, die innerhalb meiner Stichprobe nachweislich über die besten Niederdeutschkompetenzen verfügen, und frage mich, wann und wie sie zu diesen Sprachfähigkeiten gekommen sind.¹⁹²

Zunächst soll gesichtet werden, welche Aussagen meine Interviewpartner zur Zeitstruktur ihres Niederdeutscherwerbs machen. Fast alle der niederdeutschkompetentesten Vertriebenen berichten davon, dass sie nach ihrer Ankunft in Mecklenburg sehr bald Niederdeutsch verstehen und auch sprechen gelernt hätten. Herr 13 (1935 V, BI: 155), der mit elf Jahren nach Mecklenburg vertrieben wurde, sagt: „Ich habe mich da so schnell reingefunden in diese in diese Sprache hier“. „Gleich von Anfang an wie wir hier hergekommen sind“, habe er „angefangen [...] mit Plattdeutsch“ (SP: 164) und schon nach kurzer Zeit hätten Alteingesessene „es nicht geglaubt dass ich Zugezogener bin“ (BI: 155). Frau 44 (1928 V, SP: 177) geht davon aus, dass sie wohl binnen Jahresfrist schon niederdeutsch sprechen konnte: „Also ich denke das hat kein Jahr gedauert.“ Auch andere Gewährspersonen geben an, in einem Zeitraum von nur ein bis zwei Jahren aktiv Niederdeutsch gelernt zu haben. Frau 14 (1936 V, SP

192 Es sind dies die 13 aus dem Südosten vertriebenen Personen, die auf Grundlage eines merkmalsorientierten Übersetzungstests im Band 1 meiner Untersuchung für die Zusammenstellung des niederdeutschen Korpus meiner Sprachanalysen ausgewählt wurden, vgl. Ehlers (2018: 84–86).

1: 145) schätzt: „Ich würde ich würde sagen [19]48 habe ich perfekt Platt gesprochen.“

Andere Zeitzeugen blicken auf einen länger dauernden Spracherwerbsprozess zurück: Herr 10 (1939 V, SP 1: 60) sagt: „Seit dem zwölften Lebensjahr spreche ich Platt ne“. Die fünf Jahre seit seiner Ankunft in Mecklenburg sieht er als eine Übergangsphase fortschreitender Perfektionierung:

Da war so der Übergang dass man so Brock... einige Brocken so gesprochen hat ne. Man hat es versucht ne schon. Man hat es nicht genau hingekriegt aber man hat es eben... Die haben einen verstanden und wenn sie es eben nicht verstanden haben dann war das auch egal. (SP 1: 123)

Manche Zeitzeugen legen zwischen den sehr schnellen Erwerb passiver Sprachkenntnisse und den Ausbau aktiver Kommunikationsfähigkeiten einige Jahre, und binden den Übergang an eine Veränderung in ihren Lebensumständen. So erzählt Frau 39 (1932 V, SP 1: 164), dass sie das Niederdeutsche schon bald verstanden und gelegentlich „schon mal ein Wort“ gesagt habe. Zum alltäglichen Gebrauch des Niederdeutschen ging sie aber erst mit der Einheirat in eine alteingesessene Familie über:

Also reden konnte ich bestimmt noch nicht bis 1950 ne. Da wir ... wir haben ... es ist vielleicht mal ein Wort gefallen aber... Wir haben 53 geheiratet und na ja dann war ich ja in dem Kreis drin. [...] Und das und heute sagt jeder ‚Mensch das kann man gar nicht verstehen dass du kein Mecklenburger bist‘ ne. (SP 1: 168, 178)

Herr 1 (1932 V; BI 2: 213) strukturiert seine niederdeutsche Sprachbiographie eher nach dem Modell des lebenslangen Lernens. Gleich nach seiner Ankunft „da habe ich dann einen Freund kennengelernt und der hat mi dat Platt bibröcht“. Die niederdeutschen Kontexte in seiner Lehrzeit und in seinen späteren Arbeits- und Freundschaftsverhältnissen führten nach seiner Darstellung dazu, dass sich seine Sprachfähigkeit „dann im Laufe der Jahre wie gesagt vervollständigt“ habe: „Ja das waren so Zeiten wie gesagt und so ist man dann an ans Plattdeutsche rangekommen und man hat sich immer noch weiterentwickelt.“ (BI 1: 138)

Von den 13 Personen, die innerhalb meiner Stichprobe von Vertriebenen der Vorkriegsgeneration das Niederdeutsche am besten beherrschen, haben acht Personen gute aktive Sprachfertigkeiten schon vor 1950 erworben. Für vier weitere Personen lässt sich aus den Interviews rekonstruieren, dass sie dann in den 1950er Jahren – meist in der ersten Hälfte der

1950er Jahre – das Niederdeutsche soweit gelernt hatten, dass sie es in der Kommunikation verwenden konnten und tatsächlich verwendet haben. Auch wenn meine Interviews nur einen punktuellen Blick in die damaligen Sprachverhältnisse eröffnen, lässt sich doch festhalten, dass das Niederdeutsche vor allem in den ersten fünf Jahren nach der Zuwanderung der Vertriebenen eine größere Zahl von *new speakers*¹⁹³ gewonnen hat, zu denen in den darauf folgenden zehn Jahren weitere dazu kamen.

Auch im Falle der immigrierten Vertriebenen in Mecklenburg ist es aber so, dass die Bereitschaft, die Sprache(n) des Zuwanderungsgebietes zu lernen, nicht zuletzt vom „Einreisealter“¹⁹⁴ der Immigranten abhängt. Selbst in den Familien der 13 Vertriebenen, die im Vergleich zur Gesamtstichprobe der Vorkriegsgeneration am besten Niederdeutsch gelernt haben, begrenzt sich der Erwerb des Niederdeutschen offenbar weitestgehend auf die jüngeren Familienangehörigen. Alle zehn Personen aus dieser Gruppe, die sich zum Niederdeutscherwerb ihrer Eltern geäußert haben, verneinen, dass ihre Eltern in ihrem neuen Lebensumfeld ebenfalls begonnen hätten, Niederdeutsch zu sprechen. Die Probanden berichten zwar durchaus öfter davon, dass ihre damals gemeinsam mit ihnen zugewanderten Geschwister das Niederdeutsche ebenfalls sehr gut gelernt hätten,¹⁹⁵ ihren Eltern schreiben sie aber durchweg allenfalls eingeschränkte Niederdeutschkenntnisse zu. So beispielweise Herr 1 (1932 V, SP: 170):

Sie haben es sie haben es verstanden. Und mal ein paar Brocken aber aber direkt haben sie nicht nein nein. Also für die Alten für die Alten überwiegend die Alten

193 Hornsby (2015: 2–3) bezeichnet mit diesem Terminus in Abgrenzung zu *native speakers* und *heritage speakers* „multilingual individuals and groups who adopt and use a language variety different from their native language“ und arbeitet die wichtige Rolle solcher Sprecher für den Erhalt von Minderheitensprachen heraus.

194 Esser (2006: 103): „Der Zusammenhang des Einreisealters mit dem L2-Erwerb kann als eines der am besten belegten und über die verschiedensten anderen Bedingungen hinweg stabilen Ergebnisse [der empirischen Forschung zum Zweitspracherwerb bei Migranten] gelten.“

195 Der im Alter von acht Jahren gemeinsam mit ihr in Mecklenburg angesiedelte Bruder von Frau 28 (1936 V, SP: 160) beispielsweise hat demnach „Plattdeutsch gesprochen perfekt“.

hat man gemerkt die haben die haben nicht die haben das Platt nicht mehr angenommen.

Immerhin kann man nach den Aussagen meiner vor 1940 geborenen Probanden davon ausgehen, dass zumindest einige ihrer Eltern in Mecklenburg durchaus gelernt haben Niederdeutsch gut zu verstehen. Die aktiven Sprachfertigkeiten im mecklenburgischen Dialekt blieben unter den Eltern der befragten Vertriebenen demnach in der Regel aber allenfalls rudimentär. Dieser konkrete Befund aus den einzelnen Familien deckt sich mit der allgemeinen Einschätzung meiner Interviewpartner, die nahezu einstimmig davon ausgehen, dass die Eltern der damals zugewanderten Schulkinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen deutlich schlechter Niederdeutsch gelernt hätten als ihre Kinder (vgl. 3.2.3).

Die 13 Vertriebenen, die innerhalb meiner Stichprobe die besten Niederdeutschkenntnisse erworben haben, waren zwischen sechs und 22 Jahre alt, als 1945 die Vertreibungen aus dem Südosten begannen. Das Durchschnittsalter dieser Gruppe der besten Niederdeutschsprecher unter den Vertriebenen betrug im Jahr 1945 10,5 Jahre. Es liegt also in mehreren Einzelfällen deutlich höher als die Altersgrenze, die von der Forschung gemeinhin als kritische Phase des kindlichen Spracherwerbs zugrunde gelegt wird.¹⁹⁶ Selbst in dieser Altersgruppe der Zuwanderer gibt es also deutlich häufiger als nur ausnahmsweise sehr kompetente *new speakers* des Niederdeutschen. Die Sprachbiographien von Frau 44 (1928 V) und Frau 19 (1923 V), die schon 17 bzw. 22 Jahre alt waren, als sie aus ihrer Heimat vertrieben wurden, zeigen exemplarisch außerdem, dass „ein kompetenter L2-Erwerb auch noch bei Erwachsenen möglich ist und empirisch nicht selten vorkommt“ (Esser 2006: 103). Die größte Zahl der besten Niederdeutschlerner dürfte aber wohl unter den nach dem Krieg in Mecklenburg eintreffenden Schulkindern und Jugendlichen zu finden gewesen

¹⁹⁶ Das Ende bzw. die Übergangszone der „kritischen“ oder „sensiblen“ Phase des Spracherwerbs wird von der Forschung häufig an den Eintritt der Pubertät, je nach betroffener Sprachebene vielfach aber auch schon auf ein Lebensalter zwischen sechs bis neun Jahren verlegt. Nach Pearson (2007: 5) beispielsweise beginnt „a gradual decline in ability for language tasks starting as early as age 7.“ Vgl. die Diskussion des Forschungsstands zur „Critical-Period-Hypothese“ bei Esser (2006: 252–263).

sein. Über ihre während des Krieges oder auf dem Transport geborenen jüngeren Geschwister lassen sich auf der Grundlage meiner Befragungen kaum fundierte Aussagen treffen. Es ist aber wohl davon auszugehen, dass unter diesen Menschen, die dann als Kleinkinder schon im mecklenburgischen Umfeld aufwuchsen, der Anteil derjenigen, die das Niederdeutsche aktiv gelernt haben, sogar höher gewesen sein dürfte, als unter ihren älteren Geschwistern.¹⁹⁷

Von wem bzw. in welchen Kommunikationskontexten haben die 13 kompetentesten Niederdeutschler ihre Kenntnisse im mecklenburgischen Dialekt vermittelt bekommen? Auf die Frage, von wem sie das Niederdeutsche gelernt haben, beschreiben die Gewährspersonen immer wieder drei typische Lernkontexte, auf die sie auch ungefragt in ihren Interviews zu sprechen kommen. Insbesondere der schnelle Spracherwerb in den ersten zwei Jahren nach der Ankunft in Mecklenburg fand offenbar besonders häufig im Kontakt mit gleichaltrigen Spiel- und Schulkameraden statt. Von Herrn 1 (1932 V, BI 1: 90), dem das Niederdeutsche zunächst von einem „gleichaltrigen Jungen“ aus der Straße „bibröcht“ worden ist, war oben schon die Rede. Er und sein Bruder haben den mecklenburgischen Dialekt durch den Kontakt mit den Kindern aus der Nachbarschaft erworben: „Weil wir ... die Freunde die waren ja auch alles Plattdeutsche. Wie gesagt die Bekannten alle und und und so kommt das ja dann so ne.“ (SP: 122). Auch Herr 10 (1939 V, SP 1: 113) verweist auf das niederdeutsche „Straßenmilieu“, um zu erklären, wieso er mit zwölf Jahren begonnen hat, Niederdeutsch zu sprechen, „da haben wir es auch gelernt“: „Das kam aber durch diese ganze Jugend in der wir da aufgewachsen sind in der

197 Frau 19 (1923 V, SP: 216), die mit ihrem zweijährigen Kind nach Mecklenburg vertrieben wurde, erzählt über ihren dann in Mecklenburg aufgewachsenen Sohn: „Das hat er ja dann auch aufgeschnappt und hat er dann auch schon mitgeredet. Ich sage der konnte schneller [niederdeutsch sprechen] wie ich.“ „Der hat mit mir Hochdeutsch gesprochen mit den anderen Plattdeutsch ne.“ (BI: 79). Herr 6 (1925 A, BI: 89) heiratete eine Vertriebene aus Böhmen, die mit einem einjährigen Kind nach Mecklenburg kam: „[...] meine Frau hat einen Sohn mitgebracht. Und der ist hier groß geworden. [Name]. Und der konnte platt. Der hat gleich im ... mit den anderen Kindern zusammen haben sie platt...“.

Straße ... war eine kinderreiche Straße in der wir da aufgewachsen sind.“ (BI: 50).

In ihrem Wohnumfeld wurden die immigrierten Schulkinder und Jugendlichen freilich auch von älteren Nachbarn in niederdeutsche Gespräche verwickelt. So erzählt Frau 28 (1936 V, SP: 176–177), dass sie Niederdeutsch nicht nur von Gleichaltrigen, sondern auch von einer älteren Nachbarsfrau vermittelt bekommen habe: „Da hatte sie so eine kleinen Garten und dann haben wir auf der Bank gesessen ne. Und dann hat sie uns ma... hat sie mir manchmal wat erzählt ne. Plattdüütsch. Und dann habe ich das mit bisschen mit gelernt.“

Ein weiterer Kontext des Niederdeutscherwerbs, den die dialektkompetentesten Vertriebenen neben der Nachbarschaft benennen, ist die gemeinsame Arbeit mit Alteingesessenen vor allem in der Landwirtschaft, aber auch im Handwerk und sogar in der Industrie.¹⁹⁸ Immer wieder erzählen die Probanden, dass sie schon als Kinder in der Landwirtschaft aushelfen mussten und dort in engen Kontakt mit dem Niederdeutschen kamen: Frau 38 (1937 V, BI: 135) beispielsweise hat gemeinsam mit ihrer Mutter im Umkreis von Satow Hilfsarbeiten verrichten müssen: „Nur nur bei den Bauern überall ja ja. Hm. Da habe ich auch Plattdeutsch gelernt.“ Ähnlich hat Herr 10 (1939 V, SP 1: 115) das Niederdeutsche nicht nur von den Kindern auf der Straße, sondern auch bei der landwirtschaftlichen Arbeit gelernt:

Wenn wir bei [Name] waren bei diesen Bauern. Da haben wir auch öfter Kartoffeln nachgesammelt und da waren ... die sprachen nur Platt. [...] Und da bin ich so richtig reingekommen in dieses Mecklenburger Platt dass ich das... Die ... sprachen wir gar nicht anders.

Auch bei Herrn 1 (1932 V, SP: 110) verdichteten sich die niederdeutschen Kontakte zunächst beim Torfstechen und anderen landwirtschaftlichen Hilfsarbeiten und dann später während seiner Lehre in einem ortsansässigen Handwerksbetrieb: „Der Meister der het ja ok nur Plattdüütsch mit den Kunden und da hat man irgendwann auch nur Plattdüütsch schnackt.“

Vor allem für die Sprachbiographien von vertriebenen Frauen und Mädchen scheint die Einheirat in eine alteingesessene Familie oft den Übergang

198 Vgl. Ehlers (2017).

zu einem alltäglichen niederdeutschen Sprachgebrauch mit sich gebracht zu haben. Durch diesen Übergang wurden die häufig schon früher erworbenen Niederdeutschkenntnisse entscheidend ausgebaut. So war es etwa bei Frau 39 (1932 V, SP 1: 156), die spätestens nach ihrer Hochzeit 1953 begann aktiv Niederdeutsch zu sprechen: „Na Schwiegermutter hat bloß Platt gesprochen und mein Mann hat bloß Platt gesprochen. Also musste ich ja Antwort geben ne. Nein das ging eigentlich.“ Die aus Ostpreußen vertriebene Frau 43 (1937 Z, SO: 168) schildert auf die Frage, von wem sie so gut Niederdeutsch gelernt habe, die gleiche Szene:

Na ich habe es dadurch ... über ... dass im im Haus meiner Schwiegermutter ... und mein Mann und so dass die sich dann auch wenn die sich unterhalten haben haben die sich eigentlich immer Plattdeutsch unterhalten oft.

Frau 19 (1923 V, SP: 179) verallgemeinert ihre positiven Lernerfahrungen in der Familie ihres Mannes für den Niederdeutscherwerb generell: „Das ist am besten wenn man in eine Familie kommt ne.“ Die vertriebenen Frauen kamen durch die Heirat mit einem alteingesessenen Partner nach dem Krieg häufig in familiäre Sprachverhältnisse, die noch generationenübergreifend vom Niederdeutschen getragen waren und an die sie sich dann als hinzu gekommene Einzelperson sprachlich assimilierten.

Das Niederdeutsche war in den ersten Nachkriegsjahren in Mecklenburg in den Domänen der Nachbarschaft, der Arbeitswelt und der Familien offensichtlich noch so präsent, dass es in der Regel keiner besonderer Lernstrategien oder bewusster Anstrengungen bedurfte, um den Dialekt zu erlernen:

Na ja und wir hatten nachher auch so allmählich ohne dass ich das wollte das Platte gelernt ne. Das kommt dann automatisch ne. Man sagt dann mal ein Wort einfach mit und dann kriegt man irgend... Man merkt das gar nicht. (Frau 19, 1923 V, SP: 79)

Andere sehr gute Niederdeutschsprecher umschreiben ihren Dialekterwerb wie folgt: Da „schnappt man ja so einiges auf ne“ (Herr 1, 1932 V, SP: 107), „da hat man das dann schon mitgekriegt und gelernt“ (Herr 10, 1939 V SP 1: 113) oder „das ist mir reingegangen“ (Herr 13, 1935 V, SP 1: 160). Der Spracherwerb vollzog sich für mehrere Gewährspersonen so wenig fokussiert, dass sie den Begriff des „Lernens“ überhaupt für unangemessen halten, um den Vorgang zu beschreiben. Auf die Frage, wie sie

Niederdeutsch gelernt habe, antwortet Frau 38 (1937 V, SP 3: 51): „Nur nur so im Vorbeigehen. Nur ... ich habe ich habe das nicht gelernt. Das habe ich mir nur so angenommen vom Hören.“ Und Frau 28 (1936 V, SP: 168) meint ganz in diesem Sinne: „Plattdüütsch gelernt zu sprechen habe ich das gar nicht. Das hat man so nebenbei. Dat liirnt man so neben... näbenbi jou. Dat is eiben sou. Jou dat kann man.“

Die Mühelosigkeit und Absichtslosigkeit ihres Niederdeutscherwerbs führen einige Zeitzeugen auf ihr geringes Alter bei ihrer Ankunft in Mecklenburg zurück: „Nein ich hatte keine Mühe. Irgendwie Kinder machen das so mit.“ (Frau 17, 1935 V, SP: 127). Herr 1 (1932 V, SP: 96) meint: „Als Kind wie mit 13 Jahren begreifst du ja schnell die die Sprache.“ Wenn Frau 17 (1935 V, SP: 144) ihren Niederdeutscherwerb als „automatisch“ und „genau wie ein Kleinkind“ charakterisiert, dann hebt sie damit zurecht die Ähnlichkeit mit dem ungesteuerten und unfokussierten frühkindlichen Spracherwerb hervor. Es ist aber anzumerken, dass die Gewährsleute, die hier ihr Niederdeutschlernen gleichsam als „kindlich“ beschreiben, eben keineswegs Kleinkinder waren, als sie den Dialekt erlernten, sondern erst mit zehn Jahren und zum Teil deutlich älter ins Land kamen.

Unter den 13 niederdeutschkompetentesten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration gibt es aber zwei Personen, die anders als die bisher genannten Zeitzeugen, sehr wohl gezielt zu Hilfsmitteln griffen, um das Niederdeutsche zu erwerben. Da ist zum einen die anrührende Sprachbiographie von Frau 2, die nach ihrer Heirat mit einem mecklenburgischen Mann in den 1950er Jahren für einige Zeit im Ausland in einer abgelegenen Gegend lebte. Dort begann ihr Mann ihr Fritz Reuters *Ut mine Stromtid* vorzulesen: „Erst musste er vorlesen. Aber er hatte ja nicht immer Zeit zum Vorlesen. Also habe ich dann versucht alleine.“ (Frau 2, 1930 V, SP: 111). Frau 2 hatte zwar zuvor schon in Mecklenburg passive Niederdeutschkenntnisse erworben, hat im Ausland dann aber das Sprechen des Dialekts an der Lektüre von Reuter regelrecht trainiert: „Und dadurch habe ich Platt gelernt. [...] Man muss es laut lesen. [...] Durch das Lesen habe ich das Sprechen dann eben auch gelernt.“ (ebd.: 113–115).

Auch für Frau 14 (1936 V, SP 1: 130) verlief der Weg zum aktiven Spracherwerb über die niederdeutsche Literatur. Auslöser war in ihrem Fall eine „Deutschlehrerin die uns gleich mit Plattdeutsch vollgestopft hat“: „Die hat viele Stücke von Fritz Reuter mit uns eingeprobt und so

weiter ja. Und dann musste man sich auseinandersetzen.“ Diese Lehrerin hat in dem neunjährigen Vertriebenenmädchen offenbar ein solches Interesse geweckt, dass diese bei ihrem „Hauswirt“ um Bücher von Reuter „gebettelt“ hat: „Hat hat lange gedauert zuerst dass ich mich da reingelesen hatte.“ (ebd.: 136). Wie Frau 2 hat auch Frau 14 sich das Niederdeutsche auf der Grundlage ihrer Reuter-Lektüre regelrecht „erarbeitet“ (ebd.) und damit innerhalb von zwei Jahren „perfekt Platt“ (ebd.: 145) gelernt.¹⁹⁹ Beide Beispiele zeigen, dass die niederdeutsche Literatur durchaus als Fundament für den Spracherwerb genutzt werden kann,²⁰⁰ in beiden Fällen hat aber das niederdeutsche Sprachumfeld diesen Spracherwerb deutlich unterstützt bzw. vorbereitet. Dieser schriftgestützte und fokussierte Erwerb des Niederdeutschen ist unter meinen Befragten der Vorkriegsgeneration aber noch deutlich die Ausnahme.

Wie die gleichaltrigen Alteingesessenen waren auch für die Vertriebenen die Nachbarschaft, die Arbeitswelt und die Familie die sozialen Orte, an denen sie ihre häufig sehr beachtlichen Sprachkompetenzen im Niederdeutschen erworben haben. Mit dem wichtigen Unterschied, dass bei den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration sehr häufig noch die leiblichen Eltern als Sprachvermittler fungierten, die für den Niederdeutschenerwerb der Vertriebenen natürlich keine Rolle spielten (vgl. 3.1.1). Die Eltern der nach dem Krieg ins Land gekommenen Schulkinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen haben offenbar in aller Regel deutlich geringere Niederdeutschkenntnisse erworben als ihre Kinder, die sie nach Mecklenburg begleitet haben. Für die Vertriebenen kam die Familie als Ort des Niederdeutschenerwerbs allenfalls erst dann ins Spiel, wenn sie

199 Die Behandlung des Niederdeutschen durch diese Lehrerin galt dabei nicht in erster Linie der Sprachvermittlung, sondern der aktiven Beschäftigung mit der niederdeutschen Literatur: „Die hat richtig Wert darauf gelegt dass wir plattdeutsche Gedichte lernten. Dass wir eben plattdeutsche Stücke einübten und so weiter. Das war sozusagen Freizeitbeschäftigung für sie.“ (Frau 14, 1936 V, SP 1: 133.).

200 Die Bedeutung, die die niederdeutsche Literatur für die gesteuerte Sprachvermittlung in der Gegenwart erlangen könnte, in der der Sprachalltag kaum noch von sprechsprachlichem Niederdeutsch geprägt ist, arbeitet Langhanke (2019) im historischen Kontext aus.

in eine alteingesessene Familie einheirateten.²⁰¹ Da die Befragten dieser Altersgruppe meist erst in den 1950er Jahren geheiratet haben, markiert Eintritt in eine alteingesessene Familie in den Sprachbiographien der entsprechenden Personen (meist Frauen) oft einen späteren Schritt, mit dem zuvor schon erworbene Niederdeutschkenntnisse stark ausgebaut wurden.

Nachbarschaft und Arbeitswelt waren dagegen Domänen des Sprachgebrauchs, auf die sich die Vertriebenen gleich nach ihrer Ankunft in Mecklenburg sprachlich einzustellen hatten. Ihre materielle Not und ihre sozial untergeordnete Position zwang sie in der Regel – auch schon als Kinder – in Arbeitsverhältnisse einzutreten, die von Alteingesessenen dominiert waren. Die Einquartierungen bei Alteingesessenen versetzten die hilfsbedürftigen Immigranten oft in extrem enge Nachbarschaftsverhältnisse mit Alteingesessenen und etablierte dort zunächst ebenfalls vielfältige Formen sozialer Abhängigkeit (vgl. 2.2.1). Hier ist von einem starken und einseitigen sprachlichen Anpassungsdruck auszugehen, dem die immigrierten Vertriebenen offenbar umso rascher nachgaben, je jünger sie bei ihrer Einreise nach Mecklenburg waren. Nach den Berichten meiner Zeitzeugen waren Alteingesessene und Zuwanderer im Sprachkontakt keineswegs alternativlos darauf angewiesen, auf standardnahe Varietäten als *linga franca* auszuweichen, um sich verständigen zu können. Ein beachtlicher Teil der sogenannten Umsiedler hat vielmehr recht schnell nach der Ankunft in Mecklenburg das Niederdeutsche gelernt – *in* der Kommunikation mit den Alteingesessenen und *für* die Kommunikation mit den Alteingesessenen.

Die Schnelligkeit und Mühelosigkeit, mit der viele *new speakers* des Niederdeutschen den mecklenburgischen Dialekt erlernten und der teilweise sehr hohe Grad der dabei erreichten Sprachkompetenz werfen ein Schlaglicht auf die große Vitalität, die das Niederdeutsche nach dem Krieg in meinem Untersuchungsgebiet offensichtlich noch hatte. Nachbarschaft, Arbeitswelt und die Familien waren in dieser Zeit in Mecklenburg noch

201 Es gab allerdings auch den gar nicht seltenen Fall, dass Kinder, die auf der Flucht oder während der Vertreibung ihre Eltern verloren hatten, in alteingesessene Familien aufgenommen wurden und dort dann mit dem Niederdeutschen in familiären Kontakt kamen. Herr 20 erzählt beispielsweise von einem elfjährigen Mädchen, das er in seine Familie aufgenommen hat und die sehr schnell niederdeutsch sprach.

so stark vom Niederdeutschen geprägt, dass die Zuwanderer den Dialekt hier durch „immersiv Sprachaneignung“²⁰², also durch kommunikatives ‚Eintauchen‘ in dominant einsprachige Umfeldler erwerben konnten. Eine gewisse Einschränkung ist hier allerdings zu machen: Denn es gibt zu denken, dass die beiden einzigen Vertriebenen mit exzellenten Niederdeutschkenntnissen, die jahrzehntelang in Rostock gelebt haben, ihre Niederdeutschkenntnisse zuerst in Dörfern der Umgebung erworben haben, in denen sie nach ihrer Ankunft zunächst untergebracht waren (Frau 28, 1936 V und Herr 32, 1931 V). Damit haben die meisten der 13 Zuwanderer, die über die vergleichsweise beste Niederdeutschkompetenz in der Stichprobe der Vertriebenen verfügen, den Dialekt in dörflichen oder kleinstädtischen Umgebungen erworben. Dieser zugegeben sehr punktuelle Befund zu den Sprachbiographien der Vertriebenen der Vorkriegszeit fügt sich zu der Beobachtung, dass auch die gleichaltrigen Alteingesessenen aus Rostock ihre Niederdeutschkenntnisse zum Teil durch Aufenthalte auf dem Lande perfektioniert haben und in den großstädtischen Spracherwerbsverläufen das Hochdeutsche schon vor dem Krieg eine größere Rolle spielte als in der Kleinstadt oder in dörflichen Gemeinden (vgl. 3.1.1 und 3.2.1).

Vor allem in dörflichen und kleinstädtischen Umgebungen konnten die jüngeren Zuwanderer nach dem Krieg das Niederdeutsche lernen „genau wie ein Kleinkind“: ungesteuert, unfokussiert und über immersiven Spracherwerb in dominant niederdeutschen Kommunikationsräumen.²⁰³ Gleichwohl handelt es sich bei diesem Sprachlernen meiner niederdeutschkompetentesten Zeitzeugen der Vorkriegsgeneration nicht um frühkindlichen Spracherwerb. Die Vertriebenen haben das Niederdeutsche wie eine echte Fremdsprache als Sekundär- bzw. Tertiärsprache zeitlich sukzessive nach dem Herkunftsdiakkt und/oder dem (schulischen) Hochdeutsch

202 Biedowicz (2017: 230). Die Niederdeutschdidaktik des 21. Jahrhundert bemüht sich nicht zuletzt, derartige inzwischen verloren gegangene einsprachige Kommunikationskontexte, in die die Lerner sprachlich ‚eintauchen‘ können, institutionell nachzubilden (zum Beispiel in der Kindergartenerziehung, ebd.).

203 Der gezielte und schriftgestützte Selbstunterricht bei Frau 2 und Frau 14 war in ihrer Generation noch eine seltene Ausnahme. Der Erfolg dieses fokussierten Spracherwerbs ist dabei auch hier sicher durch das niederdeutsche Sprachumfeld befördert worden, zu dem ja auch Frau 2 vor ihrem Auslandsaufenthalt intensiv Kontakt hatte.

erworben. In den Zuwanderern von damals hat der mecklenburgische Dialekt eine größere Menge sehr sprachkompetenter *new speakers* gewonnen, deren quantitativer Umfang heute kaum noch zu rekonstruieren ist (vgl. 3.2.2). Die persönlichen Motivationen, den fremden Dialekt zu lernen und zu sprechen, haben mir viele meiner Zeitzeugen im Interview geschildert. Auf diese Frage wird im Kapitel 3.3 zur Pragmatik des Niederdeutschen noch einzugehen sein.

3.1.3 *„Da habe ich meine Mutter bewundert die spricht mit meinem Vater reinstes Plattdeutsch“* – das niederdeutsche Lernumfeld der Nachkommen von Vertriebenen

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Nachkommen der 1945/1946 nach Mecklenburg eingewanderten Vertriebenen. Auch unter ihnen gibt es einige, die im Übertest sehr hohe Niederdeutschkompetenz beweisen, obwohl sie selbst ihre aktiven Sprachfähigkeiten zum Teil recht skeptisch beurteilen (vgl. 3.2.2). Um einen Eindruck zu gewinnen, unter welchen Umständen Angehörige der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien das Niederdeutsche gelernt haben, stütze ich mich im Folgenden auf die Aussagen der sechs Personen, die innerhalb ihrer Altersgruppe die besten Niederdeutschkenntnisse erworben haben.²⁰⁴ Das, was diese in den 1950er und 1960er Jahren geborenen Zeitzeugen von ihrem niederdeutschen Lernumfeld erzählen, ähnelt grundsätzlich sehr stark den Aussagen der gleichaltrigen Alteingesessenen. Auch wenn sich das niederdeutsche Sprachumfeld seit dem Zweiten Weltkrieg bereits erheblich ausgedünnt hatte, wurde in den mecklenburgischen Kommunikationsräumen der 1950er bis 1970er Jahre in den Nachbarschaften, an den Arbeitsplätzen und in den Familien offenbar noch so häufig Niederdeutsch gesprochen, dass hier ein ungesteuerter Spracherwerb ansetzen konnte. Dies scheint allerdings vor allem für die dörflichen Lebenswelten zu gelten. Die

204 All diese Gewährspersonen haben im Übertest mehr als 85 % der sprachlichen Test-Merkmale realisiert, in denen eine Referenzgruppe von zehn alteingesessenen Niederdeutschsprechern der Vorkriegsgeneration in ihren Wenkersatz-Übersetzungen völlig übereinstimmten, vgl. Ehlers (2018: 84–86).

sechs befragten Nachkommen von Vertriebenen mit den vergleichsweise besten Niederdeutschkenntnissen sind allesamt in den Gemeinden Satow und Jürgenshagen bzw. ihren kleinen Nachbarortschaften aufgewachsen.

Die Berichte dieser sechs Probanden über die Sprachverhältnisse in ihrer Nachbarschaft bestätigen in hohem Maße die Aussagen der gleichaltrigen Alteingesessenen (vgl. 3.1.1). Demnach haben nach 1950 selbst auf dem Dorf die Kinder der Nachbarschaft bereits untereinander „reines Hochdeutsch“ (Frau 83, 1954 VA, SP: 272) gesprochen. Mit den Spielkameraden auf der Straße wurde „gar nichts auf Platt“ (Herr 72, 1955 VA, SP: 87) geredet. Im sehr kleinen Geburtsort von Herrn 68 (1952 VV, SP: 265) haben dagegen noch „viele Kinder [...] auch Platt gesprochen“, aber nicht mit ihm und seinen Geschwistern. Auch hier spielte die kindliche *peer group* als Ort des niederdeutschen Spracherwerbs keine Rolle mehr.

Es gab aber im kindlichen Kommunikationsumfeld außerhalb der Familie durchaus noch ältere Personen, die als Sprachvermittler fungieren konnten: „Und unten ... wir wohnten dann oben und unten wohnte eine Frau. Also eine alte Mecklenburger die hat nur Platt gesprochen schon mit uns Kindern immer ne.“ (Frau 60, 1952 VV, SP 1: 169). Frau 83 (1954 VA, SP: 268, 270) erinnert sich, dass „die Bauern“ in ihrem Geburtsort sie als Kind auf der Straße niederdeutsch angesprochen haben: „Ja die haben natürlich Platt gesprochen. ‚Na lütt Lütt‘. Wat måkst du dor.‘ [...] Ich habe aber hochdeutsch geantwortet.“ Jedenfalls in den dörflichen Lebenswelten kamen die Kinder der immigrierten Vertriebenen noch nach 1950 mit älteren Niederdeutschsprechern in engen Kontakt, von denen sie den mecklenburgischen Dialekt lernen konnten.

Im späteren Verlauf ihrer Sprachbiographie bot dann der Arbeitsplatz mitunter vielfältige Gelegenheiten, mit dem Niederdeutschen in regelmäßige Berührung zu kommen. Dies begann wie bei den Kindern der Alteingesessenen häufig schon in der späteren Kindheit der Probanden. Auch sie mussten oft schon in jungen Jahren landwirtschaftliche Hilfsarbeiten verrichten. So hat Herr 62 (SP: 174) „von der sechsten Klasse an in der Feldwirtschaft mitgearbeitet. Und da waren wir mit den verschiedensten Arbeitern zusammen und da hat man dann mal das eine oder andere aufgeschnappt [...]“. Herr 68 (1952 VV, SP: 484) meint allerdings, er sei „am meisten im Beruf“ in das Niederdeutsche hineingekommen. Er hat als

Handwerker über lange Jahre in Rostock eng mit Niederdeutschsprechern zusammengearbeitet:

Ich war ich war in der Werkstatt mehr so. Wir waren ... das war eine große Halle da waren wir ungefähr zwanzig Leute und mit denen habe ich zwanzig Jahre verbracht kann man so sagen. [...] Die anderen waren zehn fünfzehn Jahre älter die haben nur Platt gesprochen. (SP: 463, 466)

Herr 72 und Herr 74 waren und sind beide in einer LPG bzw. landwirtschaftlichen Genossenschaft tätig. Herr 74 (1959 VV, SP: 164) hat dort lange Jahre besonders eng mit einer Niederdeutschsprecherin und auch anderen Kollegen zusammengearbeitet, „mit denen hat man sich dann auf Platt unterhalten.“ Und Herr 72 (1955 VA, SP: 119) beschreibt die Sprachverhältnisse in seiner LPG in den 1970er Jahren wie folgt: „Also ich war ja meist einer der Jüngsten. War ja alles ... die haben alle Platt gesprochen. Im Essenraum hast du nur Platt gehört. Wenig Hochdeutsch. [...] Untereinander am Tisch hörtest du nur Platt.“ Frau 60 (1952 VV, SP 2: 161) ist dem Niederdeutschen in ihrer Tätigkeit als Verkäuferin zwar nur gelegentlich begegnet, intensiver war der Sprachkontakt aber in der Altenpflege für „zwei alte Damen [...] die haben ja auch nur Platt gesprochen. [...] Da hat man manchmal ein Wort so mitgesprochen und so.“ Wie für die Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Familien boten die mecklenburgischen Arbeitswelten der Jahrzehnte nach 1950 auch für die Kinder der immigrierten Vertriebenen noch soziale Orte, an denen das Niederdeutsche gelernt werden konnte. Dabei fällt allerdings auf, dass die niederdeutschkompetentesten Nachkommen der Zuwanderer vor allem ältere Arbeitskollegen bzw. Kunden benennen, die als Vermittler des mecklenburgischen Dialekts für sie eine Rolle spielten. Wie in den örtlichen Nachbarschaften war das Niederdeutsche auch am Arbeitsplatz seinerzeit offenbar nur noch von Angehörigen älterer Generationen zu lernen.

Auch wenn in den Familien der Nachkommen von Vertriebenen oftmals beide Eltern aus nichtniederdeutschen Herkunftsgebieten zugewandert waren, konnte auch hier die innerfamiliäre Kommunikation unter Umständen einen erfolgreichen Niederdeutscherwerb befördern. Ein Zugang zu innerfamiliär niederdeutschen Gesprächskonstellationen ergab sich beispielsweise, wenn die Nachkommen von Vertriebenen in eine alteingesessene Familie einheirateten. Nicht selten entstammten sie selbst bereits exogamen Ehen und hatten also neben einem zugewanderten Elternteil

einen alteingesessenen Elternteil, in dessen Familie noch Niederdeutsch gesprochen wurde. Es ist nun besonders bemerkenswert, dass in diesen niederdeutschen Familienkonstellationen der 1950er und 1960er Jahre durchaus auch die Zuwanderer der Nachkriegsjahre eine Rolle spielten, die ihrerseits das Niederdeutsche erst nach der Vertreibung gelernt hatten. Fünf der sechs befragten Nachkommen von Vertriebenen, die über die vergleichsweise beste Niederdeutschkompetenz ihrer Altersgruppe verfügen, erzählen, dass die niederdeutsche Kommunikation in ihren Familien zum Teil durch Verwandte mitgetragen wurde, die Niederdeutsch selbst erst in Mecklenburg erworben hatten.

Die Mutter von Herrn 72 (1955 VA, SP: 65) beispielsweise ist aus Böhmen vertrieben worden, „aber das hörst du ihr nicht an. Die spricht genauso platt wie mein mein Vater.“

Die Eltern haben immer Platt gesprochen. Ich habe es auch gehört. Wir waren als Kinder wenn wir von der Schule kamen zum Mittag hin. Da da gibt es so ((unverständlich)) da ging es immer platt. Aber zu uns ... dann mal versucht aber dann drehte das immer auf Hochdeutsch. (ebd.: 57)

Auch für Frau 83 (1954 VA, BI: 312) bildete die niederdeutsche Kommunikation zwischen ihren Eltern eine alltägliche Sprachkulisse, aus der sie ihre Niederdeutschkenntnisse schöpfte. Ihre in der Zips gebürtige Mutter hat in Mecklenburg schnell Niederdeutsch gelernt: „Da habe ich meine Mutter bewundert. Die spricht mit meinem Vater reinstes Plattdeutsch. Das hat man ja im Ohr ne.“ Bei Herrn 74 (1959 VV, SP: 114) kann nicht nur die wolhyniendeutsche Mutter „natürlich [...] auch platt sprechen“, sondern es haben auch deren ebenfalls am Ort wohnenden Geschwister Niederdeutsch gelernt:

Es es waren ja auch v... einige im Dorf auch eben in der Verwandtschaft. Meine meine eine Tante hat einen Einheimischen geheiratet. Ja mein Onkel hat eine Einheimische geheiratet. So und da und da wurde ja auch nur Platt gesprochen so in den Familien da so. Ja mit denen hat man ständig zu tun gehabt. Also ich meine ich bin damit aufgewachsen ich habe Platt immer verstanden. (SP: 126)

Herr 68 (1952 VV, BI: 555) kam in ein niederdeutschsprachiges Familienumfeld erst durch seine Heirat mit einer Alteingesessenen aus dem Nachbardorf. Seine Schwiegermutter stammte ursprünglich aus Nordböhmen, „hat auch nur Plattdeutsch gesprochen so“.

Na und wie gesagt meine ... mein Schwiegervater hat ja auch noch Platt gesprochen. Das ist ja ein Mecklenburger und meine Schwiegermutter ist ja aus Aussig. Und sie hat auch sich es ganz angenommen nachher. Da wurde ... der hat auch nur ... (SP: 486–487)

Bei Frau 60 (1952 VV, SP 1: 169) ist es der in Oberschlesien geborene Vater, der sich das Niederdeutsche „so ein bisschen angenommen“ hat. Sie hat ihren Vater allerdings nicht in der Kernfamilie, sondern nur in der Nachbarschaft als Niederdeutschsprecher erlebt. „Dann manchmal höre ich ihn ja hier unten vorbei gehen ja da redet er ja immer Platt.“ (SP 2: 179).

In allen fünf Fällen haben *new speakers* des Niederdeutschen eine aktive Rolle im niederdeutschsprachigen Familienumfeld der Probanden gespielt und so den niederdeutschen *Input* für deren Spracherwerb erhöht. Durch die Zuwanderer, die nach dem Krieg in Mecklenburg Niederdeutsch gelernt haben, ist also nicht nur kurzfristig die Zahl der Niederdeutschsprecher im Land gestiegen, sondern diese haben dann auch ihrerseits zur Vermittlung des mecklenburgischen Dialekts an die nach 1950 geborene Folgegeneration beigetragen. Allerdings haben die niederdeutschkompetenten Vertriebenen – ebenso wie die gleichaltrigen Alteingesessenen – in den 1950er und 1960er Jahren mit ihren Kindern selbst offenbar ausschließlich hochdeutsch gesprochen: „Sowohl mein Vater als auch meine [slowakeideutsche] Mutter die haben immer mit uns Hochdeutsch ge... und und auch die Oma ne.“ (Frau 83, 1954 VA, BI: 313). Innerhalb ihrer Familien erleben die Nachkommen der Immigranten das Niederdeutsche im besten Fall noch als eine Alltagssprache, die die älteren Verwandten untereinander sprachen. In der Nachbarschaft, an den Arbeitsplätzen und in ihren Familien konnten die Nachkommen von Vertriebenen insbesondere auf dem Dorf auch nach 1950 noch in engen und langwährenden Kontakt mit dem Niederdeutschen kommen. Das Niederdeutsche begegnete ihnen auch hier meist in Form von Gesprächen zwischen älteren Personen (Alteingesessenen wie immigrierten Vertriebenen), die sie aus nächster Nähe miterlebten und aus denen sie ihre eigenen Sprachkenntnisse schöpften.

3.1.4 **„Wir haben plattdeutsche Gedichte lernen müssen und auch Plattdeutsch gesungen. Aber sonst hat der [Lehrer] ein reines Hochdeutsch gesprochen“ – Zeitzeugenberichte zur Behandlung des Niederdeutschen im Schulunterricht von den 1920er Jahren bis zu den 2000er Jahren**

Nach der jüngsten repräsentativen Umfrage des Instituts für Niederdeutsche Sprache und des Instituts für Deutsche Sprache haben 5,5 % der Befragten, die über eine aktive Niederdeutschkompetenz verfügen, den Dialekt (unter anderem) in der Schule gelernt.²⁰⁵ Überdies führen 0,4 % der aktiven Niederdeutschsprecherinnen und -sprecher „weitere Bildungseinrichtungen“ als die sozialen Orte an, an denen ihnen das Niederdeutsche vermittelt wurde. Auch wenn das familiäre Umfeld mit Eltern, Großeltern, Schwiegereltern usw. immer noch als der mit Abstand am häufigsten genannte Lernkontext für den Erwerb des Niederdeutschen genannt wird, ist die Bedeutung der öffentlichen Bildungseinrichtungen für die Tradierung des Dialekts demnach heute doch recht beachtlich. Dies gilt im besonderen Maße für Mecklenburg-Vorpommern, wo sogar „überdurchschnittlich viele Personen (13,2 %) an[geben], in der Schule Plattdeutsch erlernt zu haben“ (ebd.: 17).

Es ist in den vorangehenden Abschnitten 3.1.1 bis 3.1.3 dargelegt worden, dass die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen der Vorkriegsgeneration ebenso wie der Nachkriegsgeneration ihre aktive Niederdeutschkompetenz in aller Regel ungesteuert und unfokussiert in ihrem alltäglichen Lebensumfeld erworben haben. Und es zeigte sich, dass dieser Befund mit wenigen Ausnahmen auch für den Niederdeutscherwerb der zugewanderten Vertriebenen und ihrer Nachkommen zutrifft. Dennoch stellt sich die Frage, ob der Erwerb des mecklenburgischen Dialekts nicht auch schon in der unmittelbaren Vorkriegszeit und in den Nachkriegsjahrzehnten zusätzlich durch institutionelle Sprachvermittlung befördert wurde. Haben die Schulen bei der Vermittlung des Niederdeutschen an die heute ältesten Alterskohorten der mecklenburgischen Bevölkerung schon eine Rolle

²⁰⁵ Zahlenangaben nach Adler *et al.* (2016: 17, 18). Auf die zugrundeliegende Frage „wo oder wie wird Plattdeutsch erlernt?“ waren Mehrfachantworten möglich.

gespielt? Konnten sich insbesondere die Angehörigen von Vertriebenenfamilien beim Erlernen des Niederdeutschen auf eine flankierende Sprachförderung durch staatliche Bildungsinstitutionen stützen?

Rösler (1998: 257) hält es für schwierig, auf die Frage nach der Bedeutung des Niederdeutschen an den Schulen in der DDR eine verlässliche und einheitliche Antwort zu geben:

Niederdeutsch ist in der DDR kein Unterrichtsfach gewesen. Die Rolle, die das Niederdeutsche in den Schulen der DDR dennoch einnehmen konnte und tatsächlich eingenommen hat, ist in den zu betrachtenden Jahrzehnten sowohl zeitlich als auch regional bzw. lokal so unterschiedlich gewesen, daß es derzeit kaum möglich sein wird, darüber allgemeingültige Aussagen zu treffen.

Mein Korpus von 90 Interviews, an denen sich neben der jeweiligen Gewährsperson zum Teil zusätzliche Personen beteiligt haben, bietet aber doch einen recht differenzierten Einblick in zeitlich eng gestaffelte Schullaufbahnen an den verschiedenen Schultypen in Stadt und Land.

Ich möchte im vorliegenden Abschnitt einmal in zeitlich vergleichender Perspektive sichten, was die Interviewpartnerinnen und -partner über die Vermittlung des Niederdeutschen in ihrer Schulzeit und der Schulzeit ihrer Kinder und Kindeskinde berichten. Fast alle meine Gewährspersonen habe ich danach gefragt, ob das Niederdeutsche in ihrer Schulzeit irgendeine Rolle gespielt habe. Ihre Antworten bezogen sich oft auf die Gespräche mit den Klassenkameraden in der Pause, auf das niederdeutsche Schimpfen der Lehrer oder auf das Vorlesen von niederdeutschen Geschichten vor den Ferien. Diese ‚off-record‘-Verwendungen des mecklenburgischen Dialekts außerhalb des zentralen Unterrichtsgeschehens werden an anderer Stelle dieser Studie betrachtet.²⁰⁶ Viele der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen kamen aber von sich aus oder auf meine Nachfrage hin auch darauf zu sprechen, ob das Niederdeutsche im Unterricht selbst verwendet wurde und vor allem, ob es dezidiert Gegenstand des Unterrichts war. Aus ihren erinnerten Schulerfahrungen lässt sich ein zwar nicht immer vollständig trennscharfes, aber ein zeitlich doch deutlich konturiertes Bild von der Entwicklung des Niederdeutschunterrichts in Mecklenburg gewinnen.

206 Vgl. die Abschnitte 3.3.3 und 3.3.6.

Die ältesten meiner Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner sind bereits am Ende der 1920er Jahre oder in den frühen 1930er Jahren eingeschult worden und haben ihre oft kurze Schullaufbahn häufig schon vor 1945 abgeschlossen. In aller Regel wird der Schulunterricht in der Vorkriegs- und Kriegszeit als eine exklusiv hochdeutsche Domäne erinnert: „Der Lehrer hat natürlich Hochdeutsch gesprochen. Und dann musst du ja nun auch Hochdeutsch antworten.“ (Herr 20, 1932 A, SP: 59). Bemerkenswerterweise berichten aber immerhin fünf Gewährspersonen davon, dass das Niederdeutsche vor 1945 in der Kleinstadt und in dörflichen Gemeinden mitunter auch als Unterrichtssprache fungierte. Herr 42 (1924 A, SP: 99) beispielsweise erzählt von seiner Grundschullehrerin auf dem Dorf: „Erst hat sie platt gesprochen.“ Auch der mecklenburgische Ehemann von Frau 19 (1923 V, SP: 285) sagt vom „ersten Lehrer den sie hatten“: „Der hat nur Plattdeutsch gesprochen ne.“ Überhaupt hätten die Lehrer seiner Dorfschulzeit „die ersten Jahre auch nur immer Plattdeutsch geredet.“ (SP: 358). Ein älterer Lehrer in Schwaan, an dessen niederdeutsche Unterrichtssprache sich zwei Zeitzeugen unabhängig voneinander erinnern können, hat dem Vernehmen nach vor allem in den Fächern „Zeichnen und Werken“ „auch mal platt gesprochen“ (Herr 63, 1933 A, SP: 116). Im Sportunterricht wurde demnach sogar „immer Platt gesprochen“ (SP: 120). In einigen Klassen der Dorf- und Kleinstadtschulen spielte das Niederdeutsche vor 1945 also vor allem in den ersten Jahrgangsstufen und in einigen Fächern offenbar noch die Rolle einer Unterrichtssprache. In sprachlicher Hinsicht stand hier seinerzeit mitunter weniger das Niederdeutsche als vielmehr der Erwerb des Hochdeutschen schulisch im Vordergrund und das Niederdeutsche konnte hier noch zur Vermittlung des sprachlichen und außersprachlichen Unterrichtsstoffes eingesetzt werden.

Das Niederdeutsche bzw. niederdeutsche Literatur waren vor 1945 aber durchaus auch selbst Gegenstand des schulischen Unterrichts. „Wir haben plattdeutsche Gedichte lernen müssen und auch Plattdeutsch gesungen. Aber sonst hat der [Lehrer] ein reines Hochdeutsch gesprochen“, erzählt die schon 1934 als Schulkind nach Mecklenburg gekommene Frau 3 (1924 Z, SP: 324). Dieser Schulunterricht habe ihr aber nur wenig beim Erwerb des Niederdeutschen geholfen: „Aber das war ja das bisschen Platt was wir dann in der Schule gelernt haben. Das war nicht tiefgreifend das war nur Unterrichtsstoff.“ (SP: 668). Herr 4 (1928 A, SP: 132) erinnert sich noch

detailliert an die Progression in der Behandlung niederdeutscher Texte im Schulunterricht. „Ab vierte fünfte [Klasse] haben wir dann auch plattdeutsche Texte plattdeutsche Gedichte gelernt plattdeutsche Lieder gesungen“. In den höheren Klassenstufen seien dann die Werke Fritz Reuters Gegenstand des Deutschunterrichts gewesen: „Das war dann nachher schon in der siebten ... in der achten Klasse haben wir *Ut mine Stromtid* erste Kapitel ... ersten ... die ersten zehn zwanzig Kapitel auch *Ut mine Stromtid* auch gelesen.“ (SP: 138). Das sei „allgemein so üblich“ gewesen (SP: 140). Die Behandlung von Werken der niederdeutschen Literatur in den höheren Klassenstufen bestätigt auch Herr 15 (1921 A, SP 1: 62), der „als Lektüre letztes Jahr in der Schule“ Reuters „*Franzoesentid* geschrieben oder durch-exerziert“ hat. Das Singen niederdeutscher Lieder und das Auswendiglernen niederdeutscher Gedichte gehörte vor dem Krieg offensichtlich zum regulären Lehrplan an den mecklenburgischen Schulen, an die sich in den höheren Klassen dann die Beschäftigung mit der niederdeutschen Literatur, vor allem mit dem Klassiker Fritz Reuter anschloss. Zumindest auf dem Dorf und in der Kleinstadt wurde vereinzelt das Niederdeutsche in den Anfangsklassen noch als Unterrichtssprache eingesetzt.

Die in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre geborenen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen haben ihre Schullaufbahn nach einer kriegsbedingten Unterbrechung nach 1945 fortgesetzt oder dort erst begonnen. In den Erinnerungen an die Schulzeit im ersten Nachkriegsjahrzehnt ist dann vom Niederdeutschen als Unterrichtssprache nicht mehr die Rede. Weiterhin wurden aber im Deutsch- und Musikunterricht niederdeutsche Texte und Lieder – mit offenbar unterschiedlicher Intensität – behandelt. Davon berichten sechs Gewährspersonen aus Dorf-, Kleinstadt- und Großstadtschulen. Herr 10 (1939 V, SP 1: 201) kann sich aus seiner Schulzeit in Schwaan nur noch an ein einziges Lied erinnern: „Es wurde ein Lied gesungen. ‚Lütt Matten de Häs‘. Das war das einzige plattdeutsche Lied ne.“ Frau 14 (1936 V, BI: 143), die ebenfalls die Schule in Schwaan besuchte, erzählt dagegen von einer sehr intensiven Behandlung der niederdeutschen Literatur im Unterricht: „Meine Deutschlehrerin zum Beispiel die war sehr darauf aus dass wir eben Reuter lasen oder Groth lasen oder ne.“ Ähnliches hat Herr 61 (1934 A, SP: 219) von seinem Gymnasium in Rostock in Erinnerung: „Wir haben in der Schule haben wir beispielsweise ja Fritz Reuter gelesen. Das war im Lehrplan direkt verankert, *Kein Hüsung* beispielsweise.“ Sie hätten

sich in den Deutschstunden „auch über Reuter uns unterhalten. Also das war richtig Bestandteil des Unterrichts.“ (SP: 229). Allerdings sei das Niederdeutsche selbst kein Unterrichtsgegenstand gewesen und sei auch – außer bei Zurechtweisungen – im Unterricht nie verwendet worden. „Nein wir wurden immer im Hochdeutschen unterrichtet.“ (SP: 233).

Drei meiner Gewährspersonen erzählen, dass es an Rostocker Schulen damals schon Plattdeutsch-Zirkel gegeben habe. Herr 48 (1939 A, SP: 264) z. B. war Teil einer „Gruppe von neun Mann“, die seine engagierte Grundschullehrerin als außerunterrichtliches Angebot ins Leben rief. Hier wurde im ersten Schritt aus einem niederdeutschen Buch „was draus vorgelesen“ (SP: 265) und der Text erläutert, das Ziel der Gruppe war aber offensichtlich, Sprachfertigkeiten im Niederdeutschen zu vermitteln oder auszubauen. Diese Initiative sei leider bald wieder versandet, „jedenfalls war das eines Tages war das nachher in der zweiten dritten Klasse war das vorbei.“ (SP: 269). Von einer ähnlichen Initiative der Niederdeutschvermittlung im außerunterrichtlichen Angebot berichtet Herr 56 (1935 A, BI: 95), der in Rostock eine weiterführende Schule besuchte: „Ich bin nachher hier in Rostock zur Schule gegangen und dort hatten wir ein Lehrer der dann einen Plattdeutsch-Zirkel einrichtete.“ Das Ziel war demnach auch hier, „das Plattdeutsche wieder zu beleben“ (ebd.). Obwohl zunächst „also recht viele aus der Klasse auch teilgenommen“ hätten, konnte sich dieser Arbeitskreis ebenfalls nicht lange halten: „Das ist vielleicht ein halbes Jahr gelaufen und dann schlief es auch ein und da war es wieder vorbei.“ (SP: 96).

Für die aus den Vertreibungsgebieten zugewanderten Kinder, die nun in großer Zahl in den mecklenburgischen Schulklassen saßen, war die zum Teil intensive Behandlung niederdeutscher Texte und Lieder im Unterricht eine sprachliche Herausforderung. Frau 22 (1934 V, SP: 181) erinnert sich daran, dass in der Schule in Schwaan auch ein niederdeutsches Gedicht von Theodor Storm gelesen wurde: „Und zum Schluss musste ich Storm lesen und alles hat sich amüsiert.“ In der Dorfschule von Frau 31 (1936 V, SP 1: 66) wurden „dann auch einige Stücke gelehrt beziehungsweise vorgelesen von Tarnow und Fritz Reuter“: „Und das waren ja erst recht böhmische Wälder für mich. Also überhaupt nichts verstanden.“ Für Frau 14 (1936 V, SP 1: 130, 132), die ihre Schullaufbahn in Mecklenburg in der vierten Klasse fortsetzte, war die schulische Gewichtsetzung auf die

niederdeutsche Literatur dagegen ein starker Impuls, sich auch selbständig um einen schnellen Spracherwerb zu bemühen:

Und wir hatten eben die Deutschlehrerin die uns gleich mit Plattdeutsch vollgestopft hat. Ja also das das ging ja ... die hat viele Stücke von Fritz Reuter mit uns eingeprobt und so weiter ja. Und dann musste man sich auseinandersetzen ja. [...] Die hat richtig Wert darauf gelegt dass wir plattdeutsche Gedichte lernten. Dass wir eben plattdeutsche Stücke einübten und so weiter.

Im ersten Nachkriegsjahrzehnt wurde also wie in der Vorkriegszeit zunächst an der Behandlung niederdeutscher Texte und Lieder im Schulunterricht festgehalten. Die niederdeutsche Literatur war den Zeitzeugen zufolge vor allem in den höheren Klassenstufen „richtig Bestandteil des Unterrichts“ (Herr 61, 1934 A, SP: 219), obwohl anfangs bei einem Großteil der Schülerinnen und Schüler mit Sprachschwierigkeiten gerechnet werden musste. Auch wenn die Behandlung dieser Texte nicht auf Sprachvermittlung zielte, hatten das damals oft geforderte Auswendiglernen und Vortragen natürlich auch eine gewisse sprachpraktische Bedeutung. Eine regelrechte Sprachdidaktik des Niederdeutschen war aber offensichtlich in den Nachkriegsjahren nicht Gegenstand des regulären Unterrichts. Aus der Großstadt Rostock wird aber von kurzlebigen Initiativen einzelner Lehrkräfte berichtet, im außerunterrichtlichen Angebot der Schulen Niederdeutschkenntnisse in Plattdeutsch-Zirkeln zu vermitteln.

Was berichten meine Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nun über die weitere Entwicklung an den Schulen nach dem ersten Nachkriegsjahrzehnt? Die befragten Angehörigen der Nachkriegsgeneration wurden in den Jahren von 1950 bis 1970 geboren. Ihre persönlichen Schulerfahrungen beziehen sich also auf einen Zeitraum von der Mitte der 1950er Jahre bis über die 1980er Jahre. Für diese Zeitspanne können auch die Angehörigen der Vorkriegsgeneration über die Schulzeit ihrer Kinder aus der elterlichen Perspektive erzählen. Alle Erfahrungsberichte meiner Gewährspersonen über die Schulverhältnisse dieser Zeit legen nahe, dass das Niederdeutsche aus dem Schulunterricht in Mecklenburg nahezu vollständig verschwand. Es sind überhaupt nur zwei Gewährspersonen, die sich vermutlich vorstellen können, dass das Niederdeutsche damals punktuell in ihren Deutsch- oder Musikunterricht eingebracht wurde.

Das war nur wieder wenn dann überhaupt im im Musikunterricht dass dann ... da wurden ja dann immer paar paar Lieder auch gesungen. „Dat du min Lääfsten

büßt‘ so was. Und und das war so der Einzige Einzige was in der Schule dann so kam. Wenn nur Musik ja Musikunterricht. (Herr 49, 1954 VV, SP 1: 206)

Frau 73 (1962 AA, SP: 128) teilt diese deutlich relativierte Einschätzung: „Vielleicht dass man ein plattdeutsches Gedicht gelernt hat. Aber das war es dann auch.“ Auch in ihrer Gitarrengruppe hätten sie möglicherweise mal „plattdeutsche Lieder gelernt. Aber mehr war da einfach nicht.“ Obwohl die Lehrer an ihrer Dorfschule aus Mecklenburg stammten, habe Niederdeutsch im Übrigen in ihrer Schulzeit gar keine Rolle gespielt.

Eine große Mehrheit von 14 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen weist die Vorstellung zum Teil sehr dezidiert zurück, dass das Niederdeutsche im Schulunterricht, den sie in der Zeit nach 1950 genossen haben, in irgendeiner Weise einbezogen wurde. Herr 59 (1961 VA, SP 1: 158) antwortet auf meine Frage nach dem Niederdeutschen im Schulunterricht: „Platt? Nein gar nicht. Gar nicht. Überhaupt nicht. Keine Te... keine Lieder kein gar nichts. Es gab nichts in der Richtung dass irgendwo platt was gemacht wurde Gedichte oder Texte.“ Auch Herr 88 (1966 AZ, SP: 157) streitet vehement ab, dass das Niederdeutsche in seiner Schulzeit eine Rolle gespielt haben könnte: „Gar nicht. Gar nicht. Nein nein nein.“ Auch auf meine Nachfrage nach einer Schullektüre von beispielsweise Reuter meint er: „Nein nein gar nicht. Nein nicht dass ich mich bewusst daran erinnern kann dass wir mal so was Plattdeutsches gelesen oder gelernt oder gesprochen haben.“ (SP: 159). Seit der Mitte der 1950er Jahre bis mindestens in die 1970er Jahre hinein, so legen meine recht dichten Zeitzeugenberichte aus Stadt und Land nahe, spielte das Niederdeutsche im Deutsch- und Musikunterricht so gut wie gar keine Rolle mehr.

Erst im Verlauf der 1970er Jahre gab es offenbar erneut erste Initiativen, das Niederdeutsche an den Schulen zu vermitteln.²⁰⁷ Vier Gewährspersonen

207 Diese Entwicklung an den Schulen wurde begleitet durch die Eröffnung von Plattdeutschkursen in den Volkshochschulen verschiedener Standorte. Im Herbst 1978 begann die Volkshochschule in Rostock gleich mit drei Kursen und 90 Teilnehmerinnen und Teilnehmern (Gernentz, M. 1998). In den Jahren 1979 bis 1981 gab es niederdeutsche Volkshochschulkurse mindestens an den Standorten Greifswald, Neubrandenburg, Rostock, Schwerin, Waren und Wismar. Die Teilnehmerzahlen waren aber nach der ersten Gründungsphase schon bald „im allgemeinen rückläufig“ (Herrmann-Winter 1985: 297). Herrmann-Winter beurteilte die Effekte der Sprachvermittlung an den Volkshochschulen für die

berichten über die Gründung von Plattdeutsch-Zirkeln, die seit den 1970er Jahren als außerunterrichtliches Schulangebot eingerichtet wurden. So erzählt Frau 35 (1927 A, BI: 104), ihr Sohn habe sich das Niederdeutsche „nachher auch in der Schule angenommen“: „Da war eine Lehrerin die gab Plattdeutschunterricht freiwillig nachmittags. Da ist er immer hingegangen.“ Die Einrichtung derartiger Kurse ging in den 1970er Jahren offenbar vor allem auf die Initiative engagierter Lehrkräfte zurück und die Kurse waren in ihrer Existenz nicht dauerhaft stabil. So erzählt die Lehrerin Frau 7 (1936 A, BI: 284), sie habe „mal den Versuch gestartet in der Schule“ und eine Arbeitsgemeinschaft zur Niederdeutschvermittlung gegründet. „Aber ich habe festgestellt dass es viel schwieriger ist als ich dachte. Und dann habe ich dann doch nachgelassen.“ Frau 54 (1968 AA, SP 1: 104) hat in den 1980er Jahren an einer niederdeutschen Arbeitsgemeinschaft an ihrer Schule teilgenommen, die aber auch nicht sehr lange Bestand hatte:

Aber wir hatten eine Arbeitsgemeinschaft früher Plattdeutsch ja. [...] Ja aber das war das war dann genau in den höheren Klassen hat man ja Arbeitsgemeinschaften angeboten auch Plattdeutsch. Dass wir das so ein bisschen mitgekriegt hatten. Aber es sind trotzdem wenig Kinder reingegangen. Also ich sage mal dann sind die eher zum Schach gegangen oder so.

Insgesamt fünf weitere Gewährspersonen sehen im Nachhinein in dem vielfältigen Angebot von Arbeitsgemeinschaften an den mecklenburgischen Schulen einen geeigneten Ort, an dem auch das Niederdeutsche hätte vermittelt werden können. Und sie beklagen aus heutiger Sicht, dass dieser schulische Gestaltungsraum im außerunterrichtlichen Angebot in den 1950er bis 1970er Jahren nicht für Plattdeutsch-Arbeitsgemeinschaften genutzt wurde. Frau 53 (1950 AA, SP 1: 144) antwortet auf meine Frage nach der Einbeziehung des Niederdeutschen in den Schulunterricht nach ihrer Einschulung im Jahr 1956: „Nein gar nicht. Nein. Gab es auch keine so wie weit ich ... viel ich weiß keine diese Arbeitsgemeinschaften. Wüsste ich nicht nein.“ Und auch Herr 74 (1959 VV, SP: 158) bedauert, dass das

Tradierung des Niederdeutschen schon damals überraschend skeptisch: „Sie [die Kurse] sind letztlich für die Zukunft des Niederdeutschen vollkommen irrelevant.“ (ebd.: 297).

Niederdeutsche während seiner Schulzeit in den 1960er Jahren „ganz und gar nicht“ gefördert wurde. „Ich weiß gar nicht mehr wie Arbeitsgemeinschaften oder wie das hieß. So nach der Schule gab es ja so viele Sachen das hätte man genauso gut anbieten können.“ Noch in den 1970er Jahren, so stellt Frau 75 (1966 AA, SP 1: 129) fest, habe es in ihrer Schule keine Initiative gegeben, „dass man vielleicht eine Arb... Arbeitsgemeinschaft hat plattdeutsche Arbeitsgemeinschaft machen könnte“:

Und ich kann mich jetzt nicht erinnern dass es das in meiner Schulzeit gab. Wir hatten alle möglichen... Wir hatten Wehrerziehung. Wir hatten Kunst. [...] Wir hatten ich weiß nicht was wir noch... Theater-AG oder weiß ich was irgendwas. Aber nicht irgendwie Plattdeutsch. Glaube ich wüsste ich. (SP 1: 179–180).

Erst im Verlauf der 1970er Jahre ist das breit gefächerte Angebot von schulischen Arbeitsgemeinschaften von einzelnen Lehrkräften gelegentlich auch als Möglichkeit genutzt worden, um niederdeutsche Sprachkenntnisse zu vermitteln. Von der Mitte der 1950er Jahre bis zum Anfang der 1970er Jahre aber blieb meinen Probanden zufolge das Niederdeutsche auch aus den vielfältigen außerfachlichen Angeboten der Schulen weitestgehend ausgeblendet.

Über die 1980er Jahre und die Zeit nach der politischen Wende können die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen meist nur aus der Perspektive von Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern der damaligen Schulkinder berichten. Einige meiner Interviewpartner waren in dieser Zeit aber selbst als Lehrpersonal oder sogar Schulleiter an Schulen tätig und können ihre Erfahrungen dort schildern. In den 1980er Jahren hat sich der Trend zur Einrichtung von schulischen Arbeitsgemeinschaften, in denen Niederdeutschkenntnisse vermittelt werden sollten, offenbar fortgesetzt. Herr 62 (1952 VV, SP: 222), der als Sohn Vertriebener sich selbst noch außerschulisch ein wenig Niederdeutsch angeeignet hat, erzählt, dass seine Kinder in den 1980er Jahren vor allem in der Dorfgrundschule mit dem mecklenburgischen Dialekt bekannt geworden seien:

Also die Kinder sind völlig hochdeutsch bei uns aufgewachsen und haben haben in der Schule Plattdeutsch ein bisschen gelernt. Die klei... die jün... die jüngere Tochter ... die haben da richtig an so einem Plattdeutsch-Zirkel teilgenommen und die haben auch so öffentliche Auftritte auf auf Schülerfeiern und so weiter gehabt ne.

Frau 84 (1966 AA, SP: 224) war am Ende der 1980er Jahre an einer Rostocker Grundschule Lehrerin und bestätigt, auch dort habe es „manchmal AGs“ zur Niederdeutschvermittlung gegeben. Frau 17 (1935 V, SP: 258) weiß von der Grundschule in Schwaan, dass dort „vor der Wende und ein bisschen nach der Wende“ eine Lehrkraft für die „vierte Klasse Hort“ eine niederdeutsche Arbeitsgruppe angeboten hat: „Die hat so ein richtigen plattdeutschen Kurs gemacht.“ (SP: 255).

Meine Interviews vermitteln den deutlichen Eindruck, dass sich die Präsenz des Niederdeutschen an den mecklenburgischen Schulen seit 1989 erheblich verdichtet hat. Insgesamt elf Gewährspersonen berichten aus der Erfahrung ihrer Kinder oder Enkelkinder oder aus ihrer eigenen Lehrtätigkeit, dass es in den 1990er und 2000er Jahren an den Schulen ihres Wohnortes niederdeutsche Lehrangebote gegeben habe. Dabei blieb die übliche Organisationsform des Niederdeutschangebotes wie schon vor der Wende die außerfachliche Arbeitsgemeinschaft. So hatte beispielsweise die Tochter von Frau 84 (1966 AA, SP: 201) in den 1990er Jahren an ihrer Rostocker Grundschule „Plattdeutschunterricht“: „Das war fakultativ.“ Im selben Zeitraum hat auch der Sohn von Herrn 71 (1952, SP: 80) in der Schule des Dorfes „auch schon Plattdeutsch gelernt“. Das sei aber „kein richtiger Unterricht“ gewesen, sondern habe im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft stattgefunden (SP: 244). Als der Schulleiter Herr 58 (1950 AA, SP 1: 69) 1995 den Plan fasste, an seiner Schule Niederdeutschunterricht anzubieten, stellte er zunächst fest, „in di Liirplän und so dor stünn noch niks. Dat is ja iirst späder kämen“. Die Schule behalf sich daher damit, dass eine Lehrerin schließlich im außerfachlichen Angebot „denn so ne AG denn mäkt het.“

Schon bevor im Jahr 2004 die Verwaltungsvorschrift „Niederdeutsch in der Schule“ in Kraft trat,²⁰⁸ die vorsah, fächerübergreifend „Kenntnisse über niederdeutsche Literatur, Kunst und Kultur zu vermitteln“²⁰⁹, ist das Niederdeutsche offenbar bereits gelegentlich in den regulären Unterricht einbezogen worden. Der Umfang dieser Berücksichtigung scheint aber sehr

208 Zu Bedeutung, Inhalt und Umsetzung der Verwaltungsvorschrift vgl. Fink (2017).

209 <https://www.bildung-mv.de/export/sites/bildungsserver/downloads/Verordnung-Niederdeutsch-in-der-Schule.pdf>, dort Seite 1 (Stand: 20.6.2022).

begrenzt gewesen zu sein. So erzählt die Tochter von Frau 84 (1966 AA, SP: 202), sie hätten „halt irgendwie die Hymne oder so der Stadt [Rostock] auf Plattdeutsch in der Schule gelesen. Also so so Sachen aber sonst...“²¹⁰ Die Tochter von Herrn 69 (1964 VV, SP: 701), die beim Interview zugegen war, berichtet Ähnliches aus ihrer Rostocker Grundschulzeit in den späten 1990er Jahren: „Aber wir haben Texte richtig auf Plattdeutsch gelesen weil die das gerne wiederbeleben wollten.“ Der etwas ältere Sohn erzählt von seiner Grundschullehrerin: „Na sie hat immer von Warnemünde erzählt und ihr Vokabular da so ausgepackt.“ (SP: 721). Sie habe aber im Unterricht nicht durchgängig „so gesprochen und wir haben auch nicht gezielt das gelernt.“ (SP: 725). Wie diese Beispiele zeigen, nahm das Niederdeutsche im regulären Schulunterricht dem Vernehmen nach seinerzeit insgesamt nur einen sehr geringen Raum ein.

Das Ziel der Präsenz des Niederdeutschen an den Schulen und speziell in den schulischen Arbeitsgemeinschaften war auch nach der Wende vor allem die Sprachpflege und die Sprachvermittlung. Frau 44 (1928 V, SP: 206) freut sich über erste Lernerfolge ihres Urenkels, der in der dritten Klasse mit einem Niederdeutschkurs begonnen hat: „Da hört sich da auch schon ein bissl besser an wenn der was sagt.“ Gerade auch wo in der niederdeutschen Arbeitsgemeinschaft an ihrer Schule mit den Kindern „ein paar Sketche und sowas vorbereitet“ wurden, wurde nach Auskunft von Frau 76 (1969 AA, SP 1: 167) von ihrem Lehrerkollegen „darauf geachtet dass die sehr gut sprechen und so ne“. Ausgangspunkt für ihre Bemühungen als Schulleiterin um das Niederdeutsche war für Frau 83 (1954 VA, SP: 465) die Feststellung, dass das Niederdeutsche kaum noch gesprochen wurde. „Und als Schulleiter habe ich dann gedacht ‚Mensch das stimmt. Das dürfen wir nicht vergessen‘. Mein Vater und Oma haben sich ja immer so unterhalten und... Dann habe ich gesagt ‚wir müssten vielleicht auch.‘“ Daraufhin „wurde in der Schule auch paar Mal Anlauf genommen dass man das erhalten möchte und so weiter.“ (SP: 283).

Da es weiterhin keine verbindlichen schulpolitischen Rahmenbedingungen für den Niederdeutschunterricht gab, war die Einrichtung

210 Es ist unklar, ob sich die Gewährsperson hier auf die Hymne „Du min Rostock“ von Horst Köbber bezieht, die nur einige niederdeutsche Passagen enthält.

entsprechender Arbeitsgemeinschaften auch in den 1990er und 2000er Jahren an die Initiative engagierter Eltern, Lehrkräfte oder Schulleiter gebunden, von der – zum Teil sogar ehrenamtlichen – Mitwirkung sprachkompetenter Personen abhängig und in ihrem institutionellen Bestand nicht dauerhaft gesichert. So berichtet Frau 76 (1969 AA, SP 1: 168) von der Schule, an der sie tätig ist: „Wir haben einen Lehrer gehabt aus [Ort] der sehr gut Platt spricht. Und der hat dann so wie Arbeitsgemeinschaften hat der gehabt [...] Der hat das gemacht ne. [...] Dann ist der irgendwann ausgestiegen.“ Herr 58 (1950 AA, SP 1: 67) ist als Schulleiter aktiv geworden, nachdem sich Eltern an ihn gewandt hatten. „Ja un denn kemen di iirsten Öllern dei denn fragt hemm ‚könn wi nich wedder n bäten Platt måken?‘“ Kurze Zeit nachdem die entsprechende Arbeitsgemeinschaft dann ins Leben gerufen worden war,

dor wir denn wedder Schluss wail dann mine [Lehrkraft] mit ainmal nich mir wull. [...] Und tja so is dat hier wedder n bäten inschlåpen wail kain anner Lirer ... wi sünd allens dorchgangen ... berait wir denn Plattdüütsch to måken. (SP 1: 70)

Die Schulleiterin Frau 83 (1954 VA, SP: 484) war bei der Einrichtung des außerfachlichen Niederdeutschangebotes darauf angewiesen, „dass das dann so kostengünstig wie möglich oder kostenneutral nüchtern ablief.“ Sie habe schließlich einen alten Niederdeutschsprecher gefunden, der die Aufgabe „von sich aus“ ausführte und übernahm nach dessen Ausscheiden dann in ihrer Altersteilzeit ehrenamtlich selbst einen Kurs.

Es überrascht unter diesen Umständen nicht, dass mehrere Zeitzeugen davon berichten, dass die Arbeitsgemeinschaften nur von kurzer Dauer waren. Frau 73 (1962 AA, BI: 62) sagt vom Plattdeutschkurs an der Schule ihres Sohnes, „Die haben das das eine Jahr gemacht aber dann war es das auch ne.“ Die Frau von Herr 71 (1952 AA, SP: 80) erzählt, ihre Kinder hätten in der Schule „Plattdeutsch gelernt“, schränkt dann aber ein: „Das war auch nur eine kurze Zeit.“ Ein langfristiger Erfolg der Sprachvermittlung war bei diesen kurzfristigen und diskontinuierlichen Schulangeboten kaum zu erwarten. So resümiert der Mann von Frau 73 (1962 AA, SP: 206) von dem etwa einjährigen Plattdeutschkurs ihres Sohnes sei „eigentlich nichts davon hängen geblieben. Ein zwei Brocken hin und wieder aus Jux.“

Die Auswirkungen der aktuellsten bildungspolitischen Entwicklungen der letzten Jahre, durch die zumindest an Modellschulen in

Mecklenburg-Vorpommern das Schulfach „Niederdeutsch als Fremdsprache“ eingeführt und seit 2017 auch als Abiturfach anerkannt wurde, können mit meinen zwischen 2010 und 2015 durchgeführten Erhebungen nicht mehr erfasst werden. Für die Entwicklung des schulischen Niederdeutschangebots seit den 1920er Jahren bis in das erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends zeichnet sich in meinen Zeitzeugenberichten aber ein recht klar gegliederter Verlauf ab:²¹¹

- In der Vorkriegszeit und den ersten Nachkriegsjahren war das Niederdeutsche fester Bestandteil des regulären Deutsch- und Musikunterrichts. Das schulische Angebot bezog sich dabei nicht vorrangig auf die sprachdidaktische Vermittlung des Niederdeutschen, vielmehr konnten Niederdeutschkompetenzen damals noch in einem solchen Ausmaß vorschulisch vorausgesetzt werden, dass der mecklenburgische Dialekt an einigen Schulen im ländlichen Raum zumindest in den niedrigen Klassenstufen sogar als Unterrichtssprache fungierte. Unterrichtsgegenstand war seinerzeit dagegen die Heranführung an niederdeutsches Liedgut und die Klassiker der niederdeutschen Literatur, die in dieser Zeit bemerkenswerterweise offenbar noch zum literarischen Kanon des Deutschunterrichts in Mecklenburg gehörten.
- Spätestens ab der Mitte der 1950er Jahre wurde das Niederdeutsche für mindestens 20 Jahre aus dem Unterrichtsgeschehen mecklenburgischer Schulen ausgeblendet. Auch im vielfältigen außerfachlichen Angebot von Arbeitsgemeinschaften spielte das Niederdeutsche bis in die 1970er Jahre hinein keine Rolle. Eine ganze Generation von Schülerinnen und Schülern hatte keinen schulischen Kontakt mit dem mecklenburgischen Dialekt.
- Die Rückkehr niederdeutscher Lehrinhalte an die mecklenburgischen Schulen nahm ihren Weg seit dem Ende der 1970er Jahre über das außerunterrichtliche Angebot von Arbeitsgemeinschaften, insbesondere in den niedrigen Klassenstufen. Das Ziel dieser „Plattdeutsch-Zirkel“ war nun eindeutig die Sprachvermittlung, die didaktisch häufig über

211 Die Jahrhunderte umgreifende Vorgeschichte des schulischen Niederdeutschunterrichts beleuchten Möhn (1983) und speziell für Pommern Herrmann-Winter (2000).

das Erlernen kleiner niederdeutscher Texte und Lieder oder das Einstudieren kleiner Sketche umgesetzt wurde. Derartige niederdeutsche Arbeitsgemeinschaften wurden über das ganze letzte Jahrzehnt der DDR sporadisch an Schulen in der Großstadt und im ländlichen Raum angeboten. Ihre Zahl verdichtete sich offenbar sprunghaft nach der politischen Wende 1989. Wie in der DDR-Zeit blieben die Niederdeutschkurse aber im außerfachlichen Angebot der Schulen angesiedelt. Sie waren damit auch weiterhin an die Initiative und das Engagement einzelner Lehrkräfte und Schulleiter gebunden und waren weder personell, finanziell noch institutionell in ihrem Fortbestand langfristig gesichert. Im regulären Unterricht spielte das Niederdeutsche auch nach 1989 allenfalls eine marginale Rolle.

Dieser Verlauf der Entwicklung des schulischen Niederdeutschangebotes, der sich in den vielen persönlichen Erfahrungsberichten meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen abbildet, spiegelt bemerkenswert genau die Entwicklung der Lehrpläne für den Deutschunterricht in der DDR wider. Osnowski (1998) hat in einer verdienstvollen Studie die Deutschlehrpläne der Jahre von 1946 bis 1989 daraufhin untersucht, welche Rolle den Dialekten im Deutschunterricht der DDR jeweils zugemessen wurde. Er fasst seine Befunde wie folgt zusammen:

Es läßt sich also zusammenfassend zum unterschiedlichen Umgang mit Mundart und Umgangssprache in den Deutschlehrplänen der DDR sagen, daß die Mundart in den Jahren zwischen 1946 und 1951 sehr stark einbezogen wurde, von 1952 bis 1966 vorrangig abgelehnt, zwischen 1967 und 1980 fast völlig ignoriert und erst Ende der achtziger Jahre wieder verstärkt berücksichtigt wurde. (Osnowski 1998: 275)

Osnowski rekonstruiert hier eine curriculare ‚Wellenbewegung‘ von anfänglich noch starker Berücksichtigung der Dialekte im Unterricht über eine lange Phase vollständiger Ausblendung bis hin zu einer allmählich wiederaufgenommenen Beschäftigung mit Fragen der Dialekte im Deutschunterricht. Die Entwicklung in den amtlichen Lehrplänen der DDR deckt sich in ihrem Verlauf weitgehend mit den konkreten Schulerfahrungen meiner Interviewpartnerinnen und -partner, die freilich zeitlich noch über die DDR-Zeit hinausgreifen.

Wenn die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen davon erzählen, dass sie in der Zeit vor 1945 dem Niederdeutschen an ländlichen Schulen zum Teil noch als Unterrichtssprache begegnet sind und im regulären Deutsch- und Musikunterricht niederdeutsche Literatur und Lieder behandelt wurden, dann klingen in ihren Erinnerungen letztlich die überregionalen Nachwirkungen des wichtigen Erlasses des preußischen Bildungsministeriums von 1919 zur Berücksichtigung der Mundarten im Schulunterricht nach. Der ministerielle Erlass hob zwar ausdrücklich hervor, „das Ziel des deutschen Sprachunterrichts [müsse] die Beherrschung der neuhochdeutschen Schriftsprache bleiben“:

Das schließt aber eine ausgiebigere Berücksichtigung des Plattdeutschen, als sie bisher im allgemeinen üblich war, keineswegs aus. Denn die heimische Mundart wird vielfach gerade ein zweckmäßiges Hilfsmittel sein, um den Schülern das Verständnis und den Gehaltsinhalt des Hochdeutschen zu erschließen.²¹²

Der Erlass erkannte nicht nur „die Notwendigkeit eines sinnvollen Einbeziehens der ‚mitgebrachten‘ Primärsprache“ (Möhn 1983: 647) der meisten Schulanfängerinnen und -anfänger als „zweckmäßiges Hilfsmittel“ im Unterricht an, sondern er gab auch detaillierte Empfehlungen, dass kleinere und größere Stücke der niederdeutschen Literatur und niederdeutsches Liedgut im Deutsch- und Musikunterricht zu behandeln seien. Bemerkenswerterweise zielte der Erlass auch explizit darauf, einen Wandel in der öffentlichen Einstellung gegenüber dem Niederdeutschen zu befördern und „die Achtung vor dem Plattdeutschen“²¹³ wieder zu erwecken.

Auch der Lehrplan für die Lehrerbildung in Mecklenburg-Schwerin von 1920 verordnete ganz im Sinne der preußischen Vorgaben: „Das plattdeutsche Schrifttum (Reuter, Groth, Brinckmann, Stillfried, Fehrs, auch das plattdeutsche Drama) und das Volkslied sind auf allen Stufen eingehend zu berücksichtigen.“²¹⁴ Die *Deutsche Sprachschule auf heimatlicher Grundlage in drei Stufen für die Schüler der weniggegliederten*

212 Erlass des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 17.12.1919, zitiert nach Möhn (1983: 642). Der Erlass ist mit geringfügig abweichendem Wortlaut auch abgedruckt in Knoll (1976: 67–68)

213 Ministerieller Erlass von 1919 zitiert nach Möhn (1983: 642).

214 Zitiert nach Möhn (1983: 644).

Landschulen, die 1931 in zwei Hefen in Güstrow herauskam,²¹⁵ arbeitet bei der Vermittlung der standarddeutschen Grammatik, ohne dass dies eigens gerechtfertigt würde, regelmäßig mit kleinen Übersetzungsübungen von niederdeutschen Sätzen und Texten ins Hochdeutsche. So wird im ersten Heft für die Unter- und Mittelstufe der Grundschule beispielsweise die Kasusreaktion hochdeutscher Präpositionen an Übertragungen aus dem Niederdeutschen geübt. Auch noch im zweiten Heft für den Unterricht in der Oberstufe werden niederdeutsche Beispieltex te für die Vermittlung etwa von Vergangenheitsformen, textuellen Kohäsionsmitteln und Textstrukturen eingesetzt. Das Niederdeutsche fungiert in diesem Lehrwerk also über die gesamte Schulzeit der mecklenburgischen Landschulen als Lernimpuls und Kontrastfolie für die Vermittlung hochdeutscher Sprachfähigkeiten. Die Reichsrichtlinien für den Schulunterricht aus der Zeit des Nationalsozialismus hielten an der starken Berücksichtigung der Mundarten fest, sahen in ihnen nun aber zeitgemäß „kostbares rassisches Erb- und Heimatgut“.²¹⁶ Die Zeitzeugenberichte aus den zwei Jahrzehnten vor 1945 belegen, dass sich die bildungspolitischen Vorgaben tatsächlich auch in der erlebten Unterrichtspraxis in Mecklenburg niederschlugen.

In den ersten Jahren nach dem Krieg schloss sich die Zentralverwaltung für Volksbildung der SBZ zunächst den bildungspolitischen Leitlinien zum schulischen Umgang mit den Dialekten an, die seit dem preußischen Erlass von 1919 die Ausarbeitung der Lehrpläne in den deutschen Ländern mehr oder weniger direkt geprägt hatten. So forderten die Lehrpläne von 1946 und 1947 „ausdrücklich eine Duldung von Mundart und Umgangssprache im Deutschunterricht“ (Osnowski 1998: 273) und legten ein anspruchsvolles Programm für den Literaturunterricht fest: „Im Lehrplan von 1946 wird ‚Kein Hüsung‘ oder ‚Ut mine Festungstid‘ von Fritz Reuter als Zusatzliteratur empfohlen. 1947 wird ‚Kein Hüsung‘ Pflichtliteratur, und

215 Evermann / Fust (1931), in den an die Lehrkräfte gerichteten Vorworten der beiden Hefte wird an keiner Stelle thematisiert, dass das Niederdeutsche in der dargebotenen Hochdeutschdidaktik eine wichtige Rolle spielt.

216 Knoll (1976: 17), Knoll bringt hier als Beispiel für die Umsetzung auf Landesebene einen längeren Ausschnitt aus dem Hamburger Lehrplan von 1939 (ebd.: 18).

„Läuschen und Rimels“ kommt vom gleichen Autor hinzu.²¹⁷ Während die Zeitzeugenberichte aus den ersten Nachkriegsjahren bestätigen, dass gerade Werke von Reuter an den Schulen Mecklenburgs zum Teil intensiv im Deutschunterricht behandelt wurden, finden sich in meinem Interviewkorpus keine Hinweise mehr darauf, dass das Niederdeutsche in dieser Zeit noch übergangsweise als Unterrichtssprache eingesetzt wurde. Freilich können meine Interviews nicht den Anspruch erheben, die Schulwirklichkeit der damaligen Jahre in annähernd vollständiger Weise zu erfassen. Hier mag außerdem eine Rolle spielen, dass sehr bald nach dem Krieg an den mecklenburgischen Schulen eine Vielzahl von sogenannten „Neulehrern“ tätig waren, die das Niederdeutsche meist gar nicht beherrschten (vgl. 2.1.4). Für diese Neulehrer konnte das Niederdeutsche ebenso wenig als ein „zweckmäßiges Hilfsmittel“ bei der Lehrstoffvermittlung fungieren wie für die vielen vertriebenen Schülerinnen und Schüler, die nun in den mecklenburgischen Schulklassen saßen.

Wie Osnowski fällt schon Knoll (1976: 18) auf, dass das Niederdeutsche kurz nach der Gründung der DDR unvermittelt und mit langfristiger Wirkung aus den schulischen Curricula ausgeblendet wurde: „In der DDR fehlt bis auf die frühen Lehrpläne [von 1946 und 1948] sowohl in den sonst sehr detaillierten Lehrplänen der 50er als auch der 60er Jahre jeglicher Hinweis auf Mundarten oder speziell das Niederdeutsche.“ Als einzige, sehr punktuelle Ausnahme für eine positive Einbeziehung des Niederdeutschen nennt Osnowski (1998: 278), dass der Lehrplan von 1959 „in der 6. Klasse zwei Stunden zur Behandlung der Tiergeschichte ‚Voss und Swinegel‘ von John Brinckmann“ vorsah. Der Beweggrund für die Aussparung der Dialekte aus dem Schulunterricht dürfte die bildungspolitische Programmatik gewesen sein, „daß wir auf ein Verschwinden der Mundarten und auf die Durchsetzung des Hochdeutschen als Volkssprache hinarbeiten müssen“ (Kurella 1964: 3), wie sie etwa Alfred Kurella vertrat, der von 1957 bis 1963 die Kulturkommission des Politbüros des Zentralkomitees der SED leitete. Noch in den schulischen Richtlinien der 1980er Jahren wird auf die Dialekte in erster Linie angesprochen, um sie

217 Osnowski (1998: 278), die Werktitel werden hier anders als bei Osnowski in Anführungszeichen gesetzt.

„als hauptsächliche Fehlerquelle beim Erlernen der hochdeutschen Norm“ (Osnowski 1998: 275) zu identifizieren.

Es wundert vor diesem Hintergrund nicht, dass eine auf Spracherhalt und Sprachvermittlung ausgerichtete Berücksichtigung des Niederdeutschen den Zeitzeugenberichten nach nur über den Umweg des außerfachlichen Angebots wieder an den mecklenburgischen Schulen Platz greifen konnte. Im Hintergrund der Initiativen zur Gründung von schulischen Plattdeutsch-Zirkeln stand offenbar die „etwa um die Mitte der siebziger Jahre“ einsetzende „Rückbesinnung auf das Niederdeutsche“, die für Zeitgenossen offenbar so markant wahrnehmbar war, dass sie sie sehr bald als eine fundamentale Trendwende im außerschulischen Kulturbetrieb der DDR beschrieben:

Kommunalpolitiker und Betriebsleiter flechten niederdeutsche Sätze in die Rede, Kulturfunktionäre organisieren niederdeutsche Veranstaltungen, Ärzte leiten niederdeutsche Zirkel, Volkshochschuldozenten halten Niederdeutschkurse zum Erlernen der Mundart (!), Schriftsteller wenden sich dem Niederdeutschen zu. Die niederdeutschen Bühnen erfahren verstärkte Förderung, die niederdeutsche Buchproduktion steigt, der Rundfunk produziert mehr niederdeutsche Sendungen, auch Schallplatte und Fernsehen verhalten sich nicht mehr abstinente. Journalisten reden bereits – voreilig und übertrieben – von einer ‚Renaissance des Niederdeutschen‘.²¹⁸

An den Schulen blieben die teilweise staatlich unterstützten Bemühungen um das Niederdeutsche in den 1970er und 1980er Jahren aber „weitgehend ausgeklammert“²¹⁹ und waren dort auf die persönlichen Initiativen von Eltern, Lehrkräften und Schulleitern angewiesen. Nach der Wende gewannen derartige Initiativen den Zeitzeugenberichten nach offenbar merklichen Auftrieb, die strukturelle Beschränkung des Niederdeutschangebotes

218 Bentzien (1981: 152), die Rostocker Tagung mit dem Titel „Das Niederdeutsche in Geschichte und Gegenwart“, auf der der Autor 1980 seine zitierten Beobachtungen vortrug, kann selbst als ein Symptom der eben auch wissenschaftlichen „Rückbesinnung“ auf das Niederdeutsche gesehen werden.

219 Völschow (1998: 358). Völschow berichtet aus teilnehmender Beobachtung unter anderem als Autor und Sprecher im Rundfunk und Fachreferent für Musik und Theater im Bezirk Neubrandenburg von dem starken Zuwachs an niederdeutschen Kulturveranstaltungen in den 1970er bis 1990er Jahren.

auf den außerunterrichtlichen Bereich der mecklenburgischen Schulen blieb demnach noch lange im Wesentlichen bestehen.

Was bedeuten diese schulgeschichtlichen Befunde, die sich in der Entwicklung der Lehrpläne und in den persönlichen Schulerfahrungen meiner Gewährspersonen abzeichnen, für die eingangs gestellte Frage nach der Rolle der Schule für die Tradierung des Niederdeutschen in Mecklenburg? Die hohe Niederdeutschkompetenz, über die die meisten Alteingessenen der Vorkriegsgeneration, viele zugewanderte Vertriebene und viele Angehörige der Nachkriegsgeneration noch verfügen, verdankt sich nur zum geringsten Teil einer schulischen Sprachvermittlung. Die starke Präsenz des Niederdeutschen an den Schulen der Vorkriegszeit und unmittelbaren Nachkriegszeit galt nicht der Sprachvermittlung. Die intensive Beschäftigung mit niederdeutschem Liedgut und niederdeutscher Literatur hatte allenfalls sprachpraktische Nebeneffekte. Für den Spracherwerb des Niederdeutschen war sie daher wohl vor allem indirekt relevant, insofern als sie das öffentliche Prestige des mecklenburgischen Dialekts stützte, der hier noch mit anerkannten Unterrichtsgegenständen in der staatlichen Norminstanz der Schule verbunden war.

In den 1950er bis 1970er Jahren konnte das Niederdeutsche in der DDR überhaupt nur außerhalb der Schule gelernt werden. Von den sporadischen Ansätzen der Dialektvermittlung in den schulischen Arbeitsgemeinschaften konnten in größerem Umfang erst Schülerinnen und Schüler profitieren, die 1970 oder später geboren wurden. Die Organisationsformen der schulischen Niederdeutschvermittlung blieben aber auch nach dem starken Zuwachs von entsprechenden Initiativen nach 1989 so instabil, dass sie eine längerfristige Lernprogression nicht sicherstellen konnten. Zur Vermittlung des Niederdeutschen haben die Schulen in Mecklenburg bis in die Nachkriegsjahre wenig, danach bis in die 1970er Jahre gar nichts mehr beigetragen. Welche Lernerfolge die in schulische Arbeitsgemeinschaften ‚atomisierte‘ Niederdeutschdidaktik zwischen den 1970er bis 2000er Jahren zeitigte, ist einstweilen nicht abzuschätzen. Ihre Relevanz für die Tradierung des Dialekts dürfte insgesamt gering sein, auch wenn heute immerhin 13,2 % der repräsentativ Befragten mit Niederdeutschkompetenz in

Mecklenburg-Vorpommern angeben, dass die Schule neben anderen Lernumfeldern zu ihrem Dialekterwerb beigetragen habe.²²⁰

3.2 Niederdeutschkompetenz in Mecklenburg-Vorpommern

Um interpretieren und einordnen zu können, was meine Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zu ihren Fähigkeiten mitteilen, Niederdeutsch zu sprechen, zu verstehen oder zu lesen, ist zunächst ein Überblick über die Sprachverhältnisse in Mecklenburg-Vorpommern insgesamt hilfreich. Allerdings ist es schwierig, in der sprachwissenschaftlichen und sprachdemographischen Literatur konsistente Angaben zur Dialektkompetenz in diesem Bundesland zu finden:

Man bewegt sich auf sehr dünnem Eis, versucht man mit den zur Zeit [d. h. 2006] vorhandenen Daten Auskunft zur Dialektkompetenz und Dialektverbreitung in den Neuen Bundesländern zu geben. (Niebaum / Macha 2006: 171)

So schwanken selbst in der dialektologischen Literatur die Befunde verschiedener Autoren zu den Verhältnissen in Mecklenburg-Vorpommern ganz erheblich: Die Einschätzungen zum Anteil der dialektkompetenten Personen an der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten erstrecken sich hier über die sehr vage Spanne zwischen 16 % und 47,1 %!²²¹ Abgesehen davon, dass derartige Angaben ausschließlich auf den Selbsteinschätzungen der Befragten beruhen, müssen sie ungewiss bleiben, da in der Fragestellung nicht mindestens zwischen den Graden der Kompetenz (*sehr gut*,

220 Vgl. die am Anfang des Beitrags zitierten Befunde aus der repräsentativen Umfragen des INS und IDS, Adler *et al.* (2016: 17).

221 Nach Wiesinger (1997: 28) liegt der Anteil der dialektkompetenten Personen in Mecklenburg-Vorpommern „um 16–26 %“. Die bekannte Karte zur Verteilung der Dialektkompetenz von Löffler (1994: 140), die auch Wiesinger abdruckt, geht für das Bundesland von Kompetenzwerten zwischen 21 und 30 Prozent aus. Auf dieselben Werte kommt auf Basis „verschiedene[r] Befragungen in den letzten 30 Jahren“ auch der *dtv-Atlas Deutsche Sprache* (König / Elspaß / Möller 2015: 134). Die repräsentative Umfrage des Instituts für Deutsche Sprache von 2008 ergibt für Mecklenburg-Vorpommern einen Anteil von 47,1 % der Befragten (N = 51), die die Frage „Können Sie einen Dialekt?“ positiv beantworteten (Gärtig / Plewnia / Rothe 2010: 139).

gut usw.) oder zwischen den Arten der Kompetenz (Sprechen, Verstehen, Lesen, Schreiben) differenziert wird. In den meisten Fällen ist auch nicht gesichert, auf welche Nonstandardvarietät die Probanden die Frage nach ihrer „Dialekt“-Kenntnis beziehen (Basisdialekt? Regiolekt?).²²² So bleiben auch die Angaben verschiedener Autoren und Erhebungsjahre nur schwer interpretierbar und vergleichbar.²²³

Größere Klarheit bringen hier die beiden repräsentativen Umfragen des Bremer Instituts für niederdeutsche Sprache (INS) und des Mannheimer Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (IDS) aus den Jahren 2007 und 2016. Hier wurden jeweils repräsentative Stichproben der Bevölkerung Norddeutschlands telefonisch danach befragt, „wie gut“ sie „Plattdeutsch verstehen“, „Plattdeutsch sprechen“, „Plattdeutsch lesen“ oder „Plattdeutsch schreiben“ „können“.²²⁴ Beide Untersuchungen kommen zu dem Ergebnis, dass das Bundesland Mecklenburg-Vorpommern innerhalb des niederdeutschen Sprachgebietes zu den dialektstärksten Regionen zu zählen ist. In ihrer Fähigkeit, Niederdeutsch zu sprechen und zu verstehen, wurden die Probanden aus Mecklenburg-Vorpommern ihrer Selbsteinschätzung nach nur von den Befragten aus Schleswig-Holstein übertroffen. Niedersachsen bzw. überraschender Weise zum Teil auch Bremen folgen an dritter Stelle. Abgesehen von dieser vergleichsweise guten Rangposition in Norddeutschland, muss die aktive Dialektkompetenz nach den beiden

222 Die Problematik zeigt sich besonders deutlich im norddeutschen Raum: „Hier gibt es einerseits verbreitet das Niederdeutsche, andererseits werden dort, wo die alten niederdeutschen Dialekte fehlen, die regionalen, standardnahen Umgangssprachen vielfach als Dialekte wahrgenommen.“ (Adler / Plewnia 2018: 72).

223 Die Unsicherheiten der Befunde großräumiger varietätendemoskopischer Erhebungen diskutieren kritisch Schmidt / Herrgen (2011: 273–277).

224 Es liegt auf der Hand, dass mit derartigen Fragen eher die „Systemkompetenz“, also die Verfügung über „das Inventar der sprachlichen Elemente und Regeln“ als die „Registerkompetenz“ ermittelt werden kann. Ob ein Proband „die Regeln der situationsadäquaten Verwendung“ (Schmidt / Herrgen 2011: 49) des Niederdeutschen beherrscht, also über Registerkompetenz verfügt, ist wohl nur über soziopragmatische Kontextuntersuchungen oder konversationsanalytische Verfahren zu ermitteln. Es geht in den Abschnitten des Kapitels 3.2 in erster Linie um die soziale Verteilung von niederdeutscher Systemkompetenz in Mecklenburg-Vorpommern bzw. in meinem Untersuchungsgebiet.

Umfragen aber als nur noch gering eingestuft werden. Zwar gaben 60 % (2007) bzw. 70,1 % (2016) der Probanden aus Mecklenburg-Vorpommern an, Niederdeutsch „sehr gut“ oder „gut“ zu verstehen, aber weniger als ein Viertel der Bevölkerung verfügt auch über entsprechend aktive Dialektkompetenz. Innerhalb der Zeitspanne von knapp zehn Jahren, die zwischen beiden Erhebungen liegt, scheint sich die Fähigkeit, niederdeutsch zu sprechen, außerdem im Durchschnitt verschlechtert zu haben. Der Anteil der Probanden, die angeben, „gut“ niederdeutsch zu sprechen, stieg zwar geringfügig an (2007: 11 %; 2016: 14,8 %), aber gerade der Prozentsatz der „sehr guten“ Sprecherinnen und Sprecher halbierte sich im selben Zeitraum (2006: 12 %; 2016: 5,9 %).²²⁵

Die beiden Untersuchungen des INS und des IDS liegen zeitlich so nahe beieinander, dass ihre Ergebnisse sicher nicht als Befunde für die langfristige Entwicklung der Niederdeutschkompetenz in Mecklenburg-Vorpommern gewertet werden können. Da die ebenfalls repräsentative GETAS-Umfrage zum Niederdeutschen 1984 nur in den alten Bundesländern durchgeführt wurde (Stellmacher 1987), fehlen für Mecklenburg-Vorpommern Vergleichsdaten ähnlicher Untersuchungen aus früheren Jahrzehnten. In der Forschungsliteratur finden sich allerdings Indizien, die darauf hindeuten, dass die Anzahl der kompetenten Sprecher des Niederdeutschen in Mecklenburg-Vorpommern in den zurückliegenden Jahrzehnten ähnlich „drastisch“ (Möller 2008: 12) zurückgefallen ist wie in den westlichen Bundesländern. Dies zeigt sich, wenn man die stark voneinander abweichenden Erfahrungsberichte von Feldforschern aus verschiedenen Zeiträumen gegenüberstellt: Jürgen Gundlach war maßgeblich an den systematischen Tonbandaufnahmen des mecklenburgischen Niederdeutsch beteiligt, die in den Jahren 1962/1963 in einem recht dichten Ortsnetz von 61 über Mecklenburg verteilten Dörfern durchgeführt worden ist. Er resümiert seine Erfahrungen nach den Dialektaufnahmen mit 245 Personen dreier Altersstufen so, dass „das mecklenburgische Plattdeutsch noch kräftiges Leben hat“ (Gundlach 1967: 173). Es sei daher nicht schwierig gewesen, in den Erhebungsorten kompetente Niederdeutschsprecher zu

225 Zahlenangaben nach Möller (2008: 28, 32) und Adler *et al.* (2016: 12, 15).

finden, vielmehr sei „der durchschnittliche Dorfbewohner für das Unternehmen durchaus geeignet gewesen“ (ebd.: 175):

Auf der Suche nach geeigneten Sprechern wurden immer nur die heute [1962/63] noch plattdeutsch Sprechenden ins Auge gefaßt. Sogar unter den 20- bis 30jährigen ist deren Zahl noch groß. Die Kinder sprechen meist schon hochdeutsch untereinander. (Gundlach 1967: 174)

Der Abbruch der Dialektttradierung in den Familien, der sich in den frühen 1960er Jahren bei den nach dem Krieg geborenen Kindern seinerzeit bereits andeutete, ist offenbar so einschneidend gewesen, dass André Köhncke bei seinen Aufnahmen in zehn Dörfern im Kreis Ludwigslust-Parchim in den Jahren 2004–2012 überhaupt nur noch zwei dialektkompetente Probanden finden konnte, die nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden: „Die Anzahl derjenigen, die nach 1950 geboren sind und das Mecklenburgische noch auf muttersprachlichem Niveau beherrschen, ist [...] recht gering.“ (Köhncke 2017: 75).

Die Erfahrungsberichte von Gundlach und Köhncke legen punktuelle Schlaglichter auf die Entwicklung der Dialektkompetenz in Mecklenburg-Vorpommern in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg.²²⁶ Die folgenden Abschnitte des Kapitels 3.2 sollen detailliert darlegen, welche Befunde sich auf der Grundlage meiner Befragung im Raum Rostock zur Entwicklung und zur sozialen Verteilung der Niederdeutschkompetenz ermitteln lassen. Der räumliche Rahmen der Untersuchung wird also vom Bundesland Mecklenburg-Vorpommern speziell auf mein Erhebungsgebiet in Rostock und Umgebung verengt. Dabei sollen insbesondere die spezifischen Verhältnisse zwischen den großen Bevölkerungsgruppen der altingesessenen Mecklenburger und der zugewanderten Vertriebenen in den Blick genommen werden, die von früheren Erhebungen gar nicht berücksichtigt wurden. Dazu werden in den Abschnitten 3.2.1 und 3.2.2 zunächst

226 Arendt (2010: 162–164) zeigt, dass sich die rasche Abnahme der aktiven Niederdeutschkompetenz auch *in apparent time* in den Interviewaussagen von 28 Probanden aus drei Generationen auf der Insel Usedom niederschlägt. Die umfangreiche Fragebogenuntersuchung Chudnizkis aus den 1970er Jahren kommt für den Süden Mecklenburgs zu demselben Befund: „Die Kenntnis der Mundart nimmt eindeutig von der älteren zur jüngeren Generation ab.“ (Chudnizki 1991: 226)

die Informationen zur niederdeutschen Sprech- und Verstehenskompetenz ausgewertet, die sich den Selbsteinschätzungen meiner Probanden und ihren Sprachtests entnehmen lassen. Hier liegt der Fokus also auf der Niederdeutschkompetenz der Probandinnen und Probanden meiner Stichprobe. Dieser Fokus wird im Abschnitt 3.2.3 ausgeweitet auf Personen im Lebensumfeld meiner Interviewpartner, über deren aktive Niederdeutschkompetenz sie mir berichten. Die Laienexpertise meiner Zeitzeugen, ihre Erfahrungsberichte und Fremdeinschätzungen aus ihrem sprachlichen Alltag werden also hinzugezogen, um das Bild von der Verteilung der Niederdeutschkompetenzen im Untersuchungsgebiet über den Horizont meiner Stichprobe hinaus noch zu erweitern. Bei der repräsentativen Umfrage von 2007 wurden das Hörverstehen und das Leseverstehen des Niederdeutschen getrennt erfragt. Die Befunde für die beiden Dimensionen der rezeptiven Sprachkompetenz wichen überraschend stark voneinander ab (Möller 2008: 65, 68). Um einer Erklärung für diese Diskrepanz in den Befragungsergebnisse näher zu kommen, werden die Aussagen meiner Gewährspersonen zu ihrer Lesekompetenz im Niederdeutschen in einem eigenen Abschnitt gesondert gesichtet (3.2.4).

3.2.1 Wer spricht und versteht Niederdeutsch unter den Alteingesessenen im Raum Rostock?

Die folgenden Abschnitte gelten den speziellen Dialektverhältnissen im engeren räumlichen Rahmen meines Untersuchungsgebietes. Ehe ich die Interviews meiner Zeitzeugen auf Aussagen und Anhaltspunkte zur sozialen Verteilung der Niederdeutschkompetenz im Raum Rostock durchmustere, soll zunächst zusammengefasst werden, welche Befunde zu dieser Frage sich in der vorliegenden Forschungsliteratur finden. Bei einer Sichtung von auch etwas entlegener publizierten Veröffentlichungen lässt sich nämlich gerade für den Raum Rostock eine recht dichte Reihe von quantitativen Angaben zur Niederdeutschkompetenz zusammenstellen, die aus verschiedenen Zeitstufen stammen und die die Entwicklung der Niederdeutschkompetenz daher gleichsam in *real time* abbilden. Die Zahlenwerte beziehen sich dabei durchweg auf Schüler, also auf die jeweils jüngste Alterskohorte der Bevölkerung im Raum Rostock, deren Dialektkompetenz die sprachlichen Verhältnisse im Untersuchungsgebiet jeweils für die

folgenden Jahrzehnte nach dem Erhebungsjahr maßgeblich mitbestimmte. Ich stelle die Angaben aus der älteren Fachliteratur einmal in der folgenden Tabelle 3.2.1-1 zusammen:

Die Werte dieser Zusammenstellung sind freilich nur mit Vorbehalt zu interpretieren, denn keiner der Autoren gibt nähere Auskunft über die Erhebung der angegebenen Daten. Unklar bleibt in allen Fällen, wie groß die Grundgesamtheit war, auf die sich die angegebenen Prozentwerte beziehen. Zur Erhebungsmethode werden, wenn überhaupt, dann nur rudimentäre Aussagen getroffen. Gernentz (1974: 240) spricht von einer „Fragebogenaktion [...] unter den Schülern der Klassen 1 bis 10“.²²⁷ Der Rostocker Studienrat Beckmann (1954/1955: 133) bezieht sich auf nicht weiter spezifizierte „Schulstatistiken“, und der Gymnasiallehrer Gosselck (1931: 228) gibt schließlich nur an, er habe sich „den Spaß maakt un beten rümfragt“.

In ihrer Dichte lassen die immerhin grundsätzlich empiriegestützten Zahlenangaben aber doch einige Tendenzen erkennen: Besonders auffallend ist die durch mehrere Datensätze bestätigte stetige und starke Abnahme der Niederdeutschkompetenz über die Zeitspanne von dreißig Jahren, aus denen die Werte stammen. Während die Weitergabe der Niederdeutschkompetenz an die jüngste Generation vor dem Zweiten Weltkrieg offenbar noch zu annähernd 100 % gesichert war, ist diese intergenerationale Weitervermittlung der Dialektkompetenz nach 1945 erkennbar gestört und eingeschränkt. Die Aussagen von Beckmann und Schönfeld deuten allerdings darauf hin, dass dieser Abbau der Niederdeutschkompetenz zumindest in der Großstadt Rostock schon in den Jahren um 1945 in erheblichem Ausmaß eingesetzt hatte. Die Tabelle zeigt außerdem, dass die Verstehenskompetenz erwartungsgemäß in allen Zeitstufen verbreiteter war als die aktive Sprechkompetenz. In den Angaben der verschiedenen Autoren zeichnet sich außerdem recht deutlich eine unterschiedliche Verteilung der Kompetenzen in der Großstadt und in ihrem ländlichen Umfeld ab, wobei die Aussagen von Beckmann (1954/1955: 133) kontraintuitiv

227 In Gernentz (1964: 148) werden noch leicht abweichende Ergebniswerte der Fragebogenaktion für Rostock und Umgebung genannt, auch dort ohne nähere Erläuterungen zur Erhebungsmethode.

Tabelle 3.2.1-1: Niederdeutschkompetenz bei Schülern in Rostock und der ländlichen Umgebung (nach älteren Untersuchungen)

Zeit		~1930	(vor) 1945	1954	1961	1962
Verstehen können	Rostock Stadt	98 % (Volks- und Mittelschulen) 93 % (Realgymnasium)	73 %	56 %	58 %-69 % (Bezirk Rostock)	54 %
	Rostock Land	100 %	100 % („fast überall“)	76 %		65 %-75 %
Sprechen können	Rostock Stadt	96 % (Volks- und Mittelschulen) 86 % (Realgymnasium)		36 %	17 %-21 % (Bezirk Rostock)	
	Rostock Land	98,5 %		26 %		
Quelle		Gosselk (1931: 228)	Beckmann (1954/ 1955: 132); Schönfeld (1990: 128)	Beckmann (1954/ 1955: 133)	Gerrentz (1974: 240)	Schönfeld (1990: 128)

den Schülern in der Stadt eine höhere aktive Kompetenz zuweisen als den Schülern auf dem Lande. Die unterschiedlichen Prozentwerte, die Gosseck zur Kompetenzverteilung in verschiedenen Schultypen angibt, werfen ein interessantes Schlaglicht auf eine, wenn auch wenig ausgeprägte Korrelation des Bildungsgrades der Probanden und ihrer Dialektkompetenz, die auch von neueren Studien zum Niederdeutschen bestätigt wird.²²⁸

Für die jüngere Entwicklung nach dem Ende der DDR ergänzt die Untersuchung von Huesmann (1998) das Bild von den Sprachverhältnissen in meiner Untersuchungsregion. In Mecklenburg legt die empirische Studie neben der Kleinstadt Sternberg den Fokus wiederum auf die Großstadt Rostock, wo die Autorin in den Jahren 1994–1996 insgesamt 205 Fragebögen zur „Soziolinguistik des Varietätenspektrums“ (Untertitel der Studie) eingesammelt hat. Die überwiegend jüngeren, noch in der höheren Schulausbildung oder Berufsausbildung befindlichen Probanden (Huesmann 1998: 76) wurden unter anderem gebeten, auf einer gestuften Rating-Skala ihre eigene Dialektkompetenz und die ihrer Eltern und Großeltern zu bewerten. Die Probandinnen und Probanden hatten dabei auf der siebenstufigen Skala mit den Extrempolen „sehr gut“ und „gar nicht“ einzuschätzen, „wie gut Ihre Angehörigen Dialekt/Platt und Hochdeutsch sprechen bzw. gesprochen haben“ (Huesmann 1998: 281).

Für die Großstadt Rostock deuten Huesmanns Ergebnisse – ähnlich wie für das gesamte niederdeutsche Sprachgebiet – auf einen „starken und einschneidenden Dialektverlust“ (ebd.: 129) über die Generationsfolge der Familien hin. Während der Großelterngeneration der Rostocker noch eine durchschnittlich mehr als gute aktive Niederdeutschkompetenz zugewiesen wird, schätzen die 1994 bis 1996 befragten Probanden aus der Großstadt ihre eigene Fähigkeit, niederdeutsch zu sprechen, als nur noch gering ein. Einen besonders großen Generationssprung im Kompetenzverlust verorten die Rostocker Probanden dabei zwischen der Großeltern- und der Elterngeneration²²⁹. Die auf Selbst- und Fremdeinschätzungen beruhende

228 „Die aktive Plattdeutschkompetenz steht außerdem in Beziehung zur Bildung: Je höher der Bildungsabschluss der Befragten, desto schlechter ist die aktive Plattdeutschkompetenz.“ (Adler *et al.* (2016: 14).

229 Die Mittelwerte auf der Likert-Skala fallen von der Großeltern- zur Elterngeneration um mehr als zwei Stufen, während die Durchschnittswerte von der

Studie bestätigt freilich auch, dass den wohl größtenteils kurz vor dem Zweiten Weltkrieg geborenen Großeltern der Rostocker Probanden im Durchschnitt bereits keine fraglos „sehr gute“ Dialektkompetenz mehr zugesprochen wird. Huesmanns Untersuchung kommt mit älteren Studien auch insofern überein, als sie nachweist, dass die Fähigkeit der Probanden, niederdeutsch zu sprechen, mit dem Urbanitätsgrad ihres Wohnortes korreliert (Huesmann 1998: 127–129). Die durchschnittliche Niederdeutschkompetenz liegt in der gut 55 Kilometer südwestlich von Rostock gelegenen Kleinstadt Sternberg bereits in der Elterngeneration deutlich höher als in der Großstadt. Und auch in der Kindergeneration verfügen die Kleinstädter demnach wiederum über eine höhere Dialektkompetenz als die Rostocker.

Im Gesamtzusammenhang des Bundeslandes Mecklenburg-Vorpommern sind die Stadt Rostock und der Landkreis Rostock in der Gegenwart eher zu den dialektstärkeren Regionen zu zählen. Die areale Binnendifferenzierung der Umfragedaten von Adler *et al.* (2016) deutet nämlich darauf hin, dass der Anteil der Probanden, die sich „sehr gute“ oder „gute“ aktive Niederdeutschkompetenz zuschreiben, hier etwas höher liegt als im repräsentativen Landesdurchschnitt von 20,7 % der Befragten.²³⁰ Vor allem in den westlich und östlich angrenzenden Küstenregionen um Wismar und in Nordvorpommern liegen die Prozentwerte für die Verbreitung der aktiven Niederdeutschkompetenz in der Bevölkerung deutlich niedriger als in Rostock und Umgebung. Die ländlichen und küstenfernen Regionen Zentralmecklenburgs weisen freilich eine kompaktere Verbreitung „sehr guter“ und „guter“ aktiver Niederdeutschkompetenzen auf als die Küstenkreise Rostock Stadt und Land (Adler / Plewnia 2018: 92, Abb. 3.18).

Schauen wir nun, welche Informationen zur Niederdeutschkompetenz und zu ihrer sozialen Verteilung sich meinem eigenen Aufnahmekorpus

Eltern- zur Befragtengeneration nur um etwa 1,5 Stufen zurückgehen (Huesmann 1998: 128).

230 Ich danke Astrid Adler und Albrecht Plewnia herzlich für den Einblick in die aktuellen Erhebungsdaten, deren endgültige Auswertung derzeit noch aussteht. Einstweilen sind nur Tendenzaussagen zur arealen Verteilung der aktiven Niederdeutschkompetenz in Mecklenburg-Vorpommern zu treffen.

entnehmen lassen. Dabei sollen quantitative Aspekte im Vordergrund stehen:

In der Anfangsphase der sprachbiographischen Interviews habe ich meine Gewährspersonen gebeten, ihre Niederdeutschkompetenz einzuschätzen. In älteren sprachdemographischen Erhebungen wurde bislang meist mit geschlossenen Fragen nach der allgemeinen Qualität der Sprachkompetenz gearbeitet. Diese war auf einer je nach Erhebung unterschiedlich fein ausdifferenzierten Bewertungsskala einzuschätzen (*sehr gut, gut, mäßig* usw.).²³¹ Für meine Untersuchung habe ich dagegen das Kompetenzerhebungsverfahren des *Norddeutschen Sprachatlas* übernommen und den Probanden als Antwortmöglichkeiten auf die Frage, „wie gut“ sie Niederdeutsch bzw. Plattdeutsch „können“, im Interviewgespräch die folgenden Optionen vorgeschlagen:

1. Ich verstehe alles und kann im Gespräch alles sagen, was ich möchte.
2. Ich verstehe alles und kann im Gespräch das meiste sagen, was ich möchte.
3. Ich verstehe das meiste, kann aber nur wenig sagen.
4. Ich verstehe etwas, kann aber nur einige Wörter / Wendungen sagen.
5. Ich verstehe ein wenig, kann aber nichts sagen.
6. Ich verstehe gar kein Plattdeutsch.

Viel eher als abstrakte Qualitätsbestimmungen wie *sehr gut, gut* oder *mäßig* usw., die mehr an schulische Prüfungskontexte erinnern, ermuntern diese Antwortvorschläge die Gewährspersonen dazu, bei der Einschätzung ihrer Niederdeutschkompetenz von ihren persönlichen Erfahrungen in konkreten Kommunikationssituationen auszugehen. Passive und aktive Kompetenz wird in dieser Palette von Antwortvorgaben dabei in einer veretzt parallelen Abstufung der Kompetenzgrade erfragt.

231 Während Huesmann (1998) eine siebenstufige Bewertungsskala vorgab (s. o.), beschränkten sich die repräsentativen Umfragen zum Niederdeutschen des INS und IDS auf fünf Bewertungsstufen (*sehr gut, gut, mäßig, nur einige Wörter, gar nicht*; Adler *et al.* 2016: 14), die GETAS-Umfrage von 1984 in den alten Bundesländern gab nur vier Kompetenzstufen vor (*sehr gut, gut, ein wenig, überhaupt nicht*; Stellmacher 1987: 58).

Da die Erhebung in das interaktive Interviewgespräch eingebettet war, nahmen sich viele Gewährspersonen die Freiheit, von den vorgeschlagenen Formulierungen abzuweichen und ihre Verstehenskompetenz und ihre Sprechkompetenz gesondert zu charakterisieren. Ich bringe zwei Beispiele für diese individuellen Aushandlungen der Kompetenzeinschätzung:

Beispiel 1: Interviewer: Sie verstehen das meiste, können aber nur wenig sagen?

Herr 26 (1925 V, SP: 64): Ich verstehe alles. Ja. Kann aber nicht sprechen. Also einige Worte nur ne.

Beispiel 2: Interviewer liest Einstufungsvorschläge vor.

Herr 59 (1961 VA, SP 1: 69): Würde gar nichts passen weil ich verstehe eigentlich alles aber ich ich habe es nie gesprochen. Also mir fehlt völlig die Übung.

Der Proband bejaht wenig später die Nachfrage, ob er einige Wörter und Wendungen auf Niederdeutsch sagen könne (SP 1: 109).

Nicht nur bei Vertriebenen und ihren Nachkommen, sondern auch bei den Alteingesessenen erreichen die passive und die aktive Dialektkompetenz mitunter sehr unterschiedliche Qualitätsgrade. In der Auswertung wurden die Angaben der Gewährspersonen zu den beiden Dimensionen der Dialektkompetenz selbstverständlich getrennt berücksichtigt.

Welches Gesamtbild ergeben nun die Selbsteinschätzungen meiner Gewährspersonen? Die Frage nach der Niederdeutschkompetenz erbringt für die gesamte Stichprobe aller unabhängig von ihrer Herkunft befragten 90 Probanden die folgenden Befunde: 75,6 % der Interviewten geben an, im Niederdeutschen „alles“ zu verstehen, 15,6 % verstehen demnach „das meiste“, 6,7 % „etwas“ und 2,2 % nur „wenig“.²³² Keiner meiner 90 Zeitzeugen meint, im Niederdeutschen „nichts“ zu verstehen. Ihre aktive Sprechkompetenz schätzen die Probandinnen und Probanden dagegen wie folgt ein: 43,3 % der Interviewten können demnach im Gespräch auf Niederdeutsch „alles sagen, was sie möchten“, 21,1 % können hier immerhin „das meiste“ sagen. 17,8 % der Befragten können dagegen nur „wenig“

²³² Die Gesamtstichprobe umfasst neben Personen, die den Herkunftsgruppen der Vertriebenen und der Alteingesessenen zuzuordnen sind, auch sieben weitere Personen, die als zusätzliche Zeitzeugen für den Sprachgebrauch in örtlichen Institutionen herangezogen worden sind (Sigle Z), vgl. die Charakterisierung der Gesamtstichprobe in Band 1 dieser Studie (Ehlers 2018: Abschnitt 2.1.3).

Niederdeutsch sprechen, 11,1 % können nur „einige Wörter“ Niederdeutsch aktiv einsetzen. Immerhin sechs der 90 Gewährspersonen (6,7 %) geben an, „nichts“ auf Niederdeutsch sagen zu können. Fasst man die Selbsteinschätzungen der Grade „alles“ und „das meiste“ zusammen, so ergeben sich für meine Gesamtstichprobe beeindruckend hohe Werte der aktiven und passiven Niederdeutschkompetenz: 91,2 % der Interviewten verstehen demnach „alles“ oder „das meiste“ im Niederdeutschen. Und immerhin 64,4 % trauen sich zu, im Gespräch „alles“ oder „das meiste“ niederdeutsch ausdrücken zu können.

Diese außerordentlich hohen Anteile niederdeutschkompetenter Probanden in meiner Stichprobe liegen weit über den Ergebniswerten der aktuellen repräsentativen Umfragen zu Mecklenburg-Vorpommern (vgl. 3.2). Dabei ist freilich zu bedenken, dass ich ausschließlich Angehörige der beiden ältesten Generationen der Bevölkerung in einer Zufallsstichprobe befragt habe. Alle quantitativen Befunde, die ich hier und im Folgenden diskutiere, sind daher nur auf diesen spezifischen Altersausschnitt der Bevölkerung in meinem räumlich eng umgrenzten Untersuchungsgebiet zu beziehen. Mit 90 Probanden ist mein Interviewkorpus allerdings so groß,²³³ dass die dort ermittelbaren Tendenzen in den Daten wohl einen hohen Grad an Verallgemeinerbarkeit für das betreffende Bevölkerungssegment beanspruchen können.

Schauen wir im vorliegenden Abschnitt zunächst ausschließlich auf die Kompetenzverteilungen in den alteingesessenen Familien des Erhebungsgebietes und sparen die Betrachtung der Vertriebenenfamilien für einen späteren Abschnitt auf (vgl. 3.2.2). Innerhalb der Gruppe der alteingesessenen Probandinnen und Probanden fallen vor allem die Unterschiede in den Niederdeutschkenntnissen zwischen der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration auf. Ich fasse die Selbsteinschätzungen meiner 42 Interviewpartner aus alteingesessenen Familien einmal in der folgenden Tabelle 3.2.1-2 zusammen:

233 Zum Vergleich: Die bevölkerungsproportional gewichtete Basis der repräsentativen Umfrage des INS von 2007 umfasst für ganz Mecklenburg-Vorpommern nur 60 Gewährspersonen (Möller 2008: 124), die Stichprobe der repräsentativen Umfrage des INS und IDS von 2016 beinhaltet für ganz Mecklenburg-Vorpommern nur 136 Befragte (Adler *et al.* 2016: 40).

Tabelle 3.2.1-2: Niederdeutschkompetenz bei Alteingesessenen der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration (Selbsteinschätzungen)

		Vorkriegsgeneration (N = 26)	Nachkriegsgeneration (N = 15)
Verstehen	Alles	96,2 %	80 %
	das meiste	3,9 %	20 %
	geringere Kompetenzgrade	–	–
Sprechen	Alles	92,3 %	20 %
	das meiste	3,9 %	53,3 %
	Wenig	3,9 %	26,7 %
	geringere Kompetenzgrade	–	–

Bei diesen Selbsteinschätzungen fällt vor allem auf, welch hohe Kompetenzgrade sich die Befragten im Niederdeutschen zumessen: 100 % der Interviewten beider Generationen verstehen demnach im Niederdeutschen entweder „alles“ oder „das meiste“. 96,2 % der vor 1940 geborenen Probanden gibt an, im Gespräch im Niederdeutschen „alles“ oder doch „das meiste“ sagen zu können. Die Nachkommengeneration der alteingesessenen Familien spricht sich diese gute bis sehr gute Sprechkompetenz immerhin noch zu 73,3 % zu. Keiner meiner Gesprächspartner aus alteingesessenen Familien der Region versteht im Niederdeutschen nicht mindestens „das meiste“, und niemand spricht nicht wenigstens ein „wenig“ Niederdeutsch. Die Niederdeutschkenntnisse der vor 1970 geborenen Probanden sind also ihren Selbsteinschätzungen nach bis heute sehr beachtlich. Das „kräftige[...] Leben“, das Gundlach (1967: 173) dem Dialekt noch in den 1960er Jahren attestierte, setzt sich bis in die Gegenwart in der hohen Niederdeutschkompetenz der beiden ältesten Alterskohorten der Bevölkerung fort. Es breitet bis heute keine allzu große Schwierigkeit, in diesen Altersgruppen Gesprächspartner zu finden, die das Niederdeutsche sehr gut oder gut zu beherrschen meinen.

Auch wenn die beiden untersuchten Altersgruppen bis heute Träger von weit überdurchschnittlichen Niederdeutschkenntnissen sind, deuten ihre Aussagen in den Interviews – ähnlich wie die Fragebogenbefunde Huesmanns (1998: 129) in Rostock – gleichwohl auf einen „starken und einschneidenden Dialektverlust“ hin. Der Vergleich der Selbsteinschätzungen der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration der Probanden zeigt in *apparent time*, dass dieser Kompetenzverlust in erster Linie in einem starken Rückgang der aktiven Sprechkompetenz besteht. Der Anteil der Probanden, die sich in der Lage fühlen, in einem niederdeutschen Gespräch „alles“ zu sagen, „was sie möchten“, schrumpft hier von einer Generation zur nächsten von 92,6 % jäh auf dünne 20 % zusammen. Zugleich nimmt die Zahl der Gewährspersonen, die meinen, nur noch „das meiste“ oder sogar nur „wenig“ auf Niederdeutsch sagen zu können, sprunghaft zu. Die Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Mecklenburger in meinem Untersuchungsgebiet verfügt demnach zwar über sehr umfangreiche Sprech- und Verstehenskompetenzen im Niederdeutschen, im Vergleich mit ihrer vor 1940 geborenen Elterngeneration ist diese Kompetenz aber deutlich unsicherer geworden. Es liegt nahe, diesen intergenerationellen Kompetenzverlust mit den starken Veränderungen der Spracherwerbsmodi in Verbindung zu bringen, mit denen sich die Rahmenbedingungen für die inner- und außerfamiliäre Dialektvermittlung von der Vorkriegszeit zur Nachkriegszeit erheblich verschoben haben (vgl. 3.1.1).

Bislang habe ich mich bei der Auswertung meines Interviewkorpus wie die meisten Erhebungen zu erworbener Sprachkompetenz auf die Selbsteinschätzungen meiner Gewährspersonen gestützt. Trotz ihrer subjektiven Basis gelten die Ergebnisse derartiger Kompetenzmessungen vor allem bei größeren Probandenzahlen im Allgemeinen als valide empirische Befunde.²³⁴ Für meine vergleichsweise begrenzten Probandenzahlen empfiehlt es sich aber sicherlich, die subjektive Kompetenzmessung durch

²³⁴ Bei seiner detaillierten Diskussion der Validität subjektiver Kompetenzmessungen kommt Esser (2006: 524–540) zu dem Schluss, „dass die subjektiven und die objektiven Messungen in der Tat etwas Verschiedenes messen, dass sie aber nicht unverbunden sind“, sodass Messungen der Sprachkompetenz über subjektive Selbsteinschätzungen grundsätzlich „als Proxy-Variable für die objektiven Fertigkeiten“ brauchbar seien (ebd.: 528).

objektive Sprachstandserhebungen zu ergänzen. Die aktive Niederdeutschkompetenz meiner Gewährspersonen soll hier also zusätzlich durch den merkmalsgestützten Kompetenztest erfasst werden, mit dem ich in Band 1 dieser Studie die Teilstichprobe der dialektkompetentesten Sprecherinnen und Sprecher meines Korpus abgegrenzt habe, um den Strukturwandel des Niederdeutschen rekonstruieren zu können.²³⁵ Grundlage dieser objektiven Kompetenzmessung sind die mündlichen Wenkerübersetzungen meiner Gewährspersonen, die ich während der Interviewgespräche aufgenommen habe. Die Wenkerübersetzungen meiner Probanden werden dabei merkmalsbezogen mit den Wenkerübersetzungen von zehn alteingesessenen Referenzpersonen der Vorkriegsgeneration abgeglichen, die das Hochdeutsche erst in der Schule gelernt haben und bis heute im Alltag häufiger niederdeutsch sprechen. Nur wer in seinen eigenen Übersetzungen von drei längeren Testsätzen zu mindestens 85 % die Merkmale realisiert, bei denen diese zehn ‚Referenz-Niederdeutschen‘ der Vorkriegsgeneration in ihren Übersetzungen völlig übereinstimmen, wurde in die Teilstichprobe zur diachronischen Variablenanalyse des Niederdeutschen aufgenommen. In dieser Teilstichprobe stehen sich 24 Alteingesessene der Vorkriegsgeneration und neun Alteingesessene aus der Nachkriegsgeneration gegenüber. Sie repräsentieren in meiner Gesamtstichprobe eine Auswahl der Personen mit der vergleichsweise höchsten aktiven Niederdeutschkompetenz.

Das merkmalsbezogen objektivierte Verfahren der Kompetenzmessung bestätigt, dass die aktive Niederdeutschkompetenz selbst unter den dialektkompetentesten Probanden in den beiden untersuchten Altersgruppen markant unterschiedlich verteilt ist. Die 24 Angehörigen der Vorkriegsgeneration realisieren im Übersetzungstest durchweg 95 % bis 100 % der niederdeutschen Referenzmerkmale. In der Nachkriegsgeneration erreicht dagegen nur noch eine Minderzahl der neun Gewährspersonen der Teilstichprobe den höchsten Grad aktiver Kompetenz. Selbst unter den besten Niederdeutschsprechern dieser Altersgruppe ist die aktive Kompetenz also disparater verteilt als unter der Generation ihrer Eltern (vgl. Abb. 3.2.1-1).

235 Die empirische Grundlage meiner variablenanalytischen Untersuchung des mecklenburgischen Niederdeutsche stelle ich im Einzelnen in Ehlers (2018: 79–92) dar.

Der an der Realisierung sprachlicher Merkmale des Niederdeutschen orientierte Kompetenztest zeigt zugleich, dass die Variationsbreite der Übersetzungen ins intendierte Niederdeutsch über die Generationsfolge der alteingesessenen Familien zunimmt.

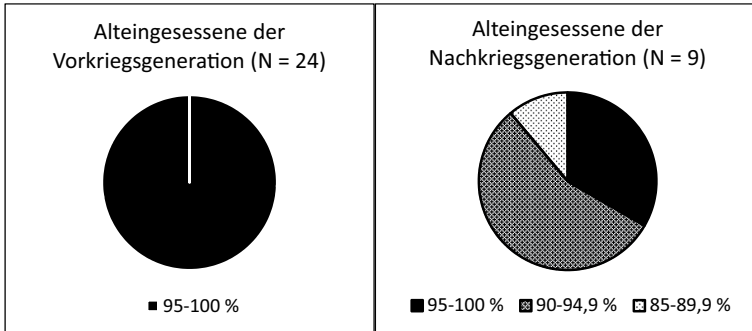


Abbildung 3.2.1-1: Verteilung der aktiven Niederdeutschkompetenz bei den dialektkompetentesten Alteingesessenen (% der realisierten Referenzmerkmale im Übersetzungstest)

Ein Indiz dafür, dass die größere Variationsbreite der Wenkerübersetzungen von Angehörigen der Nachkriegsgeneration jedenfalls in Teilen auf zunehmende Kompetenzunsicherheiten zurückzuführen ist, sind auch die Anglizismen und Hyperdialektalismen, die in ihrem intendierten Niederdeutsch gelegentlich auftreten. Auf die punktuelle Verwendung von Anglizismen im niederdeutschen Übersetzungstest bin ich schon in Ehlers (2018: 426–427) eingegangen. In diesen Fällen greifen die Probanden im offensichtlichen Bemühen um ein authentisches – das heißt in ihren Augen offenbar vom hochdeutschen Standard markant abweichendes – Niederdeutsch gelegentlich auf Übersetzungslösungen zurück, die am vermutlich meist schulisch erworbenen Englisch orientiert sind (z. B. [ənd, ænd] ‚und‘).

Hyperdialektale Formen im Übersetzungstest können ebenfalls auf das Bestreben zurückgeführt werden, ein möglichst hochdeutschdistantes Niederdeutsch zu produzieren. Gebildet werden hier aber fehlerhafte Varianten des Niederdeutschen. Dabei bedient sich der nur eingeschränkt dialektkompetente Proband abgeleiteter und übergeneralisierter Korres-

pondenzregeln zwischen dem Niederdeutschen und dem Hochdeutschen, „indem er die nicht oder nur unsicher bekannte Dialektvariante in falscher Analogie zu anderen ihm (teilweise) bekannten Dialekt/Standard-Kontrasten konstruiert“ (Lenz 2005: 87). So treten bei den Angehörigen der Nachkriegsgeneration gelegentlich Übergeneralisierungen der fehlenden Lautverschiebung der Konsonanten auf (z. B. *brökt* ‚gebracht‘, *annert* ‚anders‘), ebenso Übergeneralisierungen des lexemgebundenen Auftretens von kurzem [y] (z. B. *Künd* ‚Kind‘) oder der präfixlosen Partizipform (*Schicht* ‚Geschichte‘). Mitunter werden auch normwidrige, vermeintlich niederdeutsche Monophthonge gewählt (z. B. *Kliider* ‚Kleider‘, *Siiip* ‚Seife‘, *Fliisch* ‚Fleisch‘). Derartige Hyperdialektalismen sind mit Lenz (2005: 88) als „Beleg eines bereits deutlich fortgeschrittenen Dialektkompetenzverlustes“ zu werten.²³⁶

Es ist allerdings zu betonen, dass Anglizismen und Hyperdialektalismen unter den dialektkompetentesten Gewährspersonen nur bei einzelnen Probanden und in deren Wenkerübersetzungen nur sehr punktuell auftreten. Auffällig ist dabei aber, dass diese Indizien für eine eingeschränkte Beherrschung des Niederdeutschen vor allem im intendierten Niederdeutsch der Nachkriegsgeneration zu beobachten sind. Sechs der neun Probanden dieser Altersgruppe mit der vergleichsweise höchsten Niederdeutschkompetenz bilden in ihren Wenkerübersetzungen gelegentlich einmal hyperdialektale Formen. Dagegen sind die Wenkerübersetzungen der 24 dialektkompetentesten Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration mit einer Ausnahme gänzlich frei von Hyperdialektalismen.²³⁷ Auch die unterschiedliche Verteilung von Hyperdialektalismen im intendierten Niederdeutsch der untersuchten Altersgruppen spricht für eine deutlich geringere aktive Niederdeutschkompetenz in der Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Gewährspersonen.

236 Vgl. Wilcken (2013: 25, 32, 33), die ähnliche Hyperformen im intendierten Niederdeutsch ihrer jüngsten Gewährsperson aus Schleswig-Holstein beobachtet.

237 Der stockende Übersetzungsverlauf mit vielfältigen Reformulierungen deutet darauf hin, dass Frau 7 (1936 A) grundsätzliche Schwierigkeiten mit der Aufgabenstellung des Übersetzungstest zu haben scheint. Sie verwendet bei der Übersetzung von Wenkersatz 37 einmal die übergeneralisierte Form *brökt* („gebracht“).

Sowohl die Selbsteinschätzungen meiner Interviewpartner als auch die sprachliche Form der niederdeutschen Wenkerübersetzungen, die die dialektkompetentesten von ihnen im Sprachtest realisieren, belegen also einen starken intergenerationellen Abbau der aktiven Niederdeutschkompetenz bei den alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburgern. Selbst innerhalb der beiden ältesten Alterskohorten der Bevölkerung zeichnen sich erhebliche altersbedingte Unterschiede in der Niederdeutschkompetenz ab. Die Befragungs- und Testbefunde innerhalb meines mecklenburgischen Untersuchungsgebietes bestätigen also die enge Korrelation zwischen dem Alter der Gewährspersonen und dem Grad ihrer Niederdeutschkompetenz, den auch die repräsentativen Umfragen zu Norddeutschland in den letzten Jahrzehnten immer wieder herausgestrichen haben.²³⁸

Die Prozentwerte der Tabelle 3.2.1-2 deuten auf einen weiteren wichtigen Unterschied zwischen den beiden befragten Altersgruppen der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger hin: Erst in der Nachkriegsgeneration nämlich klaffen die Selbsteinschätzungen zur passiven und zur aktiven Dialektkompetenz auseinander. Der Befund der Niederdeutscherhebung von Adler *et al.* (2016: 13), wonach „die aktive Kompetenz deutlich niedriger ist als die passive“, ist jedenfalls in Mecklenburg allein auf die nach 1950 geborenen Alteingesessenen zu beschränken. Bei meinen ältesten Probanden sind die Prozentwerte für sehr gute aktive und sehr gute passive Niederdeutschkompetenz noch fast deckungsgleich (96,3 % und 92,6 %). Entsprechend geben 25 von 27 Befragten an, im niederdeutschen Gespräch „alles zu verstehen“ und „alles sagen“ zu können. In der Nachkriegsgeneration geben dann nur noch drei von 15 Probanden an, gleichermaßen über diese volle Verstehens- und Sprechkompetenz zu verfügen. Die meisten Angehörigen dieser Altersgruppe (8 Personen) beherrschen dem Vernehmen nach das Niederdeutsche aktiv nicht mehr im selben Grad wie passiv, sie verstehen zwar „alles“, können aber nur noch „das meiste“ sagen, was sie möchten. Vier weitere Angehörige der Nachkriegsgeneration verorten ihre (aktive) Niederdeutschkompetenz auf

238 Stellmacher (1987: 26–27), Möller (2008: 66–70), Adler *et al.* (2016: 14, 16). Hansen-Jaax (1995: 91) stellt übereinstimmend für ihre Probanden in Schleswig-Holstein fest, dass die „Variable ‚Alter‘“ „an die Variable ‚Kompetenz‘ gekoppelt ist“.

den Bewertungsskalen sogar noch tiefer. Stellmacher kommt schon nach der GETAS-Umfrage zum Niederdeutschen in den 1980er Jahren zu dem Ergebnis, dass die Verteilungen aktiver und passiver Sprachkompetenzen im Niederdeutschen stark voneinander abweichen. Es gibt zu denken, dass er diese unterschiedliche Ausprägung aktiver und passiver Sprachkenntnisse mit den Verhältnissen in „Fremdsprachen“ vergleicht.²³⁹ Die sonst eher für erworbene Fremdsprachen kennzeichnende Divergenz der Dimensionen der Sprachkompetenz beginnt im mecklenburgischen Niederdeutsch aber erst für die Nachkriegsgeneration der Sprecher prototypisch zu werden. Bei den Befragten der Vorkriegsgeneration erreichen aktive und passive Niederdeutschkompetenzen – unabhängig davon, ob das Niederdeutsche dabei als Erst- oder als Zweitsprache neben oder nach dem Hochdeutschen erworben wurde – meist noch übereinstimmend hohe Perfektionsgrade.

Nachdem die Verteilung der Niederdeutschkompetenz über die Altersgruppen meines Korpus untersucht worden ist, möchte ich nach dem Zusammenhang zwischen dem Urbanitätsgrad des Lebensumfeldes meiner Probanden und ihrer Niederdeutschkompetenz fragen. „Daß Dorfbewohner mundartfester sind als Städter“ (Stellmacher 1987: 28), ergab schon die repräsentative GETAS-Umfrage zum Niederdeutschen. Die neusten Ergebnisse von Adler *et al.* (2016: 12, 16) bestätigen, dass die aktive und die passive Niederdeutschkompetenz in den „kleineren Wohnorten“ Norddeutschlands etwas besser ist als in „größeren Wohnorten“. Der bloße Bezug auf den aktuellen Wohnsitz der Probanden abstrahiert freilich von der zunehmenden räumlichen Mobilität der Bevölkerung, die gerade in Mecklenburg-Vorpommern in den letzten Jahrzehnten sehr stark zugenommen hat.²⁴⁰ So findet sich auch in meiner großen Stichprobe in den verschiedenen Alters- und Herkunftsgruppen jeweils nur eine vergleichsweise geringe Zahl von Personen, die ihr Leben lang mehr oder weniger ununterbrochen in der Großstadt, der Kleinstadt oder auf dem Dorf gewohnt haben. Die verbleibenden Probandenzahlen lebenslang ortsfester

239 „Wie bei Fremdsprachen wird auch hinsichtlich des Niederdeutschen von mehr Menschen eine passive Sprachbeherrschung in Anspruch genommen als eine aktive.“ (Stellmacher 1987: 22).

240 Vgl. Abschnitt 2.1.1 und Rosenberg (2017: 37, 39–40).

Personen sind hier für die drei Siedlungsgrößen Großstadt, Kleinstadt, Dorf so begrenzt, dass sich allenfalls Indizien zum Zusammenhang von Niederdeutschkompetenz und dem Urbanitätsgrad des Lebensumfeldes benennen lassen. Für die Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen lässt sich immerhin feststellen, dass die beiden einzigen Angehörigen dieser Altersgruppe (von 26 Personen), die im Gespräch auf Niederdeutsch nicht „alles“ sagen können, was sie möchten, ihr Leben lang in Rostock gewohnt haben. Mit Bezug auf die Nachkommengeneration dieser Alteingesessenen könnte man allenfalls geltend machen, dass sich in meiner Zufallsstichprobe nur in der Großstadt Rostock gar keine ortsfesten Personen gefunden haben, die sich noch zutrauen, „alles“ niederdeutsch sagen zu können. Beide Befunde scheinen darauf hinzudeuten, dass unter den lebenslang ortstreuen Großstädtern eine vollständige aktive Beherrschung des Niederdeutschen weniger verbreitet ist als unter Kleinstädtern und Dorfbewohnern. Zwischen Kleinstadt und Dorf sind auf der Basis meines Interviewkorpus keine nennenswerten Unterschiede in der Verteilung der Niederdeutschkompetenz auszumachen.

Die repräsentativen Umfragen zur Verteilung der Niederdeutschkompetenz in der norddeutschen Bevölkerung haben in den letzten Jahrzehnten wiederholt eine mehr oder weniger ausgeprägte Korrelation der aktiven Sprechkompetenz und der jeweiligen Bildungskarrieren der Probanden ermittelt: „Je höher der Bildungsabschluss der Befragten, desto schlechter ist die aktive Plattdeutschkompetenz.“²⁴¹ Für die alteingesessenen Interviewpartner aus meinem Untersuchungsgebiet ist die Frage der Bildungsabschlüsse grundsätzlich mit der Generationenzugehörigkeit verschränkt. Die 26 Angehörigen der Vorkriegsgeneration haben im Gruppendurchschnitt 9,3 Schuljahre absolviert. Dagegen hat die insgesamt deutlich weniger niederdeutschkompetente Nachkriegsgeneration durchschnittlich 10,5 Jahre die Schule besucht.²⁴² Insofern könnte man auch für meine Stichprobe bestätigen, dass ein zunehmender Bildungsgrad der Probanden negativ mit ihrer abnehmenden aktiven Niederdeutschkompetenz korreliert.

241 Adler *et al.* (2016: 14), zum gleichen Befund kommen auch schon Stellmacher (1987: 28) und Möller (2008: 75–76).

242 Vgl. Abschnitt 2.1.4 zu den Auswirkungen der Bildungsreformen.

Dieser Zusammenhang lässt sich allerdings innerhalb der beiden Altersgruppen nicht nachweisen. Unter den Probanden der Vorkriegsgeneration schwankt die Dauer des Schulbesuchs besonders stark und bewegt sich zwischen den Extremwerten von sechs bis zwölf absolvierten Schuljahren. Die aktive Niederdeutschkompetenz ist aber, wie wir gesehen haben, in dieser Generation durchgängig sehr hoch. Exzellente Niederdeutschkenntnisse weisen deshalb sowohl die Absolventen von sechs Schuljahren als auch die von zwölf Schuljahren auf. Innerhalb der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen ist die aktive Niederdeutschkompetenz also nicht von der jeweiligen Schulkarriere der Gewährspersonen abhängig.

Für die Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen ist die Frage nach einem Zusammenhang zwischen Bildungsabschluss und Niederdeutschkompetenz weniger eindeutig zu beantworten. Zum einen ist hier die Gruppe der Befragten kleiner (15 Personen), zum anderen sind die Schulkarrieren in der DDR viel weniger disparat gewesen als in der Vorkriegszeit. Elf der Befragten haben die Polytechnische Oberschule (POS) nach zehn Schuljahren abgeschlossen, vier Gewährspersonen haben die zwölfjährige Erweiterte Oberschule (EOS) besucht. Die vier Absolventen der EOS trauen sich zu, im Gespräch „alles“ oder „das meiste“ auf Niederdeutsch zu sagen, drei von ihnen erreichen im Übersetzungstest sogar über 90 % der Kompetenz der Referenzpersonen aus der Vorkriegszeit. Unter den elf Absolventen der POS ist die aktive Niederdeutschkompetenz etwas breiter gestreut. Sieben Personen geben an, auf Niederdeutsch „alles“ oder „das meiste“ sagen zu können und fünf Personen erreichen im Übersetzungstest über 90 % der Referenzkompetenz. Von den Probanden mit zehnjähriger Schulbildung begrenzen allerdings auch vier Personen ihre Niederdeutschkompetenz darauf, nur „wenig“ sagen zu können. Exzellente aktive Niederdeutschkompetenzen finden sich in der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen also sowohl unter den Absolventen des zehnjährigen Schultyps als auch unter den Schülern des zwölfjährigen Schultyps. Genaueres lässt sich auf der Basis meiner zahlenmäßig begrenzten Zufallsstichprobe nicht feststellen.

Die oft diskutierte Frage nach dem Zusammenhang zwischen Geschlecht und Dialektkompetenz wird von den drei repräsentativen Umfragen zum Niederdeutschen sehr verhalten und mitunter sogar widersprüchlich beantwortet. Adler *et al.* (2016: 14) finden in den Selbsteinschätzungen von

Männern und Frauen nur einen „sehr gering[en]“ Unterschied hinsichtlich ihrer aktiven Niederdeutschkompetenz: „Männer sprechen marginal besser Plattdeutsch.“ Zu demselben Ergebnis kam die GETAS-Umfrage in den alten Bundesländern von 1984 (Stellmacher 1987: 24–25). Nach der INS-Studie von 2007 für ganz Norddeutschland sind es dagegen die Frauen, die sich eine geringfügig bessere Sprechkompetenz im Niederdeutschen zuschreiben (Möller 2008: 58).

Ähnlich wie bei der Frage nach dem Zusammenhang von Bildungsabschluss und Dialektkompetenz kann für die Vorkriegsgeneration der von mir befragten Alteingesessenen festgestellt werden, dass es hier keinen nennenswerten Unterschied in der Sprechkompetenz der sozialen Untergruppen gibt. Die Angehörigen dieser Altersgruppe gehen unabhängig von ihrem Geschlecht nahezu einstimmig davon aus, dass sie im niederdeutschen Gespräch „alles“ sagen könnten, was sie möchten. Einzige Ausnahmen sind eine Frau, die angibt, „das meiste“ sagen zu können, und ein Mann, der sich nur „wenig“ aktive Sprechkompetenz zuspricht. In der Gruppe der vergleichsweise besten Niederdeutschsprecher, die im Übersetzungstest über 95 % der Referenzmerkmale realisieren, sind Frauen und Männer gleichermaßen vertreten. Schon Stellmacher (1987: 25) hatte auf der Basis der GETAS-Umfrage zur Differenzierung der aktiven Niederdeutschkompetenz festgestellt: „Der Unterschied zwischen den Geschlechtern wird bei zunehmendem Alter immer geringer.“ In der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen ist die Geschlechtszugehörigkeit der Probanden für die Ausprägung ihrer Niederdeutschkompetenz offensichtlich gänzlich irrelevant.

In der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen ergibt die Frage nach einem Zusammenhang von Geschlecht der Befragten und ihrer aktiven Niederdeutschkompetenz kein klares Bild. In der kleinen Stichprobe von 15 Befragten traute sich von den Frauen zwar niemand zu, im Niederdeutschen „alles“ sagen zu können. Im Übersetzungstest realisierte dann aber gut die Hälfte der Probandinnen (5 von 9) ebenso wie die Hälfte der sechs männlichen Befragten mehr als 90 % der niederdeutschen Referenzmerkmale. In der subjektiven Selbstbeurteilung schätzen die Frauen meines Korpus ihre Niederdeutschkompetenz zwar geringer ein als die befragten Männer. In ihren Wenkerübersetzungen erweisen sie sich aber als mindestens ebenso dialektkompetent wie diese. Die geringe Zahl der

untersuchten Angehörigen der Nachkriegsgeneration erlaubt hier keine weiterreichenden Schlüsse.

Ich fasse die Beobachtungen dieses Abschnitts abschließend zusammen: Meine vor 1940 und zwischen 1950 und 1970 geborenen Zeitzeugen aus alteingesessenen mecklenburgischen Familien können Niederdeutsch mit beachtlich hohen Kompetenzgraden verstehen und sprechen. Dies wurde im vorliegenden Abschnitt einerseits auf der Basis von Selbsteinschätzungen der Probanden und andererseits anhand der sprachlichen Form ihrer niederdeutschen Wenkerübersetzungen erwiesen. Die sehr guten Niederdeutschkenntnisse dieser Bevölkerungsgruppen bilden bis heute eine Art fortdauernden Nachklang der sehr positiven Befunde zur Dialektkompetenz, die in früheren Jahrzehnten in ihren Geburtsjahrgängen erhoben worden sind. Die Niederdeutschkenntnisse der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen in meinem Untersuchungsgebiet liegen noch heute weit über dem Landesdurchschnitt der Kompetenzverteilung, den aktuelle repräsentative Befragungen für Mecklenburg-Vorpommern ermittelt haben.

Die überdurchschnittlich guten Niederdeutschkenntnisse der älteren und der ältesten Sprecherinnen und Sprecher verweisen auf eine enge Korrelation zwischen den Graden der Dialektkompetenz und dem Alter der Probanden. Diese Korrelation bringt sich auch schon im Vergleich der beiden ältesten Generationen der gegenwärtigen Bevölkerung zur Geltung: Von der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen zur Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Familien nehmen die Niederdeutschkenntnisse drastisch ab. Dieser Rückgang betrifft in erster Linie die Fähigkeit, Niederdeutsch aktiv zu sprechen. Bei weiterhin recht guten Verstehenskompetenzen weichen bei den Probandinnen und Probanden der Nachkriegsgeneration die aktiven und die passiven Dialektkenntnisse zum Teil weit voneinander ab. Die deutliche Einschränkung der aktiven Niederdeutschkompetenz in der Nachkriegsgeneration der Bevölkerung markiert in der neueren Geschichte des mecklenburgischen Niederdeutsch den Beginn des „Dialektverlustes“ (Peters 2015: 31), der – mit arealen Unterschieden in Ausmaß und Dynamik – auch die Sprachentwicklung in anderen Regionen des niederdeutschen Sprachgebietes im 20. Jahrhundert kennzeichnet.

Während die Verteilung der Niederdeutschkompetenz sehr stark an den Faktor „Lebensalter der Probanden“ gebunden ist, scheinen sich

andere soziale Faktoren wie „Bildungskarriere“, „Geschlecht“ und „Urbanitätsgrad des Lebensumfeldes“ nur wenig bzw. gar nicht auf die Ausprägung der Niederdeutschkenntnisse unter den Gewährspersonen auszuwirken. Für die durchweg exzellenten Sprech- und Verstehenskompetenzen der Vorkriegsgeneration sind die Dauer des Schulbesuches und die Geschlechtszugehörigkeit der Probanden offensichtlich völlig irrelevant. In der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen sind Einflüsse der Schulabschlüsse oder des Geschlechts der Befragten auf ihre Fähigkeit, niederdeutsch zu sprechen, auf der Basis meiner Daten nicht zweifelsfrei festzustellen. Einzelindizien deuten allenfalls darauf hin, dass sich unter den lebenslang ortsfesten Großstädtern beider Alterskohorten mehr Personen mit unterdurchschnittlicher aktiver Dialektkompetenz finden als unter den ortsfesten Kleinstädtern und Dorfbewohnern. Diese Einzelfälle legen nahe, dass der Dialektverlust in Rostock früher eingesetzt hat und weiter fortgeschritten ist als im kleinstädtischen und ländlichen Umfeld der Großstadt.²⁴³ Ein solcher Befund würde mit den Ergebnissen der älteren Forschungsliteratur übereinstimmen, die ich in Tabelle 3.2.1-1 zusammengestellt habe.

3.2.2 Niederdeutschkompetenz bei immigrierten Vertriebenen und ihren Nachkommen

Quantitative Untersuchungen zur Niederdeutschkompetenz unter den zugewanderten Vertriebenen im norddeutschen Raum fehlen bis heute fast völlig. Auch die sprachdemographischen Kompetenzerhebungen der letzten Jahrzehnte blenden die Tatsache gänzlich aus, dass gerade die norddeutsche Wohnbevölkerung ihrer Herkunft nach besonders heterogen zusammengesetzt ist. Glücklicherweise liegen gerade zum Norden der ehemaligen DDR zwei ältere quantitative soziolinguistische Erhebungen vor, die auch die Verteilung der Niederdeutschkompetenz unter immigrierten Vertriebenen mit erfassen. Vor allem Ursula Föllner hat in ihren umfangreichen Untersuchungen zum Niederdeutschgebrauch in den ländlichen

²⁴³ Diese Einzelbeobachtungen bestätigen ähnliche Befunde zum Zusammenhang zwischen der Urbanität des Lebensumfeldes und der Abbaugeschwindigkeit der Niederdeutschkompetenz im Raum Rostock bei Schönfeld (1981: 141).

Räumen Sachsen-Anhalts eigens diskutiert, inwieweit die vielen Zuwanderer der Nachkriegszeit eine aktive Niederdeutschkompetenz erworben haben. Grundlage für ihre Diskussion sind Totalerhebungen unter allen erwachsenen Bewohnern von jeweils acht Dörfern der Magdeburger Börde und der Altmark, die Föllner in den 1990er Jahren durchgeführt hat. Bei der soziolinguistischen Befragung der 126 Vertriebenen, die sich in den Börde-Dörfern angesiedelt haben,

[...] stellte sich heraus, daß ca. 75 % von ihnen das Niederdeutsche nicht oder kaum sprechen können, aber rund ein Viertel den Dialekt gut oder sehr gut beherrscht. Diese Verteilung trifft im wesentlichen auch für die Dörfer der Altmark zu. (Föllner 1998: 12)

Der Anteil von etwa 25 % niederdeutschkompetenten Zuwanderern ist umso bemerkenswerter, als zur Untersuchungszeit im Durchschnitt auch nur 43 % der befragten Alteingesessenen aus der Börde und nur 32,6 % der Alteingesessenen aus der Altmark über gute oder sehr gute aktive Niederdeutschkenntnisse verfügten (ebd.: 10, 11). Föllner weist darauf hin, dass die aktiven Niederdeutschkompetenzen in den einzelnen Ortschaften mitunter recht unterschiedlich verteilt waren. So betrug der Anteil der niederdeutschkompetenten Personen unter den Vertriebenen, die in den 1990er Jahren noch befragt werden konnten, örtlich sogar „mehr als 50 %“ (Föllner 2000: 169).

Offenbar spielte es für den Erwerb des örtlichen Niederdeutsch bei den Vertriebenen in den Untersuchungsorten Föllners keine nennenswerte Rolle, ob die Probanden aus niederdeutschen Herkunftsregionen (Ostpreußen, Pommern) oder aus den mitteldeutschen Regionen Schlesiens zugewandert sind. Auch ein Zusammenhang zwischen der aktiven Niederdeutschkompetenz und der Geschlechtszugehörigkeit der Probanden ließ sich nicht ausmachen (Föllner 1998: 13–14). Einen gewissen Einfluss auf den Erwerb des Niederdeutschen hatte dagegen das Alter, das die befragten Vertriebenen bei ihrer Ankunft erreicht hatten. Hier zeigte sich eine „stärkere Neigung zur sprachlichen Anpassung in der Altersgruppe der [damals] bis 10jährigen“ (Föllner 1998: 13). Föllner hebt allerdings hervor, dass auch Zuwanderer „jenseits des Kindesalters“ das Niederdeutsche erworben hätten. Im Ort Hödingen waren es beispielsweise ausschließlich Vertriebene der Geburtsjahrgänge 1906 bis 1929, die das Niederdeutsche

aktiv gut oder sehr gut beherrschten (Föllner 2000: 169), jüngere Zuwanderer haben den Dialekt dagegen dort nicht gelernt.

Ein Schlaglicht auf die quantitative Verteilung der Niederdeutschkompetenzen wirft auch die soziolinguistische Erhebung von Chudnizki im Süden Mecklenburgs. Der Autor stützt seine Ergebnisse auf zahlreiche Tonaufnahmen und auf die ausgefüllten Fragebögen von 518 Personen, die er am Ende der 1970er Jahre auf der Schiffswerft in Rechlin und in 24 umliegenden Dörfern und Kleinstädten am Müritzsee eingesammelt hat. Auf die Niederdeutschkompetenz der zugewanderten Vertriebenen wird in der Auswertung der Ergebnisse allerdings nur beiläufig eingegangen. Hier ergab sich die folgende Verteilung „vollständiger“ oder „teilweiser“ Niederdeutschkompetenz unter den „Umsiedlern“ aus mittel- oder oberdeutschen Dialektregionen:

Beachtenswert ist, daß von den aus nicht niederdeutschen Sprachgebieten Zugezogenen 3,9 % der Sprecher die niederdeutsche Mundart vollständig beherrschen, 24 % beherrschen sie teilweise, während nur 10,1 % der Befragten dieser Gruppe die mundartliche Rede nicht verstehen. Es ist zu berücksichtigen, daß der Anteil der Zugezogenen in der regionalen Bevölkerung ziemlich hoch ist. (Chudnizki 1991: 226–227)

Es fanden sich also auch im äußersten Süden Mecklenburgs immigrierte Vertriebene, die das Niederdeutsche mit sehr hohen Sprechkompetenzen erworben haben, allerdings war der Anteil der sehr guten Niederdeutschsprecher in dieser Bevölkerungsgruppe deutlich niedriger als bei den Alteingesessenen, von denen zur Untersuchungszeit durchschnittlich 34,4 % den Dialekt „vollständig“ beherrschten. Da eine perfekte Dialektbeherrschung aber auch unter den Alteingesessenen der Region in größerem Umfang vor allem in den Geburtsjahrgängen vor 1930 zu finden war (47,3 %) und bei den jüngeren Geburtsjahrgängen sehr stark zurückging, kommt Chudnizki (1991: 226) zu dem Schluss, dass „der Faktor ‚Alter‘ [...] sich stärker auf die Kenntnis der Mundart aus[wirkt] als regionale Herkunft der Sprecher“.

Gehen wir nun zu den gegenwärtigen Sprachverhältnissen in meiner Untersuchungsregion im Raum Rostock über. Welche Rückschlüsse lassen sich von meinem Interviewkorpus auf die quantitative Verteilung der aktiven und passiven Niederdeutschkompetenzen unter den nach Mecklenburg zugewanderten Vertriebenen und ihren Nachkommen ziehen? Wie

meine alteingesessenen Interviewpartner und -partnerinnen habe ich auch die Angehörigen von Vertriebenenfamilien gebeten, den Grad ihrer Niederdeutschkompetenz selbst einzuschätzen. Um eine Vergleichbarkeit der Antworten in der gesamten Stichprobe zu gewährleisten, habe ich ihnen dabei dieselbe Palette von sechs standardisierten Antwortmöglichkeiten vorgelegt wie den Alteingesessenen und sie gebeten, die Aussage auszuwählen, die ihre Niederdeutschkompetenz am treffendsten beschreibt:

1. Ich verstehe alles und kann im Gespräch alles sagen, was ich möchte.
2. Ich verstehe alles und kann im Gespräch das meiste sagen, was ich möchte.
3. Ich verstehe das meiste, kann aber nur wenig sagen. (usw. vgl. 3.2.1).

Von insgesamt 42 Gewährspersonen aus Vertriebenenfamilien meiner Untersuchungsorte konnte ich diese Selbsteinschätzungen zur eigenen Niederdeutschkompetenz aufzeichnen. Hervorzuheben ist, dass ich im Unterschied zu Föllner ausschließlich Vertriebene aus mittel- und oberdeutschen Dialektregionen und Nachkommen solcher Personen in die Untersuchung einbezogen habe. Schließlich ist daran zu erinnern, dass für meine Suche nach Gesprächspartnern aus diesem Bevölkerungssegment die Niederdeutschkenntnisse kein Auswahlkriterium darstellten. Die von mir interviewten Vertriebenen und ihre Nachkommen stellen also hinsichtlich ihrer Niederdeutschkompetenz eine Zufallsstichprobe dar.

Ich veranschauliche die Ergebnisse der Selbsteinschätzungen in Tabelle 3.2.2-1. Auffällig ist zunächst, dass die befragten Angehörigen von Vertriebenenfamilien ihre Fähigkeiten, Niederdeutsch zu verstehen und zu sprechen, im Durchschnitt deutlich schlechter einschätzen als die alteingesessenen Gewährspersonen.²⁴⁴ Noch über 70 Jahre nach der Ansiedlung der Vertriebenen aus den südöstlichen deutschen Sprachgebieten ist demnach die Wahrscheinlichkeit, in deren Familien sehr gute Niederdeutschkompetenzen anzutreffen, erheblich geringer als in alteingesessenen Vergleichsgruppen. Die Migrationsgeschichte der Nachkriegszeit ist also bis heute ein Faktor, der die soziale Verteilung der Niederdeutschkenntnisse in der mecklenburgischen Bevölkerung beeinflusst.

²⁴⁴ Vgl. die Ergebniswerte in Tabelle 3.2.1-2.

Tabelle 3.2.2-1: Niederdeutschkompetenz bei Vertriebenen und ihren Nachkommen (Selbsteinschätzungen)

		Vorkriegsgeneration (N = 27)	Nachkriegsgeneration (N = 15)
Verstehen	alles	70,4 %	53,3 %
	das meiste	14,8 %	20 %
	etwas	7,4 %	26,7 %
	wenig	7,4 %	–
	nichts	–	–
Sprechen	alles	29,6 %	13,3 %
	das meiste	18,5 %	20 %
	wenig	22,2 %	20 %
	einige Wörter	11,1 %	46,7 %
	nichts	18,5 %	–

Dessen ungeachtet sind die Anteile niederdeutschkompetenter Probanden gerade in der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen sehr beachtlich (vgl. Tab. 3.2.2-1). Immerhin 85,2 % der Befragten aus dieser Altersgruppe geben an, im Niederdeutschen „alles“ oder „das meiste“ zu verstehen (im Vergleich zu 100 % bei den gleichaltrigen Alteingesessenen). Besonders bemerkenswert ist die aktive Niederdeutschkenntnis der Menschen, die nach dem Krieg aus Schlesien, den böhmischen Ländern oder der Slowakei nach Mecklenburg vertrieben wurden: Fast die Hälfte von ihnen traut sich zu, im Gespräch auf Niederdeutsch „alles“ oder „das meiste“ zu sagen, was sie möchten. Nahezu 30 % der Zuwanderer beherrschen den Dialekt ihrer Selbsteinschätzung nach sogar so perfekt, dass sie sich im Gespräch ohne Einschränkungen auf Niederdeutsch ausdrücken können. Sie trauen sich zu, im mecklenburgischen Dialekt „alles“ sagen zu können. Die wesentlich niedrigeren Ergebniswerte Chudnizkis deuten darauf hin, dass die Befunde meiner Zufallsstichprobe natürlich nicht in ihren genauen quantitativen Verhältnissen für ganz Mecklenburg-Vorpommern verallgemeinert werden können. Ähnlich wie beim ostfälischen oder märkischen Niederdeutsch in

Sachsen-Anhalt kann jedoch davon ausgegangen werden, dass auch das mecklenburgische Niederdeutsch durch die Zuwanderung nach dem Krieg regional in ganz erheblichem Umfang neue potentielle Sprecher dazugewonnen hat. Sehr viele der Vertriebenen, die in den 1920er und 1930er Jahren in mittel- und oberdeutschen Sprachregionen geboren wurden und aufgewachsen sind, sind in Mecklenburg nach dem Krieg zu „new speakers“ (Hornsby 2015) des Niederdeutschen geworden.

Der Erwerb der Niederdeutschkompetenz ist aber offensichtlich stark von den spezifischen Lebensumständen der einzelnen Zuwanderer in Mecklenburg abhängig. So gibt es neben den vielen Vertriebenen, die sich eine (nahezu) perfekte Sprachbeherrschung zutrauen, auch einen Anteil von immerhin 29,6 % der Befragten aus der Vorkriegsgeneration, die meinen, auf Niederdeutsch „nur einige Wörter“ oder „gar nichts“ sagen zu können (vgl. Tab. 3.2.2-1). Probanden mit derart geringen aktiven Niederdeutschkenntnissen gibt es unter den gleichaltrigen Alteingesessenen gar nicht. Hier sind also nach wie vor deutliche sprachliche Unterschiede zwischen den Herkunftsrgruppen der mecklenburgischen Bevölkerung zu verzeichnen.

Wie in den alteingesessenen Familien so nimmt auch in den Familien der immigrierten Vertriebenen die Verbreitung hoher Niederdeutschkompetenzen von der Vorkriegsgeneration zur Nachkriegsgeneration stark ab. Und wie bei den Alteingesessenen geht vor allem die aktive Sprechkompetenz in der Nachkriegsgeneration der Vertriebenen zurück. Immerhin trauen sich noch fast drei Viertel der Befragten dieser Altersgruppe zu, „alles“ oder „das meiste“ auf Niederdeutsch zu verstehen. Und noch recht genau ein Drittel der befragten Nachkommen von Vertriebenen meint, im niederdeutschen Gespräch „alles“ oder „das meiste“ sagen zu können, was sie möchten (vgl. Tab. 3.2.2-1). Selbst in der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien in Mecklenburg sind also umfassende rezeptive und sogar (sehr) gute produktive Dialektkompetenzen beachtlich weit verbreitet.

Erwähnenswert ist an dieser Stelle, dass gerade diejenigen Probanden, deren beide Elternteile 1945/1946 aus dem Südosten zugewandert sind, überdurchschnittlich gute Niederdeutschkompetenzen aufweisen. Gegenüber dem Gruppenschnitt der Nachkommengeneration, die auch Probanden mit einem alteingesessenen Elternteil einschließt, geben 77,8 %

von den Nachkommen zweier Vertriebener an, im Niederdeutschen alles oder das meiste zu verstehen (Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien insgesamt: 73,3 %). 44,4 % dieser Probanden meinen, alles oder das meiste niederdeutsch sagen zu können (Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien insgesamt: 33,3 %). Offensichtlich haben sich gerade solche Personen, die das Niederdeutsche nicht in ihrer frühkindlichen Sprachsozialisation von einem alteingesessenen Elternteil gelernt haben können, im besonderen Maße um möglichst vollkommenen Niederdeutscherwerb bemüht. Auch in der Verteilung der Dialektkenntnisse bringt sich demnach die Tendenz zur Überanpassung an das mecklenburgische Sprachumfeld zur Geltung, die ich in Band 1 dieser Studie am Sprachgebrauch gerade der Kinder zweier vertriebener Eltern nachweisen konnte.²⁴⁵

Bislang habe ich hier ausschließlich zusammengefasst, wie meine Interviewpartner aus Vertriebenenfamilien ihre Fähigkeiten, Niederdeutsch zu verstehen oder zu sprechen, selbst einschätzen. Im ersten Teil dieser Studie habe ich die aktive Niederdeutschkompetenz aber auch über die merkmalsbezogene Analyse der Wenkerübersetzungen meiner Probanden objektiv eingestuft, um für die Variablenanalyse des Niederdeutschen ein Teilsample der dialektkompetentesten Sprecher abzugrenzen. Als Vergleichsgrundlage dienten dabei die Merkmalsausprägungen im intendierten Niederdeutsch von zehn alteingesessenen Referenz-Probanden der Vorkriegsgeneration, die das Niederdeutsche vorschulisch als Erstsprache erworben haben und bis heute im Alltag häufig verwenden.²⁴⁶ Die Ergebnisse dieser Kompetenzeinstufung ermöglichen es, die niederdeutschen Übersetzungen der besten Sprecher aus Vertriebenenfamilien untereinander zu vergleichen und mit den Übersetzungen der kompetentesten Alteingesessenen abzugleichen. Die Kreisdiagramme der folgenden Abbildung veranschaulichen, dass die aktive Niederdeutschkompetenz in den beiden Altersgruppen der besten Sprecher aus den Vertriebenenfamilien disparat verteilt ist und unterschiedliche Grade der Übereinstimmung mit den Übersetzungen der alteingesessenen ‚Referenz-Niederdeutschen‘ erreicht (vgl. Abb. 3.2.2-1).

245 Vgl. Ehlers (2018: 219–221).

246 Vgl. Ehlers (2018: 84–86).

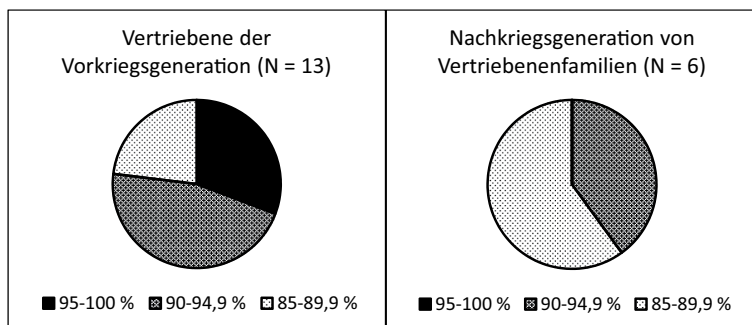


Abbildung 3.2.2-1: Verteilung der aktiven Niederdeutschkompetenz bei den dialektkompetentesten Vertriebenen und deren Nachkommen (% der realisierten Referenzmerkmale im Übersetzungstest)

Ersichtlich wird, dass von den Vertriebenen, die nach dem Krieg nach Mecklenburg kamen, eine ganze Reihe von Probanden aktive Niederdeutschkompetenzen erworben haben, die an die Sprachkenntnisse der gleichaltrigen Alteingesessenen heranreichen. Anders als in der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen (vgl. Abb. 3.2.1-1) sind die aktiven Sprachkompetenzen bei den vor 1940 geborenen Vertriebenen aber selbst unter den besten Niederdeutschsprecherinnen und -sprechern dem erreichten Perfektionsgrad nach disparater verteilt. Die beiden Kreisdiagramme der Abbildung 3.2.2-1 veranschaulichen auch, dass die Niederdeutschkompetenzen in den Vertriebenenfamilien von der Vorkriegs- zur Nachkriegsgeneration geringer werden und bestätigen damit auch die Selbsteinschätzungen meiner Interviewpartner. Auch in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien ist also der starke Rückgang der Niederdeutschkompetenz zu beobachten, der die Sprachentwicklungen in den alteingesessenen Familien Mecklenburgs seit dem Zweiten Weltkrieg ebenfalls kennzeichnet.

Lassen sich anhand meiner Zufallsstichprobe neben dem Alter der Probanden weitere soziale Faktoren identifizieren, die den Erwerb von Niederdeutschkenntnissen in den Vertriebenenfamilien beeinflusst haben könnten? Ähnlich wie bei den Alteingesessenen so ist auch bei den Vertriebenen ein eindeutiger Zusammenhang zwischen der Geschlechtszugehörigkeit der Befragten und ihrer Dialektkompetenz nicht erkennbar. Die etwas ungleiche Repräsentanz von Männern und Frauen in den untersuchten

Altersgruppen der Vertriebenenfamilien spiegelt sich vielmehr recht genau in den unterschiedlichen Anteilen männlicher und weiblicher Vertriebener unter den dialektkompetentesten Probanden wider. Es sind also – zumal bei den geringen Probandenzahlen – keine geschlechtsspezifischen Ausprägungen der Niederdeutschkompetenz erkennbar.

Dagegen scheint es wie bei den Alteingesessenen einen gewissen Zusammenhang zwischen der Größe des Wohnortes und der erreichten Niederdeutschkompetenz in den Vertriebenenfamilien zu geben. Von den 13 niederdeutschkompetentesten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration, die in ihren Wenkerübersetzungen mehr als 85 % der Referenzmerkmale aus den Vergleichsübersetzungen Alteingesessener realisieren, hat niemand seit dem Kriegsende dauerhaft in Rostock gelebt. Frau 28 (1936 V) und Herr 32 (1931 V), die zur Gruppe der niederdeutschkompetentesten Gewährspersonen ihrer Herkunftsgruppe zu rechnen sind, wohnen zwar bereits seit langer Zeit in der Großstadt, haben aber nach ihrer Ankunft in Mecklenburg nach dem Krieg jeweils zunächst einige Jahre in Dörfern der Umgebung gelebt und dort auch das Niederdeutsche erworben. Ein Unterschied zwischen Stadt- und Landbewohnern bringt sich auch in den Selbsteinschätzungen meiner Probanden der Vorkriegsgeneration zur Geltung.²⁴⁷ Von den vier Vertriebenen meiner Stichprobe, die seit 1946 dauerhaft in Rostock leben, traut sich keiner zu, im Niederdeutschen alles oder das meiste zu sagen. Dagegen gibt jeweils mehr als die Hälfte der seit Kriegsende kontinuierlich in Dörfern oder in der Kleinstadt ansässigen Vertriebenen an, diese hohen Kompetenzgrade im aktiven Niederdeutschgebrauch zu erreichen. Kleinstadt und Dorf boten in den Nachkriegsjahren also offenbar weitaus günstigere Rahmenbedingungen für den Erwerb (sehr) guter Niederdeutschkompetenzen als das urbane Lebensumfeld der Großstadt.

Der Urbanitätsgrad des Wohnumfeldes ist freilich nicht der einzige Faktor, der die Ausprägung der Niederdeutschkompetenz beeinflusst oder gar dominiert. In der Großstadt ebenso wie in Kleinstadt und Dorf finden wir

247 Für die Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien können die Verhältnisse in Stadt und Land nicht verglichen werden, weil ich für diese Altersgruppe keine ortsfesten Gewährspersonen in der Großstadt finden konnte, vgl. Ehlers (2018: 77).

jeweils Vertriebene, die kaum über aktive Sprachkenntnisse im Niederdeutschen verfügen, obwohl sie seit Kriegsende dort kontinuierlich gelebt haben.²⁴⁸ Auch unter den ortsfesten Bewohnern von Dorf und Kleinstadt bin ich mit ehemaligen Zuwanderern ins Gespräch gekommen, die angeben, auf Niederdeutsch nur wenige Wörter oder sogar nichts sagen zu können. Dass das Alter und die Größe des mecklenburgischen Wohnortes keine allein ausschlaggebenden Faktoren für die Ausprägung der aktiven Niederdeutschkompetenz sind, lässt sich schlaglichtartig am Vergleich zweier Gewährsfrauen aus Satow veranschaulichen: Frau 37 (1933 V) und Frau 38 (1938 V) haben ihre Kindheit beide in demselben Ort in der Mittelslowakei verbracht und leben seit ihrer Vertreibung von dort beide im mecklenburgischen Satow. Dennoch gibt eine der Frauen an, auf Niederdeutsch „nichts“ sagen zu können, während die andere im niederdeutschen Gespräch „alles“ sagen kann, was sie möchte. Hier sind offensichtlich die individuellen Lebensumstände und persönlichen Spracheinstellungen letztlich von größerer Bedeutung für den Erwerb des Niederdeutschen als allgemeine soziale Rahmenbedingungen.

Ich möchte abschließend noch einmal die wichtigsten Befunde hervorheben, die die Untersuchung der Niederdeutschkompetenzen in der Zufallsstichprobe aus Vertriebenenfamilien meines Untersuchungsgebietes ergibt: Diese Befunde stützen sich auf die Selbsteinschätzungen meiner 42 Interviewpartner aus diesen Familien und auf die Merkmalanalyse ihrer Wenkerübersetzungen. Demnach finden sich in den beiden untersuchten Generationen der Vertriebenenfamilien jeweils beachtlich große Anteile von Personen, die das Niederdeutsche passiv wie aktiv gut und sogar sehr gut beherrschen. Unter den 1945/1946 zugewanderten Vertriebenen liegt der Anteil derjenigen, die in Mecklenburg sehr gute aktive Niederdeutschkompetenz erworben haben, mit knapp 30 % (N = 27) sogar noch über dem Anteil, den die vergleichbare Untersuchung Föllners für die Zuwanderer in

248 Drei von sieben ortsfesten Dorfbewohnern, eine von neun ortsfesten Kleinstädtern und zwei von vier ortsfesten Rostockern konnten im Niederdeutschen ihrer Selbsteinschätzung nach nichts oder nur wenige Wörter sagen.

Dörfern in Sachsen-Anhalt ergeben hat.²⁴⁹ Es ist zwar nach den älteren Befunden Chudnizkis im Süden Mecklenburgs davon auszugehen, dass es in der Verteilung der Niederdeutschkompetenz unter Zuwanderern – ähnlich wie unter Alteingesessenen – deutliche regionale Unterschiede geben dürfte. Es kann aber festgehalten werden, dass sich der Erwerb sehr guter Niederdeutschkenntnisse unter den aus dem Südosten vertriebenen Menschen in Mecklenburg keineswegs auf wenige Ausnahmefälle begrenzt. Vielmehr muss bezogen auf ganz Mecklenburg-Vorpommern mit einer sehr hohen Zahl von *new speakers* des Niederdeutschen gerechnet werden. Zahlreiche Berichte über niederdeutschkompetente Vertriebene im Lebensumfeld meiner Zeitzeugen bestätigen dies (vgl. 3.2.3). Die genaue Zahl der Immigranten, die in den Nachkriegsjahren das Niederdeutsche gelernt haben, dürfte heute freilich nicht mehr ermittelbar sein.

Dabei ist der Anteil niederdeutschkompetenter Personen in den beiden Alterskohorten der Vertriebenenfamilien erwartungsgemäß bis heute erheblich geringer als unter den gleichaltrigen Alteingesessenen meines Untersuchungsgebietes. Ausgehend von sehr unterschiedlichen Niveaus der Niederdeutschkompetenz hat in den Familien der Alteingesessenen ebenso wie in den Familien der immigrierten Vertriebenen über die Nachkriegsjahrzehnte ein intergenerationaler Abbau der Niederdeutschkenntnisse eingesetzt. Dieser Kompetenzverlust kann als Begleitprozess des allgemeinen Sprachgebrauchswandels seit dem Zweiten Weltkrieg angesehen werden.²⁵⁰ Die Verteilung der Niederdeutschkompetenzen in meiner Mecklenburger Stichprobe deutet darauf hin, dass der Abbau der Niederdeutschkenntnisse unter den alteingesessenen Einwohnern der Großstadt

249 Nach Föllner (1998: 12) sind es etwa 25 % der immigrierten Vertriebenen, die gute oder sehr gute aktive Niederdeutschkenntnisse erworben haben, siehe oben.

250 Peters (2015: 31) beschreibt den in ganz Norddeutschland zu beobachtenden „Dialektverlust“ als Zusammenwirken zweier Teilprozesse: „Die Mundart wird immer weniger gesprochen, und zwar zum einen in immer weniger Situationen (Funktionsverlust), zum anderen von immer weniger Menschen (Rückgang der Mundartkompetenz).“ Elmentaler (2009: 346) bezieht diesen Zusammenhang auch auf den Dialektgebrauch und die Dialektkompetenz einzelner Sprecher: „Wenn Sprecher eine Varietät immer seltener im Alltag gebrauchen, kann dies zu einem Kompetenzverlust führen – die Sprecher machen ‚Fehler‘.“

Rostock eher eingesetzt hat als unter der Bevölkerung ihres kleinstädtischen und ländlichen Umfeldes. In der Großstadt war es offenbar auch für die immigrierten Vertriebenen schwieriger als in Kleinstadt und Dorf, hohe Niederdeutschkompetenzen zu erwerben und zu bewahren.

3.2.3 *„Als wenn sie auch ein richtig waschechter Mecklenburger ist“* – zeitzeugenberichte über die Niederdeutschkompetenz von Vertriebenen

Im vorangegangenen Abschnitt habe ich in den untersuchten Vertriebenenfamilien einen bemerkenswert hohen Anteil kompetenter Niederdeutschsprecherinnen und -sprecher ermitteln können. Aber es muss dabei berücksichtigt werden, dass diese quantitativen Befunde sich auf Selbsteinschätzungen von nur 42 Probanden aus Vertriebenenfamilien stützen. Auch wenn diese Stichprobe aus dem Bevölkerungssegment der Zuwandererfamilien in Mecklenburg vergleichsweise groß erscheint, bietet sie doch keine allzu verlässliche Basis für eine Verallgemeinerung. Es ist leider heute bereits völlig aussichtslos, noch in umfassendem Maßstab eine Befragung zur sozialen Verteilung der Niederdeutschkompetenzen unter den damaligen Immigranten durchzuführen oder gar deren Sprachstand repräsentativ zu erheben. Schon zur Zeit meiner Interviews in den Jahren zwischen 2010 und 2015 war die Vorkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien aus Altersgründen zahlenmäßig stark ausgedünnt. Inzwischen ist eine weitere große Zahl von Probanden dieser Generation, die ich seinerzeit noch befragen konnte, leider verstorben.

Ich werde im vorliegenden Abschnitt weitere Anhaltspunkte sichten, die helfen können, den zahlenmäßigen Umfang der Niederdeutschkompetenz unter den Vertriebenen zumindest abzuschätzen. Ich kann dabei die Expertise meiner Zeitzeugen aus alteingesessenen Familien und Vertriebenenfamilien zu Rate ziehen, die sie aus eigener Anschauung in ihren vielfältigen Lebenswelten gewonnen haben, um das Bild von der Niederdeutschkompetenz in den Familien der immigrierten Vertriebenen zu verdichten. Ich habe im Laufe der Interviews die meisten meiner Gesprächspartner gefragt, ob sie in ihren Familien oder ihren Bekanntenkreisen mit Vertriebenen in Kontakt gekommen sind, die das Niederdeutsche aktiv beherrschen bzw. beherrschten. Insgesamt 48 Gewährspersonen haben diese Frage bejaht und haben mir jeweils eine oder mehrere konkrete Personen genannt, die

in ihren mecklenburgischen Zufluchtsorten gelernt haben, niederdeutsch zu sprechen. Dabei haben mir die Zeitzeugen meist entweder den Grad der Niederdeutschkompetenz dieser ihnen bekannten Personen charakterisiert oder kurz umrissen, in welchen Kontexten oder wie häufig sie diese niederdeutsch sprechen gehört haben.

Besonders bei den Interviews in den Dörfern kam es mitunter vor, dass mir meine Gesprächspartner über die Niederdeutschkenntnisse von Personen berichteten, die ihrerseits zu den Befragten meiner Untersuchungsstichprobe gehören. Vor allem vier Frauen wurden mehrfach als offenbar weithin bekannte Beispiele für ortsansässige Vertriebene genannt, die Niederdeutsch sehr gut beherrschen oder aber regelmäßig im Alltag sprechen. Alle vier Probandinnen haben im Interview mit mir selbst angegeben, in einem niederdeutschen Gespräch alles sagen zu können, was sie möchten. Diese positiven Selbsteinschätzungen werden von mehreren alteingesessenen Niederdeutschsprechern eindrucksvoll bestätigt.

So sagen alteingesessene Dorfbewohner über die aus Böhmen vertriebene Frau 19 (1923 V), sie spreche „so perfekt Plattdeutsch wie wir.“ (Herr 20, 1932 A, BI: 26). Frau 38 (1937 V), die in einem anderen Dorf wohnt, wird von einer alteingesessenen Nachbarin bescheinigt, „aber die kann gut die die [Name Frau 38] Plattdeutsch.“ (Frau 82, 1930 A, SP: 222). Besonders häufig werden zwei Frauen aus einem dritten Dorf als Beispiele für Vertriebene genannt, die das Niederdeutsche sehr gut gelernt hätten. Die aus Böhmen stammenden Frauen 39 (1932 V) und 44 (1928 V), so ein alteingesessener Mecklenburger, „haben Plattdeutsch gespre... das konnte kein anderer kein kein Hiesiger besser sprechen.“ (Herr 77, 1937 A, BI: 78)²⁵¹. Im Falle dieser vier vertriebenen Frauen stimmen also die Fremdeinschätzungen der alteingesessenen Ortsbewohner mit den Selbsteinschätzungen der Probandinnen sehr genau überein.

251 Die sehr guten Niederdeutschkenntnisse dieser beiden immigrierten Frauen werden mehrfach auch von anderen Vertriebenen aus dem Ort angeführt. Zum Beispiel von der in Ostpreußen geborenen Frau 40 (1925 Z, SP: 130): „Frau [Name Frau 44] und Frau [Name Frau 39] die können gut Platt.“ „[...] die haben ja gut ... die unterhielten sich ja zu Hause mit ihren Männern auch Platt. Das weiß ich.“ (Frau 40, 1925 Z, SP: 99).

In quantitativer Hinsicht ist natürlich besonders interessant, dass meine Interviewpartner eine lange Reihe von vertriebenen Niederdeutschlern identifizieren, die ich in meiner Untersuchungsstichprobe noch nicht erfasst habe. Hier nennen meine Zeitzeuginnen und Zeitzeugen insgesamt 48 weitere Personen aus ihrer Verwandtschaft oder ihrem Bekanntenkreis, denen sie gute oder sehr gute Niederdeutschkenntnisse oder einen häufigen Niederdeutschgebrauch im Alltag zuschreiben.²⁵² Diese Personen können sie im Interviewgespräch über ihren Namen, über das Verwandtschaftsverhältnis oder den situativen Kontext, in dem sie diesen Personen begegnet sind (am Arbeitsplatz, während der Ausbildung, in der Nachbarschaft usw.), genau identifizieren.

Die Zahl 48 konkreter Einzelfälle erhöht sich um eine nicht genau bestimmte Anzahl von Personen, auf die die Zeitzeugen als Gruppen von niederdeutschkompetenten Vertriebenen verweisen, ohne sie als Einzelpersonen zu differenzieren. So berichtet Herr 74 (1959 VV, SP: 110) von seinen „Onkels“ und „Tanten“, „die konnten auch Platt.“ Sie hätten sich mit Nachbarn im Ort „auch Platt unterhalten.“ Unter Berücksichtigung derartiger Zeitzeugenaussagen kann resümiert werden, dass meine Probandinnen und Probanden sogar deutlich mehr als 50 immigrierte Vertriebene aus ihrem Lebensumfeld identifizieren können, denen sie gute aktive Sprachfertigkeiten im Niederdeutschen zuschreiben.

Da ich meine Gewährspersonen speziell nach ihnen bekannten Personen gefragt habe, die als Flüchtlinge oder Vertriebene nach Mecklenburg gekommen sind und dort Niederdeutsch gelernt haben, beziehen sich ihre konkreten Fallbeispiele wohl ausnahmslos auf Immigranten der

252 Fälle, in denen meine Gewährspersonen die aktive Niederdeutschkompetenz der genannten Personen (abgesehen von einem auffälligen Akzent) deutlich einschränken, werden in dieser Auszählung nicht berücksichtigt. So wird beispielsweise die Aussage von Frau 34 (1932 A, BI: 97) nicht mitgezählt, die die Plattdeutschkompetenz ihrer angeheirateten Tante wie folgt charakterisiert: „Und die konnte dann nachher auch schon also ein bisschen Platt hatte sich das ... na einige Wörter nicht nicht so. Aber eben auch einige Wörter ne.“ Nicht mitgezählt wurden auch alle Fälle, bei denen meine Zeitzeugen nur nach dem Hörensagen urteilen, also „referiertes Wissen“ vortragen, oder ihre Aussagen epistemisch nur als möglich oder gar zweifelhaft relativieren. Vgl. die Analysekategorien von Jürgens / Schröder (2016: 356).

Vorkriegsgeneration. Das ergibt sich zum Teil auch aus den angegebenen Verwandtschaftsbeziehungen (Schwester, Schwager, Mutter usw.). Das bestätigen aber ebenfalls die für einige Personen angegebenen Geburtsjahre, die durchweg in den 1920er und 1930er Jahren liegen. In einigen anderen Fällen haben meine Probanden das Alter geschätzt, das die betreffende Person hatte, als sie ins Land kam. Diese Schätzungen bewegen sich in einer Altersspanne zwischen sieben und achtzehn Jahren. Die Personen, die von meinen Zeitzeugen als Beispiele für den erfolgreichen Erwerb aktiver Niederdeutschkenntnisse angeführt werden, sind also als Schulkinder, Jugendliche oder junge Erwachsene ins Land gekommen.

Gelegentlich nennen meine Interviewpartnerinnen und -partner auch die Herkunftsregion, aus der die zugewanderten *new speakers* des Niederdeutschen ursprünglich stammen. Mindestens acht dieser Niederdeutschler kamen demnach aus West- oder Ostpreußen. Bei dieser Personengruppe ist natürlich nicht auszuschließen, dass manche Menschen bereits vor ihrer Flucht bzw. Vertreibung mit dem Niederdeutschen vertraut waren. Ob dies tatsächlich so war, konnten die Zeitzeugen auf Nachfrage nicht mit Sicherheit sagen. Mehrere betonen aber ausdrücklich, dass die von ihnen genannte Person sich gerade die spezifisch mecklenburgische Variante des Niederdeutschen angeeignet habe. Von einem ostpreußischen Mädchen, das mit zehn Jahren ohne Eltern ins Dorf kam, berichtet Frau 12 (1935 A, BI: 172):

Ja aber sie hat nachher das Mecklenburger Platt gesprochen. Sie hat nicht gesagt ... wi seggen *Tasch* und sie hat nicht *Fupp* gesagt wie wie die Ostpreußen ne. Also sie hat Mecklenburger Platt...

Auch ein früherer Arbeitskollege von Herrn 4 (1928 A, SP: 201), der als 14- oder 15-jähriger Junge mit „einem Flüchtlingszug aus Ostpreußen“ nach Schwaan kam, habe „sehr schnell mit uns Plattdeutsch gesprochen und wir mit ihm.“ Auf meine Nachfrage präzisiert Herr 4: „Ja das Schwaaner Platt. Ja nicht Ostpreußen-Platt.“ (Herr 4, 1928 A, SP: 215). Auch die Vertriebenen und Flüchtlinge aus dem nordostdeutschen bzw. ostniederdeutschen Sprachraum haben sich demnach mitunter sehr erfolgreich bemüht, das lokale Niederdeutsch ihrer mecklenburgischen Zufluchtsorte zu erlernen.

Mindestens 27 der beispielhaft genannten niederdeutschkompetenten Vertriebenen kamen aber aus Schlesien, den böhmischen Ländern der

Slowakei oder in Einzelfällen aus Wolhynien.²⁵³ Das lässt sich anhand der angegebenen Verwandtschaftsverhältnisse zu meinen Interviewpartnern rekonstruieren oder den expliziten Herkunftsangaben in den Zeitzeugenberichten entnehmen. Wie die Probanden meiner Untersuchungsstichprobe stammen auch sie also aus Vertreibungsgebieten, die den mittel- und oberdeutschen Dialektregionen im Südosten der ehemaligen deutschen Sprachlandschaft zuzurechnen sind. Diese Gruppe von mindestens 27 Personen hat ihre niederdeutschen Sprachkenntnisse also erst in Mecklenburg erworben, ohne in früheren Lebensjahren bereits mit dem Niederdeutschen in Berührung gekommen zu sein. Für sie war, wie für die 13 Vertriebenen der Vorkriegsgeneration meiner Stichprobe, die das Niederdeutsche heute sehr gut beherrschen, der mecklenburgische Dialekt damals eine echte Fremdsprache.

Ich resümiere an dieser Stelle einmal die absoluten Zahlenverhältnisse, die sich aus meiner Befragung und den Zeitzeugenaussagen ergeben: Insgesamt mindestens 40 Personen, die 1945/1946 aus den südöstlichen Vertreibungsgebieten nach Mecklenburg transportiert wurden, haben nach ihrer Ankunft dort gut oder sehr gut Niederdeutsch gelernt (13 Personen aus meiner Stichprobe plus mindestens 27 von Zeitzeugen identifizierte Personen). Wenn wir die niederdeutschkompetenten Vertriebenen, über deren Herkunftsregion keine genauen Angaben gemacht werden können, zu diesen *new speakers* hinzuzählen, erhalten wir eine Gesamtzahl von mindestens 63 Sprecherinnen und Sprechern des Niederdeutschen aus dem Kreis der immigrierten Vertriebenen (13 Personen aus meiner Stichprobe plus mindestens 48 von Zeitzeugen identifizierte Personen, vgl. Abbildung 3.2.3-1). Allein im unmittelbaren Lebensumfeld meiner 90 Probanden aus nur fünf, zum Teil sehr kleinen mecklenburgischen Untersuchungsorten lassen sich auf der Basis der Aussagen meiner Zeitzeugen und der Untersuchung meiner eigenen Stichprobe also mindestens 63 konkrete Personen ermitteln, die als immigrierte Vertriebene über gute oder sogar sehr gute

253 Bei den weiteren vertriebenen Niederdeutschlernern, die mir genannt wurden, lässt sich die Herkunftsregion aus dem Interview nicht zweifelsfrei erschließen. Ich nehme an, dass auch hier die Mehrzahl der Bekannten oder Verwandten meiner selbst aus dem Südosten stammenden Probanden ihrerseits in Schlesien, den böhmischen Ländern oder der Slowakei geboren wurde.

aktive Niederdeutschkompetenzen verfügen. Von Ausnahmefällen oder ungewöhnlichen Sprachbegabungen einzelner Menschen kann bei diesen Größenordnungen sicher nicht gesprochen werden, zumal mein kleines Untersuchungsgebiet und die Stichprobe der Befragten ja nur einen äußerst begrenzten Ausschnitt der Sprachverhältnisse in Mecklenburg in den Blick nehmen. Der Erwerb hoher aktiver Niederdeutschkompetenzen ist unter den immigrierten Vertriebenen meines Untersuchungsgebietes also ein weit verbreitetes Phänomen.²⁵⁴

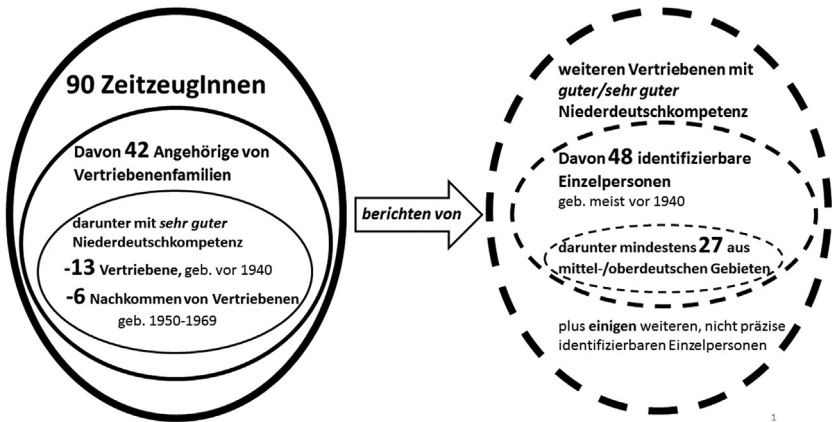


Abbildung 3.2.3-1: Verbreitung von guten und sehr guten Niederdeutschkompetenzen unter immigrierten Vertriebenen: eine quantitative Annäherung

²⁵⁴ In letzter Zeit bestätigen auch zwei Qualifikationsarbeiten aus Flensburg und Oldenburg auf der Basis von Zeitzeugeninterviews, dass zugewanderte Vertriebene auch in westdeutschen Regionen vielfach das Niederdeutsche erworben haben: So kommt Ebkens (2019: 55) nach zehn Zeitzeugeninterviews zu folgendem Befund: „Aus den Ergebnissen lässt sich schließen, dass es offensichtlich viele Vertriebene gegeben hat, die in ihrer neuen Heimat im Oldenburger Land oder in Ostfriesland Niederdeutsch gelernt haben. Die Sprachkompetenz scheint dabei sehr unterschiedlich gewesen zu sein, jedoch kann davon ausgegangen werden, dass es auch Vertriebene gab, die Niederdeutsch letztendlich auf muttersprachlichem Niveau konnten.“ Mangelsen (2015: 36) bestätigt auf der Basis von sechs Interviews in Flensburg und Umland, „dass viele Vertriebene den autochthonen Dialekt sowie die regional geprägte Standardvarietät erlernt und dadurch den aktiven Sprachgebrauch unterstützt haben.“

Was sagen die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nun über den Grad der Niederdeutschkompetenz der vertriebenen Personen aus ihrem Verwandten- oder Bekanntenkreis? Die erworbenen Niederdeutschkenntnisse werden vielfach als außerordentlich gut charakterisiert. Das Niederdeutsch, das diese Vertriebenen verwenden oder vor ihrem Tod verwendet haben, wird beispielsweise als „reinstes Plattdeutsch“ (Frau 83, 1954 VA, BI: 312) beschrieben oder als „sehr gut“ (Herr 59, 1961 VA, SP 1: 84; Herr 42, 1924 A, SP: 263), „wunderbar“ (Frau 46, 1937 A, SP: 192), „herrlich“ (Frau 22, 1934 V, BI 1: 70), „akzentfrei“ (Ehefrau von Herrn 20, 1932 A, SP: 298) charakterisiert. Fünf Zeitzeugen qualifizieren das erworbene Niederdeutsch der jeweiligen Person aus ihrem Lebensumfeld als „perfekt“.²⁵⁵

Immer wieder also wird das erworbene Niederdeutsch der Vertriebenen mit dem Dialekt der alteingesessenen Mecklenburger verglichen und hervorgehoben, dass kein sprachlicher Unterschied mehr herauszuhören (gewesen) sei. Frau 83 (1954 VA, SP: 408) erzählt über ihre slowakeideutsche Mutter, sie habe „astreines Plattdeutsch“ gesprochen „so wie mein [mecklenburgischer] Vater.“ Frau 70 (1954 VA, SP: 77) berichtet über ihre aus Nordböhmen stammende Mutter, die habe das Niederdeutsch so perfekt gelernt, „als wenn sie schon ewig ... als wenn sie auch ein richtig waschechter Mecklenburger ist ne. Würde man nie denken dass sie von da kommt ne.“ Einen ähnlichen Fall kennt auch Frau 60 (1952 VV, SP2: 173, 175). Der böhmische Schwiegervater ihrer Schwester habe „gar nicht mehr Hochdeutsch der hat nur noch Platt gesprochen“, „also konnte man gar nicht glauben dass das ein Umsiedler war ne“. Frau 22 (1934 V, SP: 324–325) erzählt über einen guten Bekannten, der als junger Erwachsener aus der Umgebung von Leitmeritz vertrieben wurde und in kurzer Zeit „so toll Plattdeutsch sprechen konnte“: „Also das war das war ein Mecklenburger geworden.“

All diese und weitere Fälle werden als Beispiele einer erfolgreichen sprachlichen Anpassung an die mecklenburgische Umgebung präsentiert. Auffällig ist, dass diese Fallbeispiele vor allem von Angehörigen von Vertriebenenfamilien vorgetragen werden. Da die perfekte Beherrschung des

²⁵⁵ Herr 78 (1934 A, SP: 374); Herr 61 (1934 A, SP: 106); Frau 28 (1936 V, SP: 161); Frau 17 (1935 V, BI: 11); Herr 9 (1939 A, SP: 149).

Niederdeutschen zugleich als Ausweis der „richtig waschechte[n] Mecklenburger“ gilt, belegen diese Erfolgsgeschichten einer vollkommenen sprachlichen Assimilation zugleich, dass die soziale Grenze zwischen Alteingesessenen und Zuwanderern überwindbar erscheint. Dies scheint gerade den Probanden, die selbst als Fremde ins Land kamen oder Nachkommen solcher Zuwanderer sind, wichtig zu sein. Aber auch Alteingesessenen erkennen immer wieder an, dass immigrierte Vertriebene in ihrem Lebensumfeld „so perfekt Plattdeutsch wie wir.“ (Herr 20, 1932 A, BI: 26) beherrscht hätten.²⁵⁶

Um das Bild der Sprachverhältnisse nicht zu verzerren, sei angefügt, dass die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nicht nur Vertriebene benennen, die „perfekt“ und gewissermaßen muttersprachlich niederdeutsch reden können, sondern dass sie auch manche Zuwanderer aus ihrem Umfeld anführen, die das Niederdeutsche zwar gut beherrschen und/oder im Alltag regelmäßig verwenden, aber eben nicht völlig „akzentfrei“ sprechen. Herr 62 (1952 VV, SP: 308) erzählt von seiner karpatendeutschen Tante, die habe Niederdeutsch „mit ihrem Akzent gesprochen“: „Aber sie sie konnte ... sie hat ... sie konnte dadurch dass sie sich in einigen Be... Bereichen in der Feldarbeit nur Platt unterhalten konnte hat konnte sie auch Platt.“ Frau 53 (1950 AA, SP 1: 163) führt das Beispiel eines Mieters in ihrem Wohnhaus an, der als knapp 15-jähriger Vertriebener nach Mecklenburg gekommen war: „Aber der hat nachher Platt gesprochen. Ich meine das ... man hört es dann raus man ... ne.“ Herr 9 (1939 A) kennt zwei „Flüchtlinge“, die ebenfalls gut Niederdeutsch sprechen: „Aber aber nicht so nicht so dass es perfekt klingt.“

Von den konkreten Fallbeispielen, die mir meine Zeitzeugen als Vertriebene mit hoher aktiver Niederdeutschkompetenz nennen, sind also auch einige Zuwanderer, die das Niederdeutsche dem Vernehmen nach zwar gut gelernt haben und im Alltag auch regelmäßig verwenden bzw. verwendet haben, die aber im niederdeutschen Gespräch gleichwohl noch immer als ehemals Ortsfremde zu erkennen sind bzw. waren. Wie wir weiter oben

256 Vgl. die sehr positiven Bewertungen der Niederdeutschkenntnisse immigrierter Vertriebener durch Alteingesessene in den zitierten Zeitzeugenaussagen der vorangehenden Absätze.

gesehen hatten, gibt es daneben aber auch eine beachtlich große Zahl von immigrierten Vertriebenen, denen meinen Zeitzeugen perfekte, quasi muttersprachliche aktive Niederdeutschkenntnisse attestieren. Man kann diese beiden Personengruppen wohl gut begründet als Niederdeutschlerner mit guten und sehr guten Sprechkompetenzen zusammenfassen. Selbstverständlich erinnern sich die Zeitzeugen auch an zugewanderte Personen, deren Niederdeutschkenntnisse deutlich begrenzter waren, an Personen beispielsweise, die zwar „alles verstehen“, aber nur „ganz wenig“ sprechen konnten (Frau 36 1930 A, SP 1: 104, 106)

Wir wissen nun also, dass es im engeren Lebensumfeld meiner 90 Gewährleute mindestens 63 Personen gab, die als Vertriebene nach dem Krieg nach Mecklenburg kamen und dort als gute oder sehr gute Niederdeutschsprecherinnen und -sprecher aufgefallen sind. Mindestens 40 dieser Zuwanderer kamen 1945/1946 aus mittel- und oberdeutschen Dialektregionen und können ihre Niederdeutschkenntnisse also erst in Mecklenburg erworben haben. Hinzu kommen weitere erfolgreiche Niederdeutschlerner in der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien. In meiner Stichprobe wären hier sechs Personen zu nennen. Insgesamt ist also die Zahl der in meiner Stichprobe und in meinen Interviews identifizierten Angehörigen von Vertriebenenfamilien, die das Niederdeutsche aktiv gut beherrschten, bemerkenswert hoch.

Es bleibt freilich selbst mit Blick auf die recht hohe absolute Zahl von erfolgreichen Niederdeutschlernern unter den Immigranten schwierig abzuschätzen, welcher Anteil der nach Kriegsende in Mecklenburg angesiedelten Vertriebenen zu *new speakers* des mecklenburgischen Dialekts geworden sind. Ich habe deshalb hier ergänzend die Expertise meiner Gewährleute zu Rate gezogen und sie um eine persönliche Einschätzung zu diesem Anteil gebeten. Im Anschluss an die Frage nach ihnen bekannten Niederdeutschlernern habe ich die Zeitzeugen aufgefordert einmal zu schätzen, wie viele von den immigrierten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration ihrer Meinung nach gut Niederdeutsch gelernt hätten. Um die Antwort zu erleichtern, habe ich meinen Gewährspersonen einige denkbare Antwortmöglichkeiten vorgeschlagen. Ich bat sie beispielsweise zu überlegen, ob es ihrer Ansicht nach wohl mehr als die Hälfte, die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel oder ein noch kleinerer Teil der damaligen „Umsiedler“ in Mecklenburg war, der niederdeutsch sprechen gelernt hätte. Anders als bei

der Frage nach konkreten Fallbeispielen für den Niederdeutscherwerb bei Vertriebenen konnten die Zeitzeugen nicht mehr nur von ihren individuellen Bekanntschaften in ihrem Lebensumfeld berichten, sondern sie waren gefordert, ihre persönlichen Erfahrungen hypothetisch zu verallgemeinern. Das Spektrum der Vermutungen ist entsprechend breit.²⁵⁷

Die Schätzungen zum Anteil der niederdeutschkompetenten Vertriebenen in der Vorkriegsgeneration bewegen sich in einer extrem breiten Spanne von: „Ich ich wüsste niemanden. Und ich kann es mir auch nicht vorstellen.“ (Frau 36, 1930 A, SP2: 174) bis hin zu „neunzig Prozent“ (Herr 15, 1921 A: SP1: 229). Beide Einschätzungen stammen von Alt-ingesessenen der Vorkriegsgeneration, gehen aber offensichtlich von sehr unterschiedlichen Erfahrungshintergründen aus. Während Frau 36 bei ihrer Aussage wohl die Sprachverhältnisse in der kompakten karpatendeutschen Siedlungsinsel in Satow im Sinn hat (vgl. 2.3.5), stützt sich Herr 15 bei seiner Schätzung auf seine Erfahrungen in der Belegschaft der Rostocker Werften.²⁵⁸ Auch der Bericht von Frau 22 (1934 V, SP: 333–334) zeigt, dass die Schätzwerte stark schwanken, je nachdem welche Kommunikationsräume von der Gewährsperson als Bezugspunkt gewählt werden. Sie überlegt:

Na ich würde sagen so richtig Plattdeutsch [gelernt] höchstens ein Viertel. Mehr nicht. Ja. Denn alle die damals ... die in Schwaan geblieben sind die ich so kenne die haben sich dann so hier irgend... da ist ... wie gesagt mit Ausnahmen. Aber es sind ja viele von uns es waren ja fast alles Bauern aufs Land gegangen. Haben sich da ihre Arbeit gesucht oder aber neues Zuhause ge... ge... und die konnten es alle.

Da die Schätzungen also sehr stark vom individuellen Erfahrungshorizont der Befragten abhängig sind, verspricht erst die Zusammenstellung

257 Anders als bei der Frage nach Personen, die den Zeitzeugen als Niederdeutschsprecher bekannt sind, zielt meine Frage nach dem für wahrscheinlich gehaltenen Anteil der Niederdeutschsprecher unter den Vertriebenen nicht auf konkrete Erfahrungen der Zeitzeugen, sondern auf hypothetische Verallgemeinerungen persönlicher Erfahrungen. In der Auswertung der Antworten auf diese Frage werden also auch solche Aussagen berücksichtigt, die die Zeitzeugen durch semantisch-pragmatische Operationen (*wahrscheinlich, wohl, ich würde sagen* etc.) epistemisch relativieren.

258 Vgl. Ehlers (2017).

möglichst vieler derartiger Aussagen ein halbwegs ausgewogenes Bild. Von insgesamt 32 Personen habe ich auswertbare Schätzungen zum Anteil der Niederdeutschlerner unter den Vertriebenen der Vorkriegsgeneration aufgezeichnet.²⁵⁹ Ich möchte im Folgenden einen Eindruck von der zahlenmäßigen Gewichtung dieser Schätzwerte vermitteln und werde für jede Größenordnung jeweils einige beispielhafte Aussagen wiedergeben.

Immerhin sechs von 32 Personen meinen, dass mindestens die Hälfte und zum Teil weit mehr als 50 % der nach Kriegsende zugewanderten Menschen das Niederdeutsche aktiv gelernt hätten. „Na ich würde mal sagen die Hälfte ja“, sagt beispielsweise Herr 41 (1935 A, SP: 322) und bekräftigt diese Schätzung gegenüber dem skeptischen Einwand seiner Frau mit, „ja sünd vüle“. Herr 9 (1939 A, SP: 389) nennt einen höheren Wert: „Na ich denke dreiviertel Teil bestimmt ja“. Frau 14 (1936 V, SP2: 196, 200) meint sogar, dass „eigentlich alle“ Vertriebenen ihrer Generation Niederdeutsch gelernt haben und bestätigt nochmal, „ich würde sagen fast alle. Ja.“

Sieben Probanden nennen Schätzwerte zum Anteil der niederdeutschkompetenten Vertriebenen, die zwischen etwa 25 % und 50 % der Zuwanderer liegen. Herr 16 (1935 A, SP2: 93) beispielsweise gibt an: „Na ich würde ich würde sagen gut ein Viertel auf alle Fälle. Ein Viertel gut. Also es sind sind sehr viel...“. Herr 58 (1950 AA, BI: 105) schätzt, „dass die die gekommen sind ein Drittel es gut gelernt haben“. Frau 5 (1933 V, SP1: 360, 362) überlegt zunächst, „vielleicht ein Viertel. Oder kn... knapp die Hälfte. Also mehr bestimmt nicht“, und legt sich dann auf ein „gutes Viertel fest“.

Insgesamt 13 von 32 Befragten schätzen, dass der Anteil der niederdeutschkompetenten Zuwanderer der Vorkriegsgeneration deutlich we-

259 Da es mir bei der Befragung um den Anteil der niederdeutschkompetenten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration ging, habe ich vor allem gleichaltrige Alt-ingesessene und Vertriebene nach ihrer Meinung gefragt und nur wenige Aussagen von jüngeren Probanden erhalten. Die Zahl der aufgezeichneten Angaben zum Anteil der Niederdeutschlerner unter den Vertriebenen ist auch deshalb so begrenzt, weil sich mehrere Gewährspersonen scheuten, sich auf bestimmte Schätzwerte festzulegen. Manche Aussagen bezogen sich auch nur auf Verstehenskompetenzen oder aber auf geringe aktive Niederdeutschkompetenzen und werden in der Auswertung nicht berücksichtigt.

niger als ein Viertel der Alterskohorte umfasse und sich nur auf wenige Personen beschränke. Herr 61 (1934 A, SP: 364) mutmaßt, es seien „zehn Prozent vielleicht“. Mit Bezug auf die Karpatendeutschen in Satow kommt Herr 32 (1931 V, SP2: 56) auf einen ähnlichen Prozentwert: „Aber mit ... aber höchstens von den ganzen sind es vielleicht zehn Prozent. Mehr nicht.“ Und Frau 19 (1923 V, SP: 484, 492) ist sich ganz sicher, dass deutlich „weniger“ als ein Viertel der Vertriebenen niederdeutschkompetent sind: „Ich glaube da kann ich mit Sicherheit sagen die kann ich an der Hand abzählen. Mit Sicherheit“.

Sechs von 32 Befragten gehen davon aus, dass von den Vertriebenen der Vorkriegsgeneration niemand das Niederdeutsche aktiv erworben hat. Wenn ihnen in ihrer Umgebung gleichwohl Gegenbeispiele zu dieser Annahme einfallen, werten sie sie als seltene Ausnahmefälle. Frau 83 (1954 VA, BI: 444, 446), deren Mutter dem Vernehmen nach sehr gut Niederdeutsch gelernt hat, antwortet auf meine Frage nach dem Anteil der Niederdeutschsprecher unter den Vertriebenen:

Also ich habe ich habe eigentlich so empfunden dass meine Mutter so ein bisschen die Ausnahme war. [...] Ich könnte ... ich kenne keinen der Oberstübner [Karpatendeutschen] der Platt spricht [...]. Und also auch von denen die hier gelandet sind spricht keiner Platt.

Auch der in Rostock lebende Herr 26 (1925 V, SP: 271) meint, dass von den zugewanderten Vertriebenen abgesehen von einzelnen Ausnahmen „kaum jemand“ niederdeutsch gelernt habe: „Ich glaube keiner. Aber meine Schwester ja.“

Die Befragung der Zeitzeugen zum Anteil der Niederdeutschlerner unter den zugewanderten Vertriebenen ergibt also ein sehr heterogenes Bild, das schwierig zu interpretieren ist. Augenscheinlich sind die Erfahrungshorizonte, auf die meine Interviewpartner ihre Hypothesen stützen, individuell und wohl auch örtlich sehr verschieden. Dabei ist offensichtlich weitgehend bedeutungslos, ob die Zeitzeugen selbst Angehörige von alteingesessenen Familien oder von Vertriebenenfamilien sind. Die Spanne der Schätzungen ist in beiden Herkunftsgruppen gleich weit. Eine unabwägbar große Rolle für die Uneinheitlichkeit der Befunde dürfte dagegen auch spielen, ob die Befragten den Ermessensspielraum für die erbetenen Schätzungen eher vorsichtig oder eher großzügig genutzt haben. Die Mehrheit der Zeitzeugen (19 von 32) hält es jedenfalls für wahrscheinlich, dass nur deutlich

weniger als ein Viertel oder sogar keiner der Zuwanderer in Mecklenburg aktive Niederdeutschkompetenz erworben hat. Sie scheinen sich tendenziell dem weit verbreiteten „Kindheitstopos“ (Arendt 2010: 209) anzuschließen, wonach das Niederdeutsche – wie jeden Dialekt – nur Personen richtig erlernen können, die von frühester Kindheit damit aufgewachsen ist. Bemerkenswerterweise können fast alle Personen, die vertreten, dass „kaum jemand“ unter den Vertriebenen Niederdeutsch gelernt habe, gleichwohl einzelne konkrete Gegenbeispiele sehr kompetenter *new speakers* in ihrem Lebensumfeld benennen.

Dagegen schätzt immerhin mehr als ein Drittel der Befragten (13 von 32 Personen) den Anteil der Niederdeutschler unter den Zuwanderern auf zum Teil deutlich über 25 % oder hält es sogar möglich, dass „fast alle“ Niederdeutsch erworben haben. Ihre Schätzungen würden – jedenfalls für ihren jeweiligen Erfahrungsbereich – bestätigen, dass meine Befunde zur Verteilung der Niederdeutschkompetenz in meiner Probandenstichprobe nicht unrealistisch sind (vgl. Tab. 3.2.2-1). Auch die im ersten Teil des Abschnitts referierten Zeitzeugenberichte über einzelne Niederdeutsch sprechende Vertriebene können auf der Basis konkreter Erfahrungen bzw. persönlicher Ohrenzeugenschaft in absoluten Fallzahlen belegen, dass eine Vielzahl von Zuwanderern Niederdeutsch aktiv gelernt hat und im Alltag verwendet. Die Schätzungen meiner Zeitzeugen zum prozentualen Anteil der Niederdeutschler in dieser Bevölkerungsgruppe verweisen dagegen vor allem darauf, dass in verschiedenen Kommunikationsbereichen des Untersuchungsgebietes mit sehr unterschiedlichen Kompetenzverteilungen unter den Vertriebenen gerechnet werden muss.

Die hier zusammengefassten Zeitzeugenberichte betrafen bislang nur die aktive Niederdeutschkompetenz unter den Angehörigen der Vorkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien. Was lässt sich aber über die Niederdeutschkenntnisse unter den Eltern der Menschen ermitteln, die nach dem Krieg als Schulkinder, Jugendliche und junge Erwachsene nach Mecklenburg kamen? In den meisten Fällen wurden die befragten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration ja zumindest von ihren Müttern auf dem Weg nach Mecklenburg begleitet. Diese standen dann in ihrem neuen Lebensumfeld vor grundsätzlich denselben sprachlichen Herausforderungen wie ihre Kinder. Die Angehörigen dieser Elterngeneration sind etwa zwischen 1890 und 1910 geboren worden. Da sie in meinem Untersuchungszeitraum in

den Jahren zwischen 2010 und 2015 also bereits nicht mehr befragt werden konnten, habe ich auch hier die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen um ihre Einschätzungen gebeten. Ich habe Angehörige der Vorkriegsgeneration gefragt, ob ihrer Ansicht nach die Eltern ihrer vertriebenen Altersgenossen häufiger oder weniger häufig Niederdeutsch gelernt haben als die mit ihnen zugewanderten Kinder.

Zwölf der dreizehn (meist selbst vertriebenen) Zeitzeugen, von denen ich eine Antwort aufzeichnen konnte, meinen, dass in der Elterngeneration der Zuwanderer deutlich seltener Niederdeutsch gelernt wurde als unter ihren zwischen 1920 und 1940 geborenen Kindern. „Die taten sich dann schon schwerer“. (Frau 14, 1936 V, SP 2: 202). Auch wenn gelegentlich vermutet wird, dass in der Elterngeneration der Zuwanderer „kaum jemand“ (Frau 2, 1930 V, SP: 506) Niederdeutsch gelernt habe, wird dabei mitunter eingeräumt, dass es in dieser Generation ebenfalls „Ausnahmetypen“ (Herr 10, 1939 V, SP 2: 112) gegeben habe. Herr 13 (1935 V, SP2: 168) erinnert sich, dass sich die Niederdeutschkompetenz der Elterngeneration auf das Verstehen beschränkt habe und ihre Anpassung an das sprachliche Umfeld in Mecklenburg insgesamt unvollkommen geblieben sei: „Die haben wohl das Plattdeutsche alle verstanden nachher. Aber die haben kein Plattdeutsch gesprochen. Und wenn die Hochdeutsch gesprochen haben war immer unser Dialekt dazwischen rauszuhören.“

Wenn fast alle dazu befragten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen die Ansicht äußern, dass die Elterngeneration der zugewanderten Vertriebenen „weniger“ Niederdeutsch gelernt hätte als die Kinder, dann stimmt diese Einschätzung ganz mit den Forschungsergebnissen zum Zweitspracherwerb in Migrationskontexten überein. Demnach nimmt auch in anderen untersuchten Migrationskonstellationen der durchschnittliche Erfolg beim Erwerb der Zielsprache des Zuwanderungsgebietes mit zunehmendem Einreisealter der Immigranten ab.²⁶⁰

Anders als bei den in vielen Fällen ebenfalls in die mecklenburgische Emigration getriebenen Großeltern meiner vor dem Krieg geborenen

260 „Der Zusammenhang des Einreisealters mit dem L2-Erwerb kann als eines der am besten belegten und über die verschiedensten anderen Bedingungen hinweg stabilen Ergebnisse gelten.“ (Esser 2006: 103), vgl. beispielsweise Griefshaber (2010: 178).

Zeitzeugen dürfte der auffallend weniger verbreitete Erwerb des Niederdeutschen nur zu einem Teil auf die „mit dem Lebensalter abnehmende Plastizität des (Sprach)Lernvermögens“ (Esser 2006: 87) zurückzuführen sein. Einige meiner Zeitzeugen verweisen nämlich explizit darauf, dass es in der Elterngeneration vor allem an der Motivation zum Spracherwerb gefehlt habe: „Die wollten das bestimmt nicht. Nein. Ich hätte es vielleicht auch nicht wenn ich älter wäre.“ (Frau 28 1936 V, SP: 439). Besonders detailliert erörtert Frau 22 (1934 V, SP: 341–342) den Zusammenhang zwischen der unterschiedlichen Motivationslage in den beiden Zuwanderergenerationen und der unterschiedlichen Ausprägung ihrer Niederdeutschkompetenz. Auf meine Frage, ob die Elterngeneration der Vertriebenen mehr oder weniger Niederdeutsch gelernt habe als deren zwischen 1920 und 1940 geborenen Kinder, antwortet sie:

Weniger. Ja. A [= erstens] weil sie... Ich finde wenn sie nachher vierzig und älter sind nicht mehr so auf einen Dialekt einen fremden Dialekt eingehen. Zweitens kam dazu die waren alle so sehr mit sich selber beschäftigt und mit ihrem quasi Leid um da... Und die haben das auch noch mehr ... die haben das alle noch viel mehr zu spüren bekommen wie wir hierher gekommen sind. Dass wir so ... na ja so als ein bisschen lästig empfunden worden sind. Das alles meine ich spielte da auch eine Rolle. Denn wir [Angehörigen der Vorkriegsgeneration] sind hier warm geworden. Wir sind hier zu Hause. Bei meiner Mutter ging es noch eher. Bei meinem Vater war das nie der Fall. Er hat sich in Mecklenburg nie zu Hause gefühlt. Er musste das Ganze hinnehmen weil es eben ... aber... Und ich kann mich besinnen dass es auch anderen Familien so ging wie meinen Eltern. Die waren auch nicht bereit. Da war so viel innere Abwehr. Ist halt so.

Anders als bei den stärker integrationswilligen Vertriebenen der Vorkriegsgeneration standen demnach bei vielen der damals noch älteren Zwangsmigranten mangelnde Motivation und ihre soziale Distanz zur Aufnahmegesellschaft dem Erwerb des mecklenburgischen Dialekts entgegen. Die Befunde des Abschnitts 3.1.2 und die hier analysierten Zeitzeugenberichte deuten gleichermaßen darauf hin, dass unter den 1945/1946 nach Mecklenburg eingewanderten Vertriebenen am ehesten die Schulkinder, Jugendlichen oder junge Erwachsene hohe aktive Niederdeutschkompetenz erworben haben.²⁶¹ Auch in dieser Hinsicht haben

261 Das gleiche dürfte auch für die zwischen 1939 und 1945 noch in den Vertreibungsgebieten geborenen Kinder gelten, die in dieser Untersuchung nicht mit erfasst werden.

sich demnach die Vertriebenen der Vorkriegsgeneration ebenso verhalten wie jugendliche Migranten in anderen historischen Kontexten: „Typically, adolescent emigrants will attempt to integrate into the L2 community as quickly as possible, and make every effort not to be recognizable as a non-native speaker.“ (Schmid 2011: 76). Weder ihre Eltern noch ihre nach 1950 in Mecklenburg geborenen Kinder haben das Niederdeutsche anteilig so häufig und so gut sprechen gelernt wie die Vorkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien.

3.2.4 „*Dat kannst kum läsen manchmal*“ – zur Lesekompetenz im Niederdeutschen bei Alteingesessenen, Vertriebenen und ihren Nachkommen

Am Anfang der 1980er Jahre beobachtete Schuppenhauer (1983: 1414), dass in der norddeutschen Bevölkerung nicht nur die Fähigkeiten, Niederdeutsch zu verstehen und zu sprechen, weit verbreitet seien, sondern im Niederdeutschen auch die „Lesefertigkeit vergleichsweise stark ausgeprägt, Schreibfähigkeit mindestens nennenswert“ seien. Das Interesse am Lesen und Schreiben des Dialekts sei „im Zeichen der Mundartwelle noch gewachsen“. Schon die GETAS-Umfrage von 1984 bezog dann die Grundfertigkeiten im Lesen und Schreiben des Dialekts in die sprachdemographische Untersuchung der Niederdeutschkompetenzen mit ein. Da sich meine Gewährspersonen allerdings kaum jemals zu ihrer Schreibkompetenz geäußert haben,²⁶² soll im folgenden Abschnitt ausschließlich betrachtet werden, was sie mir über ihre Fertigkeiten im Lesen niederdeutscher Texte berichtet haben.

In der repräsentativen Umfrage von 1984 gaben immerhin 46 % der Befragten in den norddeutschen Regionen der alten Bundesrepublik an, sehr gut oder gut Niederdeutsch lesen zu können. Gute und sehr gute Lesekompetenzen waren damit deutlich weniger verbreitet als entsprechende Fähigkeiten, mündliches Niederdeutsch zu verstehen, die sich seinerzeit 66 % der Befragten zuschrieben (Stellmacher 1987: 22, 24). Der große Abstand zwischen den

262 Einen der seltenen Ausnahmefälle berichtet Frau 28 (1936 V, SP: 304), die erzählt, dass ihr ebenfalls in Böhmen geborener Bruder sich mit seinem Freund aus einer alteingesessenen Familie über einen längeren Zeitraum „plattdeutsche Briefe geschrieben“ hätte, nachdem der mecklenburgische Freund an einen anderen Ort umgezogen war: „absichtlich um das nicht zu verlernen.“

Selbsteinschätzungen zum Verständnis des gesprochenen Dialekts und dem Verständnis schriftlicher niederdeutscher Texte belegt, dass die Probanden die Lesekompetenz offenbar als eine besondere Dimension ihrer rezeptiven Niederdeutschkompetenz auffassen. Niederdeutsche Lesefertigkeiten wurden auch in der repräsentativen Umfrage des Instituts für niederdeutsche Sprache (INS) von 2007 eigens erfragt, die sich nun auch auf die niederdeutschen Sprachverhältnisse im Norden der ehemaligen DDR erstreckte. Auch hier waren die Fähigkeiten, niederdeutsch gut oder sehr gut lesen zu können, gegenüber einem vergleichbar guten auditiven Verständnis des Niederdeutschen in der Bevölkerung deutlich weniger verbreitet: Nur 27 % der befragten Norddeutschen sprach sich gute oder sehr gute Lesekompetenz im Niederdeutschen zu, während 46 % der Befragten angab, den Dialekt gut oder sehr gut zu verstehen (Möller 2008: 28, 37).

Der Vergleich der Befunde beider repräsentativer Studien²⁶³ deutet auf einen starken Abbau der niederdeutschen Lesekompetenz in den 23 Jahren hin, die zwischen der GETAS-Umfrage und der Erhebung des INS liegen. Dass die abnehmenden Anteile lesekompetenter Probanden in den beiden repräsentativen Erhebungen wahrscheinlich eine diachrone Entwicklung abbilden, zeigt sich auch daran, dass niederdeutsche Lesekompetenzen in den Alterskohorten der Bevölkerung heute sehr ungleich verteilt sind: Je jünger die Befragten sind, desto geringer schätzen sie ihre Fähigkeiten ein, niederdeutsche Texte zu lesen (Möller 2008: 68). Die Abbaudynamik in der Sprech- und Verstehenskompetenz im Niederdeutschen geht also mit einem vergleichbaren Abbau der durchschnittlichen Lesekompetenz parallel.

Das Leseverständnis im Niederdeutschen ist aber nicht nur über die Generationen der norddeutschen Bevölkerung unterschiedlich verteilt, sondern es ist auch in den verschiedenen norddeutschen Regionen jeweils unterschiedlich stark verbreitet. In Mecklenburg-Vorpommern liegt der Anteil der Probanden, die sich eine gute oder sehr gute Lesekompetenz zuschreiben, mit 28 % geringfügig über dem gesamt-norddeutschen

263 Bei der jüngsten repräsentativen Erhebung des INS und des IDS in Mannheim von 2016 sind keine Daten zur Lesekompetenz erhoben worden, dort ist ausschließlich nach der Nutzungsfrequenz verschiedener, auch schriftlicher, Medien gefragt worden, vgl. Adler *et al.* (2016: 44).

Durchschnitt (27 %), ist aber nach der INS-Befragung deutlich geringer als unter den Befragten in Schleswig-Holstein (45 %) und in den Stadtstaaten Hamburg (36 %) und Bremen (44 %).²⁶⁴ Nur gut ein Viertel der befragten Einwohner Mecklenburg-Vorpommerns gab also 2007 an, sehr gut oder gut Niederdeutsch lesen zu können. Und es ist nach den gesamt-norddeutschen Befunden davon auszugehen, dass auch in Mecklenburg-Vorpommern diese niederdeutsche Lesekompetenzen vor allem unter den älteren Bürgerinnen und Bürgern des Landes verbreitet sind.

Da ich in meinen Interviews das niederdeutsche Leseverständnis meiner Probanden nicht systematisch abgefragt habe, kann ich aus meiner Untersuchungsregion keine weiteren quantitativen Details zur sozialen Verteilung dieser Dimension der Dialektkompetenz beisteuern. Viele meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen haben mir aber von sich aus über ihre Erfahrungen mit der Lektüre niederdeutscher Texte erzählt. Diese Berichte vermitteln ein zum Teil überraschendes Bild von dem sehr uneinheitlichen Feld individueller Sprachfertigkeiten, die hinter den sprachdemographischen Befunden zur durchschnittlichen Lesekompetenz im Land stehen. Besonders aufschlussreich sind dabei die Interviewsequenzen, in denen die Zeitzeugen ihre unterschiedlichen niederdeutschen Sprachfertigkeiten selbst vergleichend ins Verhältnis setzen.

Da ist zunächst eine recht große Gruppe von Probanden zusammenzufassen, die es als schwieriger empfinden, das Niederdeutsche zu lesen als es aktiv zu sprechen. Ich bringe einige Beispiele von Aussagen aus dieser Gruppe. So antwortet Herr 71 (1952 AA, SP: 86) auf die Frage, ob er im Gespräch auf Niederdeutsch „alles“ verstehen und „alles“ sagen könne: „Ich kann das le... lesen und so das ist natürlich ein bisschen schwierig. Das kriege ich. Ja aber so sprechen und so kann ich fast alles.“ Frau 17 (1935 V, BI: 13), die im Niederdeutschen „das meiste sagen kann“, äußert ganz ähnlich: „Ich meine selber selber sprechen kann ich. Ich verstehe alles. Aber erstmal ... aber lesen. Also lesen fällt mir sehr schwer weil ich... Das ist schwer.“ Andere Personen vergleichen ihre niederdeutsche

²⁶⁴ Möller (2008: 37). Schon Stellmacher hatte am Beispiel des Flächenlandes Niedersachsen festgestellt, dass die niederdeutsche Lesekompetenz regional sehr unterschiedlich verteilt ist (Stellmacher 1987: 24).

Lesekompetenz zwar nicht unmittelbar mit ihren aktiven Sprechfertigkeiten, sie räumen aber Schwierigkeiten beim Leseverstehen ein, obwohl sie an anderer Stelle des Interviews angegeben haben, im niederdeutschen Gespräch alles oder das meiste sagen zu können. Frau 85 beispielsweise spricht im Interview fast durchgehend niederdeutsch mit mir, bemerkt aber, als es um das Vorlesen niederdeutscher Texte geht: „Wobei wobi plattdüütsch läsen is ne ... noch n anner Nummer. Dat is schwer.“ (Frau 85, 1954 AA, BI: 86). Herr 64 (1936 A, SP: 332) liest zwar Plattdeutsch „immer mal gerne“, „aber nicht ausdauernd. Das ist auch immer noch schwierig für mich“, obwohl er sich zutraut, im Gespräch alles sagen zu können, was er möchte. Zu den Texten von John Brinckman und Fritz Reuter sagt er: „Dat kannst kum läsen manchmal.“ (SP: 78)

Weitere Beispiele für diese Konstellation der persönlichen Niederdeutschkompetenzen, bei der sich sehr gute aktive Sprechfertigkeiten auf der einen Seite mit deutlich empfundenen Defiziten im Lesevermögen auf der anderen Seite verbinden, ließen sich leicht anführen. Diese Konstellation findet sich bei einer ganzen Reihe von Probandinnen und Probanden sowohl aus der Vorkriegsgeneration als auch aus der Nachkriegsgeneration und sowohl bei Zeitzeugen aus alteingesessenen Familien als auch bei solchen aus Familien Vertriebener. Alter und Herkunft meiner Interviewpartner spielen für das Zustandekommen dieser asymmetrischen Kompetenzausprägung offenbar keine maßgebliche Rolle.

Anders liegen die Verhältnisse bei einer anderen, ebenfalls größeren Gruppe meiner Interviewpartner. Bei diesen verschiebt sich die Asymmetrie in der Ausprägung der verschiedenen Dialektkompetenzen in das genaue Gegenteil der eben angeführten Beispiele. Hier fällt den Befragten das Lesen niederdeutsche Texte erheblich leichter, als niederdeutsch aktiv zu sprechen. Auch hier setzen einige Zeitzeugen ihre Fähigkeit, niederdeutsch zu sprechen oder zu verstehen, von sich aus mit ihrer Kompetenz im Lesen ins Verhältnis: „Es ist zwar so dass ich jetzt Eng... Plattdeutsch lesen kann. Ich kann es auch verstehen wenn sie es sprechen. Aber es ist eben so ich kann es selbst nicht mehr sprechen ne.“ (Frau 75, 1966 AA, BI 1: 154). Herr 27 (1929 V, BI: 76) beschreibt seine verschiedenen Sprachkompetenzen im Niederdeutschen so:

Das Verstehen habe ich gelernt. Aber nicht das Sprechen. Das Sprechen habe ich nie gelernt. Auch heute noch nicht. Ich kann Ihnen zwar ... ich habe mindestens

zehn plattdeutsche Bücher hier. Ich lese sehr gerne drin und ich könnte Ihnen da fließend daraus vorlesen. Das kann ich.

Dieselbe Konstellation der Sprachfertigkeiten findet sich bei anderen Zeitzeugen, die zwar ihre Lesefähigkeit nicht unmittelbar mit ihrer aktiven Dialektkompetenz vergleichen, die sich aber im Interview eine gute Lesekompetenz bescheinigen, obwohl sie an anderen Stellen unseres Interviewgesprächs bekundet haben, das Niederdeutsche aktiv nur sehr eingeschränkt zu beherrschen. Herr 59 (1961 VA, SP 1: 171) beispielsweise kann dem Vernehmen nach nur „einige Wörter“ auf Niederdeutsch sagen, die Lektüre von Texten Rudolfs Tarnows und Fritz Reuters stellt für ihn dessen ungeachtet aber „kein Problem“ dar. Frau 73 (1962 AA, BI: 61) meint, nur „wenig“ niederdeutsch sprechen zu können, sie besitzt aber „plattdeutsche Bücher“ und „kann das auch lesen“.

Neben Personen, bei denen der Grad der Sprechkompetenz in etwa mit dem Grad der Lesekompetenz übereinstimmt, weichen also in zwei größeren Teilgruppen meiner Stichprobe beide Dimensionen der Dialektkompetenz stark voneinander ab. In der einen Gruppe von Probanden sind die Lesefertigkeiten deutlich schlechter als die aktive Dialektkompetenz. Eine andere Gruppe von Gewährspersonen kann erheblich besser niederdeutsch lesen als sprechen. Wie lassen sich diese inkohärenten Ausprägungen der Sprachfertigkeiten in beiden Gruppen von Zeitzeugen erklären?

Einer Antwort auf diese Frage kommt man näher, wenn man die Berichte der Befragten dazu zusammenträgt, *welche* niederdeutschen Texte sie mit bzw. ohne Schwierigkeiten lesen. Sechs Personen erzählen, dass sie gelegentlich niederdeutsche Beiträge aus der regionalen Tagespresse lesen: „Ich lese gern in Zeitungen wenn mal plattdeutsch etwas geschrieben wird.“ (Frau 31, 1936 V, SP 1: 108). Insgesamt 37 Probanden erzählen mir von der Lektüre niederdeutscher „Bücher“. Dabei reicht die Palette des Gelesenen von kleinen Formen wie Witzen, „Schnacks“, Märchen oder Gedichten bis hin zu den großen Romanen niederdeutscher Schriftsteller. Gelesen werden niederdeutsche Literaten des 20. Jahrhunderts und Gegenwartsautoren, oft aus der Region (wie Kurt Dunkelmann, Ilse Frenz, Bernhard Dücker). Vor allem aber werden immer wieder die Klassiker der mecklenburgischen Literatur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts

als Lieblingslektüre genannt: Fritz Reuter, John Brinckman und Rudolf Tarnow.²⁶⁵ Keiner meiner Gewährspersonen berichtet dagegen davon, private niederdeutsche Texte wie persönliche Briefe zu lesen oder gar zu schreiben.²⁶⁶ Die geschilderte Sprachfertigkeit meiner Gewährsleute, niederdeutsch aktiv zu sprechen und gut zu verstehen, und ihre Kompetenz, niederdeutsch zu lesen, betreffen also sehr unterschiedliche Varianten des Niederdeutschen. Während sich die Sprech- und die Verstehenskompetenz auf ein medial und konzeptionell²⁶⁷ mündliches Niederdeutsch für die dialogische Nähekommunikation am Ort beziehen, werden offenbar ausschließlich im Druck veröffentlichte und konzeptionell schriftliche Texte mit überlokaler Verbreitung niederdeutsch gelesen. Im Bereich der Lektüre überwiegen zudem literarisch gestaltete niederdeutsche Texte, die oft auch aus früheren Zeitstufen stammen.

Gelegentlich begründen meine Gesprächspartner, warum ihnen die Lektüre niederdeutscher Text schwer fällt. Dabei verweisen sie des Öfteren auf die erheblichen Differenzen, die ihrer Meinung nach zwischen mündlichem Niederdeutsch und schriftlichem Niederdeutsch bestehen. Für einige Personen, die das Niederdeutsche in der mündlichen Kommunikation sehr gut beherrschen, stellt die mitunter undurchsichtige bzw. nicht normierte Laut-Schrift-Korrespondenz eine grundsätzliche Schwierigkeit beim Lesen niederdeutscher Texte dar:

Die plattdeutsche Literatur sie ist schwer zu lesen auch als Mecklenburger. Aber man muss es eben dann zweimal lesen oder so. Also so einfach ist das nicht. Der der der Aus... der Ausdruck der Ausdruck der soll dann so gelten als wenn Sie Platt sprechen. Und das ins Hochdeutsche an Buchstaben da hinzukriegen das ist nicht so einfach. (Herr 15, 1921 A, SP 2: 62)

265 Vgl. die ganz ähnliche Auswahl von Autoren für das Vorlesen niederdeutscher Literatur im Familienkreis oder in der Öffentlichkeit, das ich im Kapitel 3.3.6 untersuche.

266 Niederdeutsche schriftliche Internetkommunikation spielt offenbar für die von mir untersuchten Altersgruppen keine nennenswerte Rolle. Zu den „new literacy practices“ im Niederdeutschen, die sich im Internet entwickeln, vgl. Reershemius (2016).

267 Zur Unterscheidung von medialer und konzeptioneller Schriftlichkeit bzw. Mündlichkeit vgl. den grundlegenden Text von Koch / Oesterreicher (1986).

Frau 43 (1937 Z, SO: 181) hält sich für eine sehr gute Plattsprecherin, „ich habe nur Schwierigkeiten beim Lesen weil ... ist ja vom Schriftbild her anders. Man erfasst das ja optisch ne. Und dann muss ich mir das erstmal im Stillen durchlesen dass ich den Sinn ...“.

Andere dialektkompetente Zeitzeugen führen ihre Schwierigkeiten beim Lesen weniger auf mediale Unterschiede zwischen gesprochenem und geschriebenem Niederdeutsch zurück als auf areale Differenzen zwischen ‚ihrem‘ örtlich gesprochenen Niederdeutsch und dem ‚fremden‘ Niederdeutsch überregional veröffentlichter Texte: „Und und man sagt ja immer das Lesen ist gar nicht so einfach es... Und und es gibt ja regional so viele Feinheiten und Unterschiede.“ (Herr 89, 1950 AA, BI: 69). Ein Ehepaar, das bis heute im Alltag untereinander niederdeutsch spricht, schildert mir die großen Schwierigkeiten, die ihm das Lesen der niederdeutschen Bücher seines ehemaligen Pastors bereitet:

Herr 78 (1934 A): Der le... der lebt noch in Ribnitz. [...] Der schreibt jetzt Bücher auf Platt.

Frau 81 (1936 A): Aber die kann man nicht lesen.

Herr 78: Aber die kannst du nicht lesen.

Interviewer: Warum?

Frau 81: Kann man nicht lesen so ein schwieriges Platt.

Herr 78: Da ist ... das das das die haben da oben...

Frau 81: Ich weiß nicht ob das pommersches Platt ist oder...

Herr 78: Nein die haben ein eigenartiges da oben ((in)) Ahrenshoop die Ecke also. Ich habe noch ein Buch. Er hat hier mal eine Lesung gemacht. Und dann hat er auch seine Bücher da verkauft. Ich habe so eines also ja. Ich ... aber das ist als wenn wenn einer in der zweiten Klasse ist und fängt an ne. Nichts. Musst das Wort für Wort ... und dann ist dann manchmal ja. Wat wat hait dat nu. Den Sinn ... so ein großer Unterschied ne.

Frau 81: Ganz schlimm ja. Ein großer Unterschied. (Frau 81 1936 A, SP: 197–205)

Auch für die sehr häufig vertretene Ansicht, dass die Werke Fritz Reuters und John Brinckmans „anstrengender“ zu lesen seien als die Rudolf Tarnows, führen meine Gewährspersonen nicht nur inhaltliche Gründe an.²⁶⁸

²⁶⁸ „Also es ist nicht so unterhaltsam.“ (Frau 51, 1954 AA, SP: 205), vgl. Abschnitt 3.3.6.

Die Lektüre von Reuter und Brinckman wird nach Darstellung meiner Probanden vielmehr auch durch den räumlichen und zeitlichen Abstand ihres literarischen Niederdeutsch vom mündlichen Niederdeutsch im eigenen Lebensumfeld erschwert. Herr 64 (1936 A, SP: 334, 339) beispielsweise hat es „nie geschafft“, Reuters Romane zu lesen, obwohl er sehr gut niederdeutsch spricht. Reuter habe „ja auch noch viel ganz andere Ausdrücke die man gar nicht versteht“. Das Lesen der Texte von Reuter verlangt auch dem niederdeutschkompetenten Leser mitunter eine regelrechte Übersetzungsarbeit ab:

Also ich weiß von Vater der hat uns also Reuter vorgelesen hin und wieder aber dann in unsere ... in unser Platt übersetzt. Also nicht das Original Reuter sondern dann hat er es gleich also so so so. Und das versuche ich auch [...]. (Herr 56, 1935 A: SP: 240)

Umgekehrt erleichtert die zeitliche und räumliche Nähe zu niederdeutschen Schriftstellern die Lektüre ihrer Bücher. Frau 75 (1966 AA, SP1: 136, 138) nennt als Beispiel die Bücher von Bernhard Dücker (1912–2010), der in ihrer näheren Umgebung als Handwerker gelebt hat. Dessen niederdeutsche Texte verstehe sie „sofort“: „Aber der schreibt eben so wie er spricht. Und das ist auch so wie ich das kenne.“

Die aktuelle Sprachsituation bedingt, dass im Niederdeutschen nur in Ausnahmefällen „eben so“ geschrieben wie gesprochen wird, weil mündliches und schriftliches Niederdeutsch in ganz unterschiedlichen Gebrauchsdomänen verwendet werden.

Als Sprache, die vor allem mündlich und in informellen Situationen realisiert wird und keinen offiziellen Status genießt, wird das Niederdeutsche in alltäglichen Lebenssituationen kaum *geschrieben*.²⁶⁹ Es gibt hingegen eine beachtliche Anzahl von Veröffentlichungen in niederdeutscher Sprache. Der literarische Bereich umfaßt neben der Belletristik auch die Sachprosa [...]. (Kellner 2002: 10)

²⁶⁹ Diesem Befund entspricht, dass nur 2 % der befragten Norddeutschen angaben, sehr gut oder gut niederdeutsch schreiben zu können, Möller (2008: 40). Für Vorpommern bestätigt Arendt (2010: 158): „Die heutige Existenzweise des Niederdeutschen liegt im mündlichen Bereich der Alltagskommunikation, sowohl im Allgemeinen als auch im Besonderen bezüglich meiner GPn [Gewährspersonen]. Geschrieben wird kaum auf Niederdeutsch.“

Für die Bevölkerung Mecklenburgs ergibt sich aus dieser medialen Diglossie zwischen nächstsprachlich-mündlichem und literarischem Niederdeutsch, dass Sprech- bzw. Verstehenskompetenz einerseits und Lesekompetenz andererseits bei vielen Personen erheblich divergieren. Es gibt zwar eine Reihe von Probanden in meiner Stichprobe, die das Niederdeutsche sehr gut sprechen und verstehen und es zugleich gern und ohne Schwierigkeiten lesen. Diese Personen verfügen bimedial über hohe Dialektkompetenz. Aber viele meiner Interviewpartner beherrschen das Niederdeutsche vorwiegend monomedial. Ihre Fähigkeiten, den Dialekt zu sprechen, erreichen dabei ganz andere Perfektionsgrade als ihn zu lesen. Hier sind überraschenderweise gerade auch solche Gewährspersonen zu nennen, die über eine sehr gute mündliche Kompetenz verfügen. Solchen Gewährspersonen fällt es dem Vernehmen nach oft schwer, ihre hohe Kompetenz im lokalen mündlichen Niederdeutsch rezeptiv auf das medial, regional und historisch ‚fremde‘ Niederdeutsch zu übertragen, das ihnen vor allem in Literatur und Feuilleton begegnet. Ein Zeitzeuge spricht hier buchstäblich von einem „Übersetzungs“-Vorgang (s. o.). Personen, die – seien es Alt-ingesessene oder zugewanderte Vertriebene, alte oder junge – das Niederdeutsche sehr gut in der mündlichen Nähekommunikation vor Ort gelernt haben, scheinen also zum Teil deutlich größere Schwierigkeiten mit der Lektüre niederdeutscher Texte zu haben als Personen, für die das schriftliche Niederdeutsch den primären Zugang zum Dialekt eröffnet, weil sie kaum in der Lage sind, ein informelles niederdeutsches Gespräch in ihrem Lebensumfeld zu führen.

Die Angaben, aus denen die sprachdemographischen Untersuchungen die Prozentwerte für die durchschnittliche Verteilung sehr guter und guter niederdeutscher Sprechkompetenz einerseits (2007: 23 %) und ähnlich guter Lesekompetenz andererseits (2007: 28 %) ²⁷⁰ in Mecklenburg-Vorpommern ermitteln, gehen also zum Teil auf ganz unterschiedliche Probandenkreise zurück. Hinter den sehr ähnlichen Prozentwerten der Kompetenzverteilung stehen unter Umständen ganz unterschiedliche Probandengruppen: Die besten Sprecher des Niederdeutschen sind nicht unbedingt auch die besten Leser, die besten Leser durchaus nicht immer auch

270 Zahlenangaben nach Möller (2008: 32, 37).

die besten Sprecher. Möhn (1983) unterscheidet für das späte 20. Jahrhundert zwei typische „Kommunikationsgemeinschaften“ des Niederdeutschen: Dem Bereich der privaten mündlichen Kommunikation steht demnach ein Bereich der öffentlichen schriftlichen Kommunikation auf Niederdeutsch gegenüber. Diese niederdeutschen Kommunikationsgemeinschaften werden auch in sozialer Hinsicht tendenziell von zwei ganz unterschiedlichen Bevölkerungskreisen mit sehr divergierenden Sprachkompetenzen repräsentiert. Nur ein Teil der Menschen, die das Niederdeutsche in der einen oder anderen Weise gut beherrschen, sind in den beiden Kommunikationsgemeinschaften gleichermaßen zu Hause.

3.3 Gebrauch des Niederdeutschen: pragmatische Aspekte

Wie bei jeder Sprache steht natürlich auch beim Niederdeutschen in Alltagsgesprächen üblicherweise die referentielle Funktion, anders gesagt, die Mitteilungsfunktion im Zentrum des Sprachgebrauchs, mit der sich die Gesprächspartner über Sachverhalte oder Begebenheiten informieren und wechselseitig austauschen.²⁷¹ Dass man mit einer Sprache, und also auch mit dem Niederdeutschen, auf außersprachliche Gegebenheiten verweisen und dem Gegenüber Mitteilungen machen kann, erscheint den Kennern dieser Sprache freilich so selbstverständlich, dass es ihnen kaum der Rede wert erscheint. So thematisieren meine niederdeutschkompetenten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in den Interviews kaum jemals, dass sie das Niederdeutsche zur Übermittlung oder Entschlüsselung von Informationen genutzt hätten. Für diejenigen, die vom Verständnis des Niederdeutschen

271 Nach Jakobson (1960: 88–89) ist „die sogenannte *referentielle*, ‚denotative‘, oder ‚kognitive‘ Funktion [...] die wesentliche Leistung vieler sprachlicher Botschaften“, er weist aber darauf hin, dass neben dieser in der alltäglichen Kommunikation meist dominanten Funktion „der Linguist nicht den Anteil anderer Funktionen in solchen Botschaften übersehen“ darf. Sein Modell der sechs Sprachfunktionen (referentiell, emotiv, poetisch, phatisch, metasprachlich, konativ) geht davon aus, dass jedes Sprechereignis im kommunikativen Kontext stets mehrere Funktionen gleichzeitig erfüllt, eine dominante Funktion dabei aber im Vordergrund steht. Zur Vorgeschichte dieses Modells vgl. Nekula / Ehlers (1996).

ausgeschlossen waren oder sind, spielt die Mitteilungsfunktion des Dialekts freilich eine wichtige, mitunter sogar existentielle Rolle. Im Abschnitt 2.3.1 war deutlich geworden, dass die immigrierten Vertriebenen die Tatsache, dass sie nicht verstehen konnten, worüber sich die Alteingesessenen im Dialekt austauschten, als ein gravierendes Problem in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft und als einen schmerzlichen Einschnitt in ihren Sprachbiographien wahrgenommen haben.

Die Sprachbarriere zwischen Alteingesessenen und den Zuwanderern aus dem Südosten bestand vor allem darin, dass die Vertriebenen von der Mitteilungsfunktion des Niederdeutschen zunächst ausgeschlossen waren. Und Zugang zu den auf Niederdeutsch ausgetauschten Informationen zu gewinnen, war für viele der Neuankömmlinge der wichtigste Grund, den mecklenburgischen Dialekt zu lernen. Auf die Frage, warum sie Niederdeutsch gelernt haben, verweisen mehrere zugewanderte Probanden ausdrücklich auf die Mitteilungsfunktion des Dialekts: „Na ich wollte ich wollte wissen was die Leute sagen.“ (Frau 3, 1924 Z, SP: 187). „Um es zu verstehen um sich verständigen zu können. Damit man nicht immer zum Nachbarn gehen muss [um sich das Unverständene übersetzen zu lassen].“ (Herr 30, 1930 Z, SP: 69). Auf dieselbe Frage hin konstatiert Frau 14 (1936 V, SP 1: 150) ganz allgemein, was den niederdeutschkompetenten Alteingesessenen wie eine Selbstverständlichkeit erscheinen musste: „Die Sprache gehört dazu wenn man sich untereinander verständigen will.“

Funktionale Aspekte des Sprachgebrauchs, die der Aufmerksamkeit der meisten befragten Zeitzeugen entgehen, sind mit einer interviewbasierten *oral language history* nur rudimentär zu erfassen, auch wenn sie in deren kommunikativem Alltag eventuell tatsächlich eine bedeutende Rolle spielen. Das folgende Kapitel wird daher vor allem solche Funktionen des Niederdeutschgebrauchs beleuchten, die den Befragten beim Nachdenken über ihr Sprachverhalten und ihr sprachliches Umfeld auffallen und erwähnenswert erscheinen. So weisen die Zeitzeugen in den Interviews mit recht großer Übereinstimmung auf eine Reihe pragmatischer Aspekte des Niederdeutschgebrauchs hin, die über die bloße Mitteilungsfunktion des Dialekts hinausgehen.

Die Tatsache freilich, dass die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bestimmte Verwendungskontexte und Verwendungszwecke des Niederdeutschen im Interview für besonders erwähnenswert halten, deutet auch auf spürbare

funktionale Veränderungen im Gebrauch des mecklenburgischen Dialekts hin. Herrmann-Winter (1974: 188) hat schon früh herausgestellt, dass die Geschichte des Niederdeutschen im 20. Jahrhundert auch einen Funktionswandel des Dialekts mit sich brachte.

Durch ihre verringerte kommunikative Geltung hat die Mundart gegenüber der hochsprachlichen Norm den Charakter des Intimen, Persönlichen und Familiären angenommen. Diese Eigenschaft wiederum hat ihr in der hochsprachlichen Kommunikation eine neue Funktion eingebracht.

Und sie beobachtet in diesem Zusammenhang Formen der „pragmatischen Alternanz“ (ebd.), bei denen mit einem vorübergehenden Wechsel aus dominant hochdeutscher Rede ins Niederdeutsche pragmatische Effekte erzielt werden können, die eben auf der Konnotation des Niederdeutschen mit Intimität und Familiarität beruhen. Seit das Hochdeutsche in allen öffentlichen Domänen und mehr und mehr auch in der privaten Kommunikation zum üblichen Medium für den Informationsaustausch aufgerückt ist, erwachsen der Verwendung des Niederdeutschen spezifische pragmatische Funktionen und sozialsymbolische Bedeutungen. Je normaler im Sprachumfeld meiner Probanden der Gebrauch des Hochdeutschen geworden ist, desto markierter wirkt offensichtlich die Wahl des Niederdeutschen in der Kommunikation. Der „Verlust kommunikativer Funktionen“, der nach Peters (2015: 31) die Geschichte des Niederdeutschen in seiner jüngsten Entwicklungsphase kennzeichnet, ermöglicht so auf der anderen Seite die Herausbildung neuer pragmatischer Funktionen.

Die pragmatischen und sozialsymbolischen Aspekte des Niederdeutschgebrauchs, auf die die Abschnitte des vorliegenden Kapitels eingehen werden, basieren geradezu darauf, dass das Niederdeutsche vor dem Hintergrund des allgegenwärtigen Hochdeutschen zu einer markiert un-alltäglichen und einer allenfalls noch auf vertraute Nähekommunikation begrenzten Varietät geworden ist. Noch aber sind einigen Zeitzeugen aus ihrem Sprachumfeld Verwendungen des Niederdeutschen erinnerlich, die gleichsam noch vor dessen funktionaler „Privatisierung“ (Möhn 1983: 171) lagen, und über die sie aus heutiger Sicht wie über vorzeitige und vergangene Sprachperioden erzählen. Derartige Fälle von ‚vor-pragmatischem‘ Dialektgebrauch sollen in Abschnitt 3.3.1 beleuchtet werden, ehe in den darauffolgenden Abschnitten die Berichte meiner Zeitzeugen gesichtet werden, in denen die pragmatischen Effekte eines

Wechsels aus dem Hochdeutschen in den Dialekt im Vordergrund stehen. Jeweils mehrere Zeitzeugen berichten davon, dass man mit dem gezielten Wechsel ins Niederdeutsche beim jeweiligen Gegenüber größeres Entgegenkommen erreichen könne (3.3.2). Sie veranschaulichen an erinnerten Kommunikationsszenen, dass das Niederdeutsche häufig zum Schimpfen (3.3.3) und gelegentlich als Geheimsprache (3.3.4) verwendet werde. Und sie zeigen an Beispielen, dass man mit dem Gebrauch des mecklenburgischen Dialekts soziale Zugehörigkeit zeigen oder zumindest beanspruchen kann (3.3.5). Bemerkenswert ist auch, wie viele meiner Zeitzeugen davon erzählen, dass in ihrem Umfeld niederdeutsche Literatur vorgelesen und aufgesagt wird. Hier zeichnet sich sehr deutlich ab, dass das Niederdeutsche inzwischen als eine Freizeit- und Kultursprache fungiert (3.3.6).

Das, was die Gewährspersonen über den Gebrauch des Niederdeutschen erzählen, berührt sich mitunter eng mit stereotypen Spracheinstellungen, die sie in ihren Interviews äußern. So fügt sich die in der mecklenburgischen Bevölkerung weit verbreitete Ansicht, das Niederdeutsche eigne sich besonders gut zum Schimpfen, zu vielen erinnerten Schimpf-Szenen, in denen die Zeitzeugen davon berichten, wie sie selbst oder andere Personen beim Schimpfen ins Niederdeutsche gewechselt seien. Berichte über konkrete Gebrauchssituationen und pragmatische Effekte der Varietätenwahl sollen im Interviewkontext mitunter die Stichhaltigkeit von geäußerten Ansichten über den Dialekt erzählerisch illustrieren. Die Schilderung des Sprachgebrauchs fungiert dann als Beleg für die Spracheinstellungen der Befragten. Arendt (2010) fasst das Verhältnis von Sprachgebrauch und Spracheinstellung noch enger, indem sie hervorhebt, dass die individuelle Erfahrung mit dem Gebrauch des Niederdeutschen bereits von kollektiven Spracheinstellungen und überindividuellen Laientheorien über den Dialekt vorgeprägt sein kann.²⁷² Tradierte kollektive Spracheinstellungen finden die Zeitzeugen einerseits in ihren persönlichen Erfahrungen mit dem Einsatz des Niederdeutschen bestätigt, und andererseits tragen die von vielen

272 „Ideelle Zuschreibungen, wie [...] die kontaktherstellende Funktion des Niederdeutschen, werden nicht mittels abstrakter Argumentationen, sondern mit konkreten Erlebnissen begründet. Gleichzeitig wird damit die kollektive Einstellung als eigene Erfahrung geraht.“ (Arendt 2010: 196–197).

Individuen geteilten Erfahrungen mit der Verwendung des Dialekts zur Herausbildung und Festigung überindividueller Spracheinstellungen bei.

In der interviewbasierten Rekonstruktion der Sprachgeschichte des Niederdeutschen sind diese beiden eng miteinander verschränkten Dimensionen des Sprachgebrauchs und der Sprachwahrnehmung aus analytischen Gründen zu trennen. Im Kapitel 3.4 zu den Bewertungen und Konzeptualisierungen des Dialekts sollen die metasprachlichen Zuschreibungen von Eigenschaften und Gefühlswerten beleuchtet werden, mit denen die Gewährleute das Niederdeutsche charakterisieren. Im vorliegenden Kapitel 3.3 werden dagegen die persönlichen Erfahrungen im Zentrum stehen, die die Zeitzeugen mit dem Gebrauch des Dialekts in konkreten Kommunikationssituationen gemacht haben, an die sie sich erinnern. Es wird sich zeigen, dass die persönlichen Berichte über die konkreten Anlässe und die spezifischen Wirkungen des Niederdeutschgebrauchs viele Übereinstimmungen aufweisen, in denen eine allgemeine Gebrauchsgeschichte des Dialekts ihre Konturen gewinnt. Um diesen Schatz überindividuell geteilter Spracherfahrungen und seine Distribution über die Bevölkerungsgruppen und Alterskohorten soll es in den folgenden Abschnitten gehen.

3.3.1 „*De Discher dei räd bloß Plattdüütsch*“ – Gebrauch des Niederdeutschen vor seiner ‚Pragmatisierung‘

Das Niederdeutsche ist im 21. Jahrhundert, „trotz vieler kulturbetrieblicher Ausbaubereiche derzeit immer noch eher eine Sprache des Nahbereichs“ (Möller 2010: 161). Die üblichen Gebrauchsdomänen des Niederdeutschen sind damit heute „neben der Kommunikation in der Familie die eher informellen Zusammenhänge“ (Reershemius 2004: 30). Die Begrenzung des Niederdeutschen auf den Gebrauch in der informellen und privaten Nähekommunikation „zeichnet sich in allen einschlägigen Spracherhebungen“ der letzten Jahrzehnte ab (Föllner 2004: 121). Auch in meinem Interviewkorpus werden daher immer wieder Kommunikationskonstellationen geschildert, in denen der Gebrauch des Niederdeutschen im engeren Familien- und Freundeskreis oder unter nahen Arbeitskollegen angesiedelt ist. Diese Schilderungen bilden vor allem den Sprachgebrauch der vor 1945 geborenen Alterskohorten ab. Der nächsprachliche Gebrauch des Niederdeutschen tradiert sich aber mit Abstrichen noch in

vielen Familien und privaten Kreisen über die ersten Nachkriegsjahrzehnte hinweg und erhält sich vereinzelt bis heute in der Paarsprache älterer Ehepartner, Geschwisterdyaden oder alter Freundschaften.

Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten gelegentlich aber auch von Gesprächssituationen, in denen die Verwendung des mecklenburgischen Dialekts über die Grenzen der informellen Binnenkommunikation innerhalb familiärer oder vertrauter Kreise hinausgreift. So identifizieren sie in ihrem sprachlichen Umfeld noch bis in die 1960er Jahre eine Reihe älterer Einzelpersonen, die ihrer Einschätzung nach hochdeutsche Varietäten gar nicht beherrschten (vgl. 5.2.2). Zumindest diese monolingualen Niederdeutschsprecher waren in ihrem Alltag darauf angewiesen, das Niederdeutsche gelegentlich auch außerhalb von Familie und Freundeskreis und selbst im Gespräch mit Personen zu verwenden, die das Niederdeutsche eventuell nicht beherrschten. Von ihnen wurde der Dialekt noch als ein grundsätzlich vollfunktionales Kommunikationsmittel eingesetzt, um sich situationsübergreifend und adressatenunabhängig verständlich zu machen.

Neben diesen monolingualen Niederdeutschsprechern verweisen meine Interviewpartnerinnen und -partner aber auch auf eine bemerkenswert große Zahl von Personen aus ihrem Umfeld, die ihrer Einschätzung nach das Hochdeutsche nur unvollkommen sprechen können (vgl. 5.2.3). Die starke Asymmetrie in der bivariären Sprachkompetenz dieser Personen bringt sie dazu, dass sie auch außerhalb privater Kommunikationssituationen das Niederdeutsche präferieren und überwiegend verwenden. So ist Frau 22 (1934 V, SP: 179) davon überzeugt, dass die Großeltern ihres mecklenburgischen Mannes „alle beide nicht richtig Hochdeutsch sprechen“ konnten: „Die haben auch mit allen die nur Hochdeutsch ko... da haben die aber getrost auch ihr Plattdeutsch gesprochen.“ Auch von Menschen mit nur eingeschränkter aktiver Hochdeutschkompetenz wurde bzw. wird das Niederdeutsche meist nicht verwendet, um mit Bezug auf spezifische Adressaten und Situationen pragmatische Effekte zu erzielen, sondern in erster Linie, um sich mitzuteilen.

Diese stark personenbezogenen Berichte sind um einige Zeitzeugenschilderungen zu ergänzen, in denen es um die adressatenunabhängige Verwendung des Niederdeutschen in der halböffentlichen²⁷³ oder sogar in der

273 Wells (2012: 258) charakterisiert den „semi-public space“ als eine

amtlichen Kommunikation geht. Ein Personenkreis, von dem meine Probanden immer wieder berichten, dass er das Niederdeutsche zumindest in der Vergangenheit regelmäßig in halböffentlichen Situationen genutzt hat, ist der der Handwerker und Kaufleute. Das Niederdeutsche wird bzw. wurde von einigen Handwerkern und Kaufleuten dem Vernehmen nach nicht nur in der Binnenkommunikation im Kollegenkreis der Werkstätten und Verkaufsstellen verwendet, sondern oftmals auch als einzige Sprache im Kundenkontakt benutzt. Herr 10 (1939 V, SP 1: 245) erinnert sich an einen Bekannten aus Schwaan, der in den 1960er Jahren in einem kleinen Handwerksbetrieb mit dem Meister zusammen die Kunden aufsuchte: „Das war ein Ein-Mann-Betrieb und er war der ... dem Meister da unterstellt ne. Und mit dem ist er wohl auch überall gegangen und der sprach nur Platt“. Herr 10 wiederholt bei seiner Erzählung mehrfach, dass dieser Handwerksmeister „nur Platt“ gesprochen habe (ebd.). Auch von einem Tischler in Schwaan heißt es, „dei räd bloß Platt. ‚Ja dat māk ik farich. Jou geht klor!‘“ (Herr 13, 1935 V, SP 1: 222). Ebenfalls aus Schwaan erzählt Herr 15 (1921 A, SP 1: 125) über seinen Schwiegervater, der seit den 1950er Jahren dort ein Geschäft hatte: „Und der Schwiegervater das war ... der hatte nachher eine Fischhandlung. Die sprachen kein Hoch. Wenn wir dahin kamen wurde nur Plattdeutsch gesprochen ja.“

Herr 13 (1935 V, SP 2: 115–116) wurde als Junge in Schwaan nach dem Krieg mit Fleischmarken zum Schlachter geschickt, der ebenfalls nur Niederdeutsch sprach.

Und der Olle der da im Laden war der den Schlachterbetrieb aufrechterhalten hatte... Also gleich von A... Anfang an wie wir hierher kamen konnte ich ja noch kein Platt. ‚Na min lütten Jung‘ secht er denn ne. ‚Wat wür dat [unverständlich]‘ ne. Der hat nur Plattdeutsch gesprochen. Der olle [Name].

Die geschilderte Einkaufsszene zeigt, dass das Niederdeutsche hier als einzige Sprache im Kundenkontakt fungierte, und nicht etwa nur adressatenspezifisch eingesetzt wurde, wenn bekannte Kunden mit den entsprechenden Sprachkenntnissen das Geschäft betreten.

Kommunikationsdomäne, „in which individuals relate to other individuals whom they do not know or to whom they are not related.“

Aus Schwaan erzählt man auch über den Niederdeutschgebrauch in amtlichen Zusammenhängen. Es muss in der Stadt nach dem Krieg noch „ein kleines Stadtgefängnis“ gegeben haben. „Und in diesem Stadtgefängnis da sprach man eben auch nur Plattdeutsch.“ (Herr 9, 1939 A, BI 1: 267). Bemerkenswert ist der Hinweis von Herrn 23 (1946 Z, SP 1: 141), dass im Rathaus von Schwaan noch in den 1980er Jahren eine Mitarbeiterin beschäftigt war, die auch in der institutionellen Außenkommunikation ausschließlich das Niederdeutsche einsetzte. „Die hat eigentlich nur Plattdeutsch gesprochen. Die hat mit jedem Plattdeutsch gesprochen.“ Selbst in der amtlichen Kommunikation staatlicher Institutionen fungierte das Niederdeutsche gelegentlich als vollfunktionales Mittel der sprachlichen Interaktion.

Alle zitierten Beobachtungen meiner Zeitzeugen betrafen die Sprachverhältnisse in der Kleinstadt Schwaan. Nun ist gerade im Hinblick auf kleinere Ortschaften zu bedenken, dass dort die private und die öffentliche Sphäre nicht immer strikt zu trennen sind. Auch Personen, die in amtlicher Rolle sprechen oder im öffentlichen Raum interagieren, sind ihrem jeweiligen Gegenüber hier häufig aus privaten Kontexten gut bekannt und verwenden in der Kommunikation daher unter Umständen wechselseitig nahe-sprachliche Register.²⁷⁴ Andererseits konnten alteingesessene Handwerker, Kaufleute und Amtsträger selbst in kleineren Ortschaften in Mecklenburg nach dem Krieg wegen der hohen Zahl an immigrierten „Neubürgern“ nicht mehr selbstverständlich niederdeutsche Sprachkenntnisse bei ihren Kunden voraussetzen. Gleichwohl sprachen manche von ihnen nach den Erinnerungen meiner Zeitzeugen, gerade auch der zugewanderten Zeitzeugen, selbst im Kundengespräch durchgängig Niederdeutsch.

Die Beobachtungen aus der Kleinstadt werden dadurch unterstrichen, dass auch aus der Großstadt Rostock von Handwerkern und amtlichen Funktionsträgern berichtet wird, die das Niederdeutsche im Kundengespräch durchgängig und damit völlig unabhängig vom jeweiligen Adressaten als Kommunikationsmittel eingesetzt haben. Der aus der Neumark

274 Mit Bezug auf den Kommunikationsraum ‚Dorf‘ macht Riehl (2009: 44–45) geltend, dass gerade dort unter Umständen „die öffentliche Sphäre nicht der privaten getrennt werden kann. Jeder kennt den Bäcker im Dorf und weiß, welche Sprache oder Varietät er spricht.“

vertriebene Herr 30 (1930 Z, SP: 89) erinnert sich an eine Begebenheit aus den 1960er Jahren in Rostock, anhand derer er veranschaulicht, wie wichtig es für ihn war, in Mecklenburg das Niederdeutsche zu lernen:

Ich kann mich noch erinnern zum Beispiel als wir ... wir haben nachher später noch mal da war ich beim Tischler und habe mir ein Fenster bauen lassen für ein Gartenhaus. Der hat ja nun auch Platt ja nur Platt gesprochen alter Ti... Tischlermeister in Rostock.

Aus den 1950er und 1960er Jahren wird auch von der Werft in Rostock von einem Mitarbeiter berichtet, der in seinen institutionellen Funktionen mit einer großen Zahl wechselnder Gesprächspartnern zu tun hatte und offenbar dennoch durchgängig Niederdeutsch sprach: „Ja [Name] war unser unser Betriebsratsvorsitzender und Wohnungsverwalter oder so. Also ich habe den nur Plattdeutsch sprechen hören. Ob er Hochdeutsch konnte wusste ich nicht. Also der hat nur Plattdeutsch gesprochen.“ (Herr 24, 1926 A, SP: 182).

Die in diesem Abschnitt zitierten Zeitzeugenberichte, die durch viele andere Aussagen zum Niederdeutschgebrauch vor Ort bestätigt werden, zeigen, dass der mecklenburgische Dialekt in der Nachkriegszeit noch keineswegs vollständig auf den informellen und privaten Nahbereich zurückgedrängt war. Er wurde insbesondere von älteren Personen zum Teil noch adressatenunabhängig sogar in halböffentlichen und amtlichen Domänen als einziges Kommunikationsmedium verwendet. Dem Niederdeutschen wurde von solchen monolingualen oder dominant niederdeutschen Sprecherinnen und Sprechern offensichtlich noch die volle, auch distanzsprachliche Funktionalität zugemessen. Die Zeitzeugen identifizieren damit im Bereich der mündlichen Kommunikation der Nachkriegszeit letztlich noch Reste monoglossischer Sprachverhältnisse. Die Verwendung des Niederdeutschen war in den geschilderten Fällen noch nicht primär auf pragmatische Effekte ausgerichtet, die sich aus der kommunikativen Konkurrenz der Varietät zum Hochdeutschen und aus ihrer fortschreitenden Abdrängung in die funktionale Nische der Nähesprache ergeben konnten. Meine Interviews zeigen freilich auch, dass derartige ‚vor-pragmatische‘ Gebrauchsweisen des Niederdeutschen nach dem Krieg allenfalls noch bei älteren Alteingesessenen zu beobachten waren, im Laufe der Nachkriegszeit dann immer seltener wurden und von Zeitgenossen zunehmend als bemerkenswerte Ausnahmen in ihrem sprachlichen Umfeld wahrgenommen wurden.

3.3.2 *„Ja also so man konnte wirklich über das Plattdeutsche manchmal Türen öffnen“* – strategischer Einsatz des „kontaktfördernden“ Niederdeutsch in der Kommunikation

Schon in den 1960er Jahren haben Untersuchungen in Mecklenburg-Vorpommern ergeben, „daß ein Sprecher durch das Plattdeutsche schnell – meist schneller als durch das Hochdeutsche – zu den Angesprochenen ein Vertrauensverhältnis herstellen kann [...]“ (Gernentz 1964: 141). Die Zuschreibung, dass das Niederdeutsche eine „distanzmindernde und kontaktfördernde Funktion“ (Herrmann-Winter 1994: 462) habe, hat sich zu einem stereotypen „Kontakttopos“²⁷⁵ verfestigt, der in der Bevölkerung Mecklenburg-Vorpommerns weit verbreitet ist. Quantitative und qualitative Untersuchungen zum Raum Hamburg belegen, dass der „Stereotypenkomplex ‚Plattdeutsch schafft eine positive Atmosphäre‘“ (Jürgens / Schröder 2016: 357) auch überregional und quer durch die sozialen Gruppierungen der norddeutschen Bevölkerung fest verankert ist. Sprachgeschichtlicher Hintergrund dieser laienlinguistischen Konzeptualisierung des Niederdeutschen ist die Erfahrung der Sprecherinnen und Sprecher, dass das Niederdeutsche fast nur noch in vertrauter Nähekommunikation verwendet wird. Die positiven Charakteristika vertrauter Kommunikationssituationen werden dann alltagstheoretisch auf das Kommunikationsmedium selbst übertragen, das für derartige Situationen prädestiniert scheint.

Offensichtlich bleibt es aber nicht bei der stereotypen Charakterisierung des Niederdeutschen als kontaktfördernd und vertrauenstiftend. Vielmehr nutzt(en) die Zeitzeugen diese dem Dialekt zugeschriebene Wirkung in der Kommunikation offenbar tatsächlich gezielt, um außersprachliche Zwecke zu erreichen. Zum Niederdeutschen wird demnach nicht nur gewechselt, wenn man in gemütlicher Runde mit Freunden oder Verwandten zusammensitzt, sondern auch dann, wenn man weniger vertraute Personen zu einem gewünschten Verhalten oder entsprechenden Handlungen bewegen

275 Arendt (2010: 214) umreißt den Inhalt dieses „Kontakttopos“ wie folgt: „Weil die Benutzung der niederdeutschen Sprache sofort einen vertrauten Kontakt mit dem Gesprächspartner herstellt, wird die Kommunikation erleichtert.“

will. Der angenommene distanzmindernde und kontaktfördernde Charakter des Niederdeutschen wurde und wird von den Zeitzeugen also in konkreten Kommunikationssituationen bewusst eingesetzt. Die Varietätenwahl übernimmt so eine pragmatische Funktion. Auch hier ist die Ebene der laienlinguistischen Sprachkonzeptualisierung offenbar eng mit einem entsprechenden Sprachverhalten verschränkt. Der strategische Einsatz der nächstsprachlichen Varietät ist dem Anschein nach vor allem unter den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration weit verbreitet (gewesen). Fast die Hälfte meiner 27 Interviewpartner aus dieser Bevölkerungsgruppe berichtet mir im Interviewgespräch von Kommunikationssituationen, in denen sie ihrer Meinung nach durch den Einsatz des Niederdeutschen im Vorteil waren gegenüber Menschen, die ihre Anliegen nur auf Hochdeutsch vortragen konnten. Manche Zeitzeugen sind dabei von sich aus auf entsprechende Erfahrungen oder konkrete Erlebnisse zu sprechen gekommen. Andere haben mir auf meine Frage hin, ob es für sie mitunter ein Vorteil war, niederdeutsch sprechen zu können, von derartigen Situationen erzählt.

Herr 9 (1939 A, SP: 297) beispielsweise verallgemeinert seine einschlägigen Erfahrungen mit dem Gebrauch des Niederdeutschen sehr stark. Es sei „immer so gewesen. Wenn du irgendwas erreichen wolltest dann dann ... und und und diesen sturen Mecklenburger da eigentlich öffnen willst“, dann habe er durch den Einsatz des Niederdeutschen „immer die Leute also auf meine Seite gekriegt“:

Und und wenn ich zu diesen Fleischern ging hier und da mit Platt gesprochen habe und so dann hatte ich schon gewonnen. Die haben mir Sachen zurückgelegt die andere nicht gekriegt haben. [...] Ja also so man konnte wirklich über das Plattdeutsche manchmal Türen öffnen ne. (Herr 9, 1939 A, SP: 285)

Frau 7 (1936 A, SP: 325) erinnert sich an einen gemeinsamen Besuch mit ihrem Vater beim Holzhandel. Als sie ihn anschließend verwundert fragte, wieso er mit dem Holzhändler niederdeutsch gesprochen habe, erklärte er ihr die Varietätenwahl wie folgt: „Hast du gesehen der hielt mich ein ... für einen von sich. Und der hat mir die besten Holzstücke rausgesucht.“ Der Holzhändler habe vermutlich gedacht: „Du du büst doch so'n vernünftigen Kiirl denn krist du ouk dat orrige Holz ja.“ Herr 16 (1935 A, SP 2: 76) meint ganz ähnlich, dass er sein erstes Zimmer in Rostock von

der Vermieterin vor allem deshalb bekommen habe, weil er Niederdeutsch mit ihr sprach: „Und wir kamen ins Plattdeutsche. Das war dann mein Vorteil.“

Eine niederdeutsche Ansprache konnte nicht nur den Zugang zu materiellen Dingen eröffnen, sondern sie verstärkte den Zeitzeugenberichten nach auch die Hilfsbereitschaft der Angesprochenen. So erzählt Frau 46 (1937 A, SP: 158–159), sie habe mit dem Handwerker an ihrem Institut Niederdeutsch gesprochen, wenn sie für die Laborarbeit Unterstützung brauchte: „Und wenn ich unten in die Werkstatt ging weil ich irgendetwas haben wollte dann habe ich doch nicht mit ihm hochdeutsch gesprochen. Ich wusste ja genau wenn ich Platt mit ihm rede kriege ich das.“ Frau 7 (1936 A, SP: 315) erzählt, dass sie wegen ihrer Niederdeutschkenntnisse vorgeschickt wurde, wenn in der Familie ein Handwerker gebraucht wurde: „Also es war ja so die hatten ja auch viele Aufträge und so. Und ich bin immer losgegangen und ich habe immer aufgeschlossene Leute gefunden wenn es Plattdeutsche waren dass ich mit denen Plattdeutsch gesprochen...“. Über den strategischen Einsatz des Niederdeutschen in der innerbetrieblichen Kommunikation auf der Rostocker Werft erzählt beispielweise Herr 24 (1926 A, SP: 215): „Und wenn ich noch etwas Besonderes wollte dann wusste ich genau dann musst du Plattdeutsch sprechen. Dann kommst du besser an.“²⁷⁶

Eine ganze Reihe von Zeitzeugen berichten davon, dass ihnen die Wahl des Niederdeutschen in beruflichen Gesprächen mit Kunden von Nutzen war. Diese sprachliche Erfahrung hat beispielsweise Herr 61 (1934 A, SP: 104) in der Wasserwirtschaft gemacht:

Ich habe ja nun viel auch in der Landwirtschaft draußen direkt vor Ort zu tun gehabt in meiner Funktion. Und wie oft bin ich mit Platt da sehr gut angekommen. Da war der Kontakt gleich da komischerweise. Die anderen die die Umsiedler waren und da hinkamen und hochdeutsch sprachen ja da war der Kontakt nicht so schnell da. Aber so wie du mit den Leuten Platt anfängst dann ging ... war der Kontakt da war die Tür auf.

276 Die pragmatischen Effekte der Varietätenwahl bei der Betriebskommunikation auf den Rostocker Werften beschreibe ich eingehend in Ehlers (2017).

Aber nicht nur in der handwerklich-technischen Arbeitswelt, sondern auch im kaufmännischen Berufssektor wurde der Kundenkontakt durch die Wahl des Niederdeutschen erleichtert. Frau 36 (1930 A, SP 1: 261) war als Versicherungsvertreterin bei ihren Kunden besonders beliebt: „Und da gab es Leute die freuten sich wenn ik denn kem wail ik Plattdüütsch schnacken künn.“ „Ja es gab schon Menschen wo ... die schon warteten dat dei oll Versicherungsollsch kem ja. Un denn wür Plattdüütsch schnackt.“ (ebd.: 269). Auch hier wurde im Kontakt mit den Kunden durch den Einsatz der Nähesprache Niederdeutsch „diese Schwelle überschritten“ (SP 1: 277).

In den Interviews mit alteingesessenen Zeitzeugen der Vorkriegsgeneration zeichnet sich auch sehr deutlich ab, dass das Niederdeutsche gerade im Gesundheitswesen als Vertrauen bildendes Kommunikationsmedium eine wichtige Rolle spielen konnte. Herr 64 (1936 A, SP: 134) berichtet aus seiner Berufserfahrung als Arzt im Krankenhaus:

Wenn die ... wenn sich zwei junge Leute die kein Plattdeutsch konnten mit einem Patienten rumgequält haben mit einem Älteren und nicht rankamen an den dann haben sie mich gerufen. Habe ich Plattdüütsch gesprochen. Dann ging ein Leuchten über das Gesicht der Leute. Das können Sie sich gar nicht vorstellen. Das war so. Ich habe es dann so bewusst eingesetzt auch. Und das wurde immer honoriert.

Er beschreibt die kommunikative Wirkung des Niederdeutschen in diesen Patientengesprächen wie folgt: „Die Empathie ist da. Es kommt rüber. Und er [der Arzt] findet Zutrauen.“ (ebd. 140). Herr 9 (1939 A, SP: 283) hat als Pfleger im Krankenhaus ebenfalls erlebt, dass er von Kollegen zu Hilfe gerufen wurde, um einem alten Patienten Injektionen zu verabreichen, der die Behandlung strikt verweigerte: „Aber man kam nur über das Plattdeutsche an ihn ran. Also die Sprache hat das geöffnet.“

Derartige Berichte über den zielgerichteten Einsatz des Niederdeutschen gegenüber unbekanntem oder weniger vertrauten Personen finden sich in den Interviews der nach 1950 geborenen Alteingesessenen deutlich seltener.²⁷⁷ Das Niederdeutsche wurde von den Angehörigen dieser

²⁷⁷ Nur gut ein Viertel aller alteingesessenen Zeitzeugen der Nachkriegsgeneration (4 von 15) erzählen davon, dass sie das Niederdeutsche einmal strategisch eingesetzt hätten.

Altersgruppe auch nicht mehr eingesetzt, um begehrte Mangel- und Bückware vorzugsweise zu erlangen. Offensichtlich hatte sich die Versorgungslage in der DDR inzwischen soweit entspannt, dass es keines besonderen kommunikativen Aufwands mehr bedurfte, um Gegenstände des täglichen Bedarfs zu erlangen. Es wird aber weiterhin gelegentlich von Kunden- oder Patientengesprächen berichtet, bei denen die Probanden bewusst ins Niederdeutsche gewechselt sind. Hierbei fällt auf, dass nun stets ausdrücklich ältere Personen als Adressaten der niederdeutschen Ansprache genannt werden. Herr 71 (1952 AA, SP: 71) arbeitet im Servicebereich eines Technikunternehmens: „Und da wenn man zu den Älteren hin ... da wird nur Platt geschnackt. Das ist so. Und das mögen die auch weil man dann auch einen guten Draht dann hat ne.“ Und er resümiert seine Erfahrungen mit dem Gebrauch des Niederdeutschen gegenüber Kunden: „Mit den Älteren oder so da ist das immer zum Vorteil.“ (ebd.: 73). Ganz ähnlich fasst Frau 85 (1954 AA, SP 1: 200) ihre Erfahrungen mit dem Niederdeutschen in Kundengesprächen zusammen: „Sympathien kannst du gewinnen bei älteren Leuten wenn du mal so ins Platt ja ins Platt verfallst. Also das ... es es kommt insgesamt sehr sehr positiv rüber.“ Daher setzt sie das Niederdeutsche gezielt in der „Aufwärm“-Phase ihrer Beratungen zum Abschluss von Versicherungsverträgen ein: „Und wenn du wenn du Mäkelborger hest denn kannst du de iirsten ... dat Opwarmgespräch bäten op Platt gestalten. [...] Dat ... wat ... gäf n bäten Vertrugen ne.“ (ebd.: 262, 266). Dass man schon mit „ein paar Brocken“ Niederdeutsch bei einem älteren Gesprächspartner zum Ziel kommen kann, beschreibt Frau 54 (1968 AA, SP 1: 122) auch für die Kommunikation im Krankenhaus:

Da war das absolut auch von Vorteil. Und da habe ich das auch versucht so ein bisschen zu sprechen. [...] Nicht zu den Jüngeren die so zwanzig dreißig waren da hat man das nicht. Aber wenn so Ältere kamen ne. Die so ein bisschen Angst hatten vor irgendwie einem Anamnesebogen oder oder vor irgendeiner Behandlung oder irgendeinem Verband und so ne. Und ‚dat krägen wi schon hen lots man‘ oder so ein paar Brocken. Dann war die Sache gegessen. Dann war es gut ne. Dann war der Bann gebrochen.

Viele alteingesessene Probanden – besonders solche der Vorkriegsgeneration, aber auch einige aus der Nachkriegsgeneration – haben die übereinstimmende Erfahrung gemacht, dass sie mit der Wahl des Niederdeutschen die jeweils Angesprochenen leichter motivieren können, ihnen

bei der Umsetzung der eigenen Ziele entgegen zu kommen. Sie fassen ihre Erfahrungen in Metaphern des ‚Türenöffnens‘, ‚Schwellenüberschreitens‘, ‚Ankommens‘ oder ‚Bannbrechens‘ und verbildlichen damit die distanzmindernde Wirkung des Dialekts. Die Zeitzeugen sehen sich dabei im Vorteil gegenüber Personen, die ihre Anliegen auf Hochdeutsch vorbringen müssen, etwa weil sie das Niederdeutsche nicht beherrschen. Strategisch genutzt wird der nächsprachliche Charakter des Niederdeutschen, mit dessen Verwendung die Probanden einen Kommunikationsrahmen des Vertrauens und der sozialen Verbundenheit auch dort setzen, wo dieser ursprünglich gar nicht vorlag. Voraussetzung für den Erfolg dieser pragmatischen Varietätenwahl ist natürlich, dass auch die Angesprochenen zumindest über ein grundlegendes Verständnis des Niederdeutschen verfügen. So werden als Adressaten der gezielten niederdeutschen Ansprache besonders häufig Handwerker und Menschen vom Lande genannt, mit denen die Zeitzeugen im Alltag und in Kunden- oder Patientengesprächen zu tun haben und bei denen sie offenbar am ehesten eine ausgeprägte Dialektkompetenz voraussetzen. Die nach 1950 geborenen Zeitzeugen können mit dem pragmatischen Einsatz der Nächstsprache Niederdeutsch dann offensichtlich nur noch ältere Gesprächspartner erreichen.

Die zugewanderten Vertriebenen und ihre Nachkommen machten und machen, soweit sie das Niederdeutsche beherrschen, dieselben Erfahrungen mit der strategischen Verwendung des Dialekts wie die Alteingesessenen. Herr 13 (1935 V, SP 1: 209) beispielsweise hat das Niederdeutsche erfolgreich bei der Suche nach Handwerkern eingesetzt: „Wenn man irgendwo Handwerker irgendwat mit Handwerker måken låten wull då gung dat ouk. ‚Jo min Jung dat måk’k di farich‘.“ Und Frau 14 (1936 V, SP 1: 154–155) nutzte das Niederdeutsche erfolgreich in Kundengesprächen:

Ich war ja bei der Versicherung auch tätig ne. Wenn ich zu den alten Bauern kam und die mit Plattdeutsch angesprochen habe oder Pla... auf das Plattdeutsche eingegangen bin ich hatte sofort Kontakt. Das das machte sich immer bemerkbar. Ja das hat sich immer gelohnt.

Für die Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien erweisen sich selbst eingeschränkte Niederdeutschkenntnisse mitunter als nützlich in der beruflichen Kommunikation. Diese Erfahrung macht beispielsweise Herr 62 (1952 VV, SP: 335–336) im Gesundheitswesen:

[...] wenn wenn man mit älteren Leuten spricht und zumindest alles versteht was sie sagen auf Plattdeutsch damit sie keine Hemmnisse Hemmnisse haben im Plattdeutsch zu sprechen. Und man sollte sich auch ... mache ich auch hin und wieder ... dann zumindest ein zwei Sätze sagen. [...] Dass man zumindest sich Mühe gibt das öffnet so ein bisschen die Tür zu zu einem wenn man mit jemandem etwas besprechen will ne.

Auch Herr 72 (1955 VA, SP: 152, 159) setzte seine Niederdeutschkenntnisse, auch wenn er sie selbst für vergleichsweise gering erachtet, erfolgreich ein, um den Kontakt mit Kunden zu pflegen, wenn er „unterwegs [war] auf Baustellen“:

Wenn du jetzt mal los musstest irgendwo Fenster einbauen und waren Ältere. Dann fielen schon öfter mal Plattdeutsch-Worte. Und wenn die dann auch gemerkt haben dass du das auch noch verstehst dann rabbelten die weiter. [...] Aber ich war immer einer gewesen erstmal zum Kunden Kontakt aufbauen.

Wie die nach 1950 geborenen Alteingesessenen so können auch die Nachkommen von Vertriebenen hauptsächlich noch bei älteren Gesprächspartnern mit Hilfe des Nähesprache Niederdeutsch „die Türe öffnen“ und „Kontakt aufbauen“.

Durch den Erwerb des Niederdeutschen erlangten die Vertriebenen und ihre Nachkommen die Möglichkeit, mit mecklenburgischen Gesprächspartnern im nähesprachlichen Modus zu kommunizieren und sie auf diese Weise zu kooperativem Verhalten zu motivieren. Niederdeutschkompetenzen eröffneten ihnen nicht nur einen erweiterten sprachlichen, sondern auch einen größeren sozialen Handlungsspielraum. Wie bei den Alteingesessenen erwies sich auch für die Angehörigen der Vertriebenenfamilien der Gebrauch des Niederdeutschen als probates Mittel, um den Zugang zu materiellen Ressourcen und Dienstleistungen zu erleichtern oder Kunden- und Patientengespräche zielführend zu gestalten. Mit der abnehmenden Sprachkompetenz jüngerer Generationen verengen sich freilich die Gelegenheiten, die Nähesprache Niederdeutsch strategisch einzusetzen, mehr und mehr auf die Kommunikation mit älteren Gesprächspartnern.

3.3.3 „Aber natürlich hemm se uns manchmal ouk mäkelböörgsch infäächt wenn't gor nich anners güng“ – Schimpfen auf Niederdeutsch zwischen Strategie und Affekt

„[...] [D]ass man auf Niederdeutsch besser schimpfen oder fluchen kann, ohne dass dieses verletzend oder pöbelhaft wirken würde“ (Schröder 2013: 380), ist eine Ansicht, die in der norddeutschen Bevölkerung große Zustimmung erfährt. Empirische Untersuchungen zur Wahrnehmung des Niederdeutschen in verschiedenen norddeutschen Regionen belegen, dass diese Annahme ein laienlinguistisches Stereotyp bildet, das hier überregional und mit hohen Übereinstimmungswerten verbreitet ist. Dieses Stereotyp ist mit anderen positiven Zuschreibungen zum Niederdeutschen wie ‚Weichheit‘, ‚Wärme‘ oder ‚Gemütlichkeit‘ eng zu einem ganzen „Stereotypenkomplex“²⁷⁸ verschränkt, der die alltagstheoretische Konzeptualisierung des Niederdeutschen landläufig prägt. In Abschnitt 3.4.2 werde ich zeigen, dass auch meine Befragten aus dem Norden Mecklenburgs diese stereotype Charakterisierung des Niederdeutschen teilen und dass hier selbst die Angehörigen von Familien Vertriebener meinen, „wenn einer plattdeutsch schimpft dann hört sich das viel schöner an. Nicht so grob.“ (Frau 22, 1934 V, SP: 367).

In den Interviews belassen es meine Gewährspersonen aber oft nicht nur bei abstrakten Charakterisierungen angenommener Vorzüge des Niederdeutschen. Vielmehr erzählen viele von ihnen, dass sie selbst oder andere Personen aus ihrem Sprachumfeld gelegentlich tatsächlich das Niederdeutsche bei Zurechtweisungen benutzt haben bzw. noch heute verwenden. Diese Erzählungen wurden dabei meist nicht durch explizite Fragen nach dem Schimpfen auf Niederdeutsch elizitiert, sondern die Probanden kommen in der Regel von sich aus auf derartige niederdeutsche Schimpfsituationen zu sprechen, wenn sie den Sprachgebrauch in ihrer Familie, in der Schule oder am Arbeitsplatz schildern. Die Zahl dieser Berichte über niederdeutschsprachige Zurechtweisungen ist in meinem Korpus

278 Jürgens/Schröder (2016: 358), weitere Literaturangaben zu empirischen Befunden zur Wahrnehmung des Niederdeutschen bringe ich in den Abschnitten 3.4 und 3.4.2.

bemerkenswert hoch. Fast die Hälfte aller Befragten aus alteingesessenen Familien – sowohl aus der Vorkriegsgeneration als auch aus der Nachkriegsgeneration – erinnert sich an Situationen, in denen niederdeutsch geschimpft wurde.²⁷⁹ Da sie dabei oft konkrete Personen oder erlebte Kommunikationssituationen benennen können, ist davon auszugehen, dass der stereotypen Ansicht, das Niederdeutsche eigne sich besonders zum Schimpfen, auch eine durchaus verbreitete Sprachpraxis entspricht.

Adressaten der niederdeutschen Beschimpfungen sind diesen Berichten nach in allererster Linie Kinder, sehr viel seltener auch einmal Arbeitskollegen. Als niederdeutsch schimpfende Personen werden Eltern oder ältere Nachbarn, Lehrer / Erzieher und Kollegen bzw. der Chef genannt. Die soziale Relation zwischen Schimpfenden und Beschimpften ist damit – wie bei groben Zurechtweisungen nicht verwunderlich – meist asymmetrisch. Die kommunikativen Schauplätze der Zurechtweisungen auf Niederdeutsch sind der Erinnerung der Zeitzeugen nach vor allem die Schule und die Familie, gelegentlich die Nachbarschaft oder die Arbeitswelt. Bemerkenswert ist, mit welcher Einhelligkeit das Niederdeutsch des Schimpfens als eine nur punktuelle Varietätenwahl in ansonsten hochdeutsch dominierten Kommunikationsverläufen dargestellt wird.

So berichtet Herr 15 (1921 A, SP 1: 84) über die Sprachverhältnisse seiner Schulzeit vor dem Zweiten Weltkrieg:

Nur Hochdeutsch wurde da. Das war so. Wenn die mal aus dem Rahmen fielen und wir haben ja ... bei uns gab es ja noch Schacht [„Prügel“]. Ganz schön sogar ne. Und dann hat man gesagt hat auch der Lehrer gesagt ‚di war ik schon zeigen min Jung‘ ne so.

Noch in den 1970er Jahren wird der Gebrauch des Niederdeutschen im Schulunterricht von den Zeitzeugen meist nur auf das Schimpfen begrenzt. Frau 54 (1968 AA, SP 1: 110) erinnert sich:

²⁷⁹ Zwölf von 27 alteingesessenen Interviewpartnern der Vorkriegsgeneration und sieben von 15 Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration erzählen von niederdeutschen Schimpf-Szenen. Die Angehörigen von Familien der zugewanderten Vertriebenen teilen zwar zahlenstark die Meinung, Niederdeutsch eigne sich gut zum Schimpfen, nur zwei von ihnen kommen aber auf entsprechende konkrete Situationen zu sprechen.

Ich weiß ... ich hatte ich hatte einen alten Russischlehrer zum Beispiel der hat immer total besonnen und Hochdeutsch gesprochen. Und und mit dem hatte ich in der fünften Klasse Russisch. [...] Und der hat zu mir dann mal gesagt ‚du du [...] olte olle Zäch sett di dal‘. Und da habe ich nämlich nur aus dem Fenster geguckt weil die zehnten Klassen Abschluss hatten und geträllert haben da vor dem Fenster ne.

In der Schule, in der ja schon lange vor dem Krieg jedenfalls im Unterrichtsgespräch in der Regel das Hochdeutsche vorherrschte (vgl. 3.1.4), kam das Niederdeutsche bei den meisten Zeitzeugen allenfalls „außerhalb des Protokolls“ noch beim Schimpfen zur Anwendung (Herr 33, 1923 A, SP: 108). Aber auch in den Familien, die ja in Norddeutschland durchaus als die letzten Domänen der dialektalen Nähekommunikation gelten können, war das Niederdeutsche meinen Befragten zufolge häufig ebenfalls nur noch in der Ausnahmesituation des Schimpfens zu hören: „Also die Hauptsprache war Hochdeutsch für beide [Eltern]. Aber natürlich hemm se uns manchmal ouk mäkelböörgsch infäächt wenn’t gor nich anners güng.“ (Herr 64, 1936 A, SP: 106). Auch in der LPG von Herrn 20 (1932 A, SP: 252) kam das Niederdeutsche nur ausnahmsweise beim Schimpfen zur Anwendung, während ansonsten Hochdeutsch gesprochen wurde: „An... das einzigste Mal war der Schmied der war auch Mitglied da und der sprach auch Plattdeutsch wenn er wütend war. Sonst musst du ja auch hochdeutsch sprechen.“

In all diesen und vielen anderen berichteten Fallbeispielen beläuft sich die Verwendung des Niederdeutschen auf kurze Schimpfsequenzen innerhalb dominant hochdeutscher Rede. Der Umfang der niederdeutschen Einschübe reicht dabei nach den Angaben der Probanden von „eine[m] plattdeutschen Begriff“ (Frau 84, 1966 A, SP: 285) oder einem „kleinen Kraftausdruck“ (Frau 55, 1952 AA, SP 2: 113), der beim niederdeutschen Schimpfen mit Schülern oder Kindergartenkindern eingeworfen wird, bis hin zu kurzen Sequenzen aus einem oder mehreren Sätzen:

Natürlich habe ich auch manchmal wenn ich geschimpft habe oder irgendwie so natürlich haben wir auch mal ein paar Worte oder einen Satz ne. ‚Kannst du nich äten? Nu mäk. Stell di nich so an.‘ ne. Das dazwischen. Aber gesprochen haben wir mit den Kindern Hochdeutsch. (Frau 12, 1935 A, SP 1: 260).

Mit der Positionierung „dazwischen“ wird das niederdeutsche Schimpfen von der Gewährsfrau hier sehr anschaulich auf sequentiell begrenzte

Einschübe beschränkt. Das Schimpfen auf Niederdeutsch, von dem die Zeitzeugen so vielstimmig erzählen, wird durch den Wechsel in den Dialekt als besondere Sprechhandlung markiert und gerahmt. Ein solches punktuell *Codeswitching* von der dominanten standardnahen in die nichtdominante niederdeutsche Varietät, das Herrmann-Winter schon 1974 als „pragmatische Alternanz“²⁸⁰ beschreibt, ist auch im Zusammenhang des Schimpfens offensichtlich kommunikativ funktional, weil es mit spezifischen Kontextualisierungseffekten verbunden ist.

Von mehreren Interviewpartnern wird das *Codeswitching* beim Schimpfen, an das sie sich erinnern, jedenfalls als eine kommunikative Strategie interpretiert, die die Wirkung der verbalen Zurechtweisung beeinflusst. So erzählt Frau 12 (1935 A, SP 1: 119, 121), auch ihr Lehrer habe bei der Zurechtweisung der Schüler punktuell die Varietät gewechselt: „[...] wenn er böse war dann hat er manchmal Platt gesprochen. [...] ‚Dœsbad-del du‘ ne. Aber das hat sich dann auch nie so böse angehört irgendwie.“ Herr 58 (1950 AA, SP 2: 177) setzte niederdeutsches Schimpfen als ehemaliger Lehrer dem Vernehmen nach selbst gezielt im Sportunterricht ein:

Ik hef denn in in Sport ok immer n bäten Platt denn immer so mit rinbröcht. So un dat kem bi di... ‚Reiß dir den Arsch auf‘ ‚rit di den Noors op‘ dat hört sich ja ganz anders an. Und das kommt bei den Schülern auch anderes an. Dann haben die sich gefreut darüber und so und und war nicht so streng so ((einmal?)) oder so von oben herab.

Wenn bei Zurechtweisungen ins Niederdeutsche gewechselt wird, wirkt das Schimpfen meinen Gewährspersonen zufolge „nie so böse“ oder „nicht so streng“. Diese Beschreibungen der Wirkung des niederdeutschen Schimpfens in konkreten Kommunikationssituationen stehen in auffallendem Einklang mit den landläufigen laienlinguistischen Charakterisierungen des Niederdeutschen als ‚weich‘ und ‚nicht so grob‘, von denen am Anfang des Abschnitts die Rede war.

Die sprachlichen Interaktionen, die die Gewährspersonen im Interview als „Schimpfen“ bezeichnen und mit Beispielen veranschaulichen,

²⁸⁰ Herrmann-Winter (1974: 188), im selben Sammelband der Berliner Akademie der Wissenschaften erörtert auch Dahl (1974: 376–381) Erscheinungsformen und Motive der „Alternanz“ zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch.

umfassen eine ganze Palette von verschiedenen Sprachhandlungen wie negative Bewertungen, barsche Aufforderungen oder Drohungen, die zum Teil auch miteinander kombiniert werden:

Du olle Düüskopp kannst du nich uppassen? (Herr 61, 1934 A, SP: 235)

Rit di den Noors op! (Herr 58, 1950 AA, SP 2: 177)

Minsch jetzt krist œwer iirstmål 'n Noors vull. Ja œwer dit is mi to bunt. (Frau 12, 1935 A, SP 2: 95)

Das Gemeinsame all dieser evaluativen, direktiven oder kommissiven Sprechakte ist, dass sie nach der Höflichkeitstheorie von Brown und Levinson das „Gesicht“ des Adressaten bedrohen, da sie sein positives Selbstbild angreifen oder in seine Handlungsfreiheit eingreifen.²⁸¹ Der Wechsel ins Niederdeutsche bei der Äußerung dieser „face-threatening acts“ wäre mit Brown / Levinson (1987) als Strategie der positiven Höflichkeit zu interpretieren, durch die die Gesichtsbedrohung abgemildert werden kann. Der Einsatz des Niederdeutschen, dessen Gebrauch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert fast ausschließlich auf die Domäne der vertrauten Nähekommunikation beschränkt ist, streicht Nähe und Gemeinsamkeiten zwischen den Interaktionspartnern heraus und kann so als eine kommunikative Strategie des „claim common ground“ im Sinne der positiven Höflichkeit eingesetzt werden:

In situations where code-switching occurs, we may expect a switch into the code associated with in-group and domestic values to be a potential way of encoding

281 Die Höflichkeitstheorie von Brown und Levinson basiert auf der Grundannahme, Interaktanten würden ein Gesicht („face“ als „public self-image“) für sich beanspruchen, das zwei Dimension hat: einerseits das „negative face“ als Anspruch auf „freedom of action and freedom from imposition“, andererseits das „positive face“ als „the positive consistent self-image or ‚personality‘ [...] claimed by interactants“ (Brown / Levinson 1987: 61). Da das soziale Image der Interaktanten auf wechselseitige Anerkennung angewiesen ist, verwenden sie in der Kommunikation verbale und nonverbale Strategien der Höflichkeit, um Imageverletzungen des jeweiligen Gegenübers zu vermeiden oder zumindest abzumildern. Kommunikative Strategien der positiven Höflichkeit (wie z. B. Lob, Zustimmung) unterstützen das „positive face“ des Gegenübers, Strategien der negativen Höflichkeit (wie z. B. Indirektheit, Distanzwahrung) schützen sein „negative face“ (vgl. ebd.: 70).

positive politeness when redress is required by an FTA [face-threatening act].
(Brown / Levinson 1987: 110)

Die Aussage von Herr 58, seine grobe Aufforderung „reiß dir den Arsch auf“ wirke auf Niederdeutsch formuliert „nicht so von oben herab“ wie auf Hochdeutsch, kann die solidarisierende und distanzmindernde Wirkung des Wechsels in die dialektale Nähesprache treffend veranschaulichen, mit der die Aufforderung im Sinne der positiven Höflichkeit abgemildert werden kann.

Zwei andere Gewährspersonen interpretieren den sequentiellen Übergang ins Niederdeutsche freilich nicht im Sinne einer Strategie gesichtschonender Imagepflege, sondern sie streichen allein den Zusammenhang zwischen dem *Codeswitching* und dem thematischen Übergang zu Sprechhandlungen der Zurechtweisung hervor. Der Wechsel ins Niederdeutsche markiert für sie im Gesprächsverlauf einen Wechsel von harmloseren Themenstellungen und Sprachhandlungen zu ‚ernsteren‘ oder ‚härteren‘ Kommunikationssequenzen der Zurechtweisung:

Meine Mutter war diejenige die uns erzogen hat. Und mein Vater war so ein ruhiger. [...] Und deswegen hat er dann auch ... und wenn er mal geschimpft hat dann aber up Plattdüütsch ne. Dat wüssten wi ‚au‘ denn da mussten wir vorzeigen.
(Frau 35, 1927 A, SP 1: 94)

Frau 47 (1930 A, SP: 194) schreibt dem Sprachwechsel zum Niederdeutschen in zwei verschiedenen Situationen eine ganz ähnliche interaktive Bedeutung zu. Befragt danach, ob ihr Chef während ihrer Ausbildung auch Niederdeutsch gesprochen habe, antwortet sie: „Ja zeitweise. Aber dann war ... dann wurde er ein bisschen härter wenn er Plattdeutsch sprach. Dann hatte er etwas zu bemängeln.“ Auch hier markiert der von dem sozial statushöheren Interaktionspartner initiierte Codewechsel eine neue, in diesem Fall ‚ernstere‘ Themensetzung im Gesprächsverlauf.²⁸²

Sowohl für die Gewährspersonen, die niederdeutsch formulierte Zurechtweisungen als weniger verletzend weil nähesprachlich abgemildert interpretieren, als auch für die Zeitzeugen, die in der niederdeutschen

282 Weitere Beispiele dieser kontextualisierenden Funktion des *Codeswitchings* ins Niederdeutsche spreche ich bei der Untersuchung des Varietätengebrauchs auf den Rostocker Werften in Ehlers (2017) an.

Formulierung einen Kontextualisierungshinweis für den Übergang zu ernsteren Themenstellungen sehen, beruht die interaktive Wirkung gerade darauf, dass der Gebrauch des Niederdeutschen in den erinnerten Gesprächssituationen unüblich war.

Die bisher diskutierten Zeitzeugenberichte über das niederdeutsche Schimpfen legen nahe, dass die Gewährspersonen den Übergang zum Niederdeutschen als vom Schimpfenden intendierte und damit strategische Varietätenwahl betrachten. Andere Erzählungen von niederdeutschen Schimpfszenen streichen aber gerade das Unwillkürliche des *Code-switchings* heraus. Auch hier sind die Schauplätze des niederdeutschen Schimpfens wieder Schule und Familie. Auf die Frage, ob in der Schule gelegentlich niederdeutsch geschimpft wurde, erinnert sich Herr 33 (1923 A, SP: 108) an einen Wutausbruch seines Lehrers:

Ja das kam das das kam vor außerproto... außerhalb des Protokolls. Ich habe es mal gehabt dass ein Lehrer wild wurde. [...] Weil einer von den Schülern so dumm geschwindelt hatte dass das auffallen musste. [...] Der hatte noch so ein Pult da stehen und wo er dann hinter stand und dann da da drauf geklopft hatte und dann auf Platt losgelegt hat. Da ist das Temperament auch mit ihm durchgegangen.

Auch beim Englischlehrer von Herrn 61 (1934 A, SP: 235) kam es vor, „dass er sich dann vergessen hat und dann“ einen Schüler mit „du olle Düüskopp kannst du nich uppassen“ beschimpft hat, „aber sonst wurde Hochdeutsch unterrichtet.“ Frau 12 (1935 A, SP 2: 95) fällt noch heute ins Niederdeutsche „wenn ich böse bin oder aufgeregt“:

Das war ja früher auch so. Mit den Kindern wenn ich manchmal wütig war dann hef ik ok Plattdüüsch räd't. ‚Minsch jetzt krist œwer iirstmål 'n Noors vull. Ja œwer dit is mi to bunt.‘ Also dann habe ich auch schon mal Plattdeutsch gesprochen. Also in außergewöhnlichen ... dann ist es durchgekommen.

Der Wechsel ins Niederdeutsche beim Schimpfen wird hier von den Gewährspersonen nicht als adressatenbezogene Strategie interpretiert, sondern mit einem spontanen Affektausbruch in Verbindung gebracht („sich vergessen“, „es geht mit jemandem durch“, „wütig werden“). Die Bedeutung, die der Varietätenwahl hier beigelegt wird, ist eher die eines sprecherseitigen Emotionsausdrucks. Die Sprecher verlieren demnach durch diesen Affektausbruch gewissermaßen ihre sprachliche Selbstkontrolle, mit der sie sich auf die Einhaltung der situationsgemäß üblichen

hochdeutschen Sprachlage festgelegt hatten. Der Übergang zum Niederdeutschen drückt hier also die starke emotionale Beteiligung der Sprecher bei ihren sprachlichen Handlungen aus.²⁸³ Das Niederdeutsche wird somit als Sprache der Emotionen stilisiert und damit eine Charakterisierung des Dialekts bestätigt, die sowohl im Laiendiskurs als auch in der Fachliteratur zum Niederdeutschen häufig bemüht wird.²⁸⁴

Bemerkenswerterweise erzählen nur die vor dem Krieg geborenen Alteingesessenen, dass sie selbst oder ihre Lehrer und Eltern im Affekt Niederdeutsch gesprochen hätten. Für den Sprachalltag der Nachfolgeneration der Alteingesessenen scheint das affektgesteuerte Niederdeutschsprechen kaum noch eine Rolle gespielt zu haben. Es liegt nahe, diesen Unterschied der Befragtengruppen mit der intergenerationell abnehmenden Dialektkompetenz und den Verschiebungen in den Spracherwerbsmodi in Verbindung zu bringen.²⁸⁵ „For many bilinguals, the language which was predominantly spoken in their early childhood remains the language most appropriate to deeply emotional situations.“ (Schmid 2011: 92). Als Sprache des Affekts tritt das Niederdeutsche wohl vor allem bei Personen auf, die bereits in frühester Kindheit sehr stabile Sprachkompetenzen erworben haben, die erst in der späteren Sprachbiographie vom hochdeutschen Sprachrepertoire überlagert wurden.

283 Dahl hatte schon 1974 die „Emphase“ als eine „mögliche psychologische Ursache[...]“ für die Alternanz zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch angeführt (Dahl 1974: 378). Vor dem Hintergrund des damals noch sehr viel weiter verbreiteten Niederdeutschgebrauchs signalisiert in ihren Aufnahmetranskripten aber gerade der Wechsel vom seinerzeit dominanten Niederdeutsch ins Hochdeutsche die Emphase. „In Text 10 steht die emphatische Schelte in Hochdeutsch; auch die Drohung am Ende von Text 8 wird zum Teil hochdeutsch gesprochen.“

284 Bei der Auswertung der Interviews, die sie mit Prominenten aus Politik und Kultur in Mecklenburg-Vorpommern über das Niederdeutsche geführt hat, kommt Herrmann-Winter (1989: 8) zu dem Resümee, dass unter anderem „die gefühlsbetonte Ausdruckskraft [...] des Plattdeutschen immer wieder am höchsten geschätzt“ wird. Gernentz (1964: 153–154) konstatiert in seiner kleinen Monographie über das Niederdeutsche, dass der mecklenburgische Dialekt „offenbar äußerst geeignet ist, emotionale Regungen hervorzurufen oder auszudrücken.“

285 Vergleiche die Befunde aus den Abschnitten 5.1.1 und 5.2.1

Blicken wir schließlich noch auf den Sprachalltag der Vertriebenenfamilien: Im Unterschied zu den befragten Alteingesessenen, von denen quer durch die Alterskohorten nahezu die Hälfte der Interviewpartner von niederdeutschen Schimpfszenen zu erzählen weiß, berichten nur zwei Angehörige aus Vertriebenenfamilien von vergleichbaren Erlebnissen. Frau 44 (1928 V, SP: 361) hat exzellent Niederdeutsch gelernt und kann sich das Niederdeutsche „gar nicht mehr wegdenken“ aus ihrem Sprachalltag. Als Beispiel für ihre enge Verbundenheit mit dem Niederdeutschen benennt sie gerade das Schimpfen: „Wenn ich schimpfe schimpfe ich up Platt.“ (ebd.). Herr 62 (1952 VV, SP: 146, 147) erinnert sich an niederdeutsches Schimpfen aus seiner Grundschulzeit. Sein Lehrer sei „ein alteingesessener Mecklenburger“ gewesen. „Der konnte auch Platt. Von dem haben wir auch die ersten Worte auf Platt gehört und der hat auch wenn er mal böse war und mal einen zurecht gerüttelt hat. [...] Aber in der Sch... in der Klasse wurde eigentlich hochdeutsch gesprochen.“ Im Sprachalltag der Vertriebenen und ihrer Nachkommen dürfte das niederdeutsche Schimpfen wohl deshalb eine geringere Rolle gespielt haben, weil sie als Adressaten niederdeutschsprachiger Zurechtweisungen weniger in Frage kamen und für eigenes spontanes Schimpfen auf Niederdeutsch ihnen die aktiven Sprachkompetenzen häufiger fehlten.

Der Erinnerung meiner alteingesessenen Zeitzeugen nach wurde und wird zum Teil noch heute in ihrem sprachlichen Umfeld wohl tatsächlich immer wieder einmal das Niederdeutsche für Zurechtweisungen benutzt. Gemeinsam ist den vielstimmigen Berichten über das niederdeutsche Schimpfen, dass sie es als eine punktuelle und sequentiell begrenzte Varietätenwahl in dominant hochdeutsche Kommunikationsverläufe einbetten. Das Niederdeutsche ist in den geschilderten Schimpfszenen der markierte Code, in den aus der situationsgemäß dominanten hochdeutschen Sprachlage heraus gewechselt wird. Das Hochdeutsche ist für die heute befragten Mecklenburger bis in die private Kommunikation hinein die „unmarked choice“²⁸⁶ der Varietätenwahl. Die Erzählungen über das Schimpfen

286 Myer-Scotton (1998: 231–233). „... [T]he Markedness Model [des *Codeswitching*] claims that, for any interaction type and the participants involved, and among available linguistic varieties, there is an ‘unmarked choice’. While there is a continuum of markedness between choices for any given interaction type in

können damit eine allgemeine Funktionsverschiebung in der Sprachgebrauchsgeschichte des Niederdeutschen veranschaulichen. Dadurch, dass hochdeutsche Sprachlagen inzwischen nicht nur in institutionellen, sondern zumindest in der Eltern-Kind-Kommunikation auch in wichtigen Bereichen der familiären Domänen verwendet werden, ist das Niederdeutsche im Sprachalltag der Befragten zu einer Ausnahmevarietät geworden. Als markierter Code in einer zunehmend hochdeutsch dominierten Kommunikationswelt werden dem Dialekt von Sprechern wie Hörern neue und spezifische pragmatische Funktionen beigelegt. Ein Wechsel ins Niederdeutsche kann, wie wir gesehen haben, beispielsweise im Rahmen der Imagepflege oder zur thematischen Strukturierung von Gesprächen eingesetzt werden. Zumindest für die älteren alteingesessenen Bevölkerungsgruppen hat das Niederdeutsche mitunter auch eine emotionale Ausdrucksfunktion. Die zitierten Schilderungen meiner Interviewpartner zeigen, dass in konkreten Fällen von Zurechtweisungen der Wechsel ins Niederdeutsche unter Umständen auch mehrere der genannten Funktionen zugleich innehaben kann.

3.3.4 *„Und der hat auch nichts verstanden zuerst. Den konnte man austricksen“* – Niederdeutsch als Geheimsprache

Eine ganze Reihe von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichtet im Interview von Gebrauchsweisen des Niederdeutschen, bei denen die kommunikative Funktion, genauer gesagt die Mitteilungsfunktion des Dialekts bewusst eingeschränkt wurde. Insgesamt elf Angehörige alteingesessener Familien schildern eine oder mehrere Kommunikationsszenen, bei denen sie selbst das Niederdeutsche als eine Art Geheimsprache verwendet haben oder andere Personen in ihrem Beisein den mecklenburgischen Dialekt wie eine Geheimsprache genutzt haben. Für die Verwendung von sprachlichen Geheim-Codes sind Kommunikationskonstellationen typisch, an denen drei Parteien beteiligt sind: zwei Interaktionspartner, die sich mittels der Geheimsprache verständigen und anwesende Dritte, die von diesem

a community, one (or more) choice(s) is more unmarked than others, its status demonstrable by frequency.“ (ebd.: 231).

Verständnis ausgeschlossen sind, weil sie den verwendeten Sprachcode nicht beherrschen. Als Geheimsprachen können also alle Mitteilungscodes oder Sprachen verwendet werden, deren Kenntnis nur begrenzt zugänglich ist. Und sie werden eingesetzt, um Informationen ausschließlich bestimmten Adressaten zugänglich zu machen. Indem Geheimsprachen das Verständnis auf einen engen Kreis von Eingeweihten begrenzen und andere Personen von der Kommunikation ausschließen, können sie zugleich als sprachliche Mittel fungieren, um soziale Gruppengrenzen zu markieren und haben deshalb „vielfach gruppenkonstituierende Funktion“ (Glück Hrsg. 2000: 233). Sowohl für den Aspekt der klandestinen Informationsweitergabe als auch für den Aspekt der Hervorhebung von Gruppengrenzen bieten die Berichte der Zeitzeugen anschauliche Belegzählungen.

Herr 33 (1923 A, BI 1: 70) beispielsweise, der während seiner Militärzeit regelmäßig durch einen Ausbilder drangsaliert wurde, bekam von einem hinzutretenden Unteroffizier einen hilfreichen Tipp, wie er sich gegen die Übergriffe zur Wehr setzen konnte: „Das hat er gar nicht mitbekommen ne. Aber das war die Sache. Wir haben Plattdeutsch gesprochen.“ Und Herr 41 (1935 A, SP: 226) erinnert sich, dass in seiner LPG das Niederdeutsche gegen den aus Leipzig stammenden Leiter eingesetzt wurde: „Und der hat auch nichts verstanden zuerst. Den konnte man austricksen.“ Herr 42 (1924 A, SP: 70) war in der Kriegsgefangenschaft zufällig mit seinem Bruder zusammen interniert: „Und wenn wir nun mal was hatten was die nicht hören sollten die anderen haben wir Platt gesprochen. [...] Die verstanden das ja nicht.“

Eine vergleichbare Kommunikationsszene, bei der es um die verschlüsselte Weitergabe von Informationen ging, schildert aus der Nachkommengeneration der alteingesessenen Familien Herr 58 (1950 AA, SP 2: 113). Ihm wurde bei einer praktischen Abschlussprüfung von zwei älteren Kollegen auf Niederdeutsch ein entscheidender Hinweis zur Lösung der gestellten Aufgabe gegeben. Als die Mitglieder der externen Prüfungskommission argwöhnisch nachfragten, um was es bei dem niederdeutschen Wortwechsel gegangen sei, konnten sie leicht mit einer Ausrede beschwichtigt werden: „Was habt ihr euch denn unterhalten?‘ Ja dei hemm doch secht ,dat schön wir wenn wi gaut tosamen arbeit hemm‘ und so ne.“ Dass die für die Kommission unverständliche niederdeutsche Rede „für mich zum Vorteil war das haben die gar nicht registriert“ (SP 2: 118).

In alteingesessenen Familien, in denen das Niederdeutsche nicht mehr an die jüngere Generation weitergegeben wurde, konnte der mecklenburgische Dialekt sogar als Geheimsprache der Eltern oder Großeltern gegenüber den (Enkel)Kindern eingesetzt werden. So geht Herr 88 (1966 AZ, SP: 131) davon aus, dass seine Großeltern sich untereinander in den 1970er Jahren vor allem dann auf Niederdeutsch unterhalten haben, „wenn wir Kinder das vielleicht nicht verstehen sollten“. Von einem ähnlichen Sprachverhalten ihrer Eltern und Großeltern berichtet Frau 75 (1966 AA, SP 1: 162): „Die haben sich dann ja auch immer Sachen erzählt als kleine Kinder die man vielleicht nicht unbedingt hören sollte auf Platt.“ Ihr Beispiel zeigt auch, dass die Informationsverschlüsselung durch das Ausweichen auf das Niederdeutsche nur dann wirklich gelingen kann, wenn die auszuschließenden Mithörer keine Verstehenskompetenzen haben: „Aber man hatte ja solche Ohren gekriegt und dann trotzdem zugehört und alles verstanden ne.“ (SP 1: 164).

Andere Erzählungen über die Verwendung des Niederdeutschen in Anwesenheit von nichtdialektkompetenten Personen akzentuieren weniger den verschlüsselten Informationstransfer als die sprachliche Markierung von Gruppengrenzen. So erinnert sich Herr 15 (1921 A, BI: 68) aus den ersten Nachkriegsjahren an eine militärische Personenkontrolle im Zug, bei der einer der Passagiere einen russischen Soldaten, der nur eingeschränkt Deutsch konnte, vor den mitfahrenden Einheimischen mit freundlicher Gestik „auf plattdütsch“ als „du Schmeerlappen“ anredete, ohne dass dieser selbst seine öffentliche Beleidigung wahrnehmen konnte: „Oh ich denke was das wohl wird hier. Ja hat er hat sein Plattdeutsch sowieso nicht verstanden.“ Dass mecklenburgische Jugendliche sich einen Spaß daraus machten, Badegäste aus „Sachsen“ mit „holl din Mul ne oder leck mi am Mors und so“ (Herr 87, 1964 Z, SP: 194) zu beleidigen, ohne dass diese bemerkten, dass sie verspottet wurden, habe ich schon in Abschnitt 2.3.6 erwähnt. Von einem ähnlichen ausgrenzenden Sprachverhalten der Niederdeutschsprecher gegenüber „Sachsen“ berichtet Herr 71 (1952 AA, SP: 163) auch aus der Armee: „Und das ist ja bei der Armee da hat man ja wenn man mit Sachsen oder so zusammen ist dann hat man mal Platt geschnackt um denen einen auszuwischen ne. Dass sie das dann nicht verstehen ne.“

Eine große Bevölkerungsgruppe, in der selbst geringe Niederdeutschkenntnisse häufig fehlten, waren natürlich auch die Angehörigen von Familien zugewanderter Vertriebener. Gerade auch ihnen gegenüber konnte das Niederdeutsche als Geheimsprache der Alteingesessenen eingesetzt werden. Frau 46 (1937 A, BI 1: 49) erzählt freimütig, dass das Niederdeutsche gegenüber den Zuwanderern in eben dieser Funktion verwendet wurde: „Und im im Plattdeutschen haben wir nur das eben manchmal ausgenutzt weil wir wussten dass die uns dann nicht verstehen ne.“ Insgesamt vier meiner Zeitzeugen aus Vertriebenenfamilien bestätigen in ihren Erinnerungen ungefragt, dass sie absichtlich mit dem ihnen unverständlichen Niederdeutsch konfrontiert worden seien. Frau 21 (1925 V, SP: 222) etwa berichtet, Alteingesessene hätten das Niederdeutsche genutzt, um sich „so ein klein bisschen lustig“ über die Vertriebenen zu machen: „... dann wurde um uns ... wurde noch zwischendurch noch Plattdeutsch gesprochen ne. Dann wurde man so ... ein bisschen eins ausgewischt.“ Insbesondere die Kinder und Jugendliche aus den Familien der Alteingesessenen und Vertriebenen haben mehr oder weniger spielerisch die Sprach- und Gruppengrenzen herausgestellt, indem sie – zum Teil wechselseitig – auf ihren jeweiligen Dialekt ausgewichen sind:

Aber das ist das ist genauso wie wie die die die Bauernkinder haben dann wenn wir ... wenn sie ... wenn wir was nicht verstehen sollten dann haben sie eher Plattdeutsch gesprochen. Genauso wie wir. Wenn die nicht verstehen woll ... sollten dann haben wir unser Dialekt gesprochen. (Herr 32, 1931 V, SP 1: 230)

Herr 68 (1952 VV, SP: 266, 271) bestätigt noch für die 1950er Jahre ähnliche Vorkommnisse für das kleine Dorf, in dem er als Kind von Vertriebenen aufgewachsen ist. Auch dort hätten viele alteingesessene Kinder „Platt gesprochen“, „schon ganz einfach damit ich ja nichts mitkriege.“

Erwachsene Vertriebene haben auf den dialektalen Ausschluss aus der Kommunikationsgemeinschaft verständlicherweise mitunter empfindlich reagiert. So erzählt Herr 33 (1923 A) von den Kommunikationsverhältnissen in dem Büro, in dem Alteingesessene und Vertriebene zusammen arbeiteten:

Wenn wir uns plattdeutsch unterhielten und Leute wie Frau [Name] saßen dabei die die Sprache nicht verstanden dann waren sie sofort misstrauisch. [...] Es ist

uns mal gesagt worden ‚ihr sprecht nur Plattdeutsch miteinander wenn wir das nicht wissen sollen weil wir es nicht verstehen.‘²⁸⁷

Es gibt allerdings auch Zeitzeugen, die den alteingesessenen Mecklenburgern, die in ihrer Gegenwart Niederdeutsch sprachen, keine absichtliche Ausgrenzung unterstellten: „Als... also ich hätte jetzt nie das Gefühl gehabt dass die anderen mit Absicht Platt gesprochen haben, damit ich da blöd blöd dastehe.“ (Herr 65, 1927 V, SP: 579).

Frau 14 (1936 V, SP 2: 194), die nach ihrer Ankunft in Mecklenburg sehr schnell und gezielt Niederdeutsch lernte, ist sich sehr bewusst, dass der Spracherwerb ein Mittel war, sich gegen die Geheimkommunikation der Dialektsprecher zu schützen: „Es ist natürlich gut wenn Sie es [das Niederdeutsche] verstehen können und und auch antworten können. Dann f... fühlt sich jeder ein bisschen beobachtet und nicht... Also ne. Also halt stopp da darfst nicht alles sagen oder so ne.“ Ähnlich beschreibt Frau 19 (1923 V, SP: 185) den Vorteil, den sie durch das Erlernen des Niederdeutschen erlangt hatte: „Da konnte mich keiner mehr verkaufen.“ Im Gegenteil war das Erlernen des Niederdeutschen für die Zugewanderten ein Weg, sich fortan ihrerseits gemeinsam mit Alteingesessenen von anderen Personenkreisen sprachlich zu distanzieren. Herr 50 (1950 VV, SP: 94) hat als Kind vertriebener Eltern das Niederdeutsche sehr gut gelernt und zusammen mit einigen alteingesessenen Schulfreunden in der Klasse gesprochen: „Der ... die haben dann ... da haben wir dann untereinander platt gesprochen. Die anderen sollten das auch nicht hören was wir dann erzählen.“ Da die meisten seiner Klassenkameraden Niederdeutsch nicht mehr beherrschten, „waren wir dann son bäten denn unter uns“. Seine zitierte Gegenüberstellung von „wir“ Plattsprechern und „den anderen“, die den Dialekt nicht beherrschten, offenbart die gruppenkonstituierende Funktion, die die Verwendung der Geheimsprache Niederdeutsch für die Jugendclique hatte. Der Zugang zur Geheimsprache Niederdeutsch öffnete

287 Herr 33, 1923 A, SP: 167, 169. Ein vertriebener Zeitzeuge der Untersuchung von Ebkens (2019: 94) aus dem Raum Oldenburg beschreibt das Gefühl der Ausgrenzung durch das Niederdeutsche wie folgt: „Aber dasitzen und nichts verstehen und merken [sic] bist nicht geliebt und nicht willkommen, das war (...), ja das war nicht nur schlecht, das war irgendwie fies, ja?“

so den Zugang nicht nur zu den verdeckten Informationen, sondern auch zur Gruppe ihrer Sprecher.

Ich fasse die verschiedenen Aspekte der Erzählungen über die Funktion des Niederdeutschen als Geheimsprache kurz zusammen: In Zeiten, in denen gute Verstehenskompetenzen im Niederdeutschen nicht mehr selbstverständlich in der gesamten Bevölkerung vorauszusetzen waren, konnte der Dialekt benutzt werden, um Informationen gezielt nur bestimmten Adressaten zu übermitteln und andere Anwesende in der Kommunikationssituation vom Verständnis auszuschließen. Selbst innerhalb alteingesessener Familien war die Tradierung der Niederdeutschkompetenz seit der Mitte des 20. Jahrhunderts zum Teil so weit eingeschränkt, dass Eltern miteinander versuchten, auf Niederdeutsch an ihren Kindern ‚vorbei zu reden‘. Die starken Migrationsbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg boten für die alteingesessenen Mecklenburger zusätzlich vielfältige Gesprächskonstellationen, in denen sie ihren angestammten Dialekt wie eine Geheimsprache einsetzen konnten. Auch gegenüber sprachunkundigen Vertriebenen wurde das Niederdeutsche mitunter genutzt, um Informationen verschlüsselt zu übermitteln und damit zugleich die soziale Grenze zu den Zugewanderten herauszustreichen. Der 1932 in Parchim geborene Journalist und Dramatiker Claus Hammel nutzt den Verweis auf dieses Sprachverhalten mancher Alteingesessenen, um den Topos vom ‚kontaktfördernden und gemütlichen Niederdeutschen‘ grundsätzlich zu hinterfragen:

Ich habe es '45 zur Genüge erlebt, wie wir mit Fremden umgegangen sind, die als Flüchtlinge kamen. [...] Es [das Niederdeutsche] wurde als Fremdsprache gegen den Ankömmling benutzt und konnte gehässig und unbeschreiblich gossenhaft sein, da war alle Gemütlichkeit im Eimer. (Herrmann-Winter 1989: 54)

Für die zugewanderten Vertriebenen bot der Erwerb des Niederdeutschen eine Möglichkeit, ihre sprachliche und soziale Ausgrenzung zu überwinden und sich unter Umständen selbst in die entsprechenden Sprechergruppen einzugliedern.

Es fällt auf, dass vor allem ältere Mitglieder von alteingesessenen Familien und Vertriebenenfamilien über die Verwendung des Niederdeutschen als Geheimsprache erzählen. Vergleichbare Berichte finden sich in den Interviews mit der Nachkriegsgeneration beider Bevölkerungsgruppen deutlich seltener. Hier scheint sich eine Verschiebung in einem funktionalen Sektor der Gebrauchsgeschichte des Niederdeutschen abzuzeichnen,

die mit einer Veränderung der kommunikativen Rahmenbedingungen zusammenhängen dürfte. Für die Verwendung des Niederdeutschen als Geheimsprache braucht es auf der einen Seite kompetente aktive Niederdeutschsprecher, denen auf der anderen Seite Personenkreise gegenüberstehen, die den Dialekt nicht einmal ansatzweise verstehen können. Die hohe Mobilisierung der Bevölkerung in der Kriegszeit, die Zuwanderung der Vertriebenen nach 1945/1946 und die starke Binnenarbeitsmigration sowie der einsetzende Tourismus in den 1950er Jahren scheinen vielfach Gesprächskonstellationen mit sich gebracht zu haben, in denen die Verwendung des Niederdeutschen zur klandestinen Informationsübermittlung funktional war (vgl. 2.1.1). Zugleich ist davon auszugehen, dass bei der hochgradigen Durchmischung der alteingesessenen Bevölkerung mit Ortsfremden auch die gruppenkonstituierende Funktion des geheimsprachlichen Niederdeutschgebrauchs soziale Bedeutung erlangte. Der Erwerb von passiven und in Teilen auch guten aktiven Niederdeutschkompetenzen unter den Immigranten und die abnehmende aktive Sprachkompetenz in der alteingesessenen Bevölkerung dürften zusammen mit der sozialen Angleichung unter den Bevölkerungsgruppen Gelegenheiten und Anlässe zur Verwendung des Niederdeutschen als Geheimsprache später mehr und mehr eingeschränkt haben.

3.3.5 *„Und dann weiß der andere gleich, ach das ist einer von uns“* – Markierung gemeinsamer Gruppenzugehörigkeit durch den Gebrauch des Niederdeutschen

Durch die zunehmende Beschränkung des Niederdeutschgebrauchs auf nächsprachliche Kommunikationssituationen erwachsen dem Dialekt spezifische pragmatische Funktionen, die über die reine Mitteilungsfunktion hinausgehen. Fortan rahmt die Verwendung des Niederdeutschen die jeweilige Kommunikationssituation als ein informelles Gespräch unter emotional vertrauten und sozial verbundenen Interaktanten. Im Abschnitt 3.3.2 haben wir gesehen, dass der nächsprachliche Charakter des Niederdeutschen von den Interviewpartnern gezielt genutzt wurde bzw. wird, um niederdeutschkompetente Hörer zu Handlungen oder Verhaltensweisen zu motivieren, die im Interesse des Sprechenden liegen. Viele Äußerungen meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen deuten darauf hin, dass ein

wechselseitiger Gebrauch des nächsprachlichen Niederdeutsch auch den kommunikativen Effekt hat, im Gespräch eine gemeinsame Gruppenzugehörigkeit zu signalisieren.

Mehrere Alteingesessene aus der Vorkriegsgeneration, aber auch einige aus der Nachkriegsgeneration, berichten im Interview übereinstimmend von entsprechenden Erfahrungen in der Kommunikation. Auch in der Wortwahl stimmen sie dabei auffallend überein. Frau 46 (1937 A, SP: 161) beispielsweise führt aus, dass man mit der Wahl des Niederdeutschen in der Kommunikation zugleich „seine Heimatverbundenheit und seine Bodenständigkeit mit zum Ausdruck bringt. Wenn man dann al... mit dem anderen so ... und dann weiß der andere gleich ‚ach das ist einer von uns‘.“ Herr 16 (1935 A, SP 2: 78) führt seinen Erfolg bei der Wohnungssuche darauf zurück, dass er mit der Vermieterin niederdeutsch gesprochen habe. Die gedankliche Reaktion der Vermieterin auf seine niederdeutsche Ansprache imaginiert er so: „Das ist einer von uns. Ein Einheimischer.“ Die Wirkung einer Ansprache auf Niederdeutsch beschreibt noch der 1950 geborene Herr 89 (1950 AA, SP: 282, 284) ganz ähnlich: „Diese künstliche Mauer“, „die man dem Norddeutschen oder den Mecklenburgern immer nachsagt die ist sofort weg. ‚Das ist ja einer von uns‘ ne. [...] ‚Der kommt von hier der gehört hierher‘ ne.“ Hier wird eine überindividuelle und offenbar auch generationenübergreifende Erfahrung der kommunikativen Wirkung des Niederdeutschen in geradezu stereotypen Formulierungen gefasst.²⁸⁸

Andere Interviewpartner umschreiben dieselbe Spracherfahrungen freilich auch mit anderen Worten. Herr 61 (1934 A, SP: 302) kann sich nicht erklären, wieso in niederdeutschen Gesprächen seiner Wahrnehmung nach „der Kontakt [...] schneller“ und „das Vertrauen [...] größer“ ist:

Aber wenn einer mir auf Platt entgegen kommt und ich kann mit ihm Platt sprechen ... irgendwie ich möchte dann vielleicht sagen das ist ein ein bestimmtes Zugehörigkeitsgefühl. Ja dass man sagt ‚Mensch ja der ... das ist so die gleiche Richtung wie du‘ und

288 Gleichsam aus der Außenperspektive formuliert der Vater von Frau 7 (1936 A, SP: 325) eine Variante dieser Formulierung, als er seiner Tochter die positive Wirkung seines Niederdeutschgebrauchs beim Holzhändler erklärte: „Hast du gesehen der hielt mich ein ... für einen von sich.“

Der fast dreißig Jahre später geborene Herr 90 (1961 AA, SP: 415, 417) beschreibt dieselbe Wirkung des Niederdeutschen so: „Man ist gleich Kumpel sage ich mal. [...] Man weiß ‚aha wir gehören zusammen‘ ne.“ In all diesen Schilderungen meiner Zeitzeugen, die leicht um weitere ergänzt werden könnten, kommt zum Ausdruck, dass für die Kommunikationsteilnehmer ein gemeinsamer Gebrauch des Niederdeutschen die Zugehörigkeit zu derselben sozialen Gruppe markiert.

Als eine „sprachliche Ingroup-Markierung“ (Hansen-Jaax 1995: 182) fungiert das Niederdeutsche dabei keineswegs nur bei Befragten aus Mecklenburg, vielmehr lässt sich beispielsweise auch in Schleswig oder im Raum Hamburg bei niederdeutschkompetenten Probanden verschiedenen Alters beobachten,²⁸⁹ dass die Wahl des Niederdeutschen als Kommunikationsmedium als „Gruppenabzeichen“ (Jürgens 2015: 358) wirkt:

Das Niederdeutsche erzeugt nach den Aussagen [auch der Hamburger] Befragten ein Zusammengehörigkeitsgefühl, eine Verbindung oder eine größere Sympathie zwischen den Sprechern. In einer solchen Situation wird es zum grundlegenden gemeinsamen Merkmal und ist damit gruppenkonstitutiv. (ebd.: 351)

Der gemeinsame Gebrauch des Niederdeutschen evoziert auch bei Sprechern, die zuvor einander unbekannt waren, das Gefühl, zu einer ‚Wir-Gruppe‘ zu gehören. Die übereinstimmende Varietätenwahl macht sie wechselseitig zu ‚einem von uns‘. Die in der dialektalen Interaktion aufgerufene Wir-Gruppe der Niederdeutschsprecher ist offenbar mit positiven Gefühlen und mehr oder weniger vagen Vorstellungen von Zusammengehörigkeit und zumindest partieller Gleichheit verbunden.²⁹⁰

Für einige Zeitzeugen hat die Wahl des Niederdeutschen nicht nur generell die Funktion, die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer positiv bewerteten sozialen Gruppe zu signalisieren, sondern speziell auch die Zugehörigkeit

289 Die Probanden, auf die sich die Beobachtung von Hansen-Jaax (1995) bezieht, sind Kinder und Jugendliche aus Schleswig mit muttersprachlicher Niederdeutschkompetenz. Jürgens (2015) hat niederdeutschkompetente Hamburger im Alter von 45 bis 76 Jahren, mehrheitlich älter als 67 Jahre, interviewt.

290 „The concept of belonging“ „[...] comprises not only formal membership and labelling, but also imagined and narrated, more or less fluid, we-group-constructions related to sameness, unity, and togetherness.“ (Pfaff-Czarnecka/ Toffin 2011: XI)

zu einer Ortsgesellschaft anzuzeigen. Wenn sich die Zeitzeugen, wie die obigen Zitaten belegen, durch den Gebrauch des Niederdeutschen gegenseitig als ‚Einheimische‘ und Menschen, die ‚hierher gehören‘, identifizieren, kommt zum Ausdruck, dass der lokal bzw. regional gebundene Dialekt auch als Zeichen von „place-belongingness“²⁹¹ wahrgenommen wird. In Abschnitt 3.4.6 wird sich erweisen, dass die Fähigkeit, Niederdeutsch zu sprechen, auch heute noch von einem Teil der Bevölkerung als ein typisches Attribut der ‚echten Mecklenburger‘ angesehen wird.

Wo der Niederdeutschgebrauch als Diakritikum einer Gruppenzugehörigkeit fungiert, sind freilich die Nichtniederdeutschsprecher aus der Wir-Gruppe ausgeschlossen. So erging es den Zuwanderern der Nachkriegszeit, die vor ihrer Vertreibung aus den südöstlichen Dialektgebieten keinerlei Kontakt mit dem Niederdeutschen gehabt hatten. Sie waren bei ihrer Ankunft in Mecklenburg anfangs sprachlich leicht als soziale Außenseiter identifizierbar und kategorisierbar (vgl. 2.3.1). Im Erwerb des Niederdeutschen sahen daher viele von ihnen einen Weg, die sozialen Gruppengrenzen gegenüber den Alteingesessenen zu überwinden und selber Mitglieder der lokalen Wir-Gemeinschaften zu werden.

So erklärt Herr 1 (1932 V, SP: 257), warum er nach seiner Ankunft schnell Niederdeutsch gelernt hat: „Ja man gehört dazu. Man hört tau so so ne. Wenn du Platt kannst bist du doch ‚guck mal hey Mensch wo kannst du so gaut Platt?‘ Das ist schon eine Anerkennung wenn dir einer das sagt ne.“ Auch Herr 10 (1939 V, SP 1: 144) motiviert seine sprachliche Anpassung an sein neues Lebensumfeld ebenfalls mit dem Bemühen, sich sozial einzugliedern: „Man wollte ja kein Fremder unter denen sein. Man hat eben sich druntergemischt und man wollte es auch Man kennt das eben und wullt äben ouk so räden wi hei räden deit dor ne.“ Frau 3 (1924 Z, SP: 215, 217), die mit zehn Jahren vor dem Krieg mit ihren Eltern nach Mecklenburg kam, verallgemeinert ihre guten Erfahrungen, die sie mit ihrem Niederdeutscherwerb machte: „Und vor allen Dingen

291 Antonsich (2010: 645). Im Gebrauch des Niederdeutschen kommt demnach der Anspruch „I belong here“ zum Ausdruck. Antonsich fasst „place-belongingness“ als „a personal, intimate, feeling of being ‚at home‘ in a place“ (ebd.), wobei „‘home‘ here stands for a symbolic space of familiarity, comfort, security, and emotional attachment“ (ebd. 646).

wenn man als Fremder irgendwohin kommt. Man wird gleich ganz anders aufgenommen wenn man die Sprache mit spricht ne. [...] Ja das ist das ist ein Gefühl des Gemeinsamen irgendwie ne.“ Gelegentlich wird das Zugehörigkeitsgefühl, das durch den Niederdeutschgebrauch ausgelöst werden kann, auch von Nachkommen der Vertriebenen angesprochen. So erzählt Frau 83 (1954 VA, SP: 698), sie „fühlt sich heimisch“, wenn sie beim Aushelfen in der Gastwirtschaft der Eltern mit den Gästen niederdeutsch spreche. Der gemeinsame Gebrauch des Dialekts bringe nicht unbedingt einen konkreten Nutzen, aber er führe zu der Entdeckung, „aber dass man ja... irgendwie ‚Mensch da ist ein Verbündeter‘.“ (SP: 569).

Die Beobachtung, dass der Gebrauch des Niederdeutschen unter den Alteingesessenen als sprachliche ‚Ingroup-Markierung‘ fungierte, löste in vielen immigrierten Vertriebenen und einigen ihrer Nachkommen die starke „integrative“ Motivation²⁹² aus, den mecklenburgischen Dialekt ebenfalls zu lernen und zu sprechen. Frau 44 (1928 V, SP: 187) erzählt, sie habe schnell Niederdeutsch gelernt, „ich wollte ja auch mithalten mit den Leuten hier ne. Nicht so ausgegrenzt sein.“ Und sie sieht sich durch das Ergebnis ihrer Bemühung um das Niederdeutsche bestätigt: „Wenn sie mich manchmal [niederdeutsch sprechen] hören glaubt ja keiner dass ... Die denken ich gehöre ... ich bin eine Mecklen... ich bin von hier.“ (ebd.: 189). Auch Herr 13 (1935 V, BI: 155) meint, er habe sich „schnell reingefunden“ in das Niederdeutsche und beherrsche es inzwischen „ganz und gar“. Und er belegt dies mit der stolzen Bemerkung, „also die haben es nicht geglaubt dass ich Zugezogener bin.“ In Abschnitt 3.2.3 bringe ich weitere Beispiele dafür, mit welchem Nachdruck Angehörige von Vertriebenenfamilien davon berichten, sie oder ihre Verwandten sprächen Niederdeutsch wie „ein richtig waschechter Mecklenburger“ (Frau 70, 1954 VA, SP: 77). Hier artikuliert sich die Hoffnung, dass dort, wo die Grenzen sozialer Zugehörigkeit sprachlich markiert sind, diese Grenzen auch sprachlich überschritten werden können.

292 Vandermeeren (2005: 1324): „Motivation is either instrumental (e.g. to learn German for future employment purposes) or integrative (e.g. to make friends in Germany) or assimilative (a heightened form of integrative in which the own culture is given up to assimilate into the target culture).”

Es ist freilich darauf hinzuweisen, dass die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe nicht einseitig reklamiert werden kann, sondern der Anerkennung durch die Mitglieder der Gruppe bedarf. Auch die Zugehörigkeit zu einer sprachlich abgegrenzten Gruppe kann nicht durch Selbstzuschreibung der sprachlichen Voraussetzungen beansprucht werden. Sie muss selbst dann, wenn die Voraussetzungen für eine Inklusion erfüllt scheinen, durch Fremdzuschreibung bestätigt werden. Dies musste Herr 10 (1939 V, SP 1: 59, 61) erfahren, als er als junger Mann mit einem Zufallsbekannten in einem Café ein niederdeutsches Gespräch führte:

Und dann sagte er zu mir nach einen Augenblick, ‚du kannst dich noch so anstrengen. Du bist kein Mecklenburger. [...] Und ich habe mir eingebildet ich spreche gut Platt. Aber der hat das gleich gemerkt dass ich kein Mecklenburger bin. Ich muss doch irgendwie mich daneben ... irgendwas anders. Und ich habe mich so angestrengt nur Platt mit em tau räden da ne.

Diese Zurückweisung der Inklusion in die niederdeutsche Wir-Gruppe der „Mecklenburger“ hat Herrn 10, der in der Tat sehr gut Niederdeutsch spricht, offenbar so schmerzlich getroffen, dass er im Interview mehrfach auf dieses Erlebnis zurück kommt.

In einigen Fällen sind zugewanderte Vertriebene in ihrer neuen Heimat zu sozialen Funktionsträgern aufgestiegen. Aus ihren Schilderungen des Niederdeutschgebrauchs geht hervor, dass die Wahl des mecklenburgischen Dialekts in Gesprächen ihnen nicht nur ermöglicht, die Gruppengrenzen zwischen Alteingesessenen und Zuwanderern, sondern auch die Distanzen innerhalb sozialer Hierarchien zu überwinden. Herr 23 (1946 Z, SP 2: 57) beispielsweise ist 1946 auf einer Zwischenstation der Vertreibung seiner karpatendeutschen Eltern in Böhmen geboren worden. In Mecklenburg ist er zum Bürgermeister gewählt worden, im Kontakt mit der Bevölkerung halfen ihm seine exzellenten Niederdeutschkenntnisse: „Also ich habe so das Gefühl gehabt das [Niederdeutsche] hat ein ... das hat die Leute ... oder es hat den Leuten die Scheu genommen.“ Auf seine Anwesenheit bei gesellschaftlichen Anlässen sei immer wieder mit besonderer Ehrfurcht reagiert worden, bis er Niederdeutsch sprach: „Und das war dann für die Leute ‚oh ja Mensch der spricht ja so wie wir. Dann dann ist ja gut‘ ne. Das ist ... irgendwo ist dann gleich ein Widerstand weg oder so eine so eine Wand.“ Die aus Ostpreußen vertriebene Frau 43 (1937 Z, SO: 185) berichtet von denselben Spracherfahrungen aus ihrem Bürgermeisteramt.

Mit alten Mecklenburgern spreche sie gerne Niederdeutsch: „Also es bringt ja ein bisschen so zum Ausdruck ‚di hüürt ok to au... uns. Dat is ain de ke... de kennt uns ok‘ ne.“ Der aus der Neumark vertriebene Herr 30 (1930 Z, SP: 145) schildert, warum es wichtig war, in seiner Leitungsfunktion auf einer Rostocker Werft, gelegentlich ins Niederdeutsche überzugehen: „Dass man irgendwie ankommt. Dass m... dass ... man ist einer von von uns so der [...] Aber je mehr man sich dort einordnet auch sprachlich einordnet umso mehr findet man Anerkennung.“ Die Anerkennung als ‚einer von uns‘, die durch die Verwendung des Niederdeutschen beim Gegenüber erreicht werden kann, vermag unter Umständen nicht nur die Gruppengrenzen zwischen Alteingesessenen und Zuwanderern zu überschreiten, sondern auch die Grenzen von gesellschaftlichen Statusgruppen.

3.3.6 *„So zu Feierlichkeiten wurde immer Tarnow vorgelesen oder so“* – das Niederdeutsche als Freizeitsprache und Kulturdialekt

Dass das Vorlesen und Aufsagen niederdeutscher Literatur personenübergreifend eine Bedeutung im kommunikativen Alltag der mecklenburgischen Bevölkerung haben könnte, ist mir erst in der Gesamtschau auf meine geführten Interviews klar geworden. Immer wieder erzählten mir die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, dass sie selbst oder andere Personen bei bestimmten Gelegenheiten niederdeutsche Geschichten oder Gedichte vorgelesen oder vorgetragen hätten. Ich selbst hatte sie während unserer Gespräche gar nicht gezielt nach ihrem Umgang mit der niederdeutschen Literatur gefragt. Sie haben mir von sich aus darüber berichtet. Meist haben diese Berichte oder kleinen Erzählungen für die Interviewten die Funktion gehabt, zu illustrieren, dass sie und wie weit sie mit der niederdeutschen Sprache vertraut sind und welche Rolle das Niederdeutsche in ihren Lebenswelten spielt.²⁹³ Natürlich habe ich dann im Interview gelegentlich nachgefragt und um genauere Informationen zu den Umständen gebeten, unter denen niederdeutsche Literatur vorgelesen oder aufgesagt

²⁹³ Es handelt sich um erzählerische Nebensequenzen mit „Belegfunktion“ (Quasthoff 1980: 161), die in Interviewgesprächen noch häufiger vorkommen dürften als in Alltagskonversationen.

wurde und wird. In all den Aussagen zum Vortragen niederdeutscher Literatur zeichnet sich eine spezifische Funktion ab, die dem Dialekt offenbar schon seit der Vorkriegszeit bis in die Gegenwart hinein zukommt. Dieser pragmatische Aspekt des Niederdeutschgebrauchs soll im vorliegenden Abschnitt näher beleuchtet werden.

Allerdings bleiben die Berichte zur Performanz der niederdeutschen Literatur in meinem Interviewkorpus episodisch. Sie sind, wie gesagt, nicht systematisch von allen Gewährspersonen elizitiert worden und deshalb auch keiner quantitativen Auswertung zugänglich. Dennoch werde ich gelegentlich Fallzahlen nennen, einfach weil diese Zahlen so beeindruckend hoch sind und sie damit einen Eindruck geben können, welche Relevanz meine Gewährspersonen der niederdeutschen Literatur für ihr Leben und ihre sprachliche Umwelt zusprechen. Die Fallzahlen können auch demonstrieren, dass es sich bei den Vorlesezzenen nicht nur um individuelle, sondern zumindest für Teile der Bevölkerung auch um kollektive kulturelle Praktiken handelt. Ich werde in diesem Abschnitt im ersten Teil einen kursorischen Überblick über die Bandbreite der Vorlese- und Aufsage-Praxis geben, die mir geschildert wurde. Im zweiten Teil des Abschnitts sollen die Befunde dann systematisiert und interpretiert werden. Ich gliedere meinen Überblick über die geschilderte Vorlese- und Rezitationspraxis nach den kommunikativen Domänen, in denen vorgelesen oder aufgesagt wird.

Beginnen wir mit dem Vorlesen in der Domäne der privaten Kommunikation, also mit dem Vorlesen vor einer Zuhörerschaft, die von außen in der Regel nicht ohne weiteres zugänglich ist und in der soziale Beziehungen der Vertrautheit dominieren. Insgesamt 20 (von 90) Gewährspersonen berichteten mir beiläufig oder ausführlicher über das Vorlesen oder Vortragen niederdeutscher Texte in derartig privaten Kreisen. Mit einer Ausnahme, bei der ein gebürtiger Rostocker über Gedichtrezitationen im Freundeskreis seiner Jugend in den 1980er Jahren erzählt (Herr 87, 1964 Z, SP: 172–180), findet dieses Vorlesen in der Familie statt. Hierbei scheint es zwei prototypische Situationen zu geben: Vorgelesen wird zum einen insbesondere am Abend, zum anderen in der Weihnachtszeit. Häufiger wird auch in der Schnittmenge beider Situationen, „an Winterabenden“ (Herr 89, 1950 AA, SP: 119), vorgelesen. Ein älterer Zeitzeuge schildert die „Schummerstunde“, die er selber als Kind häufig mit seiner Großmutter verbrachte: „Ich saß dann mit mit meinem Rücken am Ofen und sie [die

Großmutter] saß da und las dann Fritz Reuter vor. Oder aus dem *Voss un Haas Klenner*.“ (Herr 9, 1939 A, BI 1: 74). Frau 7 (1936 A, SP: 153) aus Schwaan erzählt:

Und wenn w... als ich Schülerin war noch das war ja dann schon in den in Anfang der fünfziger Jahre da war das eben immer so in den Weihnachtsferien hat ... haben wir viel ... hat mein Vater immer Fritz Reuter vorgelesen. Also da d... abends wir haben dann gesessen nach dem Abendbrot und und unser Vater hat uns das vorgelesen.

Vorgelesen wurde aber nicht nur den Kindern, sondern auch der Ehefrau: Frau 47 (1930 A, SP: 242) erinnert sich an die 1950er Jahre: „Ich habe viel gestrickt und dann haben wir ... hat er [der Ehemann] mir sämtliche Reuter-Bände vorgelesen abends. Das war eine gemütliche Zeit.“ Wie hier bekamen die Ehefrauen auch in zwei anderen Fällen ganze Bücher von Fritz Reuter vorgelesen.²⁹⁴

Die zweite, sogar etwas häufiger dargestellte private Vorlese- oder Vortragssituation sind Familienfeiern, wie beispielsweise beim „runden Geburtstag“ der Mutter (Frau 54, 1968 AA, SP 1: 155), der eigenen „Goldenen Hochzeit“ (Herr 56, 1935 A, BI: 98) oder beim 90sten Geburtstagsfest einer Freundin in einer Gaststätte (Herr 49, 1954 VV, SP 1: 343). „Ich weiß noch so so zu Festlichkeiten wurde immer Tarnow vorgelesen oder so“, erzählt auch Frau 22 (1934 V, SP: 135). Durch die größerer Zuhörerschaft und den besonderen Anlass dieser Festlichkeiten tendieren die Vortragenden hier aber offenbar eher zu auswendigen Text-Deklamationen als zum Vorlesen:

Ja mein Vater der hat ja auch wenn so Feiern waren der hat immer we... so Gedichte oder oder so wat vorgebracht immer auf Platt. „So nu willen wi iirst ais wat vorbringen“ secht er ne. (Frau 34, 1932 A, SP 2: 82)

Frau 73 (1962 AA, SP: 124) erzählt von ihrer Schwester, dass diese einige Gedichte von Tarnow so gut auswendig konnte, „dass sie dann bei einer Feier einfach so von sich aus gesagt hat ‚so bringe ich das mal‘“. In der Regel sind in dieser privatesten Vorlese- bzw. Vortragssdomäne Akteure wie Zuhörer Familienangehörige. Väter dominieren in meiner episodischen Berichtsammlung als Protagonisten insgesamt recht auffallend, es

²⁹⁴ Das berichten auch Herr 4 (1928 A, BI 3: 87) und Herr 56 (1935 A, SP: 242).

treten im Familienkreis aber durchaus auch Frauen als Vorleserinnen und Vortragende auf.

In einem Fall berichtet eine Interviewpartnerin (Frau 53, 1950 AA, SP: 95–97), sie sei „neulich auf einer Familienfeier“ gewesen, auf der ein „Kleinunterhalter“ eingeladen gewesen sei, der „eigene kleine Geschichten und und Riemels“ vorgelesen habe. Diese gleichsam professionalisierte niederdeutsche Festgestaltung sei durchaus üblich: „So was wird bei uns häufig gemacht.“ (ebd.: 99). Aber auch noch vor der Schwelle kommerzieller Vereinbarungen werden offenbar gelegentlich Personen, die als besonders sprachkompetent bekannt sind, zu Darbietungen auf Familienfeiern und Geburtstagen geladen: Als besonders lese- und niederdeutschkompetent gilt in einem Dorf beispielsweise eine zugewanderte Vertriebene, die bei feierlichen Anlässen niederdeutsch vorliest: „Dann kriegt sie Bescheid und sie hat da auch verschiedene Bücher. Und dann trägt sie auch verschiedene Sachen vor ne.“ (Frau 70, 1954 VA, SP: 302). Schon im Rahmen der Familienkreise oder Ortsgemeinschaften gibt es also Ansätze einer arbeitsteiligen Spezialisierung auf niederdeutsches Vorlesen und Vortragen.

Gehen wir zu einer Domäne über, die ich als halböffentlich charakterisieren möchte, weil auch dort der Zugang zur Zuhörerschaft begrenzt ist, diese Zuhörerschaft aber nicht wie im Familien- und Freundeskreis vorrangig auf Vertrautheitsverhältnissen basiert. Acht meiner Gewährspersonen erzählen von verschiedenen Situationen, in denen niederdeutsche Texte am Arbeitsplatz vorgelesen oder vorgetragen wurden. In drei Fällen wird das Vorlesen dabei in Arbeitspausen verlegt. So berichtet Herr 27 (1929 V, BI: 105) von Kollegen auf der Werft in Rostock:

Und wir haben ... in der Mittagspause wurde Skat gespielt ne. [...] Und der eine der brachte mal ein Buch mit hat es auch dort gelassen. Und zwar war das Tarnow. Und der hat dann in den Pausen auch oftmals Tarnow vorgelesen.

Eine Angestellte in einem Chemielabor in Rostock erzählt:

Und ich habe auch meiner Kollegin meiner Chefin muss ich sogar sagen der habe ich plattdeutsch vorgelesen. Hier aus den Büchern von Kurt Dunkelmann. [...] ‚Lesen Sie wieder was vor. Wir haben noch zehn Minuten Mittagspause.‘ Und ich hatte das Buch in meinem Schreibtisch da ne. (Frau 46, 1937 A, SP: 190–191)

Neben den Pausen sind auch im Arbeitsleben Feiern die üblichen Gelegenheiten, bei denen plattdeutsche Texte unter den Arbeitskollegen

vorgetragen werden. Niederdeutschkompetente Kolleginnen von Frau 29 (1930 V, SP: 258) rezitierten, wenn sie „in der Klinik hier Weihnachtsfeiern hatten“, niederdeutsche Texte, andere Kolleginnen, die nur Hochdeutsch sprachen, trugen bei derselben Gelegenheit hochdeutsche Texte vor.

Im betrieblichen Bereich gibt es aber auch mehr oder weniger weit entwickelte Ansätze organisierten oder institutionalisierten Vorlesens und Vortragens. So berichtet ein ehemaliger Angehöriger der Rostocker Universität aus den 1960er Jahren von dem „Versuch [...] einen plattdeutschen Zirkel einzurichten unter Assistenten“. Hier wurde gemeinsam beispielsweise Reuters *Kein Hüsung* gelesen, aber auch gegenseitig laut vorgelesen, dabei sorgte die „sächsische Färbung“ eines Kollegen aus Dresden für „das größte Gaudi“ (Herr 56, 1935 A, BI: 96). Eine Gewährsfrau, die schon vor dem Zweiten Weltkrieg mit ihren Eltern aus Schlesien zugewandert ist, hat in den 1950er Jahren „auf der LPG [...] eine Kulturgruppe gegründet“, und in dem Zusammenhang selbst plattdeutsche Gedichte auswendig gelernt, denn „da mussten wir ja auch landläufig plattdeutsche Sachen bringen.“ (Frau 3, 1924 Z, SP: 192).

Ein Bereich, den ich ebenfalls zur halböffentlichen Domäne zählen möchte, ist die Schule. Ich klammere hier die durchaus zahlreichen Berichte zur Lektüre von niederdeutschen Texten aus, wo diese Texte Gegenstand des Unterrichts sind und deshalb aus didaktischen Gründen gelesen und auch vorgelesen werden (vgl. 3.1.4). Es gibt neben dieser didaktisch eingebundenen Lektüre von niederdeutscher Literatur aber auch schulische Vorleseszenen, die in ihrem Charakter den bisher geschilderten Situationen des Vorlesens und Vortragens sehr ähneln. Vier Gewährspersonen berichten mir unabhängig voneinander etwa die folgende Situation:

Die letzte Stunde vor den großen Ferien wurden dann meistens Geschichten erzählt oder Geschichten vorgelesen oder ähnliches. Und dann kam auch schon mal ein ein plattdeutsches Gedicht da rein da da dazwischen. Von Tarnow meistens. (Herr 24, 1926 A: SP: 113)

Aber auch noch für die 1960er Jahre wird Ähnliches aus Schwaan berichtet:

Das war in der vierten Klasse. Wenn wir dann gespurt haben hat sie [die Lehrerin] uns am letzten Tag am Freitag immer eine plattdeutsche Geschichte vorgelesen. Das w... aber sonst wurde das eigentlich in unser Zeit gar nicht gepflegt. (Frau 60, 1952 VV: SP 1: 187)

Ich möchte schließlich einen Blick auf Niederdeutschlesungen oder Deklamationen in der Öffentlichkeit werfen. Hier wurden mir fünfzehn unterschiedliche Vorlesesituationen geschildert. Auch dort fällt auf, dass das Vorlesen und Vortragen niederdeutscher Texte als wichtiges Element der Festgestaltung eingesetzt wird. Zu einer Feier im örtlichen Bürgermeisteramt bat man eine Dorfbewohnerin, plattdeutsch vorzulesen (Frau 82, 1930 A, SP: 99). Ein anderes Mal trat sie beim Jubiläumsfest der Freiwilligen Feuerwehr auf. Zum alljährlichen sogenannten „Kartoffelfest“ in Neukirchen bei Jürgenshagen gehört das Vorlesen der Geschichte „Pastor Plitt un de grouden Tüften“ von Fritz Meyer-Scharffenberg (Herr 62, 1952 VV, SP: 114). Bei Weihnachtsauftritten des Chores in Schwaan bringt ein Chormitglied Texteinlagen und „liest immer so Platt was vor“ (Frau 60 1952 VV, SP 1: 248). Und noch in den 1950er Jahren gab es in Mecklenburg-Vorpommern den Brauch der Fastnachtskurrende: „Die Kinder zogen im Februar zur Fastnacht rum und haben da plattdeutsche Gedichte aufgesagt.“ (Frau 18, 1938 Z, SP: 91)

Eine große Zahl dieser geschilderten öffentlichen Vorlesungen oder Vorträge niederdeutscher Texte haben aber den Charakter organisierter und institutionalisierter Kulturveranstaltungen. Auch hierfür sollen einige Beispiele genannt werden: Einer Bibliothekarin wurde in der DDR-Zeit „aufgelegt“, in der Umgebung ihres Wohnortes Lesungen unter anderem von politischen Texten zu machen: „Das musste ich dann immer so bringen. Und dann nachher bin ich mit dem Mal angefangen mit Plattdeutsch.“ (Frau 82, 1930 A, BI: 91). Auf Lesereisen ging auch eine Lehrerin: „Ich bin dann manchmal auch nachher noch rumgereist und habe hi... mal hier und da ein bisschen vorgelesen Fritz Reuter und so.“ (Frau 7, 1936 A, SP: 312).

In einer Landgaststätte bei Jürgenshagen gibt es regelmäßige niederdeutsche Lesungen, ebenso wie in der sogenannten „Kunstmühle“ in Schwaan. Ein Befragter aus Rostock organisierte in der Gaststätte eines Freundes nach der politischen Wende 1989 regelmäßige plattdeutsche Veranstaltungen mit Liedern, Texten und Gedichten (Herr 16, 1935 Z, SP 2: 80–81). An einem niederdeutschen Nachmittag der evangelischen Kirchengemeinde Schwaan, bei der plattdeutsche Texte vorgelesen wurden, konnte ich im Publikum selbst teilnehmen. Im Bereich öffentlicher Kulturveranstaltungen haben sich in meinem Untersuchungsgebiet niederdeutsche Lesungen

also bis zu einem gewissen Grade und auf institutionell durchaus vielfältiger Basis etabliert. Dies trifft sowohl für dörfliche Gemeinden als auch für Kleinstadt und Großstadt zu.

Nachdem nun der Bogen von der spontanen Rezitations-Einlage auf privaten Geburtstagsfeiern bis zur offiziellen Kulturveranstaltung geschlagen ist, möchte ich zusammenfassend einige gemeinsame Züge und Funktionen des Vorlesens niederdeutscher Texte herausarbeiten: Was wurde oder wird vorgelesen bzw. rezitiert? Unter den namentlich genannten Autoren ist Rudolf Tarnow mit zehn Nennungen der Spitzenreiter, gefolgt von Fritz Reuter, der immerhin von sechs Personen als vorgelesener Autor namentlich angeführt wird. Das Übergewicht von Tarnow wird auch in den Interviews selbst thematisiert. Die Vorlesetexte vor den großen Ferien stammten demnach „von Tarnow meistens“ (Herr 24, 1926 A, SP: 113), auf Familienfeiern wird „immer Tarnow“ (Frau 22, 1934 V, SP: 135), „also Tarnow vor allen Dingen diese diese üblichen Geschichten“ (Herr 56, 1935 A, SP: 243) vorgetragen. Die Gründe für die Prominenz von Tarnow dürften unter anderem in der Eingängigkeit seiner Sprache, in seinem einfachen Reimschema und Versmaß liegen. Die Geschichten Tarnows, so meinen mehrere Zeitzeugen, „die lassen sich also besser lesen fließender lesen als der als der Reuter ne“ (Herr 27, 1929 V, BI: 105). Die Eingängigkeit der Texte von Tarnow erleichtert auch das Auswendiglernen, Frau 85 (1954 AA, BI: 87) sagt zu Tarnows Gedichten, „dat kann ik al so ut’n Kopp und so. Dat künn ik dål rasseln“.

Neben Tarnow und Reuter werden als niederdeutsche Texte für den privaten oder halböffentlichen Vorlesegebrauch jeweils nur einmal genannt „diese Geschichten von Kasper Ohm un ick“ von John Brinckman (Herr 89, 1950 AA, SP: 120), der *Voss un Haas Kalender* (Herr 9, 1939 A, BI 1: 74) sowie Texte von Gerd Lüpke (Herr 56, 1935 A, SP: 246) und Geschichten des Rostocker Werftdirektors Kurt Dunkelmann (Frau 46, 1937 A, SP: 190).²⁹⁵ Gegenüber diesen Einzelnennungen bilden die Texte von Tarnow und Reuter also so etwas wie den populären Kanon für Vorlesungen und Rezitationen auf Niederdeutsch im nicht-öffentlichen Kreis.

295 Der / die VerfasserIn der Erzählung „De Kist“, die Herr 9 (1939 A) seiner Großmutter immer wieder vorlas, konnte bisher nicht identifiziert werden.

Für Lesungen im Rahmen öffentlicher Kulturveranstaltungen werden wiederum Reuter (Herr 9, 1939 A; Frau 7, 1936 A) und Tarnow (Frau 82, 1930 A; Frau 54, 1968 AA) als vorgestellte Schriftsteller prominent angeführt, hier treten dann aber auch verschiedene niederdeutsche Gegenwartsautorinnen und -autoren auf, die aus eigenen Werken lesen.

Situationsgemäß überwiegen beim privaten und halböffentlichen Vorlesen die kleinen Gattungen. Wenn Frau 46 (1937 A, SP: 200) berichtet, sie habe bei Versammlungen ihrer Arbeitsstelle „mal einen so einen Vers oder ein Gedicht oder eine eine Kurzgeschichte oder so was“ vorgelesen, dann dürfte sie damit das Genre-Repertoire der meisten Vorlesungen und Rezitationen im privaten und halböffentlichen Rahmen treffend umrissen haben. Auch bei Fritz Reuter werden häufig gerade die kurzen *Läuschen un Riemels* als Vortragstexte genannt.²⁹⁶ Immerhin vier Gewährsleute berichten aber auch von langwährenden Vorlesungen seiner Romane, insbesondere von *Ut mine Stromtid*, im Familienkreis: „Also er [der Vater] hat uns die ganze die ganze Stromtid vorgelesen. Das hat lange gedauert.“ (Frau 7, 1936 A).²⁹⁷

Die kleinen Vorlesetexte werden inhaltlich meist als humorig beschrieben: „Lustige Geschichten“ (Frau 82, 1930 A, SP: 212), „sehr nette Sachen“ (Frau 29, 1930 V, SP: 200), „heitere Geschichten“ (Herr 27, 1929 V, SP: 130) oder eine „hübsche kleine Geschichte“ (Herr 9, 1939, SP: 308) werden da vorgetragen. Die Beliebtheit von Texten Tarnows für Rezitationen erklärt sich nicht zuletzt durch seine dominante Festlegung auf kleine humorvolle Texte. Frau 7 (1936 A, SP: 154) vermutet entsprechend, ihr Vater habe Reuter vor allem deshalb so gern vorgelesen, weil „er wohl so angesprochen [gewesen sei] durch durch diese Art des des Humors.“²⁹⁸ Die Alltagspraxis des Vorlesens niederdeutscher Texte entspricht hier offensichtlich den „Vorurteilsstrukturen“, die das Publikum größtenteils auch an niederdeutsche Theateraufführungen heranträgt: „Humorvoll und lustig sollte es

296 Von Frau 73 (1962 AA), Herrn 56 (1935 A) und Frau 47 (1930 A).

297 Ähnlich Herr 56 (1935 A), Frau 47 (1930 A), Herr 4 (1928 A).

298 Das Werk Fritz Reuters lässt sich selbstverständlich nicht auf humorvolle Gattungen verengen, Herr 4 (1928 A, BI 3: 87) beispielsweise berichtet, wie er und seine zuhörende Frau beim Vorlesen von Reuters *Stromtid* „geweint“ hätten.

zugehen.“²⁹⁹ Auch unabhängig von der Vorlese- und Aufführungspraxis wird das Niederdeutsche in der norddeutschen Bevölkerung heute stereotyp „als Sprache für lustige oder konfliktfreie Themen und gemütliche Situationen“ konzeptualisiert.³⁰⁰

Wann also wird nun in Mecklenburg niederdeutsch vorgelesen und rezitiert? Der Ort bzw. die Zeit für die Performanz der niederdeutschen Literatur in privaten und halböffentlichen Domänen sind die Ränder und die Unterbrechungen des Alltags: die Arbeitspausen, der Feierabend, die Ferien, das Ende der Schulwoche oder des Schuljahres, das Jahresende überhaupt – und nicht zuletzt: die aus dem Alltag herausragenden Feste. Auch im Bereich öffentlicher Lesungen sind Feste und Feierlichkeiten häufig genannte Anlässe. Die meisten Gewährspersonen unterstreichen, dass an den genannten Gelegenheiten „immer“,³⁰¹ „oftmals“ (Herr 27, 1929 V; BI: 104) oder „häufig“ (Frau 53, 1950 AA, SP 2: 99) vorgelesen werde, dass Vorlesungen auf Familienfesten „durchaus üblich“ (Herr 56, 1935 A, BI: 98) seien, „jeden Abend“ (Herr 58, 1950 AA, SP 2: 219), „jedes Jahr zu Weihnachten“ (Frau 47, 1930 A, SP: 249), „immer so in den Weihnachtsferien“ (Frau 7, 1936 A, SP: 153) stattgefunden hätten. Das Vorlesen oder Vortragen niederdeutscher Texte ist also in vielen Familien ebenso wie in halböffentlichen Gruppenzusammenhängen stark ritualisiert. Hier herrscht offensichtlich eine soziale Übereinkunft, bei welchen Gelegenheiten und in welcher Frequenz das Vorlesen geboten ist, und auch darüber, welche Texte welcher Schriftsteller je adäquat und welche Personen als Vorlesende oder Vortragende prädestiniert sind.

Die ritualisierte Performanz der niederdeutschen Texte ist dabei nicht nur an Ausnahmesituationen in der Lebens- und Arbeitswelt der MecklenburgerInnen gebunden, sondern das Niederdeutsche selbst wird häufig auch als ‚Ausnahmesprache‘ in einem insgesamt hochdeutsch-sprachigen Kontext vorgestellt. Der Vater von Frau 82 (1930 A, SP: 212) beispielsweise

299 Möller (2004: 310). Möller verweist (ebd.: 311) auf die entwicklungsgeschichtlichen Hintergründe dieser Stereotypen: „Seit Anfang des 20. Jahrhunderts ist das Niederdeutsch-Theater zuallererst Schwank- und Lustspieltheater mit volkspädagogischer Ausrichtung gewesen.“

300 Jürgens (2015: 102), vgl. Abschnitt 3.4.

301 Herr 87 (1964 Z), Frau 46 (1937 A), Frau 34 (1932 A), Frau 22 (1934 V).

hat dem Vernehmen nach nie mit ihr Niederdeutsch gesprochen: „Nein bloß wenn er er vor... er hat gern vorgelesen“. Auf Festen in der Familie von Frau 51 (1954 AA, SP: 199) ist Niederdeutsch nur gesprochen worden, „wenn dann irgendwie mal einer ein Gedicht zum Besten gegeben hat dann ist das schon mal vorgekommen“. Das Gleiche gilt für die Schule, in der schon vor dem Krieg und auch in der Nachkriegszeit nur Hochdeutsch gesprochen wurde, am Ferienbeginn oder zum Wochenende aber niederdeutsche Texte vorgelesen wurden, wie drei Zeitzeuginnen bestätigen. Das Niederdeutsche, so könnten auch weitere Beispiele zeigen, erklingt in weiten Bereichen der mecklenburgischen Lebens- und Arbeitswelten überhaupt nur noch als literarische Sprache.

Das Un-Alltägliche des Vorlesens und Rezitierens auf Niederdeutsch ist dabei sprachlich doppelt markiert: einerseits durch die literarisch gestaltete, zum Beispiel in Versform gebundene Sprache. Hier tritt das Niederdeutsche als Sprache mit dominant ästhetischer Funktion auf, gegenüber der die kommunikative Mitteilungsfunktion verblasst. Andererseits wird schon mit der Wahl des Niederdeutschen eine Ausnahme-Varietät verwendet, deren kommunikative Funktion im mecklenburgischen Umfeld bereits stark eingeschränkt ist und deren Verwendung als Schriftsprache vollends aus dem Rahmen des alltäglich Erwartbaren herausfällt. Der doppelte Ausnahmecharakter des Vorlesens niederdeutscher Literatur prädestiniert es für die Übernahme einer eher sozialen als referentiellen Funktion: Mit dem Vorlesen und Rezitieren signalisiert sich eine Gruppe ihren Übergang in einen Freizeit- oder Festtagsmodus ihres Zusammenseins. Das Niederdeutsche ist demnach „Freizeitsprache“ (Schröder 1997: 204) nicht nur, weil es allenfalls noch in der Freizeit gesprochen wird, sondern auch weil es damit zugleich Situationen der Freizeit sprachlich markiert. Auch die meist humorigen Textinhalte sind geeignet, diese Alltagsentbundenheit zu demonstrieren. Die offensichtlich weit verbreitete Übereinkunft, welche Texte welcher Autoren zum Vorlesen oder Aufsagen besonders geeignet sind, erleichtert vermutlich zusätzlich die soziale Signalfunktion dieser kulturellen Praxis.³⁰²

302 Hier wäre interessant zu untersuchen, ob das Vorlesen von Dialektliteratur in Regionen, die keinen derart anerkannten Kanon großer regionaler

Ein letzter Punkt soll angesprochen werden, der den un-alltäglichen Charakter des Niederdeutschen und die dominant soziale Funktion seiner Verwendung beim Vorlesen und Aufsagen besonders stark hervortreten lässt: Das Vorlesen und Aufsagen niederdeutscher Texte übernehmen den Berichten meiner Befragten nach häufig Personen, die sich die dafür notwendige Niederdeutschkompetenz überhaupt erst erarbeiten mussten. Eine Frau, die in ihrem Dorf als anerkannt gute Niederdeutsch-Vorleserin gilt und deshalb gern zu Festgestaltung herangezogen wird, ist eine Vertriebene aus Böhmen, die erst mit 18 Jahren nach Mecklenburg kam und dort Niederdeutsch gelernt hat. Eine Gewährsfrau beschreibt, dass diese Dorfbewohnerin regelmäßig zum Vorlesen „bei Familienfeiern Geburtstagsfeiern oder so“ gebeten wird:

Das macht sie dann auch. ‚So [Vorname] du kannst das gut und du machst das jetzt.‘ Dann kriegt sie Bescheid und sie hat da auch verschiedene Bücher. Und dann trägt sie auch verschiedene Sachen vor ne. (Frau 70, 1954 VA, SP: 302)

Frau 3 (1924 Z, SP: 192), die als Zehnjährige 1934 mit ihrer Familie aus Schlesien zugewandert ist, berichtet ausführlich über ihre Bemühungen Niederdeutsch zu lernen, nachdem sie die Kulturgruppe in ihrer LPG gegründet hatte: „Was glauben Sie wie v... wie ich mich bemüht habe plattdeutsche Gedichte zu lernen. Aber die kann ich. Aus dem FF ne.“ Wegen ihrer Tätigkeit in der Kulturgruppe habe sie sich „erst [...] so richtig auch ins Plattdeutsche reingekniert.“ Mit dem Ergebnis ist sie noch heute sehr zufrieden: „Ich ja wenn ich meine Gedichte aufsage die merken nie dass ich wirklich kein Plattdeutscher bin ne.“ (ebd.: 527).

Beim Aufsagen niederdeutscher Gedichte nicht mehr für eine Ortsfremde gehalten zu werden, war um 1950 auch für Frau 18 (1938 Z, SP: 91) eine wichtige Erfahrung, die aus Böhmen zunächst nach Vorpommern vertrieben wurde:

Die Kinder zogen im Februar zur Fastnacht rum und haben da plattdeutsche Gedichte aufgesagt. Und die anderen haben gesagt ‚du sagst‘. Und ich habe was auf Plattdeutsch aufgesagt und wir waren auch verkleidet. Und ich weiß dass die

Dialektliteratur haben wie Mecklenburg-Vorpommern, eine ebenso bedeutende Rolle für die Freizeit- und Festgestaltung spielt.

Erwachsenen mich nicht erkannt haben weil die das von mir nicht wussten dass ich Plattdeutsch... Da war ich ganz stolz.

Über das hochkompetente Vorlesen oder Vortragen niederdeutscher Texte können sich also ehemals Ortsfremde die Anerkennung der Alteingesessenen verschaffen und nach Möglichkeit von ihnen ununterscheidbar werden.³⁰³

Aber nicht nur Personen, für die das Niederdeutsche einmal eine echte Fremdsprache war, bemühen sich, die Kompetenz zum authentischen Vorlesen zu erlangen. Auch Angehörige von alteingesessenen Familien haben sich zum Teil bewusst angestrengt, ihre eingeschränkte Niederdeutschkompetenz zu verbessern, um damit Texte vorlesen oder rezitieren zu können. Eine Zeitzeugin der Vorkriegsgeneration erzählt, es sei ihr zunächst schwergefallen, es ihrem Vater beim Vorlesen nachzutun:

Er hat gerne vorgelesen. Sehr gerne. Und da bin ich und dann habe ich gedacht ‚Mensch das sind ja alles lustige Geschichten. Das könntest du ja versuchen.‘ Aber das war ja auch schwer erst für mich ne. Bis ich das so hatte ne. Und heute ist es ja ... Übung macht den Meister. (Frau 82, 1930 A, SP: 212)

Auch für zwei Schwestern aus der Nachkriegsgeneration war das väterliche Vorbild das Motiv, ihr Niederdeutsch so weit zu verbessern, dass es für Rezitationen auf Festen eingesetzt werden konnte:

Einfach wahrscheinlich um meinem Vater mal zu beweisen wir Kinder können auch Platt ne. Wir kriegen das hin. [...] Ich glaube wenn heute einer das von uns macht dann geht es auch darum unserem Vater zu zeigen wir können das auch. Wir wir können es lernen. Wir haben es nicht drin. Wir lernen das eben. (Frau 73, 1962 AA, SP: 124–125)

In all diesen erzählten Fällen war das Niederdeutsche ursprünglich nicht die alltägliche Kommunikationssprache für die Vorlesenden und Vortragenden, sondern auch aus Sicht der persönlichen Sprachkompetenz ganz unalltäglich. Die Übernahme der Vorleser- oder Rezitatorenrolle ist aber für manche Personen offenbar sozial so attraktiv, dass sie den großen Aufwand des Spracherwerbs auf sich nehmen. Das Vorlesen und Vortragen niederdeutscher Literatur ist damit nicht nur eine recht verbreitete

303 Das Einüben solcher Texte wird außerdem gelegentlich selbst als Medium des Spracherwerbs dargestellt, vgl. Abschnitt 3.1.2.

Ethnomethode der gemeinschaftlichen Freizeit- und Festgestaltung, sondern es erbringt für die Protagonistinnen und Protagonisten selbst auch den sozialen Gewinn der Anerkennung und Zugehörigkeit.

Ähnliche Beobachtungen machte Wirrer (1990: 66) bei seiner Untersuchung der niederdeutschen Kulturszene im Westen des niederdeutschen Sprachgebietes. Auch dort eigneten „einzelne besonders aktive Teilnehmer, also etwa Laienschauspieler, sich eine aktive dialektale Kompetenz vor allem der Funktion wegen an[...], die sie in der regionalen bzw. lokalen Niederdeutschen [sic] Kulturszene einzunehmen gedenken.“ Die persönliche Motivation für den Kompetenzerwerb ist demnach auch in der ehemaligen BRD der „Wunsch nach Integration in die Gruppe, das Streben nach Anerkennung durch andere Gruppenmitglieder“ (ebd.) gewesen.

Das Vorlesen und Rezitieren niederdeutscher Literatur an den Rändern und in den Unterbrechungen eines vorrangig hochdeutschsprachigen Alltags verweist auf einen tiefgreifenden Funktionswandel des Niederdeutschen in Mecklenburg-Vorpommern. Dieses Vorlesen und Rezitieren steht für den Übergang der Varietät von einem zumindest im sozialen Nahbereich noch selbstverständlichen Kommunikationsmedium hin zu einem „Kulturdialekt“. Das Niederdeutsche geht dabei über in den „Aggregatzustand“ eines „Kulturgutes“ (Menge 2004: 15) mit hohem „Identifikationspotenzial“ (Jürgens 2015: 102). Die Berichte meiner Gewährspersonen zeigen, dass der Wandel des Niederdeutschen zum Kulturgut keineswegs allein auf *top-down*-Initiativen von kulturpolitischen Interessengruppen zurückgeht und dabei durchgehend auf den „Einsatz von Kapital“ (Wirrer 1990: 64) und eine ausgebaute „institutionelle Basis“ (ebd.: 69) angewiesen ist. Verbreitet ist das Vorlesen und Aufsagen niederdeutscher Literatur in Mecklenburg gerade auch im privaten und halböffentlichen Kommunikationsumfeld. Dort bedarf es meist keinerlei organisatorischen Aufwands und die Initiative geht vielfach von den Protagonistinnen und Protagonisten selbst aus. Die Kulturalisierung des Niederdeutschen wird in breitem Umfang von vorlesenden und zuhörenden Individuen aus der Bevölkerung aktiv mitgetragen.

Vorbedingung für diesen Funktionswandel ist eine noch weit verbreitete Verstehenskompetenz in der Bevölkerung, denn gerade das spontane Vorlesen und Aufsagen niederdeutscher Texte setzt voraus, dass das jeweils anwesende Publikum die Darbietung größtenteils verstehen kann. Für

die in dieser Studie befragten beiden Alterskohorten wirft das Verständnis mündlicher niederdeutscher Texte offensichtlich noch keine größeren Probleme auf. Im Vergleich der Berichte von Probanden, die vor 1940 geboren wurden, und denen, die erst nach 1950 zur Welt kamen, lassen sich keine Entwicklungen ausmachen. In den Lebens- und Arbeitswelten beider Generationen scheint die kulturelle Praxis des niederdeutschen Vorlesens gleichermaßen verbreitet und beliebt zu sein. Auch Angehörige von Vertriebenenfamilien haben an dieser kulturellen Praxis teil, insbesondere Personen aus diesem Bevölkerungskreis finden hier einen Weg, soziale Zugehörigkeit zu demonstrieren. Fraglich und auf der Basis meines Interviewkorpus nicht zu klären bleibt, inwieweit das Niederdeutsche auch unter jüngeren Altersgruppen zukünftig noch die Rolle einer Freizeit- und Kultursprache spielen kann, wenn die Verstehenskompetenz in der Bevölkerung weiter so rasch abnimmt, wie dies repräsentative Umfragen aktuell nahelegen.³⁰⁴

3.4 Konzeptualisierungen und Bewertungen des Niederdeutschen in Mecklenburg

Die Untersuchung alltagstheoretischer Konzeptualisierungen und laienlinguistischer Bewertungen von Sprachen und Varietäten hat sich zu „einer sich in den letzten Jahren sehr dynamisch entwickelnde[n] korpusorientierte[n] Forschungslandschaft“ (Gessinger 2018: 83) entfaltet. Auch das Niederdeutsche ist in jüngster Vergangenheit immer mehr in den Fokus der wahrnehmungslinguistischen Forschung gerückt. Ein herausragendes Beispiel für die aktuelle Entwicklung eines wahrnehmungslinguistischen Schwerpunkts auch innerhalb der niederdeutschen Philologie sind die

304 Nach der repräsentativen Umfrage des Instituts für niederdeutsche Sprache und des Instituts für deutsche Sprache gaben 2016 in Mecklenburg-Vorpommern zwar noch 70,1 % der Befragten an, „Plattdeutsch sehr gut oder gut zu verstehen“ (Adler *et al.* 2016: 11). Hier kann also der Kulturdialekt Niederdeutsch gegenwärtig noch ein breites Publikum finden. Die Erhebung zeigt aber auch, dass die Verstehenskompetenz bundesweit sehr stark abnimmt, von den unter 20jährigen Befragten meinen aktuell nur noch 17,5 %, Niederdeutsch gut oder sehr gut zu verstehen (ebd.: 12). Zum Rückgang der Niederdeutschkompetenz speziell in den mecklenburgischen Bevölkerung vgl. 3.2. und 3.2.1.

breit angelegten Untersuchungen zur Sprachwahrnehmung des Niederdeutschen innerhalb des regionalsprachlichen Varietätenspektrums der norddeutschen Großstädte Hamburg und Bremen.³⁰⁵ Die umfangreichen Erhebungen zu den Spracherfahrungen, zu Sprachwissen und Spracheinstellungen in der norddeutschen Bevölkerung, die im Rahmen des unlängst abgeschlossenen Forschungsprojektes „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“ durchgeführt wurden, lassen ebenfalls weitreichende wahrnehmungslinguistische Erkenntnisse zum Niederdeutschen erwarten.³⁰⁶ Auch die neueren sprachdemographischen Repräsentativumfragen zum Niederdeutschen, die das Institut für niederdeutsche Sprache (INS) und das Institut für deutsche Sprache (IDS) seit 2007 leiteten, erfassen neben Daten zu Erwerb, Kompetenz und Gebrauch des Niederdeutschen eigens auch differenzierte Informationen zu den Spracheinstellungen der Probandinnen und Probanden.³⁰⁷

Die Befunde der genannten sprachdemographischen Erhebungen deuten darauf hin, dass nicht nur Kompetenz und Gebrauch des Niederdeutschen in Norddeutschland areal recht unterschiedlich verteilt sind, sondern mit regionalen Unterschieden auch bei der Konzeptualisierung und Bewertung der Varietät gerechnet werden muss. So ergaben sich bei der Umfrage von 2007 für Mecklenburg-Vorpommern „auffällige Abweichungen“ (Möller 2008: 26) vom gesamt-norddeutschen Durchschnitt der Merkmalszuschreibungen für das Niederdeutsche: In allen norddeutschen Bundesländern wurde das Niederdeutsche von einer großen Mehrheit der Befragten als „humorvoll“ (85 %) und als „typisch norddeutsch“ (75 %) charakterisiert.

305 Von den zahlreichen Ergebnispublikationen aus den einschlägigen Projekten an der „Abteilung für Niederdeutsche Sprache und Literatur“ der Universität Hamburg seien nur der Sammelband Bieberstedt / Ruge / Schröder (Hrsg.) (2016) und die Dissertationen von Jürgens (2015) und Hettler (2018) genannt.

306 Vgl. die Projektbeschreibung in www.corpora.uni-hamburg.de/sin/startseite.html (Stand: 7.4.2022) und dort insbesondere die Darstellung zum perzeptionslinguistischen Teilprojekt 4, das an den Universitäten Potsdam und Bielefeld durchgeführt wurde.

307 Vgl. Möller (2008) und Adler *et al.* (2016). Die repräsentative GETAS-Umfrage zum Niederdeutschen in den nördlichen Bundesländern der alten Bundesrepublik hatte Aspekte der Sprachwahrnehmung erst sehr rudimentär erfasst, vgl. Stellmacher (1987: 14–15).

In Mecklenburg-Vorpommern hielten dagegen sogar ganze 91 % der Probanden das Niederdeutsche für „humorvoll“ und sogar 96 % qualifizierten es als „typisch norddeutsch“ (ebd.). Auch bei perceptionslinguistischen Untersuchungen zum Niederdeutschen ist davon auszugehen, dass der spezifische „socio-cultural and political context of the macro-situation“ (Lasagabaster 2004: 402) einer Erhebungsregion die subjektiven Sprachwahrnehmungen der Befragten beeinflusst. Eine regional feiner granulierte Auswertung der Erhebungsdaten zur Repräsentativumfrage von 2016 (Adler *et al.* 2016) lässt sogar erkennen, dass selbst innerhalb des Landes Mecklenburg-Vorpommern mit deutlichen arealen Unterschieden in der laienlinguistischen Wahrnehmung des Niederdeutschen zu rechnen ist. In den Landkreisen des Bundeslandes wird das Niederdeutsche beispielsweise mit unterschiedlichen Durchschnittshäufigkeiten als „schön“ bewertet. In den Befunden zeichnet sich ab, dass der Dialekt in den zentralmecklenburgischen Regionen hinsichtlich dieses Bewertungskriteriums noch positiver beurteilt wird als in den küstennahen Kreisen (Adler / Plewnia 2018: 93).

Die Abschnitte des vorliegenden Kapitels sind darauf gerichtet, auf der Basis meines Interviewkorpus Facetten der Konzeptualisierung und der Bewertung des Niederdeutschen in der Bevölkerung meines mecklenburgischen Erhebungsgebietes herauszuarbeiten und dabei stets auch die soziokulturelle bzw. areale Gliederung (z. B. Stadt-Land-Differenzen) meiner großen Probandenstichprobe im Auge zu behalten. Ein besonderer Schwerpunkt soll dabei auf dem Sprachbewusstseinswandel gegenüber dem Niederdeutschen in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg liegen.

Erste systematische Untersuchungen zur Wahrnehmung von Nonstandardvarietäten in der ehemaligen DDR entstanden bereits in den 1970er Jahren im Kontext der seinerzeit sehr produktiven empirischen Soziolinguistik der DDR-Sprachwissenschaft.³⁰⁸ So legte beispielsweise Schönfeld (1981: 118) 100 Studierenden aus allen Bezirken der DDR Sprachproben von verschiedenen Dialekten und Regiolekten des Landes vor und bat sie,

308 Für Mecklenburg-Vorpommern sei vor allem auf die Pionierstudie von Herrmann-Winter (1979) zur gesprochenen Umgangssprache im Norden der DDR verwiesen, die die Laien-Bewertung von Varianten und Akzeptabilitätstest bereits systematisch in das Untersuchungssetting einbezieht. Vgl. programmatisch auch Peine / Schönfeld (1981).

die Aufnahmen auf einer fünfstufigen Skala mit den Extremwerten „sehr sympathisch“ und „gar nicht sympathisch“ einzustufen. Das mecklenburgische Niederdeutsch wurde von den Probanden „überwiegend als sympathisch (= 2. Stufe) empfunden“ und wurde als einziger Dialekt der DDR von mehreren Befragten auch als „sehr sympathisch“ eingeschätzt. An anderer Stelle weisen Peine / Schönfeld (1981: 248) darauf hin, dass das „hohe Ansehen“ des Niederdeutschen in Mecklenburg „jedoch nicht bei allen sozialen Gruppen“ anzutreffen sei. Leider wird diese Beobachtung nicht weiter präzisiert.

Bei einer mit Interviews ergänzten Fragebogenerhebung in der Schiffswerft im südmecklenburgischen Rechlin ergab sich am Ende der 1970er Jahre ein vergleichbarer Befund: 82 % von 228 Befragten sprachen sich für die sprachpflegerische Unterstützung des Niederdeutschen aus.

Ein Teil der Befragten sieht in der Mundart [sic] „eigenständige Sprache“, „Muttersprache“ oder „Heimatsprache“ und tritt für die Schaffung neuer niederdeutscher Bühnen, niederdeutscher Sprachzirkel, für die Verwendung der Mundart im Fernsehstück wie auch für die vermehrte Herausgabe der plattdeutschen Literatur ein. (Chudnizki 1991: 235).

73,4 % (N = 305) der Probanden aus der Schiffswerft würden ihrer Selbsteinschätzung nach positiv reagieren, wenn sie von Arbeitskollegen auf Niederdeutsch angesprochen würden und nur 5,9 % der Befragten sähen eine solche niederdeutsche Ansprache negativ.³⁰⁹ Überhaupt nur eine kleine Minderzahl aller befragten Personen (9 %) hätte grundsätzlich eine „negative Einstellung zur Mundart“. Von dieser kleinen Minderheit werde das Niederdeutsche „nur als Sprachmittel der vergangenen Zeiten angesehen, das überhaupt nicht mehr beachtet werden muß, da es bald eine ‚tote Sprache‘ ist“ (ebd.: 235).

Die allgemein sehr positive Bewertung des mecklenburgischen Niederdeutsch konnte Herrmann-Winter 1981 durch eine Befragung von 64 Teilnehmerinnen und Teilnehmern von Niederdeutschkursen an den Volkshochschulen in Wismar, Rostock und Greifswald genauer ausdifferenzieren.

309 Chudnizki (1991: 237), allerdings schätzen nur noch 3,3 % derselben Befragten es als „normal“ ein, von Kollegen auf Niederdeutsch angesprochen zu werden. Der weit überwiegend positiven Bewertung entspricht hier also keine gleichermaßen hohe Gebrauchsfrequenz des Dialekts im Betrieb.

In der Befragtengruppe, die seinerzeit ein Durchschnittsalter von etwa 45 Jahren hatte, dominierten mit 90 % der Bewertungen des Niederdeutschen Zuschreibungen „auf der emotional-ästhetischen Ebene“: „Platt klingt gemütlich, ist gefühlsreich, bildhaft und treffend, humorvoll und deftig, ein mundartliches Gespräch schafft eine ungezwungene, persönliche Atmosphäre.“ (Herrmann-Winter 1985: 305). Qualitative Interviews mit 28 bzw. 29 prominenten Personen des öffentlichen Lebens der DDR bestätigten wenig später, „daß die gefühlsbetonte Ausdruckskraft, daß Herzlichkeit und Wärme des Plattdeutschen immer wieder am höchsten geschätzt“ wurden (Herrmann-Winter 1989: 8). Und dem Dialekt wurden allgemein eine „distanzmindernde und kontaktfördernde Funktion“ zugesprochen (Herrmann-Winter 1994: 462).

Sowohl Schönfeld als auch Herrmann-Winter bringen die sehr positiven Einstellungen gegenüber dem mecklenburgischen Dialekt mit einem Umschwung in der offiziellen Sprachpolitik der DDR in Verbindung. Nach vielen Jahren der bildungspolitischen Favorisierung einer einheitlichen nationalen „Literatursprache“ sei in den späten 1970er Jahren „die Verwendung von Mundart und Umgangssprache [...] immer mehr von wissenschaftlichen und kulturpolitischen Institutionen als sprachliche Bereicherung angesehen“ worden (Schönfeld 1981: 113):

Erst in der zweiten Hälfte der 70er Jahre begann nach einer Zeit offizieller Stigmatisierung der Dialekte eine Neubewertung mit dem Ziel, Heimatbewußtsein und damit Staatsverbundenheit zu fördern. Die nun einsetzende offizielle Förderung von Folklore und Dialektpflege bot vielen Niederdeutschen gleichsam Nischen für unpolitisches kulturelles Engagement. (Herrmann-Winter 1994: 458)

Die durchgehend positive Bewertung des Niederdeutschen wäre demnach als Ergebnis eines Sprachbewusstseinswandels anzusehen, der durch Veränderungen der sprachpolitischen Rahmenbedingungen in der DDR zumindest gefördert, wenn nicht gar initiiert worden sei.³¹⁰

310 Einen materialreichen und nach Phasen gegliederten Überblick über die Konjunkturen des Niederdeutschen in der Sprach- und Bildungspolitik der SBZ/DDR geben die aufeinander aufbauenden Beiträge von Herrmann-Winter (1998) und Bader (1998). Die Behandlung des Niederdeutschen in den Deutschlehrplänen der DDR skizziert Osnowski (1998). Aus diesen Darstellungen wird deutlich, dass von einer offiziellen „Stigmatisierung“ des Niederdeutschen erst ab den 1950er Jahren gesprochen werden kann, vgl. auch 3.1.4.

Konzeptualisierung und Bewertung des Niederdeutschen in Mecklenburg-Vorpommern sind nach dem Ende der DDR in einigen Dissertationen thematisiert worden, auch wenn sie dort nur zum Teil im Zentrum der Untersuchung stehen. In ihrer umfangreichen Fragebogenerhebung untersucht Huesmann (1998) die regionalen Unterschiede der Varietätenspektren „zwischen Dialekt und Standard“ (Titel) in sechs Dialektregionen Deutschlands und betrachtet dabei auch die Spracheinstellungen zum mecklenburgischen Niederdeutsch in Rostock und der zentralmecklenburgischen Kleinstadt Sternberg. Dabei wurden den Probanden 18 Kurzaussagen mit Attribuierungen des Niederdeutschen (z. B. „Dialekt ist ordinär“) zur Zustimmung bzw. Ablehnung vorgelegt und die Ergebnisse der skalierten Probandenurteile ortsweise zu „Dialektattitüden-Indizes“ zusammengefasst.³¹¹ Im Ergebnis zeigt sich, dass bei insgesamt sehr positiver Evaluation des Niederdeutschen die Bewertung des Dialekts in der Kleinstadt noch günstiger ausfällt als in der Großstadt, obwohl die Dialektkompetenz in der Stichprobe der Großstädter im Durchschnitt höher ist (Huesmann 1998: 142). Erkennbar ist beispielsweise auch, dass ein hohes Prestige des Niederdeutschen in den Ortschaften mit einem vergleichsweise niedrigen Prestige des Hochdeutschen einhergeht, das als Kommunikationsmittel in der Bevölkerung der norddeutschen Erhebungsorten gleichwohl breite Akzeptanz findet (ebd.: 150).

In ihrer Dissertation arbeitet Arendt (2010) heraus, welche stereotypen Argumentationsmuster, Topoi und Metaphern die Diskurse über das Niederdeutsche bestimmen, die in den Medien (insbesondere in der Lokalpresse), in der Politik und in Gesprächen von linguistischen Laien geführt werden. Zentrales Anliegen der Untersuchung ist es zu ermitteln, inwieweit landläufige Spracheinstellungen, die in diesen drei zum Teil sehr disparaten Diskursen auftreten, dem Erwerb und Gebrauch des Niederdeutschen zuwiderlaufen und somit den neueren bildungspolitischen Bemühungen um einen Erhalt des Dialekts entgegenstehen. Der hier besonders interessierende Laiendiskurs über das Niederdeutsche wird auf der Basis von Interviews mit 28 Probanden untersucht, die Arendt auf der

311 Huesmann konnte 205 Fragebögen aus Rostock und 226 Bögen aus Sternberg auswerten (Huesmann 1998: 76).

ostvorpommerschen Insel Usedom aufgesucht hat. Auch die dort befragten Personen haben „überwiegend ein positives Bild vom Niederdeutschen“ (Arendt 2010: 209). Und ähnlich wie schon die Probanden von Herrmann-Winter heben auch die Befragten auf Usedom mit großer Übereinstimmung hervor, dass „die Benutzung der niederdeutschen Sprache sofort einen vertrauten Kontakt mit dem Gesprächspartner herstellt“ und damit „die Kommunikation erleichtert“ („Kontakttopos“) (ebd.: 214). Das Niederdeutsche wird als eigenständige Sprache konzeptualisiert („Sprachtopos“), die einen großen strukturellen Abstand zum Hochdeutschen aufweise („Abstandstopos“). In dem Zusammenhang wird gerade die Mischung von hochdeutschen und niederdeutschen Elementen in der Rede als „Verunreinigung“ aufgefasst und sehr negativ bewertet („Reinheitstopos“, ebd.: 210). In seinem Bestand ist das Niederdeutsche nach Meinung der meisten Befragten sehr gefährdet („Topos vom Dialektschwund“), und dies nicht zuletzt deshalb, weil Mecklenburg-Vorpommern in der Vergangenheit „von besonders vielen Fremden frequentiert“ worden sei („Fremdentopos“) und dort durch den Bädertourismus auch gegenwärtig viele dialektferne „Urlauber im Sinne von vornehmen und fremden Leuten verkehren“ („Seebädertopos“, ebd.: 214).

Die verschiedenen Merkmale, die die Probanden den in ihren Augen typischen Niederdeutschsprechern zuweisen, konvergieren zu einem populären Idealbild dieser Sprecher:

Der ideale Sprecher ist alt, auf dem Lande und seit seiner Kindheit mit dem Niederdeutschen aufgewachsen, mischt Hochdeutsch und Niederdeutsch nicht und hat eine ausgezeichnete niederdeutsche Sprachkompetenz. (Arendt 2010: 210)

Diese stereotype Sprecherkonzeptualisierung impliziert zugleich eine restriktive Vorstellung von den einzig legitimen Sprecherinnen und Sprechern des Niederdeutschen, die alle Bestrebungen, das Niederdeutsche als Fremdsprache zu lernen oder zu lehren, tendenziell delegitimiert.

Die Untersuchung von Scharioth (2015) gilt dem Zusammenhang zwischen dem Gebrauch regionaler Nonstandardvarietäten und der regionalen Identität ihrer Sprecherinnen und berührt damit ebenfalls Fragen der Sprachwahrnehmung. Grundlage der Studie sind Interviews mit 27 Frauen mittleren Alters in zwei holsteinischen Kleinstädten und vier Orten derselben Größe in Mecklenburg-Vorpommern, wobei drei dieser

Orte in Vorpommern liegen. Die Spracheinstellungen gegenüber dem mecklenburgisch-vorpommerschen Dialekt spielen auch in dieser Dissertation eine wichtige Rolle. 21 der 27 Gewährsfrauen (77,8 %) „bewerten das Niederdeutsche positiv; keine Gewährsperson äußert sich negativ“ (Scharioth 2015: 197): „Die Sprache wird als ‚schön‘, ‚toll‘, ‚lustig‘ und ‚gemütlich‘ umschrieben.“ (ebd.: 199). Wie in den früheren Untersuchungen von Herrmann-Winter und Arendt wird dem Niederdeutschen von den Interviewpartnerinnen Scharioths „die Eigenschaft zugeschrieben, Äußerungen abzumildern und Nähe zu schaffen“ (Scharioth 2015: 308). Die meisten der dazu befragten Personen bejahen die Frage, ob sie das Niederdeutsche als Teil ihrer Identität ansehen:

Von denjenigen, die das Niederdeutsche als Identitätskriterium auffassen, sprechen viele im gleichen Atemzug von ihrer Region und ihrer Heimat, d. h. das Niederdeutsche wird mit regionaler Identität assoziiert und als heimatlich empfunden. (ebd.: 311).

Die Befunde der Forschungsliteratur aus den letzten Jahrzehnten zur laienlinguistischen Wahrnehmung des mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch stimmen also in sehr vielen Punkten überein. In allen Untersuchungen wird die sehr positive affektive Bewertung des Dialekts in der Bevölkerung deutlich. Die Probanden der verschiedenen Untersuchungen sind sich offenbar auch weitgehend darin einig, dass dem Niederdeutschen Eigenschaften wie ‚Gemütlichkeit‘, ‚Humor‘ und eine kontaktfördernde Wirkung zuzuschreiben seien.

Leider decken die hier kurz vorgestellten perzeptionslinguistischen Studien nur einen Zeitraum seit etwa der Mitte der 1970er Jahre ab. Gerade für die Zeit der bildungspolitischen Stigmatisierung des Niederdeutschen in der DDR liegen offenbar keine empirischen Erhebungen zur Konzeptualisierung und Bewertung des Niederdeutschen vor. Während der Sprachbewusstseinswandel, der sich in wissenschaftlichen und sprach- bzw. bildungspolitischen Diskursen der zurückliegenden Jahrhunderte abzeichnet, zumindest in groben Zügen bereits skizziert worden ist,³¹² sind die subjektiven Spracheinstellungen in der Bevölkerung

312 Vgl. das ausführliche diskursgeschichtliche Kapitel zur Bewertung des Niederdeutschen in Arendt (2010: 47–140) oder die Textsammlung Herrmann-Winter (1995).

Mecklenburg-Vorpommerns im 20. und 21. Jahrhundert unter diachronischer Perspektive bislang noch nicht betrachtet worden. Auch die mutmaßlich unterschiedliche Verteilung von Niederdeutschkonzepten und Bewertungen in den sozialen Gliederungen der Bevölkerung oder in den unterschiedlichen Regionen des Bundeslandes haben bisher kaum Beachtung gefunden. Insbesondere ist bisher überhaupt noch nie danach gefragt worden, ob die beiden großen Herkunftsgruppen in der mecklenburgisch-vorpommerschen Bevölkerung – die Alteingesessenen und die immigrierten Vertriebenen – das regionale Niederdeutsch unterschiedlich wahrnehmen. Es fällt auch auf, dass in den meisten perzeptionslinguistischen Untersuchungen zum mecklenburgisch-vorpommerschen Niederdeutsch Aspekte seiner emotionalen Bewertung im Vordergrund stehen, während die laienlinguistische Einschätzung des sozialen Status der Nonstandardvarietät bisher weniger Beachtung fand. Die jüngeren perzeptionslinguistischen Untersuchungen zum Niederdeutschen widmen dem *covert prestige* des Dialekts weit mehr Aufmerksamkeit als der Frage nach seinem *overt prestige* in der Gesamtgesellschaft.³¹³

In den folgenden Unterkapiteln des Abschnitts 3.4 sollen verschiedene Aspekte der Spracheinstellungen gegenüber dem Niederdeutschen beleuchtet werden. Eine standardisierte Befragung der Gewährspersonen am Ende der Interviews ermöglicht es, in einem quantitativen Überblick aufzuführen, welche typischen Eigenschaften den Sprecherinnen und Sprechern des Niederdeutschen von den Probanden zugewiesen werden und welche Attribute eher nicht (Abschnitt 3.4.1). Hier können die Aussagen von Befragten aus alteingesessenen Familien und aus Vertriebenenfamilien einerseits sowie die von Gewährspersonen aus der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration andererseits miteinander quantitativ abgeglichen werden. Abschnitt 3.4.2 stellt die häufigsten positiven Charakterisierungen des Niederdeutschen systematisch zusammen, die die Angehörigen beider Bevölkerungsgruppen in ihren Interviews entfalten. Es gibt aber durchaus auch einige negative Äußerungen über das Niederdeutsche in meinem Interviewkorpus, dies wird der Abschnitt 3.4.3 zeigen. Der Spracheinstellungswandel ist Untersuchungsgegenstand zweier weiterer

313 Zu den Begriffen vgl. z. B. Wolfram (1998: 122)

Unterkapitel des Kapitels 3.4. Mehrere Zeitzeugen legen dar, dass sich die Einstellung der mecklenburgischen Gesellschaft gegenüber dem Niederdeutschen in der Zeitspanne der Nachkriegsjahrzehnte insgesamt erheblich gewandelt habe, und sie entwickeln dabei rudimentäre Ansätze einer Sprachbewusstseinsgeschichte (Abschnitt 3.4.4). Über den Wandel ihrer persönlichen Spracheinstellung zum Niederdeutschen im Laufe ihrer individuellen Biographie berichten schließlich einige Vertriebene, bei denen die Integration in die mecklenburgische Gesellschaft mit einer zum Teil sehr deutlichen Neubewertung des mecklenburgischen Dialekts einherging (Abschnitt 3.4.5). Abschnitt 3.4.6 wendet sich dann der Frage zu, inwieweit Niederdeutschkenntnisse zum stereotypen Konzept des ‚echten Mecklenburgers‘ und der ‚echten Mecklenburgerin‘ gehören. Viele Gewährspersonen kommen im Interview auf den Verlauf der Entwicklung des Niederdeutschen zu sprechen und entwickeln dabei vielfach ein stereotypes Bild von der niederdeutschen Sprachgeschichte und ihrer Zukunft. Diese Laientheorien der niederdeutschen Sprachgeschichte wird der letzte Abschnitt 3.4.7 nachzeichnen.

3.4.1 *„Wirken Menschen, die Plattdeutsch sprechen, gemüthlicher?“* Quantitative Befunde zur Einstellung gegenüber Niederdeutschsprechern

Die Erörterungen zu den Einstellungen meiner Zeitzeugen gegenüber den deutschen Varietäten, die in ihrem mecklenburgischen Lebensumfeld in Kontakt stehen bzw. standen, stützen sich in dieser Untersuchung überwiegend auf qualitative Befunde aus ihren (sprach)biographischen Interviews. Im Falle des Niederdeutschen, das in allen Interviews sehr ausgiebig thematisiert wurde, sollen die qualitativen Befunde um quantitative Daten zu den Spracheinstellungen der Probanden ergänzt und mit ihnen trianguliert werden. Ich habe den meisten meiner Interviewpartner daher im Verlauf des Erhebungsgesprächs eine feste Folge von geschlossenen Fragen zu vorgegebenen Bewertungsattributen gestellt. Diese Batterie standardisierter Einstellungsfragen wurde ganz an das Ende des sprachbiographischen Interviews verlegt, um nicht die spontanen Einstellungsäußerungen meiner Probanden und ihre freien Antworten auf offene Interviewfragen vorab durch vorgegebene Bewertungskategorien zu beeinflussen. Die Fragebatterie zu den Einstellungen gegenüber dem Niederdeutschen bzw. seinen

Sprecherinnen und Sprechern bildete also den Abschluss der Interviewphase meiner Erhebungsgespräche.

Bewertungsobjekt ist bei diesem quantitativen Einstellungstest nicht das Niederdeutsche als Varietät, sondern es sind die Menschen, die Niederdeutsch sprechen. Die Spracheinstellungsforschung kommt immer wieder zu dem Ergebnis, dass die Bewertung einer Sprache bzw. einer Varietät aufs engste mit Urteilen über ihre typischen Sprecherinnen und Sprecher zusammenhängt, „da Sprache und Sprecher in der Regel nicht getrennt voneinander vorkommen“ (Jürgens 2015: 53). Dieser situative Zusammenhang bedingt, dass stereotype Attribute, die linguistische Laien einer Sprache zuweisen, häufig ebenso auf die Sprecher dieser Sprache übertragen werden und *vice versa*.³¹⁴

Im sozialen Handeln des Alltags wirken Einstellungen gegenüber der Sprache zumeist als Einstellungen gegenüber den Sprechern. Sprachliche Signale dienen als *Identifikationsmerkmale* in biologischer, sozialer und persönlichkeitspezifischer Hinsicht, indem sie Attributionen von Merkmalen des Alters und Geschlechts, von nationaler und regionaler Herkunft und Sozialstatus sowie von Persönlichkeitseigenschaften auslösen können. (Neuland 1993: 730)

Die sprecherbezogenen Einstellungen, die durch einen spezifischen Sprachgebrauch ausgelöst werden, belaufen sich dabei nicht nur auf die genannten Sprecherbewertungen, sondern umfassen auch konative Komponenten, die beeinflussen können, „wie man gegenüber Sprechern der untersuchten Varietäten handelt“ (Hundt / Anders / Lasch 2010: XIV). Da in der multivarietaeren Sprachgeschichte Mecklenburgs gerade die Kontaktdynamik zwischen dem Niederdeutschen und dem Standarddeutschen eine zentrale Rolle spielte, auf die sich auch die Zuwanderer in Sprachwahrnehmung und Sprachgebrauch ausrichteten, ist es von besonderem Interesse herauszuarbeiten, welche sozialen Positionierungen den Sprechern dieser beiden Varietäten von den verschiedenen Alterskohorten und Herkunftsgruppen der mecklenburgischen Bevölkerung zugewiesen werden. Zu ermitteln ist also, ob den Menschen, die Niederdeutsch sprechen, und denen, die Hochdeutsch sprechen, in der heterogenen Bevölkerung klar konturierte, womöglich gegeneinander abgesetzte gesellschaftliche Bewertungen

314 Vgl. Arendt (2010: 278) oder Jürgens / Schröder (2016: 379).

zugesprochen werden, die ihrerseits den situativen Gebrauch und die Wahl der Varietäten beeinflusst haben könnten.³¹⁵

In der abschließenden Fragebatterie zur Sprecherwahrnehmung habe ich den Probanden daher neun wertende Attribute vorgelegt und sie jeweils gebeten zu entscheiden, ob sie diese eher mit Menschen assoziieren, die Niederdeutsch sprechen, oder eher mit Hochdeutschsprechern. Jede der Fragen habe ich meinen Probanden in derselben Reihenfolge nacheinander gestellt und sie beantworten lassen:

Wo würden Sie zustimmen? Menschen, die Plattdeutsch sprechen, wirken

- *gemütlicher* als Hochdeutschsprecher?
- *echter* (ehrlicher) als Hochdeutschsprecher?
- *intelligenter* als Hochdeutschsprecher?
- *freundlicher* als Hochdeutschsprecher?
- *langsamer* als Hochdeutschsprecher?
- *gebildeter* als Hochdeutschsprecher?
- *humorvoller* als Hochdeutschsprecher?
- *verlässlicher* als Hochdeutschsprecher?
- *höflicher* als Hochdeutschsprecher?

Um die Zeitzeugen nicht in die Verlegenheit zu bringen, Menschen feste Charaktereigenschaften zuweisen zu müssen, habe ich in der Frageformulierung auf ontische Zuschreibungen (*Sind Menschen, die Plattdeutsch sprechen, gemütlicher...?*) verzichtet und nur nach der „Wirkung“ dieser Personen gefragt.

Aus Zeitgründen konnte die Fragebatterie zur Wirkung der Niederdeutschsprecher in den zum Teil sehr langen Interviewgesprächen nicht allen 90 Gewährspersonen meiner Gesamtstichprobe vorgelegt werden. Immerhin habe ich aber zu den einzelnen Fragen zwischen 64 und 68 auswertbare Antworten aufzeichnen können. Die quantitative Basis des kleinen Einstellungstests ist also durchaus solide.³¹⁶ In der Auswertung der

315 Die Frage ist mit Agha (2005: 38) also, ob Kompetenz oder Gebrauch der beiden Varietäten sozialsymbolisch „enregistered [...] as indexical of speaker attributes“ ist.

316 Sobald freilich die Gesamtstichprobe der Antworten auf die Fragebatterie in Teilgruppen (z. B. Alterskohorten von Herkunftsgruppen) ausdifferenziert wird, verringern sich die absolute Zahlen der jeweiligen Gruppenrepräsentanten erheblich, sodass für den Vergleich ihrer Antworten lediglich Tendenzaussagen zu treffen sind, die an einem größeren Sample zu verifizieren wären.

gegebenen Antworten wurde „Zustimmung“ (z. B. *gemütlicher?* „Doch ja die sind gemütlicher im Allgemeinen“, Frau 14, 1936 V), „Nicht-Zustimmung“ (z. B. *gemütlicher?* „Nein das finde ich nicht“, Frau 5, 1933 V) und „keine Entscheidung“ (z. B. *gemütlicher?* „Kommt drauf an was sie gerade sagen“, Frau 76, 1969 AA) unterschieden. Die von mir an zweiter Stelle der Fragebatterie vorgeschlagene Attribuierung *ehrlicher* stieß bei vielen Probanden auf Unverständnis, das ich im Testgespräch durch Reformulierungen der Frage zu klären suchte. Durch diese Reformulierungen, bei denen ich auch auf Behelfsattribute wie „echter“ oder „authentischer“ auswich, sind die Fragestellungen gegenüber den verschiedenen Gewährspersonen aber letztlich nicht mehr ohne Weiteres vergleichbar und mithin für eine quantitative Auswertung unbrauchbar. Die zweite Frage der Batterie wird bei den folgenden Betrachtungen also nicht weiter berücksichtigt.³¹⁷

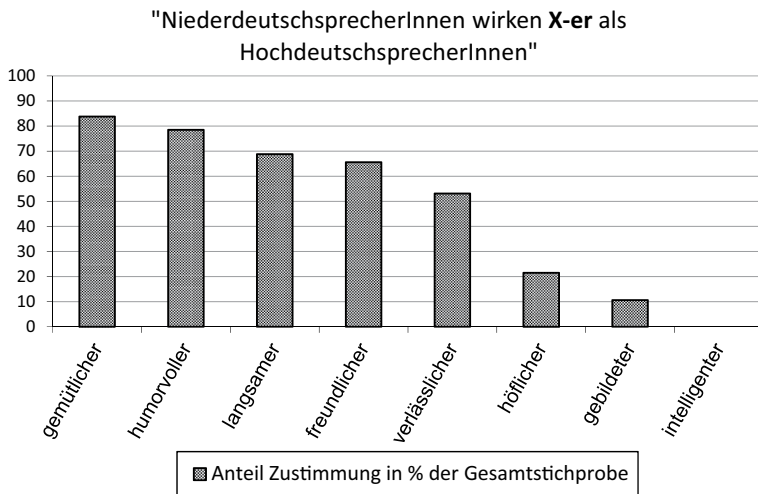


Abbildung 3.4.1-1: Attribute, die eher Menschen, die Niederdeutsch sprechen, zugewiesen werden als Hochdeutschsprechern

³¹⁷ Ich danke Martina Hasenfratz für die sorgfältige Datenaufbereitung zu diesem Spracheinstellungstest.

Betrachten wir zunächst die Zustimmungshäufigkeiten in der Gesamtstichprobe von 64 bis 68 Antworten. Das Diagramm 3.4.1.-1 veranschaulicht, dass die Attribute, die die Befragten mit den Sprechern des Niederdeutschen und des Hochdeutschen assoziieren, ein sehr ausgeprägtes Verteilungsprofil aufweisen. Obwohl zwischen den Sprechern des Niederdeutschen und des Hochdeutschen in der gegenwärtigen Sprachwirklichkeit längst keine klaren sozialen Schichtgrenzen mehr bestehen³¹⁸ und auch meine Zeitzeugen für die zurückliegenden Jahrzehnte kaum noch Niederdeutschsprecher aus ihrem Umfeld benennen können, die nicht zugleich auch Hochdeutschsprecher sind bzw. waren (vgl. 5.2.2), herrscht offenbar sehr große Übereinstimmung, welche Merkmale den Niederdeutschsprechern zugesprochen werden können und welche eher nicht.

Ganze 83,8 % der Befragten meinen, dass Niederdeutschsprecher gemütlicher wirken als Hochdeutschsprecher (N = 68, bei nur 10,3 % dezidiertem Nichtzustimmung) und 78,5% halten sie für humorvoller (N = 65, 10,8 % Nichtzustimmung). Dagegen vertreten nur 10,6 % der Zeitzeugen die Ansicht, dass Niederdeutschsprecher gebildeter wirken als Hochdeutschsprecher (N = 66, 75,8 % Nichtzustimmung) und keiner der Befragten hält sie für intelligenter (N = 64, 82,8 % Nichtzustimmung). Es gibt in der Wahrnehmung meiner Probanden also offensichtlich das Konzept eines ‚typischen Niederdeutschsprechers‘, der sich durch eine Reihe persönlicher und sozialer Charakteristika markant von Hochdeutschsprechern abhebt.

In der prozentualen Verteilung der Attribuierungen der Niederdeutschsprecher zeichnen sich dabei sehr deutlich zwei Bewertungsdimensionen ab, die schon die klassische Soziolinguistik und frühe Wahrnehmungslinguistik als „two important dimensions of social interaction affecting language use“ (Ryan 1979: 150) herausgearbeitet hatte: die Dimension

318 Föllner (2004: 134) verweist einerseits auf die „generellen Urbanisierungs- und Nivellierungsprozesse“ die den sozialen Unterschied zwischen Stadt und Land und zwischen verschiedenen Berufsgruppen weitgehend aufgehoben haben und andererseits auf die Tatsache, dass sich häufig gerade akademisch gebildete Personenkreise aktiv für das Niederdeutsche engagieren, so „dass gegenwärtig kaum Ursachen für eine Stigmatisierung des Niederdeutschen der sozialen Stellung ihrer Sprecher wegen existieren“.

des „sozialen Status“ bzw. des „Prestiges“ einerseits und die Dimension der „Gruppenolidarität“ bzw. der „Wärme“ andererseits.³¹⁹ Weniger als 25 % bis gar keine Zustimmung erhalten Merkmale, die den Niederdeutschsprechern einen höheren sozialen Status (*gebildeter*), eine stärkere Ausprägung des normgerechten Sozialverhaltens (*höflicher*) oder aufstiegsrelevanter Eigenschaften (*intelligenter, gebildeter*) zubilligen würden. Zudem wird den Menschen, die Niederdeutsch sprechen, mit hohen Zustimmungswerten größere *Langsamkeit* attestiert (68,8 %, N = 64), die vor dem Hintergrund gegenwärtiger gesellschaftlicher und ökonomischer Verhältnisse eindeutig für eine negative Bewertung in der Dimension des sozialen Status steht. Die „Langsamkeit“, die der niederdeutschen Sprache und dem niederdeutschen Sprecher im Laufe einer wechselvollen Diskursgeschichte immer wieder zugeschrieben wurde, entwickelte sich im Kontext der Modernisierung der Nachkriegszeit zu einem „Merkmal der Schwerfälligkeit“ und trägt seither „den Stempel des Minderwertigen“.³²⁰

Die Sprecherinnen und Sprecher des Niederdeutschen werden in der laienlinguistischen Wahrnehmung also auch heute noch mit einem

319 Vgl. Preston (2005: 1691), Plewnia / Rothe (2011: 244) stellen der „Status“-Kategorie in laienlinguistischen Zuschreibungen entsprechend eine „Wärme“-Kategorie gegenüber.

320 Kramer (1957: 44). Nach Schröder (1995: 139) wird von den typischerweise auf dialektale Sprachformen bezogenen „Klischees der Langsamkeit und des Rückständigen“ „oft genug auch auf die Unfähigkeit der Sprecher überhaupt geschlossen, sich in der wirklichen Welt zu orientieren und speziell deren modernen Aspekte zu meistern.“ Es ist hier nicht der Raum, die gerade für ‚den‘ Mecklenburger und das Mecklenburgische weit zurückreichende Diskursgeschichte des ‚Langsamkeits-Topos‘ nachzuzeichnen. Es sei hier nur an einem positiv wertendem Zitat aus dem 19. Jahrhundert schlaglichtartig verdeutlicht, dass bei fortdauernd tradiertem Bewertungskriterium (*Langsamkeit*) sich die Bewertungstendenz von positiver zu negativer Evaluation wandeln konnte: „Der *Mecklenburger* ist ein gesunder, kräftiger, ausdauernder Mensch, treuherzig und gutmütig, schlicht und derb, langsam in Entwicklung und Reife seiner Anlagen, aber um so sicherer und nachhaltiger [...].“ (Duller 1847: 174). „Langsamkeit“ wird von Dahl (1974: 374) dagegen als sprachinhärentes Charakteristikum des älteren niederdeutschen „Redetempos“ aufgefasst, das sich aber als „Folge des zunehmenden Tempos in vielen Verhaltensweisen“ (Industrialisierung, Mobilität) in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschleunigen werde.

vergleichsweise geringen sozialen Status in Verbindung gebracht. Sie zählen trotz der fortgeschrittenen Überlagerung der Sprecherkreise in der Sprachwirklichkeit der Gegenwart nach dem laienlinguistischen „Schichttopos“ weiterhin eher nicht „zur gehobenen Bildungsschicht“, im konzeptionellen Kontrast zu dieser Sprecherwahrnehmung gelten Hochdeutschsprecher tendenziell „als etwas Besseres“.³²¹ Aus den Antworten meiner Zeitzeugen kann im Umkehrschluss zum Beispiel gefolgert werden, dass sie Hochdeutschsprecher typischerweise für mindestens genauso gebildet oder eben für deutlich gebildeter halten als Niederdeutschsprecher und Hochdeutschsprecher auf sie mindestens genauso intelligent, wenn nicht intelligenter wirken als Menschen, die Niederdeutsch sprechen.

Während den Niederdeutschsprechern von meinen Probanden nur vergleichsweise selten positive Merkmale des sozialen Status zugeschrieben werden, fällt die Bewertung dieser Menschen unter dem Gesichtspunkt der Gruppensolidarität mit großer Übereinstimmung viel günstiger aus als die der Hochdeutschsprecher. Positive Eigenschaften wie *Gemütlichkeit*, *Humor* und *Freundlichkeit* werden jeweils mit großer Mehrheit eher den Sprechern des Niederdeutschen zugeordnet als Hochdeutschsprechern (vgl. Abb. 3.4.1-1). Weniger deutlich polarisierend ist die Verteilung der Attribuierung im Falle der *Verlässlichkeit*: Mit 53,1 % weist nur eine knappe Mehrheit der Gewährspersonen eher den Niederdeutschsprechern *Verlässlichkeit* zu, während hier immerhin 37,5 % der Befragten dezidiert

321 Vgl. die Zeitzeugenaussagen zur sozialen Trägerschicht des Hochdeutschen und zur hochdeutschen Pragmatik der Distinktion in Abschnitt 5.3.3. Der „Schichttopos“ (Arendt 2010: 210, vgl. 192–193) ist einer der weit verbreiteten Topoi des laienlinguistischen Niederdeutschdiskurses, den Arendt auf der Basis von Interviews auf Usedom herausarbeitet. Föllner / Luther (2015: 259) argumentieren für ihr ostfälisches Untersuchungsgebiet, dass es angesichts der Auswirkungen der „generelle[n] Urbanisierungs- und Nivellierungsprozesse auf die Lebensbedingungen“ der Sprecher und angesichts des auffallend hohen Anteils akademisch gebildeter Menschen in der niederdeutschen Szene „gegenwärtig kaum Ursachen für eine Stigmatisierung des Niederdeutschen aufgrund der sozialen Stellung ihrer [sic] Sprecher existieren.“ Arendts und meine Befragungsergebnisse zeigen aber, dass sich stigmatisierende Sprachwahrnehmungen auch weitgehend unabhängig von Veränderungen in der Sprachwirklichkeit tradieren können.

nicht zustimmen, dass Menschen, die Niederdeutsch sprechen, verlässlicher wirken als Hochdeutschsprecher (N = 64).

Dass das Niederdeutsche von der norddeutschen Bevölkerung stereotypisch mit positiven Attributen wie *gemütlich*, *humorvoll*, *freundlich* assoziiert wird, ist in zahlreichen Untersuchungen zu Spracheinstellungen im norddeutschen Raum in den letzten Jahren immer wieder festgestellt worden.³²² Der sprachhistorische Hintergrund für die weite Verbreitung dieses „Stereotypenkomplex ‚Plattdeutsch schafft eine positive Atmosphäre‘“ (Jürgens / Schröder 2016: 258–373) ist die fortschreitende Verdrängung des Niederdeutschen aus den Domänen der öffentlichen Kommunikation und sein Rückzug in private, informelle Gesprächskonstellationen, in denen die Varietät schließlich nur noch als Nähesprache fungiert. Die positiven Assoziationen, die sich für die Sprachteilnehmer mit der vertrauten und entspannten Nähekommunikation in der Nonstandardvarietät verbinden, werden auf die Sprache und ihre Sprecher projiziert und haben sich heute offensichtlich zu festen Bewertungsschemata verfestigt. Das stereotype Wahrnehmungskonzept des *gemütlichen*, *humorvollen* und *freundlichen* Niederdeutschsprechers, auf den man sich tendenziell eher *verlassen* kann als auf Hochdeutschsprecher, entstammt dieser situativen Fokussierung des Niederdeutschen auf die Nähekommunikation und es kann damit auch zum positiven „Gruppenabzeichen“ seiner Sprechergemeinschaft werden:

Das Niederdeutsche erzeugt nach den Aussagen der Befragten ein Zusammengehörigkeitsgefühl, eine Verbindung oder eine größere Sympathie zwischen den Sprechern. In einer solchen Situation wird es zum grundlegenden gemeinsamen Merkmal und ist damit gruppenkonstitutiv. (Jürgens 2015: 351)

322 Erwähnt seien hier nur die repräsentative Umfrage des Instituts für niederdeutsche Sprache von 2007 (Möller 2008: 24–26) und die aktuellen Ergebnisse zur Bewertung des Niederdeutschen in Hamburg (Neumann / Schröder 2017). Die ermittelten Rangfolgen in der Nennung der Attribute *gemütlich*, *humorvoll*, *freundlich* weichen im Einzelnen leicht von meinen Befunden zur Sprecherbewertung ab, bestätigen aber grundsätzlich die sehr hohen Zustimmungswerte für diese stereotypischen Attribuierungen im Zusammenhang des Niederdeutschen.

Der Gebrauch des Niederdeutschen ist damit zu einem sehr positiv besetzten Identifikationsmerkmal der Gruppe seiner Sprecherinnen und Sprecher geworden.

Den sehr hohen Zustimmungswerten zu positiven Attributen in der Bewertungsdimension der Gruppensolidarität stehen die sehr geringen Zustimmungswerte zu positiven Attributen des sozialen Status gegenüber, die von meinen Zeitzeugen wohl eher den Sprecherinnen und Sprechern der hochdeutschen Standardvarietät zugesprochen werden. In meinen Befunden zur Wahrnehmung der Niederdeutschsprecher zeigen sich generelle Züge der laienlinguistischen Bewertung von Sprechern regionaler Nonstandardvarietäten, deren soziale Positionierung in der Regel im Kontrast zu der von Standardsprechern erfolgt.

Speakers of regional varieties (where that implies nonstandardness) find speakers of their own varieties warm, friendly, honest, sympathetic, and trustworthy, but often slow, unintelligent, and plodding; they regard speakers of the standard as cold, dishonest, and unsympathetic, but quick, intelligent and ambitious. (Preston 2005: 1687)

Niederdeutsch sprechende Menschen werden von der mecklenburgischen Bevölkerung also bis heute als typische Sprecher einer regionalen *low-prestige variety* wahrgenommen und mit den entsprechenden positiven und negativen Bewertungstereotypen bedacht.

Nachdem in einem ersten Schritt die Verteilung der zustimmenden Antworten auf die Fragebatterie zur Sprechereinstellung in der Gesamtstichprobe betrachtet worden ist, soll dieses Gesamtbild nun im Hinblick auf die beiden untersuchten Alterskohorten und die Herkunftsgruppen in der Bevölkerung differenziert werden.³²³ Das Säulendiagramm 3.4.1-2 gibt

323 Ähnlich wie in anderen Untersuchungen zu Spracheinstellungen gegenüber dem Niederdeutschen (z. B. Möller 2008: 56; Neumann / Schröder 2017: 246) zeichnen sich auch in meiner Befragung zur Bewertung der Niederdeutschsprecher zwischen den Antworten weiblicher und männlicher Probanden kaum bzw. keine regelhaften Unterschiede ab. In der Evaluationsdimension der Gruppensolidarität liegen die Zustimmungswerte zur positiven Wirkung von Niederdeutschsprechern mit maximal 3,2 Prozentpunkten Unterschied zwischen den Geschlechtergruppen sehr nahe beieinander (*gemütlicher, humorvoller, freundlicher*). Die größte Differenz besteht hier beim Attribut *verlässlicher*, dem 55,3 % der befragten Frauen (N = 38) und 50 % der Männer (N = 26)

einen Überblick über die relativen Häufigkeiten zustimmender Antworten in der Vorkriegsgeneration und in der Nachkriegsgeneration alteingesessener Familien (A 1, A 2) sowie in den entsprechenden Altersgruppen der Familien zugewanderter Vertriebener (V 1, V 2)

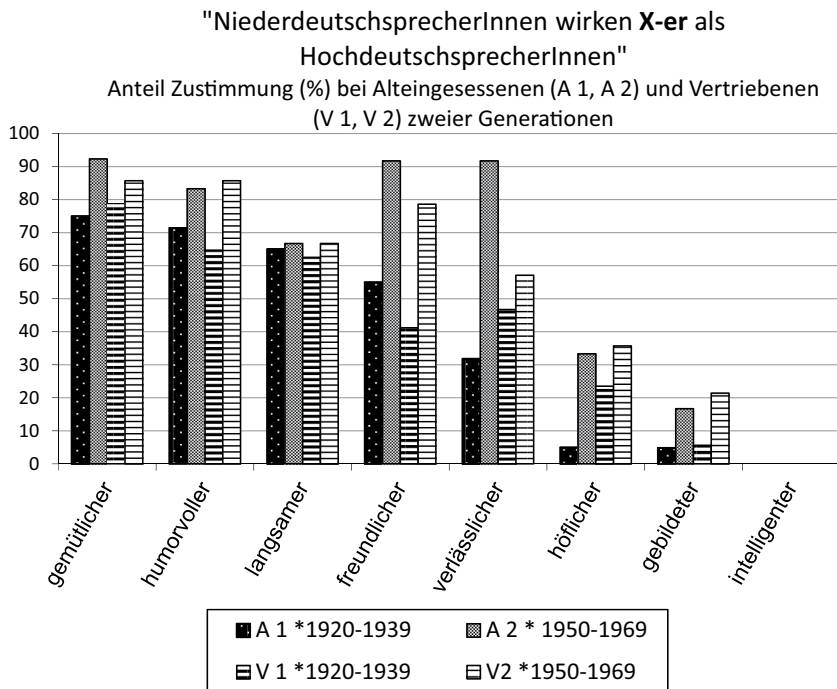


Abbildung 3.4.1-2: Bewertungen der NiederdeutschsprecherInnen durch Angehörige von Familien Alteingesessener und immigrierter Vertriebener aus der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration

Das Diagramm zeigt für fast alle der vorgegebenen positiven Bewertungsattribute, dass die Nachkriegsgeneration die Menschen, die Niederdeutsch

zustimmen. Den sozialen Status der Niederdeutschsprecher beurteilen mal die weiblichen Probanden positiver (*gebildeter*: 12,8 % der Frauen, 7,4 % der Männer), mal stimmen hier eher die befragten Männer einer positiven Bewertung zu (*höflicher*: 17,9 % der Frauen, 26,9 % der Männer).

sprechen, im Durchschnitt deutlich günstiger beurteilt als die Vorkriegsgeneration. Ausgenommen ist hier die Zuschreibung größerer *Langsamkeit* der Niederdeutschsprecher, bei der die Anteile zustimmender Antworten der Probanden intergenerationell nur sehr geringfügig zunehmen. Gänzlich unverändert bleiben die Angehörigen der alten wie der jüngeren Generation der Meinung, dass Niederdeutschsprecher nicht intelligenter wirken als Hochdeutschsprecher. Die Frage nach der größeren Intelligenz der Niederdeutschsprecher bekommt in allen untersuchten Segmenten der mecklenburgischen Bevölkerung keine zustimmenden Antworten.

Die bei allen übrigen Fragen der Fragebatterie von der Vorkriegsgeneration zur Nachkriegsgeneration oft stark steigenden Zustimmungsraten können als ein in *apparent time* gewonnenes Indiz für einen Sprachbewusstseinswandel in den zurückliegenden Jahrzehnten interpretiert werden. Da sich die Sprach- bzw. Sprecherwahrnehmung ebenso wie der Sprachgebrauch einer Person selbstverständlich im Laufe ihres Lebens bedeutend wandeln können,³²⁴ sind die Ergebnisse meiner gegenwärtigen Befragung keinesfalls als direktes Abbild jeweils früherer, ‚ursprünglicher‘ Einstellungen der verglichenen Altersgruppen aufzufassen. Die heute feststellbaren großen Differenzen in den Bewertungen der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration können aber als späte Nachwirkungen früherer Einstellungsdifferenzen angesehen werden und zeigen zumindest die Richtung des Sprachbewusstseinswandels an.³²⁵ Die zum Teil sehr starke Dynamik dieses Wandels ist umso bemerkenswerter, als er sowohl die Bewertungen in der Dimension der Gruppensolidarität als auch in der Dimension des sozialen Status der Niederdeutschsprecher erfasst.

Blicken wir zunächst auf die Entwicklungen in der Generationsfolge alteingesessener Familien meines Untersuchungsgebietes (A 1, A 2). In der

324 „Some attitudes are relatively enduring, in some cases formed in early childhood and carried through one’s lifetime. Other attitudes are formed but then are changed. [...] Understanding the determinants of attitudinal persistence remains an underdeveloped agenda in attitude research, but surely elementary observations of social life suggest that attitudes may vary from ephemeral to enduring.“ (Eagly / Chaiken 2005: 746).

325 Vgl. meine Diskussion der sprachhistorischen Interpretierbarkeit von *apparent-time*-Befunden in unterschiedlichen Alterskohorten der Sprechergemeinschaft in Teil 1 dieser Studie, Ehlers (2018: 94–95).

Bewertungsdimension der Gruppensolidarität (*gemütlicher, humorvoller, freundlicher, verlässlicher*) nimmt die Anzahl der positiven Zuschreibungen von der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen zur Nachkriegsgeneration um Faktoren zwischen 1,2 (*humorvoller*) bis 2,9 (*verlässlicher*) sehr deutlich zu. Mit dieser quantitativen Aufwertung ist aber offensichtlich auch eine qualitative Verschiebung im Bild des stereotypischen Niederdeutschsprechers verbunden. Nur wenig mehr als die Hälfte der vor 1940 geborenen Alteingesessenen meint, dass Niederdeutschsprecher *freundlicher* wirkten als Hochdeutschsprecher (55 %, N = 20) und nur eine Minderheit der ältesten Alteingesessenen hält Niederdeutschsprecher für *verlässlicher* (31,8 %, N = 22). Diese beiden Attribute gehören also allenfalls in eingeschränktem Maße zum stereotypen Bild des Niederdeutschsprechers, das in der Vorkriegsgeneration der Alteingesessenen verbreitet ist. In der Nachkriegsgeneration der Alteingesessenen werden dagegen dann alle vier vorgegebenen Bewertungsattribute der Niederdeutschsprecher in der Solidaritätsdimension mit sehr hohen Zustimmungswerten von über 83 % bis über 92 % (N = 12 bzw. 13) für angemessen gehalten.

Andere Einstellungsuntersuchungen im norddeutschen Raum haben ergeben, dass die Bewertung des Niederdeutschen als *humorvoll* oder *gemütlich* unter älteren Befragten verbreiteter ist als unter jüngeren Probanden und hier einen Zusammenhang mit der generell größeren Dialektkompetenz der älteren Befragten gesehen.³²⁶ Dieser Befund kann jedenfalls für den Vergleich der beiden ältesten Altersgruppen in meinem

326 Bei Spracheinstellungsuntersuchungen in Hamburg „fällt auf, dass Befragte mit einer höheren Kompetenz das Niederdeutsche positiver bewerten als Befragte mit einer niedrigeren oder fehlender Kompetenz. Mit zunehmendem Alter wird ebenfalls eine Tendenz zur positiveren Bewertung sichtbar. Ohne Frage spielt dabei eine Rolle, dass die älteren Befragten gleichzeitig eine höhere Sprachkompetenz aufweisen.“ (Neumann / Schröder 2017: 246), vgl. Jürgens (2015: 60) und schon Stellmacher (1987: 15). Für Mecklenburg stehen die Ergebnisse von Huesmann gegen die These vom Zusammenhang zwischen positiver Dialektbewertung und guter Dialektkompetenz (Huesmann 1998: 143). Auf Basis einer Fragebogenerhebung in Rostock stellt offenbar auch die Diplomarbeit von Zlatan Hrnčić von 2002 fest, „dass keine generelle Verbindung zwischen Sprachkompetenz und positiver Bewertung besteht“ (Föllner 2004: 133, die unveröffentlichte Diplomarbeit lag mir nicht vor).

mecklenburgischen Untersuchungsgebiet nicht bestätigt werden. Meinen Ergebnissen zufolge haben gerade die ältesten Zeitzeugen, die auch in meiner Stichprobe in der Regel über die höchste Dialektkompetenz verfügen und das Niederdeutsche zumindest in Kindheit und Jugend und zum Teil noch heute als wichtiges Kommunikationsmedium nutz(t)en, ein weniger positives Bild von den Niederdeutschsprechern als Alteingesessene der Nachkriegsgeneration. In der Wahrnehmung der vor 1940 geborenen Probanden – so könnte man diesen Befund interpretieren – hat sich der Wandel des Niederdeutschen von der Kommunikationssprache zur Identifikationssprache³²⁷ bis heute bei weitem noch nicht so konsequent durchgesetzt wie in der Nachkriegsgeneration, die das Niederdeutsche zwar häufig noch im Sprachumfeld ihrer Kindheit gelernt, aber später kaum kommunikativ verwendet hat. Das Bild, das die ältesten Probanden vom Niederdeutschsprecher haben, ist also noch deutlich weniger mit positiven Identifikationsassoziationen verbunden als das gewissermaßen sentimentale Sprecherkonzept der Nachkriegsgeneration.

Dem entspricht, dass die ältesten Zeitzeugen den typischen Niederdeutschsprecher im Vergleich mit Hochdeutschsprechern kaum je mit positiven Statusbewertungen verbinden. Nur 4,8 % bzw. 5 % (N = 21 bzw. 20) der befragten Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration hält Niederdeutschsprecher für gebildeter und höflicher als Hochdeutschsprecher. Da der typische Niederdeutschsprecher für sie auch nicht intelligenter ist als die Sprecher der Standardsprache, wird der soziale Status des Niederdeutschsprechers im Test von den ältesten Alteingesessenen im Vergleich mit dem Hochdeutschsprecher durchgängig als sehr gering veranschlagt.³²⁸ Gerade in der Dimension der positiven Statusbewertungen steigen die Zustimmungswerte von der Vorkriegsgeneration zur Nachkriegsgeneration der

327 Vgl. Jürgens (2015: 391), die im Anschluss an Hüllen (1992) für das Niederdeutsche in Hamburg einen Funktionswandel von einer Kommunikationssprache zu einer Identifikationssprache konstatiert.

328 In diesem Einstellungsprofil sind offensichtlich Nachwirkungen der Spracheinstellung der unmittelbaren Nachkriegszeit wirksam, die Niekerken (1950: 338) wie folgt charakterisiert: „Hochdeutsch gilt als die Sprache der Bildung und der Höflichkeit und damit auch der Öffentlichkeit, Platt dagegen als die der Unwissenheit und Ungeschliffenheit.“

Alteingesessenen dann sprunghaft um die Faktoren 3,5 (*gebildeter*) und sogar um den Faktor 6,7 (*höflicher*) an. Diese soziale Aufwertung der Niederdeutschsprecher in der Generationsfolge der Befragten deutet auf eine bemerkenswerte Tendenz der sozialen „Entstigmatisierung“ des Dialekts hin, die sich auch bei Untersuchungen in der Großstadt Hamburg gezeigt hatte.³²⁹ In meiner mecklenburgischen Befragung ist dieser bedeutende Wandel in der Sprach- und Sprecherwahrnehmung freilich erst in Anfängen zu beobachten, da von den Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration auch heute nur 33,3 % (N = 12) die Niederdeutschsprecher für höflicher halten als Hochdeutschsprecher und sie nur 16,7 % für gebildeter erachten. Hier müsste die Untersuchung auf jüngere Alterskohorten der Bevölkerung ausgedehnt werden, um absehen zu können, ob sich die Dynamik der sozialen Entstigmatisierung der Niederdeutschsprecher zu einem Entwicklungsverlauf über mehrere Generationsfolgen hinweg verstetigt.

Wie werden Menschen, die Niederdeutsch sprechen, nun von den immigrierten Vertriebenen und ihren Nachkommen angesehen? Im Großen und Ganzen kann man hier feststellen: Die positiven Eigenschaften, die die Niederdeutschsprecher nach Meinung der Alteingesessenen den Hochdeutschsprechern am ehesten voraushaben, werden den Niederdeutschsprechern im Einstellungstest auch von den Angehörigen der Vertriebenenfamilien am häufigsten zugeschrieben (vgl. 3.4.2). Ebenso erhalten positive Attribute, die nur von einer Minderzahl der Alteingesessenen mit Niederdeutschsprechern assoziiert werden, auch in den Vertriebenenfamilien die geringsten Zustimmungswerte. Abbildung 3.4.1-2 veranschaulicht, dass die Rangfolge der positiven Zuschreibungen für Sprecherinnen und Sprecher des Niederdeutschen in beiden Bevölkerungsgruppen über die Bewertungsdimensionen der Gruppensolidarität und des Sozialstatus hinweg sehr stark übereinstimmen. Das laienlinguistische Bild des typischen Niederdeutschsprechers ist also unter Alteingesessenen und unter den Zuwanderern heute sehr ähnlich.

Auch der Sprachbewusstseinswandel, der sich in der zunehmend positiven Bewertung der Niederdeutschsprecher in der Generationsfolge der Alteingesessenen abzeichnet, nimmt in den Vertriebenenfamilien offenbar

329 Vgl. Bieberstedt (2016: 299) und Jürgens (2016: 339).

einen ganz ähnlichen Verlauf. Auch hier werden die Niederdeutschsprecher im Vergleich mit Hochdeutschsprechern von jüngeren Gewährspersonen durchgängig positiver eingeschätzt als von deren Elterngeneration. Die Häufigkeit der Zuweisung positiver Bewertungen für diese Sprecherinnen und Sprecher nimmt in der untersuchten Generationsfolge der Vertriebenenfamilien um Faktoren zwischen 1,1 (*gemütlicher*) bis zu 3,8 (*gebildeter*) zum Teil sehr deutlich zu. Die beiden großen Herkunftsgruppen der mecklenburgischen Bevölkerung unterscheiden sich also in ihrer Einstellung gegenüber Niederdeutschsprechern heute kaum.

Dies ist ein bemerkenswerter Befund, wenn man bedenkt, dass es in den ersten Nachkriegsjahren oder gar -jahrzehnten zwischen den damals oft noch niederdeutsch kommunizierenden Alteingesessenen und den Immigranten aus dem Südosten vielfältige Konflikte und strikte soziale Abgrenzungen gab (vgl. 2.3). Die Einstellung der Zuwanderer gegenüber der dominanten Gruppe der häufig ostentativ niederdeutsch sprechenden Alteingesessenen dürfte angesichts der Erfahrungen gesellschaftlicher Spannungen seinerzeit oft sehr viel negativer gewesen sein. Heute hält eine große Mehrheit der 1945/1946 zugewanderten Vertriebenen die Niederdeutschsprecher für *gemütlicher* und *humorvoller* als Hochdeutschsprecher (78,9 % bzw. 64,7 %; N = 19 bzw. 17). Und unter den Nachkommen der Vertriebenen finden dann zusätzlich die Attribute *freundlicher* und *verlässlicher* mehrheitliche Zustimmung, wenn es darum geht, Niederdeutschsprecher gegenüber Hochdeutschsprechern zu bewerten (78,6 bzw. 57,1 %; N = 14). Hinsichtlich des sozialen Status der Menschen, die Niederdeutsch sprechen, fallen die Bewertungen der Vertriebenen und ihrer Nachkommen zum Teil sogar positiver aus als die der Alteingesessenen (bei *höflicher*, *gebildeter*, vgl. Abb. 3.4.1-2).

In der Gegenwart haben Niederdeutschsprecherinnen und -sprecher für die Angehörigen der Vertriebenenfamilien demnach ein ähnlich hohes Identifikationspotential im regionalen Kontext wie für die Alteingesessenen. Die Niederdeutschsprecher erscheinen ihnen offensichtlich mehrheitlich als eine attraktive soziale Bezugsgruppe, zu der man sich vor allem in einem solidarischen *Ingroupp*-Verhältnis sieht, deren sozialer Status aber ebenfalls zunehmend Anerkennung findet. Die positiven affektiven Einstellungen gegenüber den Niederdeutschsprechern gehen bei vielen Angehörigen der Vertriebenenfamilien offensichtlich auch mit konativen

Handlungsmotiven einher. Sie haben vielfach selbst den Dialekt ihrer mecklenburgischen Zufluchtsorte gelernt und können so ihre Zugehörigkeit zur Gruppe der Niederdeutschsprecher markieren (vgl. 3.3.5).

Abschließend soll noch der Frage nachgegangen werden, ob sich in der laienlinguistischen Wahrnehmung der Niederdeutschsprecher die Stadt-Land-Differenzen meines Untersuchungsgebietes geltend machen. Beeinflusst der Urbanitätsgrad des Lebensumfeldes meiner Probanden und die unterschiedliche Rolle, die der Gebrauch des Niederdeutschen in ihren unterschiedlich urbanisierten Kommunikationsräumen spielt, die stereotypische Konzeptualisierung der Niederdeutschsprecher? Die standardisierte Befragung eines Großteils meiner Gesamtstichprobe zur Sprecherwahrnehmung ermöglicht es, die Antworten von Bewohnern der Großstadt Rostock, der Kleinstadt Schwaan und der untersuchten dörflichen Gemeinden quantitativ gegenüber zu stellen. Um den Vergleich der Antworten auf die Fragebatterie aussagekräftig zu machen, werden nur die Sprecherbewertungen solcher Probanden in die Untersuchung einbezogen, die seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ohne längere Unterbrechung im dörflichen, im kleinstädtischen oder im großstädtischen Umfeld gelebt haben. Es werden sowohl die Antworten von Zeitzeugen aus alteingesessenen Familien als auch aus Vertriebenenfamilien berücksichtigt und dabei jeweils beide Alterskohorten eingeschlossen, um die Vergleichsgruppen möglichst zahlenstark zu halten.

Abbildung 3.4.1-3 zeigt, dass sich in der Verteilung der zustimmenden Antworten auf die Fragen der Fragebatterie unter Großstädtern, Kleinstädtern und Dorfbewohnern ein klares Profil abzeichnet. Die positiven Bewertungskategorien der Solidaritätsdimension (*gemütlicher*, *humorvoller*, *freundlicher*, *verlässlicher*) werden von den Kleinstädtern durchgängig am häufigsten gewählt, um Niederdeutschsprecher gegenüber Hochdeutschsprechern zu charakterisieren. Mehr als 90 % und teilweise sogar mehr als 95 % der befragten Kleinstädter stimmt zu, dass Menschen, die Niederdeutsch sprechen, *gemütlicher*, *humorvoller* und *freundlicher* wirken als Hochdeutschsprecher (N = 21 bzw. 22). Und immerhin 71,4 % der Probanden aus der Kleinstadt halten sie für *verlässlicher* (N = 21). All diese Zustimmungswerte liegen deutlich über denen der Großstädter und Dorfbewohner. Hier bestätigen meine Befunde die ähnlichen Ergebnisse von Huesmann (1998: 142), denen zufolge positive Attitüden gegenüber

dem Niederdeutschen in der zentralmecklenburgischen Kleinstadt Sternberg verbreiteter sind als in der Großstadt Rostock.

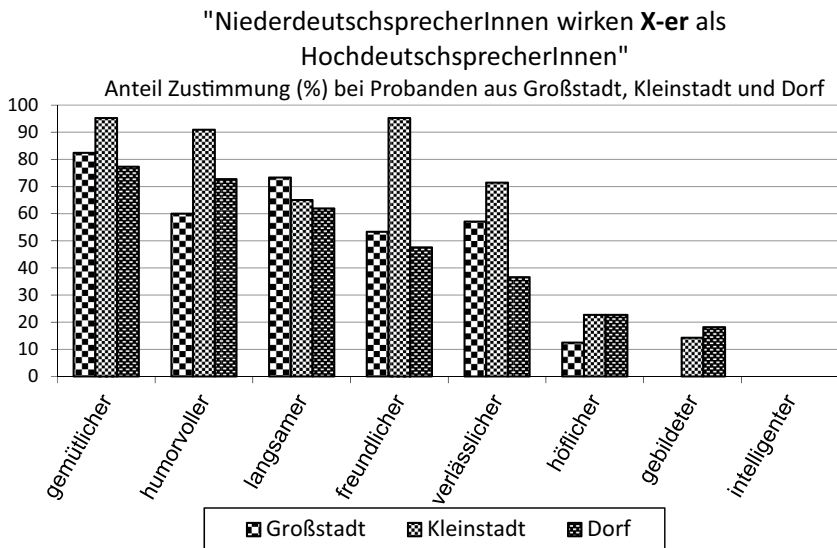


Abbildung 3.4.1-3: Bewertungen der NiederdeutschsprecherInnen durch Großstädter, Kleinstädter und Dorfbewohner zweier Generationen aus Familien Alt-eingesessener und immigrierter Vertriebener

Positive Eigenschaften des sozialen Status werden den Niederdeutschsprechern dagegen am seltensten von Probanden zugesprochen, die seit dem Zweiten Weltkrieg dauerhaft in der Großstadt Rostock leben. Nur 12,5 % der Großstädter halten Niederdeutschsprecher für höflicher ($N = 16$) und niemand von ihnen hält sie für gebildeter als Hochdeutschsprecher. Dagegen sehen 73,3 % ($N = 15$) der Großstädter Menschen, die Niederdeutsch sprechen, für langsamer an und wählen diese negative Statusbewertung damit häufiger als Kleinstädter oder Dorfbewohner. Der soziale Status von Niederdeutschsprechern wird im Vergleich zu Hochdeutschsprechern in der Großstadt also am schlechtesten bewertet.

Bemerkenswert sind die vergleichsweise niedrigen Zustimmungswerte, die positive Bewertungen der Niederdeutschsprecher unter dem Solidaritätsaspekt unter Dorfbewohnern erreichen. Bei ihnen finden die positiven

Attribuierungen in der Dimension der Solidarität in drei Fällen (*gemütlicher, freundlicher, verlässlicher*) sogar noch weniger Zustimmung als unter Großstädtern. In den dörflichen Lebenskontexten scheint das landläufige Bild des Niederdeutschsprechers noch am wenigsten vom Übergang der Varietät von einer Kommunikationssprache zu einer Identifikations-sprache geprägt zu sein.

Die auffallende Verteilung der Antworten zur Wirkung der Niederdeutschsprecher auf die Bewohner der verschiedenen Siedlungstypen zeigt sich auch dann, wenn die Stichprobe allein auf die Alteingesessenen und ihre Nachkommen begrenzt wird. Auch von den Alteingesessenen werden Niederdeutschsprecher in der Kleinstadt – zum Teil mit sehr großem Abstand – am häufigsten positiver bewertet als Hochdeutschsprecher. Von den alteingesessenen Kleinstädtern stimmen sogar 100 % dafür, dass Niederdeutschsprecher *gemütlicher, humorvoller* und *freundlicher* wirken als die Sprecher der Standardsprache (N = 10). Und immerhin 20 % von ihnen hält Niederdeutschsprecher für *gebildeter*, während hier keiner der Großstädter und Dorfbewohner zustimmt (N = 10 bzw. 11). Wie in der Gesamtstichprobe, die Vertriebene und Alteingesessene umfasst, fallen unter den alteingesessenen Dorfbewohnern die Zustimmungswerte zu positiven Attributen der Solidaritätsebene oft am geringsten aus. Sogar weniger als die Hälfte der befragten Alteingesessenen vom Dorf meint, dass Niederdeutschsprecher *freundlicher* (44,4 %, N = 9) oder *verlässlicher* (30 %, N = 10) wirken als Hochdeutschsprecher. Die Bewertung der Niederdeutschsprecher unter dem Solidaritätsaspekt fällt unter alteingesessenen Dorfbewohnern weit skeptischer und uneinheitlicher aus als unter alteingesessenen Kleinstädtern.

Menschen, die Niederdeutsch sprechen, haben das beste Ansehen also in der Kleinstadt, und zwar sowohl in der alteingesessenen als auch in der 1945/1946 zugewanderten Bevölkerung. Niederdeutschsprecher werden aber auch in der Großstadt und auf dem Dorf mit großer Mehrheit für *gemütlicher* und *humorvoller* als Hochdeutschsprecher erachtet. Derartige positive Bewertungen der Niederdeutschsprecher erfahren dabei in der Generationsfolge meiner Probanden eine durchgängig ansteigende und zum Teil sogar sprunghaft wachsende Zustimmung (vgl. Abb. 3.4.1-2). Der Niederdeutschsprecher gilt in meinem Untersuchungsgebiet heute überwiegend als eine soziale Identifikationsfigur, welcher – mit großer

Übereinstimmung auch zwischen Alteingesessenen und Angehörigen von Vertriebenenfamilien – die positiven Solidaritäts- oder „Wärme“-Attribute typischer *low-prestige-variety*-Sprecher zugewiesen werden. Er wird damit vor allem von der Nachkriegsgeneration zu einem idealen Gegenüber in vertrauten und informellen Gesprächssituationen stilisiert, im Kontrast zum Hochdeutschsprecher wird er zum Vorzugspartner für die solidarische Kommunikation konzeptualisiert. Bemerkenswerterweise erstreckt sich der beobachtete Sprachbewusstseinswandel zunehmend positiver Bewertungen offenbar auch auf die sozialen Status der Menschen, die Niederdeutsch sprechen. Auch das Sozialprestige der Niederdeutschsprecherinnen und -sprecher wird gegenüber Hochdeutschsprechern intergenerationell stark aufgewertet. Hier scheint sich im Vergleich der beiden ältesten Generationen der gegenwärtigen Bevölkerung der Prozess einer sozialen Entstigmatisierung anzubahnen.

Es ist allerdings fraglich, ob und wie weit sich die in meiner Stichprobe abzeichnende Tendenz einer intergenerationellen Aufwertung der Sprecherinnen und Sprecher des Niederdeutschen stetig auch in jüngeren Generationen fortsetzt. Insbesondere für die jüngsten Alterskohorten der mecklenburgischen Bevölkerung ist ein erneuter Einstellungswandel anzunehmen. So ergab eine aktuelle Fragebogenerhebung unter 279 Schülerinnen und Schülern zwischen 15 und 17 Jahren auf den Inseln Hiddensee und Rügen, dass die überkommenen Niederdeutschstereotype bei der Bewertung des Dialekts und seiner Sprecher kaum noch eine Rolle spielen: „Das Stereotyp der freundlichen, gemütlichen, humorvollen Niederdeutschsprechenden lässt sich bei den Jugendlichen der beiden Inseln nicht wiederfinden.“ (Förster 2021: 66). Für die jüngeren Menschen, die in ihrem Umfeld kaum noch in Berührung mit dem Niederdeutschen kommen und es in der Regel auch nicht beherrschen, verblasst offensichtlich auch das verdeckte Prestige der Varietät und ihrer Sprecherinnen und Sprecher.

3.4.2 „*Ich mag das total gerne*“ – positive Charakterisierungen und Bewertungen des Niederdeutschen in den Interviewgesprächen von Alteingesessenen und Angehörigen von Vertriebenenfamilien

Viele meiner Zeitzeugen hoben ihre positiven Gefühle für das Niederdeutsche hervor, wenn im Interview die Rede auf den Dialekt kam. Häufig beschrieben sie ihre emotionale Beziehung zu dem Dialekt nicht erst, wenn ich sie nach ihren Einstellungen zum Niederdeutschen fragte, sondern sie kamen von sich aus auf ihre Sympathie für die Varietät zu sprechen. Ich gebe einige Beispiele:

Also ich liebte diese Sprache und ich liebe sie heute noch. (Frau 12, 1935 A, SP 1: 224)

Und also ich ich mag die Sprache. (Frau 2, 1930 V, SP: 562)

Ich mag das [das Plattdeutsche] total gerne. (Frau 54, 1968 AA, SP 2: 89)

Äußerungen dieser Art finden sich in den Interviews von 22 Gewährspersonen. Allgemeine Sympathiebekundungen für das Niederdeutsche äußern dabei sowohl Angehörige von alteingesessenen Familien als auch von Vertriebenenfamilien und zwar jeweils aus den beiden untersuchten Generationen. Das Niederdeutsche ist also quer durch den untersuchten mecklenburgischen Bevölkerungsausschnitt bei vielen Menschen sehr beliebt.

19 Personen – es sind zumeist andere als die eben genannten 22 – beziehen ihre positiven Emotionen speziell auf den Klang des Niederdeutschen. Sie mögen nicht (nur) „die Sprache an sich“ (Herr 90, 1961 AA, SP: 457), sondern das Bewertungsobjekt ist bei diesen Sympathiebekundungen in erster Linie der phonetische Eindruck niederdeutscher Rede. Viele lieben es, niederdeutschen Gesprächen zuzuhören. So sagt Frau 19 (1923 V, SP: 517): „Und wenn sich dann die Männer gerade die Männer so unterhalten mag ich zu gerne ne.“ Ähnlich empfindet es auch Frau 31 (1936 V, SP 1: 235): „Die beiden haben sich immer in Plattdeutsch unterhalten. Und ich hörte schrecklich gerne Plattdeutsch zu.“ Es sind mit einer Ausnahme ausschließlich Angehörige von Vertriebenenfamilien und einige ab 1950 geborene Nachkommen von Alteingesessenen, die positive Emotionen für den Klang der niederdeutschen Sprache empfinden. Ihnen bezeugnet

der Dialekt in viel stärkerem Maße als den älteren Alteingesessenen als ‚fremde Rede‘. Sie beziehen daher in ihre Sympathiebekundungen für das Niederdeutsche häufig die Distanz des Gehörseindrucks mit ein.

Ob als Bewertungsobjekt nun das Niederdeutsche als „Sprache an sich“ oder der Klang des Dialekts gewählt wird, es fällt auf, wie häufig die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen hervorheben, dass sie persönlich positive Gefühle für das Niederdeutsche empfinden. Hier entsprechen die Interviewaussagen meiner Probanden den Befunden früherer perceptionslinguistischer Untersuchungen zum Niederdeutschen aus Mecklenburg-Vorpommern: Seit den frühen 1980er Jahren ist „im Gebiet der mecklenburgischen Mundarten“ „eine positive Einstellung zur eigenen Mundart“ nachweislich sehr verbreitet gewesen.³³⁰ Bereits zum Ende der DDR konnte konstatiert werden: „The largest part of the Mecklenburgish population has a positive attitude to their own dialect.“ (Schönfeld 1990: 129). Positive Einstellungen zum Niederdeutschen können für die Gegenwart in ähnlicher Weise wie für mein Untersuchungsgebiet auch für andere Landesteile Mecklenburg-Vorpommerns nachgewiesen werden.³³¹

Aber auch die Eigenschaften, die meine Gewährspersonen dem Niederdeutschen zuschreiben, sind meistens Attribute, deren Relevanz für die Konzeptualisierung des Niederdeutschen bereits von früheren Untersuchungen in Mecklenburg-Vorpommern und anderen norddeutschen Regionen aufgezeigt worden ist. Es sind nahezu ausschließlich positive Qualitäten, die die Zeitzeugen dem Niederdeutschen zusprechen: Insgesamt 15 Personen aus allen Bevölkerungs- und Altersgruppen charakterisieren das Niederdeutsche, seinen Klang oder seine Verwendung spontan als „schön“: „Die ganze Sprache finde ich wunderschön.“ (Frau 12, 1935 A, SP 2: 178). Acht weitere Interviewpartner bejahen meine explizite Nachfrage, ob sie den Dialekt als schön empfinden.³³²

Insgesamt elf Personen bringen das Niederdeutsche mit „Heimat“ und „Heimatlichkeit“ in Verbindung. Für sie ist der Dialekt „ein Stück Heimat“ (Herr 16, 1935 A, SP 2: 102): „Das ist eine Sprache die die so so so...

330 Peine / Schönfeld (1981: 247), vgl. Abschnitt 5.2.

331 Arendt (2010: 209), Scharioth (2015: 308).

332 Einige andere Gewährspersonen beziehen das Attribut „schön“ auf die niederdeutsche Literatur.

na das ist eben eine Heimat ne. Ja da ist man ... da ist man zu Hause.“ (Frau 7, 1936 A, SP: 382). Bemerkenswerterweise konzeptualisieren nicht nur die alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger das Niederdeutsche als „Heimatsprache“ (Frau 75, 1966 AA, SP 2: 93). Auch vier aus dem Südosten zugewanderte Zeitzeugen bzw. Nachkommen von Vertriebenen heben im Interviewgespräch hervor, dass sie das Niederdeutsche als heimatlich empfinden. So sagt Herr 1 (1932 V, SP: 281): „Man fühlt sich da [beim Hören von Niederdeutsch in der Nachbarschaft] irgendwie weiß nicht heimischer vielleicht oder was wenn man ... man man weiß ja der gehört dazu ne.“ Ähnlich empfindet es die aus Schlesien zugewanderte Frau 3 (1924 Z, SP: 699, 703): „Also ich finde Platt gehört dazu wenn man hier wohnt [...] Es müsste direkt ein Unterrichtsfach geben. Denn das ist die Heimatsprache hier ne.“ Alle vier ehemals Ortsfremden, denen das Niederdeutsche „das Gefühl von Heimat“ (Frau 83, 1954 VA, SP: 698) vermittelt, haben selbst gute bis sehr gute aktive Niederdeutschkompetenz erworben. So wie für sie das Niederdeutsche in Mecklenburg „dazu gehört“, können auch sie sich dort ebenso wie die Alteingesessenen „heimisch“ fühlen. Das Konzept der „Heimatsprache“ zeigt das hohe Identifikationspotential des Niederdeutschen für die Bewohner der Region, auch für die sogenannten „Neubürger“ und ihre Nachkommen.

Auch in anderen Charakterisierungen des Niederdeutschen sind sich viele meiner Gewährspersonen einig: Das Niederdeutsche sei eine „sehr gemütliche Sprache“ (Frau 2, 1930 V, SO: 551) oder strahle „Gemütlichkeit“ aus, meinen neun Zeitzeugen im Interview. Als eine „gemütliche“ Sprache wird das Niederdeutsche wiederum sowohl in den Familien Alteingesessener wie Vertriebener konzeptualisiert. Vor allem die Angehörigen alteingesessener Familien bringen das Niederdeutsche außerdem mit Varianten einer Wärme- und Weichheitsmetaphorik in Verbindung. Elf Gewährspersonen schreiben dem Niederdeutschen ‚Weichheit‘ oder „was Kuscheliges“ (Frau 84, 1966 AA, SP: 275) zu. Dabei wird das ‚weiche‘ Niederdeutsch mehrfach in einen Wahrnehmungskontrast zum Hochdeutschen gesetzt. So sei das Niederdeutsche „nicht so hart wie wie wie das Hochdeutsche“, meint Herr 58 (1950 AA, SP 2: 223). Neun meiner Interviewpartner empfinden das Niederdeutsche als „eine warme eine warme Sache“ (Herr 9, 1939 A, SP: 428). Auch hinsichtlich seiner ‚Wärme‘ wird das Niederdeutsche mitunter gegen das Hochdeutsche abgesetzt: „Hochdüütsch is ja wūr

ik mal seggen tämlich kold und Plattdüütsch is tämlich warm.“ (Frau 85, 1954 AA, SP 1: 226)

In den Interviewgesprächen über das Niederdeutsche bringen meine Gesprächspartner also eine Reihe auffallend übereinstimmender Meinungen und Evaluationen zum Ausdruck. Dabei legen viele Zeitzeuginnen und Zeitzeugen von sich aus sichtlich Wert darauf, ihre positiven Gefühle für den mecklenburgischen Dialekt zu offenbaren. Dem Niederdeutschen werden mit bemerkenswerter Einmütigkeit Schönheit, Heimatlichkeit, Gemütlichkeit, Wärme usw. zugeschrieben. Diese Zuschreibungen werden von den einzelnen Zeitzeugen als ganz persönliche Überzeugungen geäußert. Da sie aber offensichtlich in der mecklenburgischen Bevölkerung in musterhaft wiederkehrender Weise weit verbreitet sind, können sie als Elemente einer stereotypen Konzeptualisierung des Niederdeutschen gelten, die durchweg mit sehr positiven Bewertungen verbunden sind. Neben stereotypen Attribuierungen wählen manche Interviewpartner selbstverständlich auch ganz individuelle Formulierungen, um den mecklenburgischen Dialekt zu charakterisieren. Frau 21 (1925 V, SP: 437) beispielsweise mag am Niederdeutschen besonders „dieses dieses Kernige dieses dieses Urwüchsige“. Oder Herr 74 (1959 VV, SP: 213) beschreibt es als „eine unaufgeregte Sprache.“

Es fällt auf, dass die Wahrnehmung und Evaluation des Niederdeutschen von den Interviewpartnerinnen und -partnern ganz überwiegend „auf der emotional-ästhetischen Ebene“ angesiedelt wird, die nach Beobachtungen Herrmann-Winters (1985: 305) schon in den 1980er Jahren die positiven Einstellungen zum Dialekt in Mecklenburg motivierte. Auf dieser Ebene emotional-ästhetischer Konzeptualisierung wird das Niederdeutsche von den Zeitzeugen immer wieder mit dem „Hochdeutschen“ kontrastiert, dem im Gegensatz negativ gewertete Eigenschaften zugewiesen werden (z. B. „hart, kalt“). (vgl. 5.4.1).

Der wahrgenommene Kontrast zwischen dem Niederdeutschen und dem Hochdeutschen spielt auch in einer ganzen Reihe von Zeitzeugenaussagen eine Rolle, die sich nicht auf die persönlichen Gefühle für den Dialekt und dessen stereotypen Eigenschaften, sondern die sich auf seine kommunikativ-pragmatische Funktion beziehen. Besonders große Einigkeit besteht unter meinen Gewährspersonen nämlich darüber, dass das Niederdeutsche ganz andere bzw. ‚bessere‘ Ausdrucksmöglichkeiten biete

als das Hochdeutsche. Insgesamt 33 Zeitzeugen äußern diese Ansicht. Sie thematisieren diese wahrgenommene Besonderheit des Niederdeutschen zum Teil von sich aus im Interviewgespräch, ein anderer Teil verweist auf die speziellen Ausdrucksmöglichkeiten des Dialekts, wenn ich am Ende des sprachbiographischen Interviews meine Gesprächspartner frage, was ihnen am Niederdeutschen besonders gefällt. Eine sehr verbreitete Annahme ist, es gebe im Niederdeutschen „etliche Ausdrücke die man nicht so eins zu eins übersetzen kann“ (Frau 51, 1954 AA, SP: 281): „Ja dass man vieles auch sagen kann in ein aus... ausdrücken kann was man auf Hochdeutsch gar nicht aus... ausdrücken kann.“ (Herr 30, 1930 Z, SP: 140).

Die Beispiele, die die Gewährspersonen für die spezifische Ausdruckskraft des Niederdeutschen anführen, beruhen aber in den seltensten Fällen auf sprachstrukturellen Differenzen,³³³ sondern sind überwiegend auf der pragmatischen Ebene angesiedelt. Frau 54 (1968 AA, SP 2: 91) führt beispielsweise aus:

Ich finde immer dass so krasse Sachen einfach verniedlicht werden ne. Also dass das ein bisschen glimpflicher abgeht ne. Wenn auch auch wenn man Kritik ausübt und man brich... bringt das auf Plattdüütsch rüber hört sich das immer ein bisschen lustiger an. Also man nimmt es leichter als wenn man das jetzt auf Hochdeutsch so vorgeballert kriegt. Ich sage jetzt mal so.

Variantenreich betonen die Zeitzeugen, dass imagebedrohende Sprechakte wie Kritiküben und Zurechtweisungen auf Niederdeutsch „harmloser“ (Frau 2, 1930 V, SP: 567) wirkten, als wenn sie in der Standardvarietät geäußert würden. Dabei ist die Annahme, „schimpfen tut nicht so weh“³³⁴ auf Niederdeutsch, sowohl bei Alteingesessenen als auch unter Angehörigen von Vertriebenenfamilien gleichermaßen weit verbreitet.³³⁵

333 Nur Frau 7 (1936 A, SP: 383, 389) verweist auf die vielfältigen Bedeutungsnuancen der mecklenburgischen „Verkleinerungssilben“ *-ing* und Frau 85 (1954 AA, SP 1: 226) nennt als Beispiel dafür, dass es im Niederdeutschen „mir Wür giff“, das Adjektiv *struf* (,rauh, struppig, uneben, widerborstig, widerspenstig‘, Herrmann-Winter 1999: 313): „Kiwis wenn di noch nich so ganz rip sind denn hei... denn hest krigst du ne struwe Tung. Dat vertell mal op Hochdüütsch.“

334 Zitat geäußert von der 1935 in Mecklenburg geborenen Ehefrau von Herrn 20 (Herr 20, 1932 A, SP: 308).

335 Dass das Niederdeutsche tatsächlich auch strategisch zur Abschwächung von Zurechtweisungen eingesetzt wird, habe ich in Abschnitt 3.3.3 gezeigt.

„Harmloser“, da sind sich viele Zeitzeugen einig, wirke auch die Verwendung von Schimpf- und Tabuwörtern im Niederdeutschen: „Man kann manchmal Sachen sagen die man im Hochdeutschen nicht sagen kann. [...] Wenn ich sage ‚du Moorsâp‘ das klingt doch gut. Wenn ich sage ‚du Affenarsch‘ na wie hört sich das denn an.“ (Frau 55, 1952 AA, SP 2: 111). Dass Schimpfwörter im Niederdeutschen „nicht so verletzend“ klingen, „dass man relativ derbe Sachen nett sagt“ (Herr 87, 1964 Z, SP: 478, 480), wird von Angehörigen beider untersuchter Bevölkerungsgruppen immer wieder als Vorzug des Niederdeutschen vor dem Hochdeutschen dargelegt: „Auf Platt kann man eben ‚Scheiße‘ sagen. Es hört sich aber noch gut an ne. ‚Schönen Schit‘.“ (Frau 73, 1962 AA, SP: 241). Bei der Durchsicht der Interviews fällt auf, dass diese Thematik vor allem im Bereich der Tabuwörter immer wieder an denselben Beispielausdrücken veranschaulicht wird. Genannt werden *Schit* und *Noors* mit den entsprechenden Komposita, Ableitungen und Phrasen, z. B. „Schitbüdel“, „Schiting“, „anschäten“ usw. und „Moorsâp“, „olle Noors“, „leck mi am Moors“ usw. Mit jeweils acht Belegen führen die Interviewpartner hier ausschließlich diese beiden Tabuwörter aus dem Fäkalbereich als Beispiele an.

Die gesamte Argumentation für die besonderen Ausdrucksmöglichkeiten des Niederdeutschen erweist sich bis in die immer wiederkehrenden gleichen Fallbeispiele hinein als eine hochgradig stereotype Konzeptualisierung des Dialekts. Dabei motiviert die stereotype Annahme einer Abmilderung imagebedrohender Sprechakte und der „Schimpf- und Scheißwörter“ auch die Zuschreibung der positiven stereotypen Eigenschaften der „Gemütlichkeit“, „Weichheit“ oder „Wärme“ des Niederdeutschen:

‚Min lütt Schiding‘. Ja wenn ich das auf Hochdeutsch sagen würde würde ich eine Backs kriegen. ‚Mein kleiner Scheißer‘. ‚Min Schiding‘ ist doch ein ... ist eine Liebkosung ist wie ein Kosewort ne. ‚Ach du min lütten soiten Schiding‘. Das kann ich doch in Hochdeutsch gar nicht aussagen. Nee also diese Wärme die vom Plattdeutsche ausgeht. Manchmal warm und weich und manchmal ein bisschen derb. (Herr 16, 1935 A, SP 2: 100)

Da die musterhaften Zuschreibungen emotional-ästhetischer Eigenschaften („heimatlich, schön, weich, gemütlich“ usw.) und die weit verbreitete Annahme, das Niederdeutsche könne imagebedrohende Äußerungen und Tabuwörtern abmildern, unmittelbar zusammenhängen, können sie mit

Jürgens / Schröder (2016: 358) als Elemente eines umfassenden Stereotypenkomplex aufgefasst werden:

Der Stereotypenkomplex ‚Plattdeutsch schafft eine positive Atmosphäre‘ äußert sich in den Unterformen ‚Plattdeutsch ist gemütlich / angenehm / sympathisch‘ / ‚Plattdeutsch stiftet Vertrautheit‘ und ‚Auf Plattdeutsch sind Tabuwörter erlaubt‘ / ‚Plattdeutsch wirkt nicht beleidigend / verletzend‘ / ‚Auf Plattdeutsch klingt alles freundlicher‘.³³⁶

Die Verbreitung und diskursive Wirksamkeit dieses Stereotypenkomplexes haben Jürgens und Schröder auf der Basis verschiedener Befragungen von Probanden in der Großstadt Hamburg herausgearbeitet. Meine Interviews belegen, dass dieser Komplex stereotyper Zuschreibungen in gleicher Weise den Laiendiskurs über das Niederdeutsche in Mecklenburg prägt. Charakterisierungen des Niederdeutschen wie „heimatlich“ und „gemütlich“ finden darüber hinaus auch bei repräsentativen Umfragen im ganzen norddeutschen Raum extrem hohe Zustimmung. 91 % der befragten Norddeutschen meinen, dass dem Niederdeutschen die Eigenschaft „heimatlich“ zukomme, 79 % bejahen, dass der Dialekt „gemütlich“ sei.³³⁷ Auch „dass man auf Niederdeutsch besser schimpfen und fluchen kann, ohne dass dieses verletzend und pöbelhaft wirken würde“ (Schröder 2013: 380) meinen nicht nur viele meiner mecklenburgischen Interviewpartner, sondern diese Ansicht findet auch unter Probanden in Hamburg und im ganzen norddeutschen Raum breite Zustimmung.³³⁸ Selbst die Auffassung, dass sogar

336 Nach Jürgens / Schröder (2016: 358.) ist auch das Stereotyp ‚Plattdeutsch ist humorvoll / lustig‘ diesem Stereotypenkomplex zuzurechnen. In Abschnitt 3.4.1 hatten wir gesehen, dass meine Probanden in der geschlossenen Befragung den Sprechern des Niederdeutschen in der Tat mit hoher Übereinstimmung „Humor“ zuschreiben. Im freien Interviewgespräch ist diese Zuschreibung bei meinen Zeitzeugen aber nicht derart prominent. Humor und Lustigkeit werden hier weniger der Sprache als solcher und einzelner ihrer Ausdrücke attestiert, als vielmehr auf niederdeutsche Witze und die entsprechende niederdeutsche Literatur bezogen.

337 Vgl. Möller (2008: 24). Auch von den 27 Probandinnen Scharioths (2015: 308) aus Kleinstädten in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern wird das Niederdeutsche „als ‚schön‘, ‚toll‘, ‚lustig‘ und ‚gemütlich‘ umschrieben.“

338 Vgl. Stellmacher (2001: 31), der auch die Redewendung zitiert: „Uns‘ Plattdütsch dat is so gemütlich, sülbst dat Schimpen klingt noch nüdlich.“

eine „offen skatologische Sprache [*Schiet, Noors*] im Niederdeutschen nicht gegen den guten Geschmack“ (Schröder 1995: 150) verstoße, wird nicht nur von meinen Gewährspersonen vertreten, sondern ist zu einem „Sprachmythos“ geworden, der in ganz Norddeutschland „nicht nur im populären, sondern auch in Teilen des wissenschaftlichen Diskurses“ (ebd.: 149) weit verbreitet ist.

Die stereotypen Bekundungen meiner Interviewpartner aus dem Raum Rostock, das Niederdeutsche zu „lieben“ und es als „gemütlich“, „warm“ oder „harmloser als Hochdeutsch“ zu empfinden, sind in der Gegenwart also keineswegs für Mecklenburg spezifische Spracheinstellungen. Sie sind offenbar weniger aus dem konkreten gesellschaftlichen Makrokontext der Region zu erklären als aus der kommunikativen Funktion einer Nonstandardvarietät unter dem Dach eines vollständig etablierten Standards. In ihren nahezu durchgängig positiven Einstellungen zum Niederdeutschen kommt bei meinen Interviewpartnern das *covert prestige* einer Nähesprache in ihrem kommunikativen Umfeld zum Ausdruck. Sie konzeptualisieren und bewerten das Niederdeutsche, wie oben bereits gesagt, „auf der emotional-ästhetischen Ebene“ (Herrmann-Winter 1984: 305), weil sie heute offenbar in erster Linie nächsprachliche, informell-private Sprachsituationen mit dem Dialekt verbinden. Der soziale Status des Dialekts wird von den Zeitzeugen dagegen im Interview nur selten angesprochen. Im vorangehenden Abschnitt 3.4.1 war dagegen deutlich geworden, dass die Bewertungen von Niederdeutschsprechern – vor allem unter Angehörigen der Vorkriegsgeneration – keineswegs durchgängig positiv ausfallen, wenn in einer Testsituation Evaluationskategorien vorgegeben werden, die sich auf den sozialen Status des Dialekts bzw. seiner Sprecher beziehen.

Hervorzuheben ist abschließend der bemerkenswerte Befund, dass die zugewanderten Vertriebenen und ihre Nachkommen das Niederdeutsche ebenfalls sehr positiv bewerten. Schon am Ende der 1970er Jahre hatte eine Befragung im südmecklenburgischen Rechlin ergeben, dass von den „aus dem nichtniederdeutschen Sprachraum Zugezogenen“ 60,8 % eine positive Einstellung gegenüber dem Niederdeutschen hatte, „daneben nahmen 26,6 % der Befragten dieser Gruppe der Mundart gegenüber eine gleichgültige Haltung ein.“³³⁹ Heute teilen die Angehörigen der

³³⁹ Chudnizki (1991: 234), die Fragebogenerhebung wurde schon am Ende der

Vertriebenenfamilien südostdeutscher Herkunft nicht nur nahezu ausnahmslos die grundsätzlich sehr positive Einstellung der meisten Alteingesessenen. Sondern sie greifen auch bei ihren Charakterisierungen des Niederdeutschen von sich aus auf genau dieselben stereotypen Zuschreibungen zurück, die in meinen Interviews auch von alteingesessenen Probanden genutzt werden, um den Dialekt zu beschreiben. Für die Gegenwart lässt sich festhalten, dass sich die Wahrnehmungen des Niederdeutschen in den beiden großen Herkunftsgruppen der mecklenburgischen Bevölkerung sehr weitgehend gleichen. Auch für die in der Untersuchungsregion ansässigen Vertriebenenfamilien hat das Niederdeutsche heute ein ausgeprägt positives *covert prestige*.

Es ist dabei keineswegs davon auszugehen, dass die Menschen, die nach dem Krieg als Fremde ins Land kamen und denen auch das Niederdeutsche zunächst völlig fremd war und ausgrenzend erschien (vgl. 2.3.1), von Anfang an derartige Spracheinstellungen gegenüber der mecklenburgischen Nonstandardvarietät einnahmen. Hier hat im Laufe der Nachkriegsjahrzehnte offensichtlich auch auf der Ebene der Sprachwahrnehmung eine Angleichung an die mecklenburgischen Varietätenverhältnisse stattgefunden. In der Tat schildern einige Zeitzeugen aus Vertriebenenfamilien, dass sie im Laufe ihres Lebens einen tiefgreifenden Sprachbewusstseinswandel vollzogen haben (vgl. 3.4.5). Aber auch die alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger berichten gelegentlich davon, dass ihre heutigen Spracheinstellungen zum Niederdeutschen keineswegs immer schon in der Bevölkerung anerkannt waren (vgl. 3.4.4). Die in der Gegenwart geäußerten Spracheinstellungen können also keinesfalls als zeitlos angesehen werden.

3.4.3 „Die Sprache mag ich nicht“ – negative Charakterisierungen und Bewertungen des Niederdeutschen in den Interviewgesprächen von Alteingesessenen und Angehörigen von Vertriebenenfamilien

Bei seinen soziolinguistischen Befragungen in der südmecklenburgischen Schiffswerft Rechlin kam Chudnizki (1991: 235) am Ende der 1970er Jahre zu dem Befund, dass „nur eine kleine Gruppe der Sprecher [...] eine negative Einstellung zur [niederdeutschen] Mundart (9 %)“ zeigte. Auch unter den „aus dem nichtniederdeutschen Sprachraum Zugezogenen“ gab es lediglich „einige negative Bewertungen (8,9 %)“: „Daneben nahmen 26,6 % der Befragten dieser Gruppe der Mundart gegenüber eine gleichgültige Haltung ein“ (ebd.: 236). Diese Befunde lassen die Frage aufkommen, ob auch Teile der heutigen mecklenburgischen Bevölkerung eine negative Einstellung gegenüber dem Niederdeutschen hegen. Werden neben den vielen positiven Bewertungen des Niederdeutschen von meinen Interviewpartnern nicht auch geringschätzende Urteile über den Dialekt geäußert?

Insgesamt 16 meiner Gesprächspartnerinnen und -partner habe ich gezielt gefragt, ob es etwas gebe, was ihnen am Niederdeutschen nicht gefällt oder was sie daran als hässlich empfinden. Zehn Personen verneinen diese Fragen und streichen dabei zum Teil ausdrücklich heraus, dass ihre Einstellung zum Niederdeutschen uneingeschränkt positiv sei: „Nein ich mag alles.“ (Frau 17, 1935 V, SP: 488). „Also nein nein was was Negatives ist damit [mit dem Niederdeutschen] überhaupt nicht verbunden. Nein.“ (Herr 88, 1966 AZ, SP: 312). Einige wenige Gewährspersonen immerhin führen auf diese Fragen oder im freien Gespräch einzelne Punkte an, die ihnen am Niederdeutschen nicht gefallen, oder sie bewerten den Dialekt sogar rundum negativ. Im Folgenden sollen die kritischen Einstellungsäußerungen gesondert betrachtet werden, die von Alteingesessenen und von Angehörigen der Vertriebenenfamilien im Interview vorgebracht wurden.

Beginnen wir mit den Einstellungsäußerungen der Alteingesessenen: Herr 9 (1939 A, SP: 428), der das Niederdeutsche im Übrigen als „heimatliche Sache“ und „warme Sache“ charakterisiert, führt einschränkend an:

Es gibt so ein Wort wie wie das Wort *Placken* und so das mag ich nicht. Ja also ‚dat hir hest n Placken uppe Bux‘. Das klingt so das klingt so furchtbar schmutzig. Also ... ja so derb manchmal. Manchmal ist es mir ein bisschen zu derb und ... aber man muss auch mal einen derben Ausdruck drin haben.

Es fällt dabei auf, dass Herr 9 seinen punktuellen Einwand gegen das Niederdeutsche hier semantisch mehrfach relativiert (*manchmal, bisschen, aber man muss auch mal...*).

Herr 16 und Herr 24 kommen im Gespräch von sich aus auf eine weitere Schwäche des Niederdeutschen zu sprechen. Herr 24 (1926 A, SP: 322) führt zunächst an, dass er es für „völlig unbegründet“ hält, dass das Niederdeutsche „früher ein bisschen unterbewertet wurde“. Dann aber gibt er zu bedenken: „Wobei natürlich in der neuen Zeit jetzt in der modernen Zeit viele viele uns überkommene neue Ausdrücke Redewendungen wie auch immer im Plattdeutschen gar nicht vorkommen.“ Diese neuen Begriffe der modernen Zeit könne „man im Plattdeutschen gar nicht ausdrücken.“ Herr 16 (1935 A, SP 2: 101) bringt ein paar konkrete Beispiele für dieselbe Problematik:

Natürlich ist das schwierig auch heute ... und manchmal wenn man jetzt ... neue Begriffe ne. Die lassen sich einfach nicht ins ins Plattdeutsche ... ich ich oftmal ... also ich sträube mich. Gut ‚Kiekschapp‘ kann ich noch sagen zum Fernsehen. Aber wenn ich nun sech ‚Ackerschnacker‘ da kann ... dor sech ik doch ‚Quasselstripp‘ oder ‚Quasselting‘ ne. Oder ich sech ainfach ‚Telefon‘ op Plattdüütsch ne. Da måkt wi waiten ... dann hochdeutsche Wo... Es gibt bestimmte Worte die hören sich im Plattdeutschen nicht an.

Einen anderen Mangel des Niederdeutschen bringt Herr 58 (1950 AA, SP 2: 227) zur Sprache. Auf die Frage, ob es etwas gebe, was ihm am Niederdeutsch nicht gefällt, verneint er zunächst „Nein Plattdeutsch nein ich finde es gut.“ Dann fällt ihm ein: „Ich finde ... dat wat ik nich so gaut finde is dat dat nich de glieke Schrift quasi gift.“ (ebd.) Zwischen der Schreibweise verschiedener niederdeutscher Autoren gebe es zum Teil erhebliche Differenzen, die die Lesbarkeit erschwerten.

Alle vier Alteingesessenen stellen ihre Vorbehalte gegenüber dem Niederdeutschen als nur punktuelle Einwände dar, die ihrer grundsätzlich sehr positiven Bewertung des Dialekts keinen Abbruch tun. Mit ihren Überlegungen, das Niederdeutsche sei „manchmal zu derb“, es biete keine adäquaten Ausdrucksmöglichkeiten zur Bezeichnung von modernen

Entwicklungen der Technik oder lasse eine Standardisierung der Orthographie vermissen, nehmen die vier alteingesessenen Gewährspersonen die Perspektive der hochdeutschen Standardsprachlichkeit ein.³⁴⁰ Gegenüber der Standardsprache weist das Niederdeutsche für sie demnach vereinzelte stilistische oder funktionale Defizite auf. Wie bei der Bewertung niederdeutscher Sprecher, die ich im Abschnitt 3.4.1 untersucht habe, fallen die Bewertungen unter Umständen konträr aus, je nachdem ob die Probanden sich bei ihren Einschätzungen an dem sozialen Prestige der Standardsprache oder dem *covert prestige* der Nonstandardvarietät orientieren.

Von den zugewanderten Vertriebenen äußert niemand eine Kritik am Niederdeutschen, die sich auf einzelne Charakteristika oder Detailfragen bezieht. Zwei Befragte weichen meinen Fragen nach einer Bewertung des mecklenburgischen Dialektes aus oder geben indifferente Antworten: Herr 13 (1935 V, SP 2: 208–211), der über sehr gute aktive Niederdeutschkompetenz verfügt, antwortet auf meine Frage, ob er etwas am Niederdeutschen besonders möge oder aber nicht möge, beide Male mit dem Verweis, dass der Dialekt zu seinem normalen Sprachalltag gehöre: „Das ist für mich was Alltägliches.“ Frau 28 (1936 V, SP: 461) schränkt schon ihre Antwort auf meine Frage, ob sie das Niederdeutsche möge, auffallend ein: „Ja ja. Das mag ich so nebenbei gerne das ist ja. Sicher.“ Auf meine Nachfrage, ob sie etwas am Niederdeutschen besonders schön finde, verneint sie vorsichtig und verweist wie Herr 13 lediglich auf die Alltäglichkeit des Dialektes: „Na schön nicht direkt. Das ist halt hier so üblich dass man ab und zu mal so spricht. Warum denn nicht.“ Eine dezidiert positive Bewertung wird von den beiden Gewährspersonen ebenso wenig gegeben wie von Herrn 25 (1927 V, SP 2: 167), der zwar mit einer gewissen Einschränkung meint, er „würde [...] schon sagen dass es eine schöne Sprache ist“, dann aber hinzufügt: „Aber wir haben da wie ich

340 Die repräsentative Umfrage des Instituts für niederdeutsche Sprache ergab 2007, dass immerhin 30 % der Befragten das Niederdeutsche als „nicht zeitgemäß“ charakterisierten und 27 % es als „grob“ kennzeichneten, wenn diese Attribute bei der Befragung vorgegeben wurden. Zugleich empfanden 91 % die Sprache als „heimatlich“ und 79 % als „gemütlich“ (Möller 2008: 24). Mit ihren ambivalenten Wertungen stehen die Herren 9, 16 und 24 also durchaus nicht allein da.

eben schon sagte mit der Sache eben nichts im Sinn.“ In seiner Familie spiele „der Dialekt überhaupt keine Rolle“ und er habe auch in seinem böhmischen Herkunftsgebiet nur Hochdeutsch gesprochen (Herr 25, 1927 V, SP 2: 155, 159).

Diese drei, nach dem Krieg zugewanderten Gewährspersonen zeigen in ihren Interviews „eine gleichgültige Haltung“ gegenüber dem Niederdeutschen, die Chudnizki (1991: 236) am Ende der 1970er Jahre noch bei mehr als einem Viertel der befragten Immigranten vorgefunden hat. Es mag freilich auch sein, dass die indifferenten Äußerungen dieser drei Probanden zum Teil der Interviewsituation geschuldet sind. Unter Umständen unterstellten sie mir als dem Interviewenden besonders positive Einstellungen gegenüber dem Niederdeutschen, denen sie sich mit ihren eigenen Werturteilen nicht ausdrücklich entgegenstellen mochten. Ob sie gegenüber einem Interviewenden beispielsweise aus dem Umfeld der Vertriebenen deutlich negativere Worte gefunden hätten, lässt sich abschließend nicht entscheiden.

Immerhin äußern sich einige wenige Angehörige von Vertriebenenfamilien auch dezidiert negativ über das Niederdeutsche. Ihre Bewertungen sind zugleich die einzigen in meinem Gesamtkorpus von 90 Interviews, die den mecklenburgischen Dialekt als Ganzen ablehnen. Vor allem Frau 37 (1933 V) gibt an, dass sie das Niederdeutsche bis heute nicht möge. Sie habe es nach ihrer Ankunft in Mecklenburg zwar schon bald „ein bisschen verstehen“ können, aber es habe sie „nicht interessiert“. In einen engeren Kontakt zu dem Dialekt sei sie dann in einem Nähkurs gekommen, deren Leiterin ausschließlich Niederdeutsch gesprochen habe: „Und die hat Mecklenburgerisch gesprochen immer. Aber für mich war das ... das Innere wollte nicht.“ (Frau 37, 1933 V, SP 2: 167). Frau 37 legt aber Wert darauf zu betonen, ihre Abneigung gegen das Niederdeutsche habe nichts mit den Alteingesessenen in ihrem Dorf zu tun:

Interviewer: Das Mecklenburgische mögen Sie nicht gerne?

Frau 37: Nein.

Interviewer: Was mögen Sie gar nicht daran?

Frau 37: Also die Leute mag ich alle sehr gerne weil wir...

Interviewer: Aber die Sprache?

Frau 37: Die Sprache mag ich nicht. Und und wenn ... im Radio ist ja jetzt immer abends so ... mein Schwiegersohn schaltet gleich weg. Er mag das auch nicht. Und ich mag es auch nicht. Ich bin ... wenn die da schon Mecklenburgisch anfangen.

Entweder geh ich raus oder ich mach aus. Ich will es nicht. Es will nicht. Kann man nicht gegen an. (Frau 37, 1933 V, SP 2: 326–331)

Hier steht eine sehr starke und bis heute fortdauernde emotionale Bindung an die slowakeideutsche Heimat, die in der karpatendeutschen Siedlungsinsel um Satow bis heute gepflegt werden kann, einer positiven Bewertung des Niederdeutschen entgegen.

Es ist bemerkenswert, dass weitere Fälle mehr oder weniger starker Ablehnung des Niederdeutschen ebenfalls in dem Kontext der „ethnischen Gemeinde“ der Karpatendeutschen um Satow zu verorten sind (vgl. 2.3.5). Die Brüder Herr 68 und 69 kommen im gemeinsamen Interviewgespräch zu der übereinstimmenden Feststellung, dass ihr karpatendeutscher Vater „nie ein Wort“ (Herr 69, 1964 VV, SP: 226) Niederdeutsch gesprochen habe, obwohl er als Handwerker in einem kleinen Dorf bei Satow arbeitete. Ihre aus der Mittelslowakei vertriebenen Eltern hätten das Niederdeutsche nie angenommen, „weil sie das gehasst haben“ (Herr 68, 1952 VV, SP: 185). Auf meine etwas überraschte Nachfrage erklären sie die starke Aversion gegen den mecklenburgischen Dialekt damit, dass ihre Eltern gegen ihren Willen in Mecklenburg angesiedelt worden seien:

Herr 69: Das ist auch schwierig. Du kommst in ein Land in das du eigentlich gar nicht willst. Dann sollst du auch noch von den Leuten die Sprache annehmen. Na ist ja grausam. Das ist ja das Letzte was ich machen würde.

Herr 68: Ja. Siehst du. (Herr 68, 1952 VV, SP: 185–190)

„Mecklenburger“ hätten ihre Eltern ebenso wie „Kommunisten und Stasi-Leute“ als potentielle „Feinde“ angesehen (Herr 69, 1964 VV, SP: 262). Die ablehnende Haltung gegenüber der ungeliebten Aufnahmegesellschaft wurde in dieser Familie in abgeschwächter Form von der Nachkommengeneration übernommen. So weist Herr 69 die Frage, ob jemand in seiner Familie Niederdeutsch gelernt habe, strikt zurück, „Platt? Platt gibt es hier nicht.“ (SP: 683). Und auf Herrn 68 wirken anders als auf die große Mehrheit von Nachkommen von Vertriebenen, Sprecher des Niederdeutschen weder „gemütlicher“ noch grundsätzlich „humorvoller“ oder „freundlicher“ als Hochdeutschsprecher: „Plattsacker waren noch nie freundlich“, sagt er.³⁴¹

341 Herr 68 (1952 VV, SP: 618). Vgl. die Befragungsergebnisse zur vergleichenden

Eine dezidiert negative Einstellung, die den mecklenburgischen Dialekt als Ganzes geringschätzt, wird in meinem Interviewkorpus nur von sehr wenigen Angehörigen aus Vertriebenenfamilien geäußert. In der Ablehnung des Niederdeutschen klingt bei ihnen bis heute ein Widerwillen gegen die erzwungen Ansiedlung in einer auch sprachlich fremden, neuen Lebenswelt nach.³⁴² Eine solche Antipathie gegen das Niederdeutsche ist in den Familien der zugewanderten Vertriebenen früher offenbar weiter verbreitet gewesen. Eine Reihe von Zeitzeugen berichtet mir, dass sich ihre persönliche Spracheinstellung im Laufe der Jahre zum Positiven gewendet habe (vgl. Abschnitt 3.4.5). Das soziale Umfeld in der kompakten Siedlungsinsel der Karpatendeutschen in und um Satow scheint die Beibehaltung negativer Einstellungen gegenüber dem Niederdeutschen bis heute begünstigt zu haben.

3.4.4 „*Es war mal eine Zeitlang verpönt*“ – Spracheinstellungswandel in der mecklenburgischen Gesellschaft gegenüber dem Niederdeutschen

Die Einstellungen zum Niederdeutschen, die meine Gesprächspartner in ihren Interviews heute darlegen, sind keinesfalls als überzeitliche Gegebenheiten zu verstehen. Vielmehr berichtet eine Reihe von Zeitzeugen, dass sich im Laufe ihrer Lebensspanne in Mecklenburg ein tiefgreifender Sprachbewusstseinswandel gegenüber dem Niederdeutschen vollzogen habe. Sie weisen dabei zum Teil auf gesamtgesellschaftliche Verschiebungen in der Bewertung des Dialekts hin, zum Teil erzählen sie aber auch, dass sie selbst ihre Einstellung zum Niederdeutschen in den zurückliegenden Jahrzehnten geändert hätten. Im folgenden Abschnitt soll zunächst die allgemeine Entwicklung der Spracheinstellungen gegenüber dem Niederdeutschen

Bewertung von Niederdeutsch- und Hochdeutschsprechern in Abschnitt 3.4.1.
342 Auch Ebkens (2019: 56) zeigt in ihrer Untersuchung zur sprachlichen Integration von Vertriebenen im Raum Odenburg, dass es unter den befragten Vertriebenen vereinzelt „auch negative Einstellungen zum Niederdeutscherwerb gegeben hat“: „In einem telefonischen Vorgespräch war die Reaktion der Vertriebenen etwa: ‚Ich habe noch nie etwas mit dem Plattdeutschen zu tun gehabt, ich will damit auch nix zu tun haben. Die Zeit können wir uns sparen.‘“ Vgl. ebd. auch S. 47, 48.

thematisiert werden, die sich nach Meinung der Gewährspersonen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts in der mecklenburgischen Gesellschaft durchgesetzt habe. Der Abschnitt 3.4.5 wird sich dann den Berichten über einen persönlichen Einstellungswandel gegenüber dem Niederdeutschen widmen, den zugewanderte Vertriebene im Laufe ihrer Sprachbiographie vollzogen haben.

Mehrere Zeitzeugen bringen ihre Beobachtungen, dass der Gebrauch des Niederdeutschen in Mecklenburg stark zurückgegangen ist, mit der sehr negativen Bewertung des Dialekts in Verbindung, die früher in der Öffentlichkeit weit verbreitet gewesen sei: „Es [das Niederdeutsche] war mal eine Zeitlang wie gesagt verpönt. Das ging ein bisschen runter.“ (Herr 16, 1935 A, SP 1: 105). Schon in den 1960er Jahren fühlte sich Herr 50 (1949 VV, BI: 39) mit seiner Niederdeutschkompetenz unter den Jugendlichen seiner Kleinstadt als Ausnahme, „da nicht so viele dann mehr Plattdeutsch gesprochen haben und weil das ja nicht ... dann schon nicht mehr ver... schon ein bisschen verpönt war war ich im Prinzip fast einer der wenigen die Plattdeutsch konnten noch.“ Das allgemein schlechte Ansehen des Niederdeutschen wird mehrfach als Grund angeführt, dass die innerfamiliäre Tradierung des Dialekts abgerissen sei. Frau 36 (1930 A, SP 2: 197) etwa meint: „In den siebziger Jahren war das mal so verpönt. [...] Und da haben doch auch viele Eltern nur Hochdeutsch mit ihren Kindern gesprochen.“

Vor allem die Befürchtung, ihre Kinder könnten wegen des schlecht angesehenen Niederdeutschen in der Schule Nachteile erfahren, habe viele Eltern dazu gebracht, mit ihren Nachkommen nur noch Hochdeutsch zu sprechen:

Ich denke das Plattdeutsche wurde in der DDR gar nicht gefördert. [...] Und es war auch ein bisschen ... das war auch ein bisschen verpönt. Also die d... meine E... oder die die Generation meiner Eltern ne. Die die dreißiger Jahrgänge die dann Kinder hatten die haben gesagt ‚Mensch bloß mit den Kindern nicht Plattdeutsch reden. Die kommen ja in der Schule überhaupt nicht klar‘. Das war deren Denken ne. (Herr 80, 1954 AA, SO 2: 92)

Die Schule wird von den Zeitzeugen als der soziale Ort bestimmt, an dem sich die negative Bewertung des Niederdeutschen besonders deutlich manifestierte und die als normsetzende Instanz den Sprachwechsel zum Hochdeutschen forcierte: „Das war ... hat kein Lehrer Platt gesprochen. Das

das ja das war wohl verpönt sogar möchte ich mal sagen“, erzählt Frau 47, (1930 A, SP: 110) über ihre Schulzeit in den 1930er und 1940er Jahren. Nahezu wortgleich begründet Herr 90 (1961 AA, SP: 158), dass auch in seiner, in den 1960er Jahren beginnenden Schulzeit das Niederdeutsche keinerlei Rolle spielte: „Es war wohl verpönt denke ich mal.“

Dass man mit einer niederdeutschen Primärsozialisation in der Schule tatsächlich Schwierigkeiten bekommen konnte, hat Herr 64 (1936 A, SP: 120, 122) erlebt, der bei seiner Einschulung das Hochdeutsche kaum beherrschte: „So dass ich den Lehrern oft in Platt geantwortet habe und dafür mächtig Anschiss bekommen habe. [...] Plattdeutsch durften Sie da nicht reden. Das war verpönt. Um Gottes Willen.“ Auch die Frau von Herrn 20 (1932 A, SP: 177), die von ihrem Vater ab der fünften Klasse „auf die Stadtschule geschickt“ wurde, schildert, dass das negative Ansehen des Niederdeutschen für sie eine starke Motivation war, vom Dialekt ihrer dörflichen Familie zum städtischen Hochdeutsch überzugehen:

Aber ich habe dann zuerst nach den großen Ferien habe ich immer erstmal gar nicht viel gesagt. Damals war das verpönt in der Stadt die vom Dorf kamen. Und da ... ich war dann immer ganz stolz wenn sie das nicht mitgekriegt haben. Und dadurch gewöhnt man sich dann auch ein recht vernünftiges Hochdeutsch an. [...] Da ist man eben als ... na ich war zwölf dreizehn Pubertät kam dann und dann ist man doch sehr empfindlich in diesen Dingen.³⁴³

Aber auch „in der Nachbarschaft“, so erzählt Frau 46 (1937 A, SP: 180), sei das Niederdeutsche „verpönt“ gewesen als „so eine so eine Sprache vom na vom niederen Volk und so. Dass es ... dass das keinen Wert hat dass man so was überhaupt spricht ne.“ Mit der Charakterisierung des Niederdeutschen als „Sprache des niederen Volkes“ weist Frau 46 auf, dass die immer wieder angeführte „Verpönung“ des mecklenburgischen Dialekts eine Begründung in dem geringen sozialen Status hatte, der diesem früher allgemein zugemessen wurde. Insgesamt zehn Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten – oft aus persönlicher Betroffenheit – entsprechend, dass das Niederdeutsche in der Vergangenheit als „nicht vornehm genug“ (Frau 36, 1930 A, SP 2: 198) oder als „keine feine Sprache“ gegolten habe,

343 Die Frau wurde 1935 im Umland von Ludwigslust geboren und ist später in mein Erhebungsgebiet bei Rostock umgezogen, sie beteiligte sich aktiv am Interviewgespräch mit ihrem Mann (Herr 20, 1932 A, BI: 179).

die den Kindern nicht vermittelt wurde, wenn diese „was Besseres werden sollte[n]“ (Herr 61, 1934 A, SP: 62). Frau 85 (1954 AA, SP 1: 99) meint, ihre Eltern hätten mit ihr Hochdeutsch gesprochen, denn „dat wir finer“. Besonders in der Stadt sei in ihrer Kinderzeit das Niederdeutsche „as dumm afstempelt worden. Die olle plattsche Dörpbengel. Dat wir niks. Dat wir kain Ansain. Dat wir œwerhaupt nich gaut.“

Zur sozialen Abwertung des Niederdeutschen hat demnach nicht zuletzt beigetragen, dass es nach dem Krieg vor allem noch auf dem Land weit verbreitet war. Frau 67 (1964 AA, SP 2: 101) erzählt, ihre Oma habe eine niederdeutsch sprechende Tante immer als „‘n bät’n buersch“ verachtet. Die Frau von Herrn 63 (1933 A, SP: 518) stimmt zu, „früher“ habe man in der Kleinstadt vor allem von den Bauern Niederdeutsch gehört: „Und da hatten wir gesagt ‚ach dat sind malle Buern‘ oder so.“ Sozial abgewertet wurde das Niederdeutsche aber auch, weil es mit dem fortschreitenden Rückgang seines Gebrauchs schon bald als „Sprache der Alten“ galt. So bedauert Herr 42 (1924 A, SP: 139) heute, dass er mit seinen Kindern nicht Niederdeutsch gesprochen habe, „aber es war damals keine ... nicht mehr modern“. Herr 77 (1937 A, BI: 136) verortet diese negative Einstellung gegenüber dem ‚unmodernen‘ Niederdeutsch „vor allen Dingen in den Städten“: „Hier in den Städten war das nachher nicht mehr modern plattdeutsch zu sprechen. Da haben eben nur die Alten unter sich plattdeutsch gehalten.“ „Verpönt“ war das Niederdeutsche also als eine typische *low prestige variety*, deren Gebrauch im Sprachwissen der Bevölkerung stereotyp mit sozialen Unterschichten, mit peripheren ländlichen Räumen und der ‚unmodernen‘ Sprechergruppe alter Menschen verbunden war.³⁴⁴

Die weiter oben zitierte Schilderung der Frau von Herrn 20, die „ganz stolz“ darauf war, im schulischen und städtischen Umfeld von Ludwigslust nicht als eine Niederdeutsche vom Dorf erkannt zu werden, deutete schon an, dass die öffentliche „Verpönung“ des Niederdeutschen von den einzelnen Zeitzeugen nicht nur als äußerer Druck auf ihr Sprachverhalten

344 Diese sozialen Zuschreibungen begleiten den Laiendiskurs über das Niederdeutsche schon lange und in überregionaler Verbreitung. So identifiziert auch Arendt (2010: 212) in ihren Interviews mit Bewohnern Usedom einen „Altentopos“, einen „Schichttopos“ und einen „Ländlichkeitstopos“, die die Wahrnehmung des Niederdeutschen wirkungsmächtig bestimmen.

erlebt wurde, sondern mitunter auch in den persönlichen Wertehorizont internalisiert wurde. So erzählt Herr 77 (1937 A, BI: 103), dass er nach dem Krieg mit seinem Vater nach Westberlin gefahren ist, um rare Gegenstände wie beispielsweise Angelhaken zu kaufen:

Und in ... dann ging er da in die Geschäfte rein. Und dann fing er mit denen an Plattdeutsch zu reden ne. Und dann habe ich mich geniert. Ich bin dann immer zehn Meter hinterher gelaufen damit die mich nicht...

Die Frau von Herrn 77 erzählt von einer ähnliche Scham-Situation. Eine gute Bekannte der Familie habe sich in den 1950er Jahren als Kind bei Straßenbahnfahrten in Rostock, wenn ihre Mutter anfing „platt zu schnacken dann hat die sich immer in die äußerste Ecke ge... gestohlen und hat gedacht hoffentlich merkt das niemand dass ich dazu gehöre.“³⁴⁵ Die Übertragung des allgemein verpönten Dialekts aus der familiären Nähe-sprache in den Raum der öffentlichen Kommunikation scheint insbesondere bei jungen Niederdeutschsprecherinnen und -sprechern seinerzeit starke Schamgefühle hervorgerufen zu haben. Offensichtlich bedurfte es unter den Voraussetzungen allgemeiner gesellschaftlicher Abwertung des Dialekts einiger Überzeugungsarbeit, Kindern diese Scham für ihr schlecht angesehenes Niederdeutsch zu nehmen. Frau 7 (1936 A, SP: 173) zitiert hier ihre Großmutter:

„Also das wäre ja beinahe eine Hochsprache geworden das Mecklenburgisch.“
Und so was hat sie uns dann so als Kinder hat sie uns das immer erklärt. „Also da soll gar keiner denken da muss man sich schämen wenn man Plattdeutsch spricht. Das ist das ist viel wert.“ Die hat ... das hat sie immer gepredigt.

Viele meiner Probandinnen und Probanden sind sich also darin einig, dass es in Mecklenburg eine Zeit gegeben habe, in der der Dialekt als „verpönt“ galt und „dem Hochdeutschen gegenüber“ „unterbewertet“ war (Herr 24, 1926 A, SP: 322). Diese Phase wird übereinstimmend in die Vergangenheit verlegt und von der Gegenwart abgesetzt. Die Angehörigen der Vorkriegsgeneration sind demnach mitunter bereits in ihrer Kindheit und Schulzeit – also schon in den späten 1930er und 1940er Jahren – mit dem schlechten Ansehen des Niederdeutschen konfrontiert gewesen. Die meisten Berichte über die negative Bewertung des Niederdeutschen in der

345 Gesprächsbeitrag der Ehefrau von Herrn 77 (1937 A, BI: 104)

Gesellschaft beziehen sich aber auf die Nachkriegsjahrzehnte und werden beispielsweise auf die „sagen wir mal so fünfziger sechziger Jahre“ (Herr 16, 1935 A, BI 2: 105) oder auf die „siebziger Jahre“ (Frau 36, 1930 A, SP 2: 197) eingegrenzt.

Die in Ludwigslust eingeschulte Ehefrau von Herrn 20 erzählt, wie sie den gesellschaftlichen Einstellungswandel gegenüber dem Niederdeutschen in verschiedenen Phasen ihres Lebens erfahren hat:

Interviewer: Sie hatten schon richtige Schwierigkeiten in der Schule mit dem ... [Niederdeutschen]?

Ehefrau 20: Ja doch. In Ludwigslust wie gesagt weil das so die Phase war in in Anfang Anfang in den fünfziger Jahren. Ich bin 50 51 kon... 50 konfirmiert. Nachher zur Schule gegangen da und nachher auch [einen kaufmännischen Beruf] gelernt und so. Aber da da ging es nachher schon. Aber ja ich habe eben doch immer mal gemerkt ... weil es verpönt war. Nun nachher mit einem Mal war es ja ja... Ja und jetzt ist es idyllisch wenn man vom Lande kommt aber damals war das nicht so. (Interview mit Herrn 20, 1932 A, SP: 244–245)

Die Phase der öffentlichen „Verpönung“ des Niederdeutschen schlug demzufolge nach einer Übergangszeit allmählicher Aufwertung („da ging es nachher schon“) schließlich in eine Idyllisierung des Niederdeutschen um, die nach Meinung der Gewährsfrau auch die Gegenwart kennzeichnet.

Den heute durchweg sehr positiven Bewertungen des Niederdeutschen liegt nach den Aussagen vieler meiner Zeitzeugen eine historische Phase voraus, in der das Niederdeutsche ein äußerst geringes öffentliches Sozialprestige genossen habe und in der man sich auch als Einzelner für das Niederdeutsche schämte. Bei ihren Schilderungen der früheren sozialen Abwertung des Niederdeutschen greifen die Zeitzeugen bemerkenswerterweise nahezu einstimmig auf das Wort „verpönt“ zurück, das alltagssprachlich heute kaum noch gebräuchlich ist.³⁴⁶ Diese Übereinstimmungen, die

³⁴⁶ Zehn Gewährspersonen sprechen in meinen Interviews von sich aus und unabhängig voneinander davon, dass das Niederdeutsche „verpönt“ gewesen sei. Das Verb *verpönen* wird im *Deutschen Wörterbuch* von Wahrig (1986: 1369) und im *Deutschen Universalwörterbuch* (2001: 1712) der Dudenredaktion als veraltet bzw. veraltend bestimmt. Das große *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* der DDR (Klappenbach / Steinitz Hrsg. 1977: 4094) verzeichnet schon in den 1970er Jahren nur noch die attributive Partizipialform *verpönt*.

bis in die ungewöhnliche Wortwahl reichen, deuten darauf hin, dass es sich hier um eine stereotype Konzeptualisierung der Sprachgeschichte des Niederdeutschen handelt, die zum kollektiven Wissensbestand der Befragten geworden ist. Die Vorstellung, dass sich gegenüber dem niederdeutschen Dialekt im Laufe des 20. Jahrhunderts in der Öffentlichkeit ein starker Einstellungswandel vollzogen habe, gehört offensichtlich zum überindividuell geteilten Bild von der Sprachgeschichte des Niederdeutschen in Mecklenburg, auf die im Abschnitt 3.4.7 noch zusammenfassend einzugehen sein wird. Die angeführten Aussagen der Zeitzeugen zeigen aber auch, dass dieses alltagstheoretische Geschichtskonzept sich auch aus persönlichen Erfahrungen im Laufe der langen Lebensspanne meiner Probanden speist. Hier sind es fast ausschließlich Befragte aus Familien Alteingesessener, die über die soziale Abwertung des Niederdeutschen in der Vergangenheit berichten.

Das metasprachliche Narrativ vom früher „verpönten“ Niederdeutsch entspricht dabei recht genau den Befunden, die meine Befragung zu den Einstellungen gegenüber den Sprechern des Niederdeutschen ergeben hat. Schon in der Ergebnisauswertung in Abschnitt 3.4.1 dort hatte sich gezeigt, dass den Sprecherinnen und Sprechern des Niederdeutschen ein vergleichsweise sehr geringer Sozialstatus zugeschrieben wurde. In der Gegenüberstellung der Spracheinstellungen von Angehörigen der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration hatte sich dann eine starke Aufwertung des Dialekts bzw. seiner Sprecher in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts abgezeichnet. Dabei bezog sich die zunehmend positive Bewertung der Niederdeutschsprecher nicht nur auf Aspekte der Gruppensolidarität (z. B. Gemütlichkeit, Freundlichkeit), sondern partiell auch auf ihren sozialen Status (z. B. Höflichkeit, Bildung). Gerade die Aufwertung des Sozialprestiges der Niederdeutschsprecher, die sich im Vergleich der Einstellungsäußerungen älterer und jüngerer Probanden *in apparent time* abzeichnet, stimmt mit dem Geschichtsnarrativ vom ehemals verpönten Niederdeutschen überein. Denn „verpönt“ war der Gebrauch des Niederdeutschen ja auch nach dem stereotypen Geschichtsbild der Befragten vor allem in den für sein Sozialprestige relevanten Domänen der Öffentlichkeit, der Stadt und insbesondere in den Schulen.

Das laienlinguistische Narrativ vom ehemals „verpönten“ und später sozial aufgewerteten Niederdeutsch wird inhaltlich ebenso wie in

der Strukturierung der Entwicklungsphasen auch von der Fachliteratur bestätigt:

Während der Ulbricht-Ära (1949–1971) galt das Prinzip ‚Zentralismus versus Regionalismus‘ als Leitmotiv für die gesamte Kulturpolitik mit inhaltlich ganz unterschiedlichen Folgen für das Niederdeutsche. Grundsätzlich jedoch boten die Bestrebungen, regionale Kleinteiligkeit durch zentrale Strukturen zu ersetzen, keine gute Grundlage für positive Niederdeutschbewertungen. (Arendt 2010: 118–119)

Mindestens in den ersten zwanzig Jahren der DDR sei „in der erstrebten klassenlosen Gesellschaft der Dialekt als Relikt der sozial geschichteten Feudalgesellschaft diskreditiert und abgelehnt“ (Wiesinger 1997: 29) worden. Nach „einer Zeit offizieller Stigmatisierung“ (Herrmann-Winter 1994: 458) verzeichnet Herrmann-Winter (1985: 297) dann schon in den frühen 1980er Jahren „das gewachsene Prestige, eine veränderte gesellschaftliche Bewertung des Niederdeutschen“, die in einer beginnenden kulturpolitischen Förderung des Niederdeutschen in der DDR zum Ausdruck kämen.³⁴⁷ Wie von manchen befragten Laien wird auch von der Fachliteratur die zeitweilige Abwertung des Niederdeutschen auf den spezifischen gesellschaftlichen Makrokontext in der DDR zurückgeführt.

Diese auf den ersten Blick plausible Erklärung der „Verpönung“ des mecklenburgischen Niederdeutsch aus den kulturpolitischen Rahmenbedingungen der DDR wird allerdings dadurch irritiert, dass auch befragte Zeitzeugen aus der Bundesrepublik Schilderungen eines Sprachbewusstseinswandels gegenüber dem Niederdeutschen geben, die bis ins Detail den laienlinguistischen Darstellungen aus der DDR gleichen. Zahlreiche Zeitzeugen aus der Großstadt Hamburg „bemerken, dass negative Einstellungen zurückgehen, während sich positive Einstellungen verstärken. Negative Einstellungen werden dementsprechend von den Befragten auf frühere Zeiten datiert.“ (Jürgens 2015: 204). Andere Probanden aus Hamburg berichten ebenfalls über „einen signifikanten Einstellungswandel gegenüber dem Niederdeutschen und eine zunehmende Entstigmatisierung dieses Dialekts“ (Bieberstedt 2015: 299) in ihrem sozialen Umfeld.

347 Vgl. ähnlich Schönfeld (1981: 113): „Die Verwendung von Mundart und Umgangssprache wird immer mehr von wissenschaftlichen und kulturpolitischen Institutionen als sprachliche Bereicherung angesehen.“

Bemerkenswerterweise verwenden die westdeutschen Zeitzeugen dabei genau wie die ostdeutschen Probanden häufig das wenig gebräuchliche Wort „verpönt“, um das ehemals negative Prestige des Niederdeutschen zu beschreiben. Und sie gliedern den Sprachbewusstseinswandel auch zeitlich sehr ähnlich wie Befragte aus der ehemaligen DDR:

Auch in Bezug auf den Spracheinstellungswandel werden das Ende der 50er und die 60er Jahre als Umbruchphase charakterisiert, in der das Hd. [Hochdeutsche] mit Fortschritt, Dialektgebrauch dagegen mit Rückschrittlichkeit assoziiert wurde. Hier wird über die individuellen Wahrnehmungen der einzelnen Sprecher hinaus ein Sprachbewertungsstereotyp sichtbar, das anscheinend zum kollektiven Wissensbestand der lokalen Sprachgemeinde gehört und auch von jüngeren Sprechergruppen verinnerlicht worden sein dürfte. Ein Indiz dafür dürfte sein, dass sich die diesbezüglichen Schilderungen der GP [Gewährspersonen] häufig bis in die Formulierungen hinein gleichen (Bewertungsstereotyp: ‚Plattdeutsch war verpönt‘).³⁴⁸

Nach der Phase der „Verpönung“ des Niederdeutschen wird auch von Hamburger Informanten „für die Zeit seit den 1980er Jahren ein Wandel der gesamtgesellschaftlichen Sichtweise auf Standardsprache und Dialekt registriert“ (Bieberstedt 2016: 287).

Das „Bewertungsstereotyp ‚Plattdeutsch war verpönt‘“ wird nicht nur von den großstädtischen Zeitzeugen der Hamburger Untersuchungen von Bieberstedt und Jürgens realisiert. Es wird auch von Befragten im ländlichen Holstein verwendet (Scharioth 2015: 199) und es begegnet, wie ich oben gezeigt habe, in hoher Frequenz auch in den Interviews von Zeitzeugen aus der ehemaligen DDR, die sowohl aus dem ländlichen als auch aus dem großstädtischen Raum stammen. Das Narrativ vom „ehemals verpönten Niederdeutsch“ ist also keineswegs nur kollektiver Wissensbestand einer „lokalen Sprachgemeinde“, sondern es ist in Norddeutschland weit über die ehemaligen Staatsgrenze der DDR und BRD hinweg und quer durch die Kommunikationsräume von Stadt und Land verbreitet. Einige Zeitzeugen berichten zudem, dass das Niederdeutsche schon in den letzten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft „verpönt“ gewesen sei. Die „Verpönung“ des Niederdeutschen ist also allenfalls zu einem Teil

348 Bieberstedt (2015: 233), das Attribut „verpönt“ wird mit gleichem Bezug auch von den Hamburger Probanden von Jürgens (2015: 204) verwendet.

auf den spezifischen gesellschaftlichen und kulturpolitischen Kontext der DDR zurückzuführen. Vielmehr ist sie in einem zeitlich wie räumlich und sozial viel weiter gespannten Kontext zu verorten. Im „Bewertungsstereotyp ‚Plattdeutsch war verpönt‘“ dürften sich die letzten Nachwirkungen der über dreihundert Jahre für ganz Norddeutschland kennzeichnenden Diglossiesituation des Niederdeutschen und des Hochdeutschen manifestieren, die erst nach der vollständigen Durchsetzung der hochdeutschen Standardsprachlichkeit in der Bevölkerung seit den 1970er Jahren – in Ost wie West – Raum für eine begrenzte „Dialektrenaissance“ bot.³⁴⁹

3.4.5 *„Ich habe manchmal so eine Antipathie gegen das Plattdeutsche gehabt“* – Spracheinstellungswandel in der Sprachbiographie von Vertriebenen und ihren Nachkommen

Es sind fast ausschließlich alteingesessene Mecklenburger und Mecklenburgerinnen, die von einer Vergangenheit berichten, in der das Niederdeutsche gesellschaftlich „verpönt“ war und in der man sich des Dialekts in der Öffentlichkeit geschämt habe. Ihre heutigen Einstellungen zum Niederdeutschen zeigen, dass sich vor allem die emotional-ästhetische Bewertung des Niederdeutschen, aber auch sein soziales Prestige erheblich verbessert haben. Von einem ganz anderen Einstellungswandel berichten einige Angehörige von Vertriebenenfamilien. In ihren Erzählungen geht es um den individuellen Wandel ihrer persönlichen Einstellungen gegenüber dem niederdeutschen Dialekt, mit dem sie erstmals in ihrem neuen mecklenburgischen Sprachumfeld konfrontiert waren.

349 Polenz (1998: 49). „Ein gewisser Stimmungsumschwung trat erst ein, als sich die Stellung des Hochdeutschen als Standardsprache aller Deutschen gefestigt hatte und man sich wieder auf Bodenständiges und (vermeintlich) Einfaches, Unverbildetes besann und diese Gegebenheiten und Bewertungen ebenso positiv einschätzte wie alternative Lebensformen. Die sog. Dialektwelle ist ein Ausdruck dafür. Verbunden mit Toleranz gegenüber gesellschaftlichen Normsetzungen überhaupt ist dieser Stimmungswandel auch verantwortlich für eine auffallend freundliche Bewertung des Niederdeutschen heute.“ (Stellmacher 1987: 14).

Frau 28 (1936 V) beispielsweise hebt in ihrem Interview immer wieder hervor, für wie wichtig sie es hält, korrektes Hochdeutsch zu sprechen, und sie grenzt sich daher auch vom dialektalen Hintergrund ihrer böhmischen Herkunft ab. Nach ihrer Ankunft in einem Dorf bei Rostock hatte sie zuerst auch keinerlei Ambitionen, sich mit dem Niederdeutschen auseinanderzusetzen:

Ich wollte ja einfach Hochdeutsch. Ich habe gedacht nein das [Niederdeutsche] muss man nicht haben. Aber dann habe ich begriffen ist ja gut wenn man das auch kann. So ist ja gut mit der anderen Sp... mit der anderen Sprache wenn man das so ein bisschen versteht ne. (Frau 28, 1936 V, SP: 179)

Der Einstellungswandel beruht hier auf der Erkenntnis, dass das Niederdeutsche im dörflichen Umfeld ihrer ersten Jahre in Mecklenburg eine wichtige kommunikative Funktion hatte. Im Übersetzungstest stellt sich heraus, dass Frau 28 das Niederdeutsche weitaus mehr als nur „ein bisschen“ verstehen kann, sondern dass sie eine sehr gute aktive Sprachkompetenz erworben hat. Gleichwohl ist ihre Einstellung zum Niederdeutschen bis heute betont nüchtern und auf instrumentelle Aspekte ausgerichtet. Auf die Fragen, ob ihr der Dialekt gefalle und sie ihn als schön empfinde, antwortet sie einschränkend, sie möge das Niederdeutsche „so nebenbei gerne“. Der Dialekt sei „schön nicht direkt. Das ist halt hier so üblich dass man ab und zu mal so spricht. Warum denn nicht?“ (Frau 28, 1936 V, SP: 459, 461).

Für Herrn 1 (1932 V) steht dagegen weniger die kommunikative Funktion des Niederdeutschen im Vordergrund, wenn er sich heute über den mecklenburgischen Dialekt äußert. Nachdem er mit 13 Jahren nach Mecklenburg transportiert wurde, kam er besonders über einen Freund aus einer alteingesessenen Nachbarsfamilie mit dem Niederdeutschen in Kontakt. Zunächst fand er den Dialekt und einige Ausdrücke, die ihm sein Freund beibrachte, „irgendwie ulkig lustig“: „Da habe ich mich immer amüsiert über.“ (Herr 1, 1932 V, BI 1: 117). Die anfängliche Belustigung über kuriose niederdeutsche Ausdrücke wandelte sich seiner Erzählung nach aber bald in ernsthaftes Interesse, das in einen sehr zügigen Spracherwerb mündete: „Erst war es amüsiert und dann wurde es interessant nachher ne. Und man man wusste ja man kommt nicht mehr nach Hause man muss man muss der die Sprache sich annehmen ne.“ (ebd.) Der Erwerb des Niederdeutschen ermöglichte es Herrn 1 offenbar in seinem neuen Lebensumfeld

„heimisch“ zu werden: „Man fühlt sich da irgendwie weiß nicht heimischer vielleicht oder was wenn man... Man man weiß ja der gehört dazu ne.“ Das Niederdeutsche, das er anfangs als kurios belächelt hatte, ist für ihn heute ein Ausweis der Zugehörigkeit – und damit auch seiner eigenen Zugehörigkeit – zur mecklenburgischen Gesellschaft.

Auch für den Einstellungswandel bei Frau 40 (1925 Z) spielten weniger kommunikative als soziale Aspekte des Niederdeutschen eine Rolle. Sie ist in einer ostpreußischen Stadt aufgewachsen und zog nach ihrer Entlassung aus russischer Internierung in ein sehr kleines Dorf bei Jürgenshagen, wohin ihre Mutter vertrieben worden war. Ihre ersten Eindrücke von der niederdeutschen Sprache, die ihre mecklenburgische Umgebung dominierte, waren anfänglich sehr negativ. Auf die Frage, ob sie sich an Sprachspott über die Herkunftsdialekte der Vertriebenen erinnern könne, antwortet sie:

Frau 40: Nein nein. Im Gegenteil ich habe mir gedacht mein Gott können die hier nicht anders sprechen? Wenn ich...

Interviewer: Sie haben das gedacht? Ja?

Frau 40: Sind die irgendwie zurückgeblieben oder n...? Na ja.

Interviewer: Ja. Das haben Sie am Anfang gedacht oder?

Frau 40: Im ersten Moment habe ich gedacht die sind alle dusselig hier. Die sind alle doof.

Interviewer: Das hat für Sie den Eindruck gemacht?

Frau 40: Ja ja. So die Leute mit denen man umging. Man hat ja nicht mit allen gleich gesprochen oder so. Man war ... es waren ja nur immer ein zwei. Ne aber ... erst habe ich immer gedacht Mensch denen fehlt doch hier was.

Interviewer: Ja ja.

Frau 40: Sind die nicht zur Schule gegangen oder irgendwas?

Interviewer: Hm hm.

Frau 40: Ich habe die falsch eingeschätzt. Durch ihre Sprache. (Frau 40, 1925 Z, SP: 135–143)

Die hochdeutsch sozialisierte und in städtisch-bürgerlichem Umfeld aufgewachsene Zeitzeugin assoziierte die Verwendung des Niederdeutschen zunächst mit Rückständigkeit und einem Mangel an Bildung und

Intelligenz. Ihre anfänglichen Bewertungen und Attribuierungen der Niederdeutschsprecher sind besonders typisch für Spracheinstellungen von Standardsprache sprechenden Menschen gegenüber *low prestige varieties* in Diglossiekonstellationen.

Auch nachdem sie in den späteren 1950er Jahren in eine alteingesessenen Familie einheiratete, in der das Niederdeutsche vorherrschte, blieb ihre Einstellung gegenüber dem Dialekt zunächst negativ: „Aber ich mochte das nicht leiden. Weil ich das nicht verstand.“ (Frau 40, 1925 Z, SP: 157). Ihre Ablehnung des Niederdeutschen rührte aber offensichtlich nicht nur aus ihrem Unverständnis her: „Na ja ich fühlte mich immer nicht dazu gehörig. Wenn die sich alle unterhielten plattdeutsch unterhielten. Ich war immer so so Außenseiter dann.“ (ebd.: 159). In ihrer niederdeutschsprechenden Umgebung brachte ihre mangelnde Sprachkompetenz anfangs das Gefühl einer auch sozialen Nicht-Zugehörigkeit mit sich. Mit dem Erwerb der Sprachkompetenz änderte sich dann auch ihre Einstellung zum Niederdeutschen. Heute sagt sie, sie „höre es gern und ich kann es ja auch verstehen.“ Niederdeutsches Theater beispielsweise „gefällt“ ihr und besonders auf Feiern findet sie Plattdeutsch „schon schön“. Ihren Einstellungswandel gegenüber dem Dialekt fasst sie kurz wie folgt zusammen: „Also ich bin schon dafür. So wie ich früher dagegen war so die erste Zeit.“ (Frau 40, 1925 Z, SP: 152, 155).

Einen ähnlich tiefgreifenden Sprachbewusstseinswandel gegenüber dem Niederdeutschen gab es mitunter auch bei den Nachkommen der nach Mecklenburg immigrierten Vertriebenen. Als Kind zweier vertriebener Eltern kam Herr 62 (1952 VV) nur außerhalb seiner Familie mit dem Niederdeutschen in Kontakt:

Und ich muss sagen ich habe manchmal manchmal auch so eine eine Antipathie gegen das Plattdeutsche gehabt weil es doch ein bisschen im wahrsten Sinne des Wortes flach war ne also so. Und auch die Gags und so die da gelaufen sind die haben mir nicht immer gefallen. (Herr 62, 1952 VV, SP: 195)

Seine damalige Geringschätzung des Dialekts bringt er zum Ausdruck, indem er dessen landläufige Bezeichnung „Plattdeutsch“ als „Flach-Deutsch“ semantisch aktualisiert. Auch die von vielen Zeitzeugen heute empfundene besondere Beziehung des Niederdeutschen zum Humor konnte er damals nicht nachvollziehen. Wie bei Frau 40 ist bei Herrn 62 die „Antipathie“ für das Niederdeutsche eng an negative soziale Erfahrungen

mit seinen Sprechern verknüpft, die er in Kindheit und frühen Erwachsenenalter in seinem Umfeld gemacht hat:

Ja also ja weil das das war vielleicht auch damit verbunden dass einige ... die Kinder ... die Mecklenburger Mentalität ein bisschen ne. So so wortkarg insgesamt nicht immer nicht immer so so freundlich mehr so schroff. Und dann kam das noch in diesem Dialekt ne. Und das habe ... war dann für mich manchmal ein bisschen abstoßend ne. (Herr 62, 1952 VV, SP: 204)

In späteren Jahren vollzog Herr 62 aber einen entscheidenden Sprachbewusstseinswandel: „Ich habe meine Meinung ... hat sich dann aber mal geändert.“ (Herr 62, 1952 VV, SP: 195). Anders als die anderen Zeitzeugen aus Vertriebenenfamilien kann Herr 62 den genauen Anlass dieser Einstellungsänderung angeben. Er erzählt von seinem Besuch eines niederdeutschen Kleinkunstprogramms von Hans Peter Hahn:

Und da hat er ein ganzes Programm gemacht über Mecklenburg und danach nachdem ich das gesehen habe habe ich ein völlig anderes Gefühl und auch vö... völlig andere Empfindung zum Plattdeutschen und auch zu einigen Liedern und so ne. (Herr 62, 1952 VV, SP: 196)

Inzwischen hat Herr 62 das Niederdeutsche so gut gelernt, dass er selbst mit niederdeutschen Rezitationen auftritt und sich sehr aktiv für Regionalkultur einsetzt: „Ich lebe ich lebe das.“ (Herr 62, 1952 VV, SP: 185).

Bei Herrn 1, Frau 28, Frau 40 und Herrn 62 waren die Einstellungen zum Niederdeutschen, mit dem sie bei ihrer Ankunft in Mecklenburg bzw. außerhalb ihrer Familie konfrontiert waren, keineswegs immer so positiv wie heute. Vielmehr schwankten ihre inneren Haltungen gegenüber dem mecklenburgischen Dialekt anfangs zwischen Desinteresse und dezidiert Ablehnung. Die Nonstandardsprachlichkeit des Niederdeutschen wurde vor dem Hintergrund der hochdeutschen Standardsprache, die alle vier Gewährspersonen spätestens in der Schule gelernt hatten, bestenfalls als Kuriosum gewertet, ansonsten aber mit dem geringen sozialen Ansehen einer *low prestige variety* assoziiert („muss man nicht haben“, „flach“, die Sprecher „sind alle doof“ bzw. „nicht zur Schule gegangen“). Die Aversionen gegen das Niederdeutsche wurden zum Teil durch kommunikative und soziale Erfahrungen mit der alteingesessenen Bevölkerung hervorgehoben bzw. verstärkt.

Über kurz oder lang realisierten alle vier Zeitzeugen, dass das Niederdeutsche einen Weg bieten könnte, die Position der kommunikativen und

sozialen „Außenseiter“ zu verlassen und in mecklenburgischen Kommunikationsräumen „dazu zu gehören“. Im Zusammenhang mit diesem Einstellungswandel wird nicht nur die instrumentelle Funktion des Dialekts im kommunikativen Umfeld erkannt, sondern er wird zumeist auch emotional zu einer Identifikationssprache aufgewertet. Im individuell vollzogenen Sprachbewusstseinswandel machten sich die Angehörigen der Vertriebenenfamilien gewissermaßen das *covert prestige* zu eigen, das das Niederdeutsche in der alteingesessenen Bevölkerung besaß. Da diese persönliche Aufwertung des Niederdeutschen auf Aspekte der Gruppensolidarität im kommunikativen und sozialen Nahbereich bezogen war, konnte sie durchaus auch in Zeiten vollzogen werden, in denen der Dialekt nach Auskunft vieler Alteingesessener in öffentlichen Domänen „verpönt“ war. In allen vier hier vorgestellten Fällen ging der Sprachbewusstseinswandel gegenüber dem Niederdeutschen mit dem Erwerb guter bis sehr guter aktiver Sprachkompetenz einher.³⁵⁰ Der Sprachbewusstseinswandel kann hier als mentaler Begleitprozess ihrer sprachlichen und sozialen Akkulturation aufgefasst werden.

Die Vertriebenen und ihre Nachkommen haben heute überwiegend eine sehr positive Einstellung gegenüber dem Niederdeutschen und seinen Sprechern (vgl. 3.4.1 und 3.4.2). Wenn man die Berichte über anfänglich wechselseitiges sprachliches Unverständnis und über soziale Spannungen zwischen den Alteingesessenen und den zugewanderten Vertriebenen in den Nachkriegsjahren zugrunde legt, die ich in den Abschnitten 2.3.1 und 2.3.2 ausgewertet habe, ist davon auszugehen, dass ihre Wahrnehmung des Niederdeutschen zumindest in der Anfangszeit des Sprachkontakts durchaus nicht so günstig war, wie sie heute erscheint. Es ist vielmehr anzunehmen, dass weit mehr Angehörige von Vertriebenenfamilien im Laufe ihrer Sprachbiographien einen Sprachbewusstseinswandel gegenüber dem

³⁵⁰ Auch Frau 40, die ihre Niederdeutschkenntnisse selbst am bescheidensten einschätzt, realisiert im Übersetzungstest immerhin 83,7 % der sprachlichen Merkmale des Niederdeutschen, bei denen zehn erstsprachig niederdeutsch aufgewachsene Alteingesessenen in ihren Vergleichsübersetzungen übereinstimmen. Herr 1, Frau 28 und Herr 62 realisieren im Übersetzungstest jeweils mehr als 90 % dieser niederdeutschen Referenzmerkmale. Zum Verfahren der Kompetenzmessung vgl. im ersten Teil dieser Sprachgeschichte Ehlers (2018: 84–87).

Niederdeutschen vollzogen haben, als die vier Gewährspersonen, die mir detailliert darüber erzählten.

3.4.6 „*Na das würde ich nicht als Identifikationszeichen nehmen*“ – Niederdeutschkompetenz als Kennzeichen der „echten“ Mecklenburger?

Die Forschung zur jüngeren Geschichte des Niederdeutschen widmet in neuerer Zeit dem funktionalen Wandel des norddeutschen Dialekts von einer „Kommunikationssprache“ hin zu einer „Identifikationssprache“ (Hüllen 1992) ein besonderes Augenmerk. Wie jede regional oder lokal gebundene Nonstandardvarietät eröffnet auch das Niederdeutsche naturgemäß ein besonderes „Identifikationspotenzial“ (Jürgens 2015: 102) im Bereich regionaler Zuschreibungen. Jürgens (ebd.: 270) etwa arbeitet am Beispiel von Hamburg heraus, dass dem Niederdeutschen im Laienwissen bestimmte stereotypische Orte zugewiesen werden, an denen es in besonderer Weise ‚zu Hause‘ sei (z. B. Hafens, St. Pauli, Reeperbahn). Wie Jürgens untersucht auch Scharioth (2015: 207) außerdem, inwieweit das Niederdeutsche seinerseits als kennzeichnendes Attribut imaginierten Sozialräume wie eben Hamburg oder norddeutscher Regionen angesehen wird.

Insgesamt kann konstatiert werden, dass viele Gewährspersonen sowohl die niederdeutsche Sprache als auch die Region als identitätsstiftenden Bezugsrahmen ansehen. Niederdeutsch ist ein Teil der regionalen kulturellen Identität und wird positiv betrachtet.

Beide Autorinnen zeigen anhand von Interviews, dass viele ihrer Gewährspersonen in Hamburg, Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern mit ihrem (und sei es nur emblematischen) Gebrauch des Niederdeutschen oder seiner hohen metasprachlichen Wertschätzung ihrer persönlichen Ortsloyalität Ausdruck verleihen. Die oft stark emotionalisierte Bezugnahme auf die „Heimatsprache“ Niederdeutsch ist für viele Befragte ein Mittel, ihre eigene regionale Identität herauszustreichen.

Das Niederdeutsche kann dann dazu dienen, sich als echter oder besonders traditioneller Hamburger auszuweisen. Es ist somit ein Mittel zur Identifikation mit der Stadt Hamburg und mit der Gruppe der (echten) Hamburger.³⁵¹

351 Jürgens (2015: 288). Einen ähnlich gelagerten „Prozess von ‚Friesianisierung‘“, der sich auch auf Architektur und Namenwahl erstreckt, beobachtet

Der folgende Abschnitt fokussiert aber nicht so sehr die Rolle des Niederdeutschen für die individuelle Selbst-Identifizierung mit dem Wohnort oder der Region, die mit Antonsich (2010: 646) als „Feeling ‚At Home‘ (Place-Belongingness)“ zu beschreiben wäre. Es soll hier vielmehr der Frage nachgegangen werden, inwieweit Niederdeutschkompetenz in meinem Untersuchungsgebiet auch im überindividuellen Diskurs der regionalen Zugehörigkeiten eine Rolle spielt, ob sie also als Element der „Discourses and Practices of Socio-Spatial In/Exclusion (Politics of Belonging)“ (ebd.: 649) fungiert. Gerade für eine Einwanderungsgesellschaft wie die mecklenburgische könnte die Beherrschung des lokalen Dialekts ja als ein sehr salientes Erkennungszeichen fungieren, um eine Grenze zwischen den ‚authentischen‘ Autochthonen und den ‚nicht wirklich‘ regionszugehörigen Immigranten zu markieren. Sehen meine Gewährsleute das Niederdeutsche bzw. die Fähigkeit, es zu sprechen, also als ein sozialsymbolisches Merkmal an, anhand dessen man ‚echte‘ Ortszugehörigkeit und ‚nicht wirkliche‘ Zugehörigkeit diskriminieren kann?

In Anlehnung an Scharioth (2015: 207) habe ich der Schlussphase der sprachbiographischen Interviews 44 meiner Gesprächspartnerinnen und -partner die folgende, in der Formulierung leicht variiierende Frage gestellt: „Muss man Plattdeutsch sprechen können, um ein echter / richtiger Mecklenburger / Ortsbewohner (Rostocker / Schwaaner / Jürgenshäger / Satower / Nienhäger) zu sein?“ Mitunter habe ich die Frage nach der Niederdeutschkompetenz im Gespräch auf eine Verstehenskompetenz begrenzt oder das Modalverb „muss“ in der Frage durch „sollte“ ersetzt („Sollte man Plattdeutschen sprechen können...“). In jedem Fall war mein Frageimpuls darauf gerichtet zu ermitteln, ob Niederdeutschkompetenz

Reershemius (2004: 127) auch in Ostfriesland: „Feiern und Konsum, so zeigt die Verwendung emblematischer Verwendung, scheinen sich auf der Konzeptebene mit Niederdeutsch verbinden zu lassen. [...] Auf diese Weise kann ohne großen Aufwand ein Konzept regionaler Identität konstruiert werden, das dem Individuum zum einen hilft, seinen Platz in einer zunehmend komplexen Welt zu finden, und das andererseits Touristen anzieht.“ Im Abschnitt 3.3.6 habe ich auf die Rolle der Verwendung niederdeutscher Literatur bei privaten, halböffentlichen und öffentlichen Feiern hingewiesen, auch dort spielte die sprachliche Markierung sozial-räumlicher Zugehörigkeit eine Rolle.

nach Ansicht der Befragten ein Kriterium der Zugehörigkeit zur authentischen regionalen bzw. lokalen Bewohnerschaft darstellt.

Nicht alle Antworten meiner Gewährspersonen ließen sich im Sinne meiner Frageintention auswerten. So haben manche Interviewpartner meinen Gesprächsbeitrag als eine Frage nach der kommunikativen Funktionalität des Niederdeutschen in der örtlichen Sprechergemeinschaft verstanden: „Ja also lebenswichtig ist es [das Niederdeutsche] nicht ne. Man kommt auch anders durch.“ (Herr 56, 1935 A, SP: 298). Andere bezogen die Frage auf eine bildungspolitische Programmatik: „Also man sollte das von der Schule fördern finde ich.“ (Herr 48, 1939 A, SP: 570). Schließlich gab es auch Interviewpartner, die die implizite Voraussetzung meiner Frage, es ließen sich „echte“ oder „richtige“ Ortsbewohner identifizieren, problematisieren und damit letztlich eine Festlegung überhaupt verweigern: „Tja dann müssen wir erstmal sortieren wer ist der echt... wer ist der echte Rostocker.“ (Frau 46, 1937 A, SP: 240). Auch Herr 78 (1934 A, SP: 506, 509) stößt sich an den „radikalen“ Konsequenzen meiner Frage, ob „man nur ein echter Mecklenburger ist wenn man Plattdeutsch kann“: „Ich meine das das das das wäre ja irgendwie Richtung radikal. Denn wenn die sich dann ... denn sünd di ja Außenseiter ne.“ Er lehnt es ab, niederdeutsche Sprachkompetenzen als Ausweis „echter“ sozial-räumlicher Zugehörigkeit zu interpretieren, und damit konsequenterweise nicht niederdeutschsprechenden Personen diese Zugehörigkeit abzusprechen.³⁵²

In der weit überwiegenden Mehrheit elizitiert meine Interviewfrage aber Antworten, die sich recht deutlich als Bejahungen oder Verneinung kategorisieren lassen. Ich gebe ein paar kurze Beispiele:

Interviewer: Muss man Plattdeutsch sprechen können, um ein echter Mecklenburger / Ortsbewohner zu sein?

Herr 33: Ich bin der Meinung ja. (Herr 33, 1923 A, SP: 274)

Frau 7: Nein nein. Na das würde ich nicht als Identifikationszeichen nehmen. (Frau 7, 1936 A, SP: 395)

352 Wie einige andere Gewährspersonen auch verweigert sich Herr 78 hier der „dirty work of boundary maintenance“: „Boundary discourses and practices that separate ‘us’ from ‘them’ are indeed at the very essence of any politics of belonging.“ (Antonsich 2010: 649).

Frau 66: Na um Mecklenburger zu sein müsste man schon ein bisschen Platt können denke ich mal. Ja. (Frau 66, 1962 VA, SP: 214)

Frau 60: Nein gar nicht nein nein. Das kann ich nicht so sagen. (Frau 60, 1952 VV, SP 1: 269)

Insgesamt habe ich von 36 Interviewpartnern derartige Antworten auf meine Frage nach der Niederdeutschkompetenz als Kriterium regionaler oder lokaler Zugehörigkeit aufgezeichnet. Diese recht große Anzahl eröffnet die Möglichkeit, einen groben quantitativen Überblick über die Distribution der verschiedenen Antworten in meinem Interviewkorpus zu gewinnen. Wenn wir dezidierte Meinungsäußerungen und eher tastend formulierte oder semantisch relativierte Aussagen („Ja ich glaube ja. Also doch das würde ich auch sagen“, Frau 12, 1935 A, SP 2: 196) zusammenfassen, stehen sich eine Gesamtzahl von 15 bejahende Antworten (41,7 %) und 21 verneinende Antworten (58,3 %) gegenüber. Die deutliche Mehrheit meiner Befragten ist also der Meinung, dass Niederdeutschkompetenz nicht unabdingbar sei, um als „echter Mecklenburger“ zu gelten. Niederdeutschkenntnisse sind für meine Befragten heute keineswegs unverzichtbare „Identifikationszeichen“ (s. o.) regionaler Zugehörigkeit. Das Niederdeutsche hätte demnach für den größten Teil der Befragten aus den beiden ältesten Generationen der Bevölkerung „keine regionskonstitutive Funktion mehr inne“ (Scharioth 2015: 311).

Allerdings ist die Zahl der geäußerten gegenteiligen Ansichten unter meinen Gewährspersonen mit immerhin 41,7 % beachtlich.³⁵³ Es läge nahe zu vermuten, dass es gerade die durchweg niederdeutschkompetenten Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration sind, die Kenntnisse im Niederdeutschen für ein geeignetes Kriterium halten, „echte“ Mecklenburger zu identifizieren. Dies ist aber nicht der Fall. Vielmehr ist das Verhältnis positiver und negativer Antworten in allen Alters- und Herkunftsgruppen

³⁵³ Hier weichen meine Befunde recht stark von den Ergebnissen Scharioths (2015: 207) ab, die bei ihrer Befragung von 22 Gewährspersonen nur von einer einzigen Probandin (4,5 %) bestätigt bekam, dass man „Platt sprechen [müsse], um ein ‚echter‘ Ortsbewohner zu sein“. Allerdings befragte Scharioth ausschließlich Frauen, die altersmäßig etwa der „Nachkriegsgeneration“ meiner Probanden entsprechen und in breiter regionaler Streuung in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern ansässig sind.

meines Samples ungefähr gleich. Sieben Alteingesessene der Vorkriegsgeneration verneinen, dass Niederdeutschkenntnisse den „echten“ Mecklenburger kennzeichnen, fünf gleichaltrige Alteingesessene bejahen diese Ansicht. In der Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Familien stehen sich in meinem Interviewkorpus entsprechend fünf negative und drei positive Antworten gegenüber.

Bemerkenswerterweise finden sich dieselben quantitativen Verhältnisse bejahender und ablehnender Antworten auch in den Familien der immigrierten Vertriebenen. Für die Immigrantenfamilien musste die Frage der anerkannten Zugehörigkeit zu den authentischen Ortsgesellschaften ja eine besondere Relevanz haben. Gleichwohl entsprechen ihre Antworten recht genau denen der Alteingesessenen: Während sieben Vertriebene der Vorkriegsgeneration verneinen, dass das Niederdeutsche eine Voraussetzung sei, um als echter Mecklenburger gelten zu können, sehen sechs Befragte derselben Altersgruppe einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Niederdeutschkompetenz und „echter“ regionaler Autochthonie. In der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien stehen sich zwei negative und eine positive Antwort auf meine Frage gegenüber. Die Vorstellung, dass Niederdeutschkenntnisse die Voraussetzung dafür sind, als echter Mecklenburger anerkannt zu werden, könnte für die Immigranten die Motivation verstärkt haben, den Dialekt ihrer neuen Heimatregion selbst zu erwerben. Es lassen sich allerdings keine regelhaften Zusammenhänge zwischen dem Antwortverhalten und der eigenen Niederdeutschkompetenz der Probanden ausmachen. Vielmehr finden sich unter den Angehörigen von Vertriebenenfamilien, die Niederdeutschkompetenz für die Zugehörigkeit zu den echten Mecklenburgern voraussetzen, sowohl Probanden mit exzellenter als auch solche mit nur sehr mäßiger Niederdeutschkompetenz.

Auch für das Antwortverhalten der Alteingesessenen spielt die eigene Niederdeutschkompetenz der Probanden keine erkennbare Rolle. Unter den Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration, die das Niederdeutsche ja durchweg sehr gut beherrschen, spricht sich sogar die Mehrheit dafür aus, dass ein hohe Niederdeutschkompetenz *nicht* als „Identifikationszeichen“ für eine echte Orts- oder Regionszugehörigkeit gelten solle. Und auch unter den jüngeren Alteingesessenen gibt es Probanden mit (sehr) guter eigener Niederdeutschkompetenz, die diese Meinung teilen. Selbst niederdeutschkompetente Angehörige alteingesessener Familien sehen in ihren

guten Kenntnissen des regionalen Dialekts nicht unbedingt ein Kriterium, dass sie selbst vorzugsweise als echte Mecklenburger ausweisen würde.

Gelegentlich geben die Gewährspersonen im Kontext ihrer Antworten Hinweise darauf, warum sie das Beherrschen des Niederdeutschen nicht als spezifisches Charakteristikum der echten Mecklenburger ansehen. Es fällt zunächst auf, dass eine Reihe von Gewährspersonen ihre verneinenden Antworten ausdrücklich zeitlich perspektivieren:

Interviewer: Muss man Plattdeutsch sprechen können, um ein echter Mecklenburger / Ortsbewohner zu sein?

Herr 26: Ach was nein. Das ist das ist ... die Zeiten sind vorbei. (Herr 26, 1925 V, SP: 287)

Herr 41: Nein das trifft hier nicht mehr zu. Also [wie] gesagt drüben in Schleswig-Holstein ja aber hier bei uns nicht mehr. (Herr 41, 1935 A, SP: 378)

Frau 67: Ach jetzt zu dieser Zeit nicht mehr glaube ich. Ich w... ich glaube das nicht. (Frau 67, 1964 AA, SP 1: 358)

In insgesamt fünf Aussagen dieser Art wird herausgestellt, dass für die Gegenwart kein Zusammenhang zwischen Niederdeutschkompetenz und echter regionaler Zugehörigkeit mehr bestehe. Damit wird zugleich implizit die Vorstellung aufgeworfen, dass ein derartiger Zusammenhang in der Vergangenheit aber durchaus noch bestanden haben könnte. Die Gewährspersonen nehmen hier offenbar einen grundlegenden Wandel in der Geltung des Niederdeutschen als spezifisches Abgrenzungsmerkmal der echten Mecklenburger wahr.

Als Begründung dafür, dass das Niederdeutsche heute nicht (mehr) Kennzeichen der echten Einwohner der Region ist, wird von sieben Interviewten auf die großen Migrationsbewegungen der Vergangenheit verwiesen. „Nein. Dazu sind eben die Menschen doch schon zu vermischt jetzt ne“, antwortet beispielsweise Frau 5 (1933 V, SP 2: 160) auf meine Frage nach den kennzeichnenden Niederdeutschkompetenzen der echten Ortsbewohner. Frau 39 (1932 V, SP 2: 165) erwidert auf diese Frage: „Das glaube ich nicht. Um Jürgenshäger zu sein ... gucken Sie mal. Von so viel neu zugezogen wie jetzt ... es ist ja gar kein richtiges Jürgenshagen mehr ne“. In einer Bevölkerung, die so stark durch Migration geprägt ist wie die mecklenburgische, kann nach Ansicht dieser Probanden die „echte“ lokale oder regionale Zugehörigkeit nicht mehr auf die gleiche regionale

Herkunft und die entsprechend übereinstimmende regionale Herkunftssprache zurückgeführt werden.

Einige Gewährspersonen begründen an Gegenbeispielen, wieso das Niederdeutsche ihrer Ansicht nach nicht (mehr) als „Identifikationszeichen“ der echten Mecklenburger gelten könne: „Aber dass der ... die die nun geboren werden hier in Jürgenshagen das sind ja auch Ur-Jürgenshäger. Die sprechen auch kein Platt ne. Nein“, sagt Herr 42 (1924 A, SP: 334). Für ihn ist „ein richtiger Ur-Jürgenshäger“ (ebd.) am Ort geboren. Durch den stark abnehmenden Dialektgebrauch unter den Alteingesessenen können aber selbst bei diesen „Ur-Jürgenshägern“ heute keine Niederdeutschkenntnisse mehr vorausgesetzt werden. Frau 67 (1964 AA, SP 1: 362) führt sich selbst als Beispiel an. Obwohl sie Niederdeutsch nicht aktiv beherrsche, sei sie „trotzdem also echter Schwaaner“. Frau 51 (1954 AA, SP: 287) demonstriert am Fall eines befreundeten Ehepaares, wieso sie es für eine „Illusion“ hält, dass „richtige“ Rostocker auch Niederdeutsch beherrschen können müssten: „Die kommen beide auch nicht aus dem Raum. Sie sprechen auch kein bisschen Platt.“ (Ebd.: 292). Trotzdem bezeichnet Frau 51 das Ehepaar auf meine Nachfrage als „echte Rostocker“: „Ja so mit der Zeit sind sie nun Rostocker geworden. Seit vierzig Jahren leben sie ja nun bald hier ne.“ (Ebd.: 293–294). In den Augen dieser Gewährsfrau begründet sich echte lokale Zugehörigkeit nicht durch Ortsgebürtigkeit oder Dialektkenntnisse, sondern durch einen jahrzehntelangen Aufenthalt am Ort.

Insgesamt wird von der Mehrheit meiner Befragten Niederdeutschkompetenz nicht als ein Diakritikum angesehen, das geeignet wäre, eine Grenze zwischen echten und nicht-echten Mecklenburgern zu markieren. Allenfalls für eine fernere Vergangenheit gehen die Probandinnen und Probanden davon aus, dass gemeinsame regionale Herkunft und gemeinsame regionale Sprache noch treffende Kennzeichen einer „echt“ mecklenburgischen Kernbevölkerung gewesen seien. Sie nehmen offensichtlich einen starken Wandel in der Zuweisung von „Identifikationszeichen“ regionaler / lokaler Zugehörigkeiten wahr. Im Zuge dieser diachronischen Veränderungen hätten demnach niederdeutsche Sprachfertigkeiten ihre sozial-symbolische Funktion verloren, regionale Zugehörigkeit zu markieren. Der Wandel des Zugehörigkeitsdiskurses vollzieht sich dabei in allen hier untersuchten Alters- und Herkunftsgruppen in ähnlich starkem Grade.

Er ist also nicht unbedingt auf bestimmte soziale Segmente der mecklenburgischen Bevölkerung begrenzt. Und dieses gewandelte Verständnis von regionaler Zugehörigkeit findet sich keinesfalls nur bei Personen, die das Niederdeutsche nicht beherrschen und die daher konsequenterweise von der Zugehörigkeit zu den echten Mecklenburgern ausgeschlossen wären. Auch hochkompetente Dialektsprecher lehnen es heute mehrheitlich ab, dass ihre Sprachfertigkeiten sie vorzugsweise als „echte“ Ortszugehörige ausweise.

Aber neben einer deutlichen Mehrheit von ablehnenden Antworten auf meine entsprechende Frage, sehen doch immerhin noch 41,7 % der Befragten einen engen sozialsymbolischen Zusammenhang zwischen Niederdeutschkompetenz und echter regionaler Autochthonie. Der Wandel im Zugehörigkeitsdiskurs, den einige Probanden explizit thematisieren, hat sich gegenwärtig jedenfalls bei recht großen Teilen der Bevölkerung noch nicht vollends durchgesetzt. Sie gehen weiterhin davon aus, dass Niederdeutschkompetenz als „Identifikationszeichen“ regionaler Zugehörigkeit gelten könne. Dass derartige Ansichten unter Umständen deutlich weiter verbreitet sind, als durch meine explizite Fragen ermittelt werden konnte, zeigen spontane Äußerungen meiner Gewährspersonen, in denen ein Zusammenhang zwischen echter Ortszugehörigkeit und Niederdeutschkompetenz hergestellt wird, ohne dass ein entsprechender Frageimpuls vorausgegangen war. Ich gebe auch hier einige Beispiele:

Herr 13: Heinrich [Nachname] war ein echter Mecklenburger aber Plattdeutsch konnte er nicht. Ein echter Rostocker war der. Ja aber der konnte kein Plattdeutsch. (Herr 13, 1935 V, SP 2: 101)

Herr 26: Und das war ein richtiger Mecklenburger der hat nur Platt gesprochen. (Herr 26, 1925 V, BI: 73)

Frau 28: Das waren Mecklenburger. Die haben aber auch Hochdeutsch gesprochen ja als Bahnangestellte. (Frau 28, 1936 V, SP: 257)

Frau 81: Umsiedler. Aber perfekt Platt. (Frau 81, 1936 A, SP: 364)

Aussagen wie diese belegen, dass für viele Interviewpartner „richtige platte Mecklenburger“ stereotypisch Niederdeutsch sprechen können oder sogar ausschließlich Niederdeutsch sprechen. Die adversativen Konstruktionen in den zitierten Formulierungen qualifizieren „echte Mecklenburger“, die Niederdeutsch nicht beherrschen, dagegen als Ausnahmefälle. Andererseits

werden aber auch Zugewanderte mit guten Niederdeutschkenntnissen vielfach immer noch als Ausnahmen wahrgenommen. Auch wenn durch die große Mobilität der Bevölkerung und den fortgeschrittenen Verlust von Niederdeutschkompetenzen das Stereotyp des „richtigen platten Mecklenburgers“ wohl für die meisten Menschen aus der Region fragwürdig geworden ist, bleibt die alltagstheoretische Verbindung von echter regionaler Zugehörigkeit und Niederdeutschkompetenz offensichtlich noch heute recht weit verbreitet. Es wäre freilich eigens zu untersuchen, inwieweit dieses laienlinguistische Konzept auch von Bevölkerungskreisen, die nach 1969 geboren wurden, in gleichem Maße vertreten wird.

Die fortdauernde Verbreitung der laienlinguistischen Annahme, dass echte Mecklenburger sich durch Niederdeutschkompetenz auszeichnen, dürfte sich wohl auch medialen und kulturpolitischen Diskursen verdanken, die eine entsprechende *politics of belonging* stützen. Frau 84 und ihre beim Interview anwesende Tochter (geb. 1989 in Rostock) führen auf meine Frage, ob für ihr Gefühl das Niederdeutsche „natürlich“ zu Rostock gehöre, aus:

Tochter von Frau 84: Also ich hätte eher das Gefühl das ist so ein ... so ein bisschen das Image ist was man pflegen möchte um sich regional irgendwie zu profilieren. Aber ... also so im Tourismusbereich oder so.

Frau 84: Ja genau da. Da da habe ich auch gerade so gesagt wenn man zum Beispiel einen Reiseführer oder so sieht ne da steht garantiert was Plattdeutsches drin. Ja.

Tochter: Aber...

Interviewer: Für richtige Rostocker besteht da also keine unmittelbare Verbindung?

Frau 84: Nur zur älteren Generation. (Frau 84, 1966 AA, SP: 204–208).

Die mediale Inszenierung Mecklenburgs oder mecklenburgischer Orte hält demnach am niederdeutschen Charakter der Region fest, obwohl heute nur noch die wenigsten Bewohner des Raumes tatsächlich Niederdeutschsprecher sind. Auch das offizielle „Landesprogramm: Meine Heimat – Mein modernes Mecklenburg-Vorpommern“³⁵⁴ für die Jahre 2016–2020

354 https://www.bildung-mv.de/export/sites/bildungsserver/downloads/Landesheimatprogramm_hochdeutsch.pdf, dort S. 3. (Stand: 24.5.2020).

bemüht sich um eine sozialräumliche Imagepflege des Bundeslandes und behauptet, „die reiche plattdeutsche Sprache mit Poesie und ihrem trotzigen Humor gehört zur Heimat dazu“. Hier wird das Land Mecklenburg-Vorpommern ebenfalls als ein spezifischer Sprachraum konzeptualisiert. Unabhängig von der Frage ihres Realitätsgehalts impliziert dieses in öffentlichen Diskursen verbreitete „place making“³⁵⁵ letztlich, dass zu den kennzeichnenden Attributen der mecklenburgischen Region grundsätzlich irgendeine Form von Niederdeutschkompetenz bei ihren Bewohnern gehöre. Der Schluss, dass echte – und damit auch exklusive – Ortszugehörigkeit sich durch Sprachkompetenzen im Niederdeutschen ausweisen müsse, liegt dann immerhin nahe.

3.4.7 „*Das schläft so alles ein mit dem Plattdeutschen*“ – niederdeutsche Sprachgeschichte konzeptualisiert aus der Sicht der Beteiligten

Für die Interviews habe ich mir bewusst Gesprächspartnerinnen und -partner aus den beiden ältesten Alterskohorten der mecklenburgischen Bevölkerung gesucht. Sie haben als Zeitzeugen die Entwicklung des Niederdeutschen in ihrem familiären und lokalen Umfeld seit Jahrzehnten aus eigener Anschauung miterlebt und sind in diesem Umfeld gewissermaßen selbst Protagonisten der Sprachgeschichte gewesen. Der Zeitraum, in dem meine Gewährspersonen die Geschichte des Niederdeutschen verfolgt haben, reicht vom Ende des Zweiten Weltkrieges, oft auch von den Vorkriegsjahrzehnten bis in die Gegenwart des beginnenden 21. Jahrhunderts. In dieser langen Zeitspanne haben sich im Sprachumfeld der Zeitzeugen große Veränderungen ergeben, an die sich viele von ihnen gut erinnern können. Da das Niederdeutsche ein prominentes Thema in unseren Interviewgesprächen war, birgt mein Aufnahmekorpus eine dichte Fülle von Beobachtungen und Reflexionen zu den Sprachentwicklungen der letzten fünf bis maximal neun Jahrzehnte. In der Dichte dieser Zeitzeugenberichte

355 Der Begriff des *place-making* der neueren Areallinguistik akzentuiert, dass Raumkonzepte nicht auf objektiven Gegebenheiten und Relationen beruhen, sondern „as socially constructed, invested with socio-cultural meaning through language practices“ anzusehen sind (Cornips / de Rooj 2018: 2).

zeichnet sich ab, wie die Geschichte des Niederdeutschen in der mecklenburgischen Bevölkerung konzeptualisiert und zeitlich strukturiert wird. Zwischen den individuellen Wahrnehmungen der Sprachgeschichte lassen sich sehr viele Übereinstimmungen, aber selbstverständlich auch unterschiedliche Sichtweise ausmachen. Beides soll der vorliegende Abschnitt beleuchten.

Mit einer Ausnahme gehen sämtliche Gewährspersonen, die sich zu der Thematik äußern, davon aus, dass das Niederdeutsche in den zurückliegenden Jahrzehnten markante Änderungen durchgemacht hat, sie haben also eine diachronische Dynamik des Dialekts wahrgenommen. Bemerkenswerterweise lokalisieren aber nur vier Probanden diese Dynamik auf der Ebene der Sprachstruktur. Frau 12 (1935 A, SP 1: 91) meint, „bisschen geändert hat sich die Sprache ja auch immer ne.“ Als Belege nennt sie Beispiele aus der niederdeutschen Lexik. Während ihre Großmutter noch die Wörter *Grapen* („Kochtopf“) und *Spann* („Eimer“) verwendet habe, habe ihre Mutter „zum Kochtopf nicht mehr Grappen secht. Dei het Pott secht na und Emmer.“ Hier wurden also in der Generationsfolge der Familie altdialektale Wörter durch regiolektal verbreitete (*Pott*) oder phonetisch standardnähere Lexeme ersetzt (*Spann* > *Emmer*). Es sind im Übrigen vor allem Angehörige von Vertriebenenfamilien, denen sprachstrukturelle Veränderungen am Niederdeutschen auffallen. Herr 1 (1932 V, SP: 255) bemerkt, dass jüngere Sprecher „wie so ein verfeinertes“ Niederdeutsch sprächen mit „Sachen“, die „mehr ins Hochdeutsche übergehen“: „Und so geht auch leider die Alten die versterben wegsterben die nehmen auch das das richtige reine und das gute Platt nehmen die mit ne.“ (ebd.: 309). Herr 27 (1929 V, BI: 86) beobachtet ähnliche Strukturveränderungen im literarischen Niederdeutsch: „Und das ... ich habe gemerkt in den Büchern. Selbst die Schriftsteller die das bringen das verflacht langsam ins ins Hochdeutsche ne. Gegenüber Reuter zum Beispiel oder Tarnow ne.“ Ein Sohn zweier Vertriebener beklagt, dass die jungen Sprecherinnen und Sprecher seines dörflichen Lebensumfelds das Niederdeutsche „schon verfälscht“ sprächen: „Die jetzigen Jugendlichen oder so die Platt sprechen das ist ja nicht mehr das Platt was mal Platt war.“ (Herr 68 (1952 VV, SP: 603–604). Er macht diese Beobachtung an der „Betonung“ fest, „das ist heute ganz anders“ (ebd.: 606).

Die teilweise tiefgreifenden strukturellen Veränderungen des Niederdeutschen, die schon ein Vergleich von Dialektproben der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration der Sprecher offenbart,³⁵⁶ werden offensichtlich nur von wenigen Zeitzeugen als bedeutsam wahrgenommen. Von diesen wenigen Zeitzeugen wird der aktuelle Strukturwandel des Niederdeutschen meist zutreffend als strukturelle Annäherung des Dialekts an die hochdeutsche Standardsprache identifiziert und vor dem Hintergrund der populären Sprachideologie der Sprachreinheit als „Verfälschung“ beklagt.³⁵⁷ Es dürfte kein Zufall sein, dass gerade Personen, die das Niederdeutsche als außerfamiliäre Fremdsprache erworben haben, eine besondere Aufmerksamkeit für dessen systematische Regularitäten und strukturelle Veränderungen zeigen.

Während also die sehr dynamische Sprachsystemgeschichte des Niederdeutschen bei den Probandinnen und Probanden kaum Beachtung findet, bemerkt eine sehr große Zahl von ihnen aber mehr oder weniger starke Veränderungen im Gebrauch und in der Kompetenz des Niederdeutschen. Insgesamt 48 Zeitzeugen aus allen vier befragten Bevölkerungsgruppen und Alterskohorten beobachten wie Herr 24 (1926 A, SP: 260), es seien „ja immer weniger die das [Niederdeutsche] können ne. Auch der Umgang wird ja auch immer weniger ne.“ Das Niederdeutsche, so wird beispielsweise gesagt, „geht so allmählich ganz und gar unter“ (Frau 35, 1927 A, SP 2: 101), es werde „immer weniger [...] mit dem Platt“ (Frau 55, 1952 AA, SP 1: 200), „es flaut ab das Plattdeutsche“ (Herr 1, 1932 V, SP: 244). Eine einzige Gewährsfrau aus meiner Stichprobe von 90 Personen kommt hier zu einer abweichenden Diagnose: „Also da wundere ich mich immer

356 Vgl. den ersten Band dieser Studie zur Sprachsystemgeschichte des Niederdeutschen, Ehlers (2018).

357 Die außerordentlich weit verbreitete Ideologie der Sprachreinheit begleitete schon den Standardisierungsprozess europäischer Nationalsprachen. Sie prägt als verbreiteter Argumentationstopos beispielsweise auch den Laiendiskurs zum Niederdeutschen, den Arendt (2010: 210) anhand von Befragungen auf der vorpommerschen Insel Usedom herausarbeitet: „*Reinheitstopos*: Weil die gleichzeitige Anwendung von zwei oder mehr Sprachen zu negativ gewerteter Vermischung im Sinne von Verunreinigung führt, sollte jede Sprache nur für sich angewendet und Hochdeutsch und Niederdeutsch unter keinen Umständen vermischt werden.“

dass es immer heißt von wegen Plattdeutsch ist im ... dass es zurückgeht und es fällt ... wird immer ... wird bald verschwinden. Es gibt noch viele Leute die Plattdeutsch sprechen.“ (Frau 46, 1937 A, SP: 168). Wie das Zitat zeigt, ist ihr aber bewusst, dass sie mit dieser Überzeugung von der weit verbreiteten Mehrheitsmeinung abweicht, Gebrauch und Kompetenz des Niederdeutschen hätten in Mecklenburg stark abgenommen.

Von den 48 Interviewpartnern, die einen Rückgang des Niederdeutschgebrauchs konstatieren, sehen 32 (= 66,7 %) die Geschichte des Niederdeutschen in Mecklenburg sogar an ihr baldiges Ende kommen. Für sie hat der mecklenburgische Dialekt keine Zukunft mehr. Auch dieses pessimistische Bild wird von Angehörigen aller befragten Bevölkerungsgruppen geteilt. Herr 33 (1923 A, SP: 255) meint beispielsweise, „die Sprache nochmal wieder zurückzudrehen auf das Plattdeutsche ist nicht möglich“. Er habe „das bedauert und bedaure das heute auch noch die ... dass die [niederdeutsche Sprache] so untergegangen sind ist“ (BI 2: 119). „Das schläft so alles ein mit dem Plattdeutschen“, sagt auch Herr 90 (1961 AA, SP: 396). Auf meine Frage, ob er eine Zukunft sehe für das Niederdeutsche, antwortet er dezidiert mit „nein nein“ (SP: 461). Auch Frau 70 (1954 VA, SP: 294) glaubt, dass die Hoffnung auf eine Zukunft des Niederdeutschen vergeblich ist: „Ja man möchte ja auch dass dieses noch bestehen bleibt dass das nicht ganz verloren geht mit der Zeit. Aber das wird so kommen dass irgendwann keiner mehr Platt spricht.“ Die Geschichte des Niederdeutschen wird als fortschreitender Dialektverlust konzeptualisiert, der kurz vor dem Abschluss steht. Diese Entwicklung wird bedauert, gilt aber den meisten Gewährspersonen als unabwendbar.

Vielfach wird der bevorstehende Dialektverlust mit dem Tod der letzten Generation kompetenter Sprecherinnen und Sprecher in Verbindung gebracht. „Und wenn wir nicht mehr leben dann wird eben nur noch Hochdeutsch gesprochen. Es ist schade aber es wird so sein.“ (Frau 12, 1935 A, SP 2: 92). Diese Ansicht wird nicht nur von alteingesessenen Probanden der Vorkriegsgeneration vertreten, sondern von insgesamt 19 Gewährspersonen aus allen befragten Bevölkerungsgruppen vorgetragen. Ich bringe zwei Beispiele:

Es wird auch immer weniger weil immer weil die Sprache ja immer weniger gesprochen wird. Die Alten sterben aus. Die sprechen es nicht mehr und und die Jungen können es nicht mehr. (Frau 75, 1966 AA, SP 1: 123–124)

Es kann in Wirklichkeit kann es nur schlechter werden weil ja die Alten die das perfekt können die sind ja nicht mehr. Die sterben ja aus ne. Das muss man sehen ne. Das kann nicht besser werden. (Herr 10, 1939 V, SP 1: 253)

Da die letzten dialektkompetenten Sprecher stereotyp unter den „Alten“ verortet werden,³⁵⁸ wird deren erwartbares Ableben oft mit der metaphorischen Vorstellung vom bevorstehenden „Sprachtod“ verbunden. Die vor dem Krieg geborene Frau 82 (1930 A, SP: 321) meint, „dass die Sprache wird aussterben wenn wir nicht sind“. Frau 66 (1962 VA, SP: 199, 200) ist ebenfalls überzeugt, „das [Niederdeutsche] stirbt aus. Je älter die Leute werden umso mehr wird es aussterben.“ Da sie schätzt, die letzten Dialektsprecher „die müssten achtzig sein oder oder ab siebzig aufwärts“, trifft sie eine zeitlich recht präzise Prognose, wann der Sprachtod eintreffen werde: „Die sprechen noch Platt aber in zehn Jahren wird doch nun wird es keine mehr geben die noch Platt können.“

Eine Minderheit von zehn Befragten schließt sich zwar der Mehrheitsmeinung an, dass Gebrauch und Kompetenz des Niederdeutschen in Mecklenburg in den letzten Jahrzehnten so stark zurückgegangen seien, dass seine Existenz akut bedroht ist. Diese Befragten sehen aber gleichwohl noch die Möglichkeit für eine ‚Rettung in letzter Minute‘ und sie nehmen mitunter auch Indizien für eine Umkehr des Entwicklungstrends wahr:

Ich denke eher dass es weniger geworden ist. Aber man hört wieder mehr so von Jüngeren wieder ... denn denn in einigen Schulen ist es ja auch schon wieder möglich wird es ja auch wieder angeboten. Und so besteht auch Interesse bei den Jüngeren so was wieder zu lernen finde ich. Ich finde da... das nimmt wieder zu. (Herr 74, 1959 VV, SP: 182)

Die Hoffnungen auf eine Rettung des Niederdeutschen vor dem drohenden Sprachtod liegen ausschließlich bei gezielten Maßnahmen der Sprachförderung. Herr 64 (1936 A, SP: 240) hat „das Gefühl jetzt wird mehr Plattdeutsch ja wieder gefördert und dies und das. Aber sonst würde das mit der Zeit ausgestorben sein.“ Als Instanzen, in denen die notwendige Sprachförderung geleistet werden könnte, werden einerseits die Institutionen

358 Dass die ältesten Menschen der Bevölkerung „am besten Niederdeutsch beherrschen“, ist eine stereotype Überzeugung, deren weite Verbreitung auch Arendt (2010: 212) bei ihren Befragungen unter Bewohnern Usedom bestätigt gefunden hat.

öffentlicher Bildung, aber auch private Vereine genannt. „Wenn man da jetzt nicht anfängt im Kindergarten oder ... das aufzubauen dann ist es irgendwann vorbei“, meint Frau 75 (1966 AA, SP 1: 217). Frau 14 (1936 V, SP 2: 246) denkt, dass vor allem die Schule intervenieren könnte, um das Niederdeutsche zu bewahren, „wenn wir die entsprechenden Lehrkräfte haben ja. Wenn wir das nicht haben geht es ein.“ Herr 88 (1966 AZ, SP: 358), fragt sich zwar „warum das dann tatsächlich irgendwann so so ausgestorben ist“, sieht aber dennoch eine Zukunftsperspektive für das Niederdeutsche in der Sprachförderung durch Vereine: „Na ich glaube zu spät ist es nicht. Es gibt ja genügend Traditionsvereine die sich damit beschäftigen ne.“ (ebd.: 348).

Die Entwicklung des Niederdeutschen in dem Zeitraum, den meine Gewährspersonen aus eigener Anschauung miterlebt haben, wird also nahezu durchgängig in düsteren Bildern eines rasch fortschreitenden Dialektverlusts und eines unmittelbar bevorstehenden Sprachtods konzeptualisiert. Eine mögliche Trendwende in dieser umfassenden Verfallsgeschichte wird allenfalls in gezielten Sprachfördermaßnahmen der Gegenwart gesehen.

Welche Gründe geben meine Befragten nun dafür an, dass der Gebrauch des Niederdeutschen in den letzten Jahrzehnten so stark abgenommen hat? Insgesamt 23 Befragte stimmen in der Diagnose überein, dass die Zuwanderung der Flüchtlinge und Vertriebenen nach 1945/1946 den entscheidenden Anstoß für den Sprachwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen in der mecklenburgischen Alltagskommunikation gegeben habe. Besonders einhellig teilen die Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration diese Ansicht: „Wir mussten uns umstellen in der Sprache aufgrund der Umsiedler“, sagt der 1923 geborene Herr 33 (1923 A, BI 2: 62). Ebenso begründet Herr 42 (1924 A, SP: 142) die Abkehr vom Niederdeutschen: „Ja das kam ja nachher durch die Flüchtlinge oder wollen wir mal sagen Umsiedler. Mit denen musste man ja hochdeutsch reden ne.“

Mehrere alteingesessene Zeitzeugen führen den Sprachwechsel in detaillierteren Schilderungen ebenfalls darauf zurück, dass das Hochdeutsche als *lingua franca* die Sprachbarriere zwischen alteingesessenen Mecklenburgern und Zuwanderern zu überbrücken half. Herr 61 (1934 A, SP: 175, 177) begründet, warum nach der Ankunft der Zuwanderer „Hochdeutsch mehr die Umgangssprache geworden“ sei, beispielsweise wie folgt:

Das kann nur damit zusammenhängen dass sie das Platt nicht verstanden haben und es nicht sprechen konnten. Und dass dadurch praktisch dann die hochdeutsche Sprache ... die konnten sie ja auch und die haben sie mitgebracht. Die konnten möglicherweise ihr Platt. Bloß das haben wir wieder nicht kapiert. Und dass sie dadurch dann ... dass dadurch das Hochdeutsche die dominierende Sprache auf dem Dorf geworden ist.

Durch die Anwesenheit der vielen Ortsfremden, so beschreibt es Herr 15 (1921 A, BI: 220), sei das Hochdeutsche zum üblichen Medium in der Kommunikation mit Unbekannten geworden:

Wir wussten dann nicht war das nun ein Flüchtling oder war das noch ein Mecklenburger. Gefragt hat man nicht. Man hat gleich Hochdeutsch gesprochen. Also da hat sich die hochdeutsche Sprache ... ist hier richtig ... muss man mal sagen die plattdeutsche Sprache ist in den Hintergrund gekommen.

Für die älteren Alteingesessenen ist die Immigration der Ortsfremden nach 1945 die üblichste Erklärung, mit der die Abkehr vom Niederdeutschen in den Nachkriegsjahren begründet wird.

Aber auch einige Vertriebene, die nach dem Krieg nach Mecklenburg kamen, schließen sich diesem Argumentationsmuster an. So erklärt Frau 22 (1934 V, SP: 285) ihre Beobachtung, dass die Alteingesessenen heute kaum noch niederdeutsch sprächen, „durch ich nehme an durch die Zusie... also ja Flüchtlinge [...] die hier dazu gekommen sind die dann hochdeutsch gesprochen haben“. Auch die aus Ostpreußen stammende Frau 43 (1937 Z, SO: 195) begründet den Rückgang des Niederdeutschen dadurch, dass das Hochdeutsche die Verständigung zwischen den Bevölkerungsgruppen ermöglichte, „einfach dadurch dass 45 ja das Volk doch durcheinander gemischt wurde und dann eben auch andere kamen die anders sprachen. Und dann musste man sich ja auch ein bisschen anpassen ne wenn man verstehen wollte.“

Bemerkenswerterweise vertreten sogar einige Angehörige der Nachkriegsgeneration – sowohl aus alteingesessenen Familien als aus Vertriebenenfamilien – die Ansicht, dass der Immigration Schub nach dem Zweiten Weltkrieg die Abkehr vom Niederdeutschen verursacht habe. Obwohl diese zum Teil lange nach 1950 geborenen Probanden die ersten Jahre nach der Ankunft der Flüchtlinge und Vertriebenen in Mecklenburg gar nicht als Ohrenzeugen selbst erlebt haben, stellen sie wie beispielsweise Frau 75 (1966 AA, BI 1: 154) fest, die einquartierten Vertriebenen hätten

„natürlich nur Hochdeutsch gesprochen. Die verstanden ja kein Platt. Und so ist es automatisch so gewesen, dass die [Alteingesessenen] Hochsch... deutsch sprechen mussten“. Aus der Perspektive der Vertriebenen schildert Herr 50 (1950 VV, BI: 37) den Sprachwechsel nach dem Krieg entsprechend so: „Damals die Alten“ hätten „nur Platt“ gesprochen, „und wir haben uns und wir haben uns dadurch dann mit unserem Hochdeutschen durchgesetzt“.

Das Geschichtsnarrativ vom kausalen Zusammenhang zwischen der Einwanderung der Vertriebenen und der Abkehr vom Niederdeutschen ist in allen Teilen der mecklenburgischen Bevölkerung so weit verbreitet, dass von einem stereotypen Geschichtskonzept gesprochen werden kann. Es wird nicht nur von Interviewpartnern entfaltet, die dieses Geschichtsbild als „situatives Erfahrungswissen“³⁵⁹ reklamieren können, sondern auch von Probanden, die den betreffenden Entwicklungsabschnitt in der Geschichte des Niederdeutschen gar nicht aus eigener Anschauung verfolgt haben können. Frau 75 (1966 AA, BI 1: 153) präsentiert den Begründungszusammenhang zwischen der Aufgabe des Niederdeutschen und der Vertriebenenimmigration daher ausdrücklich als „referiertes Wissen“: „Und dadurch sagt mein Vater eben also durch die ganzen Sudeten-deutschen und eben die hier ... Pommern also hier Ostpreußen und so was die hier reinkamen“, sei das Niederdeutsche ins Hintertreffen geraten. Der Topos vom Dialektverlust in der Folge der Vertriebenenimmigration wird nicht nur auch von Bewohnern anderer norddeutscher Regionen geteilt,³⁶⁰ sondern er ist auch von der sprachwissenschaftlichen Fachliteratur zur Geschichte des Niederdeutschen vielfach aufgegriffen worden.³⁶¹

359 Jürgens / Schröder (2016: 356) empfehlen bei der Analyse der Realisierung von stereotypen Konzepten und Argumenten in Laieninterviews zu unterscheiden, als welche Wissensform die Probanden ihre Ansichten über die betreffende Sprache präsentieren: „Handelt es sich bei dem Beleg um deklaratives Weltwissen oder situatives Erfahrungswissen? Gibt es innerhalb des Stereotypenkomplexes Sonderformen wie angewandtes Wissen oder referiertes Wissen?“

360 Tophinke (2015: 120) verweist auf eine Umfrage von 1967 unter der Bevölkerung Westfalens, die zeigt, „dass die kriegsbedingten Migrationsbewegungen in Südwestfalen und Ostwestfalen als für den Sprachenwechsel wesentlich mitverantwortlich betrachtet wurden.“

361 Vgl. meine kritische Revision dieses linguistischen Argumentationstopos in Ehlers (2013).

Gelegentlich verweisen die Zeitzeugen aber auch auf andere Migrationsbewegungen, um den Rückgang des Niederdeutschen im alltäglichen Sprachgebrauch zu erklären. Hier wird mehrfach die starke überregionale Arbeitsmigration innerhalb der DDR genannt:

So und dann haben wir uns ja Leute [als Arbeitskräfte für den Rostocker Hafen] unten aus dem Süden geholt. Auch die Marine die hier zu Hause war ne. [...] Die kamen dann die meisten kamen ... man hat auch von hier welche genommen natürlich aber die kamen unten aus dem Süden ne. Sachsen Thüringen Berliner waren auch viele hier mit ne. [...] Und das war eben dann das Komplizierte in sagen wir mal so 50er 60er Jahre. Deswegen ist damals auch Plattdeutsch bisschen nieder... (Herr 16, 1935 A, BI 2: 105)

Herr 89 (1950 AA, SP: 244) hat dieses „zwangsweise Hin- und Hergeschiebe“ während seines Studiums und seiner Tätigkeit als Lehrer erlebt, das zu einer regionalen Durchmischung der Lehrerkollegien an den Schulen geführt habe. „Dadurch war natürlich an der Schule wirklich wieder nur mit dem älteren Kollegen das mal möglich den einen oder anderen Satz oder das kurze Gespräch auf Platt zu führen.“ (ebd.: 248).

Frau 85 (1954 AA, SP 2: 74–75) hat als einzige Zeitzeugin eine zeitlich viel jüngere Migrationsbewegung im Auge, um das ihrer Ansicht nach bevorstehende Ende des Niederdeutschen zu erklären. Durch die wirtschaftlichen Umbrüche nach 1989 seien die altersgemischten Arbeitskollektive aufgelöst worden und so die intergenerationelle Tradierung des mecklenburgischen Dialekts abgerissen:

Und die Jungen haben sie alle rausgeschmissen weil ‚soviel brauchen wir jetzt nicht mehr‘. Ist dann privatisiert worden und die Jungen Abiturienten teilweise und so die sind alle in den Westen. [...] Das macht ja auch Sinn und so weiter. Aber die hätten wenn das wenn das keine Wende gegeben hätte hätten durch die Al... Sprachgebrau... ... Sie wissen schon was ich sagen will hätten das mitgekriegt. So und dadurch dass die nun alle sterben [pfeift]. So. So war das.

Nicht nur die Zuwanderung Ortsfremder, sondern auch die Abwanderung Alteingesessener hat demnach die Geschichte des Niederdeutschen in Mecklenburg beeinflusst.³⁶²

362 Für die Zeit vor 1945 bringt einer meiner ältesten männlichen Interviewpartner einen dritten Aspekt zum Zusammenhang von Migration und Dialektverlust zur Sprache: den zum Teil jahrelangen Aufenthalt großer Teile der männlichen Bevölkerung in hochdeutschen Sprachumfeldern während Krieg und

In der neueren linguistischen Literatur zur Geschichte des Niederdeutschen in der DDR wird verschiedentlich die These vertreten, „der allgemeine Rückgang des Plattdeutschen, der nach 1945 verstärkt einsetzte, wurde in den 50er und 60er Jahren durch die offizielle negative Bewertung der Dialekte vorangetrieben“ (Herrmann-Winter 1991: 24). Die negative Entwicklung des Niederdeutschen wäre demnach zumindest in bestimmten Phasen der DDR-Geschichte dem Einfluss „offizieller Stigmatisierung der Dialekte“ (Herrmann-Winter 1994: 458) geschuldet gewesen.³⁶³ Meine umfangreichen Zeitzeugenbefragungen boten eine gute Gelegenheit, einmal zu überprüfen, ob die sprachwissenschaftlichen Darstellungen auch der Wahrnehmung der zeitgenössischen Sprecherinnen und Sprecher selbst entsprechen. Ich habe daher viele meiner Probanden gefragt, ob sie meinen, dass das Niederdeutsche in der DDR politisch unerwünscht gewesen bzw. administrativ bekämpft oder aber im Gegenteil begünstigt worden sei. Einige Zeitzeugen kamen auch von sich aus auf die Thematik des politischen Einflusses auf das Niederdeutsche zu sprechen. Die insgesamt 42 Stellungnahmen zur dieser Frage, die ich aufgezeichnet habe, sind inhaltlich erstaunlich disparat. Dabei ist nicht ersichtlich, dass bestimmte Ansichten von bestimmten Befragten besonders favorisiert würden.

Neben vier Personen, die keine dezidierte Meinung zur Frage nach einem politischen Einfluss auf die Entwicklung des Niederdeutschen äußerten, will eine große Gruppe von 14 Gewährsleuten aus allen Bevölkerungsgruppen tatsächlich politisch begründete und staatlich veranlasste Restriktionen gegen das Niederdeutsche wahrgenommen haben. Herr 64

Gefangenschaft. Er berührt damit eine Thematik, die sprachwissenschaftliche Darstellungen zur Geschichte der deutschen Dialekte bislang kaum in den Blick nehmen. Neben der Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Krieg nennt Herr 33 (1923 A, BI 2: 119) den Krieg selbst als einen Grund dafür, dass das Niederdeutsche „so untergegangen“ sei: „Und nach meinem Dafürhalten ist das gekommen ... erstmal der Krieg. Dass wir aus der Jugend rausgerissen wurden Hochdeutsch sprechen mussten um uns zu verständigen.“

³⁶³ Zur Periodisierung der Kulturpolitik der DDR gegenüber dem Niederdeutschen vergleiche die beiden chronologisch aneinander anschließenden Texte Herrmann-Winter (1998) und Bader (1998). Einen Überblick über die Entwicklung des politischen Diskurses der DDR zum Niederdeutschen gibt auch Arendt (2010: 115–127.)

(1936 A, SP: 127) beispielsweise bekräftigt, „hundertprozentig war es nicht gewollt und nicht gern gesehen“: „Aber wie schon gesagt es wurde weder gefördert noch wurde es gerne gesehen aus meiner Sicht. Politisch ideologisch. Weiß nicht.“ (ebd.: 185). Auch Herr 45 (1931 A, BI 1: 223) ist überzeugt, dass die Zurückdrängung des Niederdeutschen „auch politisch gewollt gewesen [ist] bei uns.“ „Bei uns war es verpönt.“ (ebd.). Auch andere Probanden führen die verbreitete „Verpönung“ des Niederdeutschen, von der bereits in Abschnitt 3.4.4 die Rede war, auf den Einfluss der Politik zurück. Das Niederdeutsche war in der DDR demnach „verpönt auch von der Regierung her“ (Herr 16, 1935 A, BI 2: 105).

Mehrere Zeitzeugen sehen in der Tatsache, dass der Schulunterricht ausnahmslos auf das Hochdeutsche abgestellt war, eine gezielte politische Maßnahme gegen das Niederdeutsche. Frau 75 (1966 AA, SP 1: 171) äußert die Überzeugung, dass die absolute Dominanz des Hochdeutschen an der Schule „bewusst von ... vom Staat gemacht worden ist dieses zu unterdrücken und nicht zu fördern“. Herr 50 (1950 VV, SP: 105) bringt auf meine Frage, ob er meine, dass das Niederdeutsche politisch erwünscht oder nicht erwünscht gewesen sei, ebenfalls das Beispiel der Schule, um seine Ansicht zu belegen:

Ja nicht nicht erwünscht. Das haben ... habe ... so mit im Unterricht hier. Nein wenn wir dann uns Platt aus... ausdrücken wollten oder was. ‚Nein sprech du mal hier hochdeutsch. Wir wollen nicht‘. Das war zu merken.

Wie ihre beim Interview anwesende Cousine, die davon überzeugt ist, dass die Abkehr vom Niederdeutschen „gesteuert worden ist“, denkt auch Frau 83 (1954 VA, SP: 388, 389) „dass man das nicht wollte“: „Wenn es gewollt gewesen wäre hätte man ja auch in der Schule ein bisschen Wert darauf legen müssen.“ (ebd.: 391).

Zehn andere Interviewpartner verweisen zwar ebenfalls darauf, dass das Niederdeutsche in der DDR nicht speziell gefördert worden sei. Aber sie werten diesen Befund nicht als Beleg für eine gezielt dialektfeindliche Politik des Staates, sondern eher als ein Zeichen von politischem Desinteresse an dezidierter Sprachpolitik überhaupt. Ihnen zufolge ist von staatlicher Seite in der DDR weder im unterstützenden noch im restriktiven Sinn in die Geschichte des Niederdeutschen eingegriffen worden. „Also gefördert wurde es auf keinen Fall. Das wurde aber nicht verboten. So war

das auch nicht.“ (Frau 12, 1935 A, SP 1: 344). Ganz ähnlich sagt auch Herr 1 (1932 V, SP: 160): „Ich ich kann nicht sagen dass sie es [das Niederdeutsche] gefördert haben. Aber aber dagegen hatten sie auch nichts.“ In derselben ‚Weder-Noch-Argumentation‘ pflichtet beispielsweise auch Herr 24 (1926 A, SP: 196) bei: „Also dass diese Sprache unterdrückt wurde das kann ich wohl nicht sagen. Gefördert wurde sie nicht. Also von staatlicher politischer Seite nicht.“

Es findet sich in meiner Stichprobe allerdings auch eine dritte, ebenfalls recht große Gruppe von zwölf Interviewpartnerinnen und -partnern, die der Annahme rundum widerspricht, das Niederdeutsche sei in der DDR Ziel politischer Agitationen oder Restriktionen gewesen. „Also ich gl... kann mir nicht vorstellen dass es politisch nicht gewollt war dass dass man das so ganz und gar abdrängen wollte. Das glaube ich nicht.“ (Herr 59, 1961 VA, SP 1: 189). Mehrere Probanden verweisen darauf, dass sie keinerlei Maßnahmen gegen das Niederdeutsche erlebt hätten: „Hat keiner was gesagt.“ (Frau 39, 1932 V, SP 1: 253). Herr 33 (1923 A, SP: 194) erinnert sich noch an „viele böse Schandtaten von denen“, „aber dass die Sprache unterdrückt wurde da kann ich muss ich sagen ... habe ich nicht bemerkt“. „Dei hemm je nu ok niks Bös‘ mäkt wat de Språk anbelangt“, meint auch Frau 85 (1954 AA, SP 1: 230). Schließlich heben einige Befragte hervor, das Niederdeutsche sei ja in der DDR-Zeit fortlaufend in der Presse und auf der Bühne präsent gewesen, Fritz Reuter habe man in der Schule gelesen.³⁶⁴ Und sie werten diese Befunde als Belege dafür, dass das Niederdeutsche in der DDR keineswegs von staatlicher Seite unterdrückt werden sollte.

Zur Frage, ob in der DDR-Zeit von politischer Seite in die Entwicklung des Niederdeutschen eingegriffen worden sei, sind meine Interviewpartnerinnen und -partner also sehr geteilter Meinung. Während eine Reihe von Probanden davon ausgeht, der Staat habe gezielt gegen die Verwendung des Niederdeutschen agiert und seine Förderung bewusst vernachlässigt, spricht sich eine fast ebenso starke Gruppe von Zeitzeugen gegen diese

³⁶⁴ Herr 4 (1928 A), Frau 46 (1937 A), Herr 61 (1934 A). Vgl. aber die Zeitzeugenberichte aus 3.1.4, aus denen hervorgeht, dass die niederdeutsche Literatur nur in den ersten Nachkriegsjahren in der Schule behandelt wurde.

Annahme aus und verweist zum Teil darauf, dass das Niederdeutsche in Kultur, Medien und Schule der DDR durchaus präsent war. Eine dritte Gruppe hält die Politik der DDR für sprachpolitisch indifferent und sah hier weder unterstützende noch restriktive Maßnahmen wirken. Letztlich überwiegen damit die Stimmen, die eine politische Einflussnahme auf das Niederdeutsche ausschließen.

Dass die Ansichten zum Einfluss der Politik auf die Entwicklung des Niederdeutschen von meinen Zeitzeugen so weit auseinanderliegen, mag zum Teil daran liegen, dass sie sich bei ihren Einschätzungen auf Erfahrungen aus unterschiedlichen Zeitabschnitten innerhalb der DDR-Geschichte stützen. Herr 9 (1939 A, SP: 174) beispielsweise sieht hier zwei deutlich geschiedene Phasen der Sprachpolitik gegenüber dem Niederdeutschen:

Also also also es gab es gab es gab eine Zeit lang wo das überhaupt nicht gewollt war. Und dann mit einem Mal so ich denke Anfang der 60er Jahre da kamen manchmal Leute eben auf die Idee das müsste wiederbelebt werden ja. Also da ist das auch so von ne Kulturbund und so ... die sind wohl darin ein bisschen aktiv geworden.

So wie Herr 9 gliedern auch viele andere Interviewpartner die Entwicklung des mecklenburgischen Dialekts seit dem Zweiten Weltkrieg in verschiedene Abschnitte, die dabei freilich zum Teil nicht unmittelbar mit den politischen Rahmenbedingungen in Beziehung gesetzt werden. Die Geschichte des Niederdeutschen wird zwar, wie wir oben gesehen haben, mit großer Einhelligkeit insgesamt als eine Verlustgeschichte konzeptualisiert. Viele Probanden benennen aber mit gewissen Übereinstimmungen innerhalb dieser Verlustgeschichte bestimmte Anfangs- und Kulminationsphasen oder geben auch Zeiträume an, in denen sie Ansätze für eine Trendumkehr sehen. Wie strukturieren meine Interviewpartner also die Geschichte des mecklenburgischen Dialekts in den letzten 70 Jahren? Ich sichte für die folgende Darstellung einfachheitshalber nur die Zeitzeugenaussagen, die explizite Zeitangaben enthalten.

Da sehr viele Probanden den Sprachwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen auf die massenhafte Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen zurückführen, erscheint es nur konsequent, dass das Kriegsende häufig als der zeitliche Ausgangspunkt des Dialektverlusts gesehen wird. Frau 43 (1937 Z, SO: 240) beispielsweise antwortet auf meine Frage, warum es ihrer Meinung nach zum Rückgang des Niederdeutschen

gekommen sei: „Ich würde einfach sagen das ist mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges dadurch dass eben dass die Bevölkerung so bunt durchmischt wurde.“ Mehrere Zeitzeugen heben die Tiefe der Zäsur in der Geschichte des Niederdeutschen dadurch hervor, dass sie Ausgangs- und Endpunkt der Entwicklung um 1945 stark kontrastieren. Frau 81 (1936 A, SP: 81, 83) etwa erzählt, vor dem Krieg sei in ihrem Wohnort „nur Platt gesprochen“ worden, „immer Plattes. Das ging ja nachher erst los wie die Umsiedler nachher alle gekommen sind ne.“ Herr 61 (1934 A, SP: 171) streicht dagegen die schnelle und vollständige Durchsetzung des Hochdeutschen heraus: „Also nach 45 als die Umsiedler da waren ... da wurde auch im Dorfumgang wurde eigentlich nur Hochdeutsch gesprochen.“ Der Übergang vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen, den die Immigration der Vertriebenen angestoßen haben soll, wird vielfach als abrupter Wechsel von der einen zur anderen dominierenden Varietät konzeptualisiert.³⁶⁵

Vor dem Hintergrund dieser weit verbreiteten Narrative von der sprachgeschichtlichen Bedeutung der Vertriebenenimmigration ist es bemerkenswert, wie viele Probanden einen deutlich wahrnehmbaren Rückgang des Niederdeutschen doch erst in die mittleren Jahrzehnte der DDR-Geschichte verlegen. Nach der Einschätzung von Herrn 4 (1928 A, SP: 267) „hat das Plattdeutsche in den 50er Jahren schon an Bedeutung verloren hier in Schwaan“. Herrn 48 (1939 A, SP: 454) ist nach seiner Rückkehr von einer zweijährigen Ausbildung mit einem Mal deutlich aufgefallen, wie sehr der Niederdeutschgebrauch in der Bevölkerung seines Wohnortes zurückgegangen war: „Also es war ganz fremd. Ist ganz fremd geworden. Und das war in den 60er Jahren da war das schon so.“ Mehrere Zeitzeugen sehen den Dialektverlust sogar überhaupt erst in den 50er oder 60er Jahren beginnen. Nachdem Herr 64 (1936 A, SP: 233) im Interview das Geburtsjahr seines Sohnes erwähnt hatte, fährt er zum „Stichwort 59“ fort: „Mit [dem Jahr] 59 ungefähr wenn man eine Zäsur legen will stirbt das Niederdeutsche im im Ju... Kinder- und Jugendalter langsam aus. Das ist so.“

365 Bei Befragungen von Probanden in der Lüneburger Heide bekommt auch Erdmann (1992: 20) den Eindruck vermittelt, das Niederdeutsche habe durch die massive Einwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen dort „in a matter of month“ in sämtlichen außerfamiliären Verwendungsbereichen seine Bedeutung verloren.

Frau 36 (1930 A, SP 2: 197–198) sieht den Abbruch der familiären Tradierung des Niederdeutschen sogar noch etwas später beginnen: „In den 70er Jahren war das [Niederdeutsche] mal so verpönt.“ „Und da ist das schon angefangen“, erklärt sie, dass „auch viele Eltern nur noch hochdeutsch mit ihren Kindern gesprochen“ hätten. Nicht nur das Ende der familiären Tradierung des Niederdeutschen wird in die Zeit vor und nach 1960 verlegt, sondern auch in außerfamiliären Verwendungskontexten hat der mecklenburgische Dialekt den Probanden zufolge zur selben Zeit ähnlich einschneidende Veränderungen durchgemacht. Das Niederdeutsche sei, so sagt Herr 89 (1950 AA, SP: 174), noch „in den 50igern Anfang der 60er Jahre wirklich verbreitet gewesen“. „Ein großer Schnitt generell denke ich mal kam Anfang der 60er.“ Als Begründung gibt Herr 89 den „Hafen-ausbau“ an, die „Seefahrt [sei] ja dominiert von Sachsen gewesen“. Man habe nämlich „von staatlicher Seite irgendwo versucht die Völker zu ... oder die Volksgruppen oder wie wir sie nennen wollen zu durchmischen.“ (ebd.: 177, 178). Insbesondere die Probanden, die in der Binnenmigration der DDR und in einer allgemeinen „Verpönung“ des Niederdeutschen einen Grund für dessen Niedergang sehen, setzen den Beginn des Dialektverlust häufig in einen mehr oder weniger breiten Zeitraum um 1960 an.

Einige meiner Zeitzeugen sehen aber schon während der DDR-Zeit auch erste Ansätze einer Gegenbewegung gegen den fortschreitenden Verlust des mecklenburgischen Dialekts. Als frühesten Zeitpunkt benennt Herr 9 (1939 A, SP: 174) den Beginn der 1960er Jahre. Zuvor sei das Niederdeutsche „überhaupt nicht gewollt“ gewesen, „und dann so ich denke Anfang der 60er Jahre da kamen manchmal Leute eben auf die Idee dass müsste wiederbelebt werden ja“. Er verweist hier auf Aktivitäten des Kulturbunds und für den kirchlichen Bereich auf die Herausgabe einer niederdeutschen Bibel und eines niederdeutschen Gesangsbuches. Herr 64 (1936 A, SP: 128) sieht einen deutlich späteren Beginn von sprachpflegerischen Initiativen in der DDR. Das Niederdeutsche sei lange „nicht gern gesehen“ gewesen und sei auch „nicht gefördert“ worden, „das kam erst in den letzten Jahren der DDR. Dann ja aber vorher überhaupt nicht“. Herr 49 (1954 VV, SP 1: 117) hat einen ähnlichen Entwicklungsverlauf in Erinnerung. Das Niederdeutsche war ihm zufolge lange Jahre „noch gar nicht aktuell“ und auch in den Schulen der DDR nicht behandelt worden:

Das so wie ich weiß kam das erst Ende der 70er Mitte der späten 70er dass das dann eingeführt wurde. Und und dass ... oder nachher auch sowieso dann in ach... späten Achtzigern war es auch noch Mode weiß ich ganz groß. Und jetzt erst recht nach der Wiedervereinigung. Aber so etwas war nicht aktuell.

Schon innerhalb der Geschichte der DDR sehen einige Zeitzeugen also erste Ansätze zu einer Gegenbewegung gegen den fortschreitenden Verlust des mecklenburgischen Dialekts.

Wie Herr 49 in seiner eben angeführten Äußerung verbinden insgesamt zwölf meiner Gewährspersonen die politische Wende im Jahr 1989 mit einem bedeutenden Entwicklungsschritt in der Geschichte des mecklenburgischen Dialekts. Für die meisten von ihnen (neun Personen) markiert „die Wende“ den Beginn einer Phase verstärkter und gezielter Förderung des Niederdeutschen. Frau 55 (1952 AA, SP 1: 124) beispielsweise meint, das Niederdeutsche habe früher in der Kindergartenerziehung „keine Rolle gespielt“. „Das ist erst jetzt nach der Wende dass da wieder mehr drauf hingearbeitet wird.“ Herr 89 (1950 AA, SP: 203) berichtet von ähnlichen Erfahrungen im Schulwesen der DDR. Dort „wollte man das [Niederdeutsche] nicht oder so“, „weil man ja nach der Wende hat man ja wirklich wieder angefangen. ‚Wir müssen es erhalten. Wir müssen es irgendwo fördern.‘“ Einen allgemeinen Umschwung in der Einstellung zur Förderung des Niederdeutschen hat auch Herr 74 (1959 VV, SP: 201) wahrgenommen: „Ja das das war ja auch so so eben von so so kurze Zeit nach der Wende da kam dat doch auch auf. Kann i... hier auch da kann ich mich gut daran erinnern. Mensch wie viele haben gesagt, ‚jou die Kinder müssen Platt lernen.‘“ Er spricht von einer regelrechten „Kampagne“ zugunsten des Niederdeutschen.

Drei Befragte sehen im Jahr 1989 dagegen eine Wende zum Schlechteren in der Geschichte des Niederdeutschen. Für Frau 85 (1954 AA, SP 2: 74) ist die gesellschaftliche und ökonomische Wende sprachgeschichtlich von Bedeutung, weil durch die Entlassungswelle in der Hafenindustrie überkommene Arbeitszusammenhänge, in denen das Niederdeutsche von älteren Kollegen an jüngere weitergegeben worden sei, zerschlagen wurden: „Alles war schön. Dann kam die Wende. [...] Und die Jungen haben sie alle rausgeschmissen weil ‚soviel brauchen wir jetzt nicht mehr.‘“ Frau 35 und Herr 61 sehen in der Wende 1989 vor allem ein Ende der früheren Sprach- und Kulturförderung in der DDR. In den Schulen der DDR habe

es geheißen, „die Sprache soll wieder erhalten bleiben“. „Und jetzt nach der Wende wurde nachher gar nicht mehr so viel ne.“ (Frau 35, 1927 A, SP 3: 62). Herr 61 (1934 A, SP: 308) nennt das Beispiel der niederdeutschen Bühne in Rostock, „ja denen geht es schlechter als zu DDR-Zeiten.“ Ähnlich sei es nach 1989 dem Wossidlo-Ensemble in Ribnitz-Damgarten ergangen.

Das ist zu DDR-Zeiten ist das gefördert worden. [...] Das ist aber finanziert worden seinerzeit von der von der Faserplatten... vom Fa... Faserplattenwerk dort. Heute ist ja alles tot. Die Faserplatte ist mehrfach privatisiert worden und mehrfach ausgeraubt worden. Und und das das das Wossidlo-Ensemble ja das krebst auch so dahin. (ebd.: 314).

Ob im positiven oder im negativen Sinne zog die Wende 1989 für viele Zeitzeugen eine einschneidende Veränderung in den Förderstrukturen des Niederdeutschen nach sich.

Auch der letzte Zeitabschnitt der erinnerten Sprachgeschichte, der bis in die Gegenwart der Interviews zwischen 2010 und 2015 hineinreicht, wird von den Zeitzeugen nahezu ausschließlich als eine Phase zunehmender sprachpflegerischer Förderung des Niederdeutschen wahrgenommen und von der Vergangenheit abgegrenzt: „Jetzt wird ja die plattdeutsche Sprache gefördert auch noch ja. Und das war früher nicht.“ (Herr 63, 1933 A, SP: 149). Auch wenn sie davon überzeugt ist, dass das Niederdeutsche „aussterben“ wird, charakterisiert Frau 82 (1930 A, SP: 409) dessen jüngste Entwicklungsphase ganz ähnlich: „Aber ich finde heute fördern sie das doch noch mehr. Mit diesem ... die fangen doch jetzt schon an. Die wollen doch jetzt schon wieder Kinder und so.“ Frau 66 (1962 VA, SP: 227) beschreibt den Einstellungswandel, der die zunehmenden Förderung in jüngster Vergangenheit zugrunde liegt, ausführlicher wie folgt:

Und Mecklenburgisch das kommt jetzt in den letzten Jahren erstmal so. Wo man merkt ‚Leute ihr sterbt ja alle weg! Wir haben bald keinen mehr der Platt sprechen kann. Dann müssen wir es mal langsam ja bewahren aufbewahren wie auch immer oder was.‘

Auch sie ist gleichwohl der Meinung, „man hat es auch viel zu spät damit begonnen“ (ebd.), das Niederdeutsche entschieden zu fördern.

Die zitierten Ausführungen von Frau 66 sind ein guter Anknüpfungspunkt, um die Beobachtungen des vorliegenden Abschnitts noch einmal kurz zu resümieren. Die Entwicklung des Niederdeutschen in Mecklenburg

wird von den Zeitzeugen der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration generell als eine Verfallsgeschichte konzeptualisiert. Dabei denken sie weniger an den strukturellen Abbau des Niederdeutschen als einen massiven „Dialektverlust“³⁶⁶ im alltäglichen Sprachgebrauch. Dieser Dialektverlust ist in den Augen der meisten Probanden in den letzten 70 Jahren bis zu einem unmittelbar bevorstehenden Sprachtod vorangeschritten. Die wenigen Gewährsleute, die hier noch auf ein Trendwende ‚in letzter Minute‘ hoffen, setzen ausschließlich auf gezielte, insbesondere schulische Sprachförderung.

Als Hauptgrund für den Sprachwechsel zum Hochdeutschen machen die Zeitzeugen die Zuwanderung von Ortsfremden aus. Hier wird mit stereotyper Einhelligkeit insbesondere auf die Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Krieg verwiesen, häufig aber auch die innerstaatliche Arbeitsmigration seit den 1950er Jahren angeführt. Zur Frage einer politischen Einflussnahme auf die Entwicklung des Niederdeutschen in der DDR gehen die Meinungen unter den Befragten weit auseinander, eine Mehrheit geht aber nicht von gezielten und wirksamen Interventionen gegen den Gebrauch des mecklenburgischen Dialekts aus.

Die zeitliche Strukturierung der Entwicklung des Niederdeutschen, die die Zeitzeugen zum Teil mit einschneidenden Zäsuren gliedern, orientiert sich größtenteils augenfällig an Veränderungen im gesellschaftlichen Kontext des Sprachgebrauchs. Ein oft als abrupt charakterisierter Beginn der Verfallsgeschichte wird in der Ankunft der vielen Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg gesehen. Als eine weitere Kulminationsphase des Dialektverlusts, während der gerade auch die familiäre

366 Nach Peters (2015: 31) ist die Situation der niederdeutschen Dialekte seit 1920 / 1930 von „Dialektverfall“ und „Dialektverlust“ gekennzeichnet: „*Dialektverfall*: Die Mundarten übernehmen Elemente aus der Standardsprache, vor allem im Wortschatz. [...] Hinzu kommt der *Dialektverlust*: Die Mundart wird immer weniger gesprochen, und zwar zum einen in immer weniger Situationen (Funktionsverlust), zum anderen von immer weniger Menschen (Rückgang der Mundartkompetenz).“ Der laienlinguistische Topos des „Dialektschwundes“, der nach Arendt (2010: 214) auch im Niederdeutschdiskurs der Bevölkerung auf Usedom verbreitet ist, bezieht sich vorwiegend auf den Funktions- und Kompetenzverlust des Niederdeutschen, während die strukturelle Annäherung an die hochdeutsche Standardsprache nur von wenigen Probanden bemerkt wird.

Tradierung des Niederdeutschen abreißt, werden häufig die 1950er bis 1970er Jahre gesehen. Der Dialektverlust in diesen mittleren Jahrzehnten der DDR wird dabei oft mit der starken Binnenmigration von Arbeits- und Führungskräften innerhalb der DDR und mit einer kulturpolitischen Marginalisierung bzw. dezidierten „Verpönung“ des Dialektgebrauchs in Verbindung gebracht. Erste Ansätze sprachpflegerischer Ambitionen und einer einsetzenden Förderung des Niederdeutschen werden spätestens seit den 1970er Jahren wahrgenommen, in denen die Kulturpolitik der DDR begann, regionale Traditionen zu pflegen und beispielsweise mit der Gründung des „Mecklenburgischen Folklorenzentrums für die drei Nordbezirke“ 1978 auch institutionell verankerte.³⁶⁷ Für die Zeitzeugen markiert dann aber vor allem die politische Wende 1989 einen Einstellungswandel gegenüber dem Niederdeutschen und den Beginn breiter institutioneller Bemühungen um den Erhalt der inzwischen stark in seiner Fortexistenz bedrohten Varietät. Auch wenn das Ende der DDR für viele Zeitzeugen einen merklichen Einschnitt in der Geschichte des mecklenburgischen Niederdeutsch darstellt, bedeutet dies nicht, dass sie die damit verstärkt einsetzende Förderung des Niederdeutschen als aussichtsreich ansehen. Das Bild der Entwicklung des mecklenburgischen Dialekts bleibt bei den meisten Probanden pessimistisch bis fatalistisch.

Es fällt auf, dass die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bei ihren Reflexionen über die Sprachgeschichte des Niederdeutschen dessen Entwicklung als einen Prozess beschreiben, der den tradierten mecklenburgischen Sprachverhältnissen ebenso wie ihrem eigenen Sprachverhalten und ihren eigenen Spracheinstellungen gleichsam ‚von außen‘ auferlegt wurde. Den Anstoß für den Dialektverlust gaben demnach die Ortsfremden – immigrierte Vertriebene und Arbeitsmigranten – oder aber die Politik der DDR. Ansätze

367 Eine „Rückbesinnung auf das Niederdeutsche“ beobachtet in der DDR sehr früh der Volkskundler Bentzin (1980: 151) und setzt diese Trendwende „etwa um die Mitte der siebziger Jahre“ an. Vgl. Bader (1998: 54): „Nach 1975 wurde in der DDR eine von der SED und staatlichen Institutionen koordinierte, kanalisierte und – wie wir inzwischen wissen – mißtrauisch beobachtete Folklore- und Mundartpflege neuer Qualität begründet.“ Zu den Themenstellungen und Zielsetzungen des mecklenburgischen Folklorenzentrums vgl. das von Prowatke (Hrsg. 1985) herausgegebene Heft u.a. mit Berichten zur Arbeit des Folklorenzentrums.

für eine Trendumkehr der Verlustgeschichte werden wiederum ausschließlich in institutionellen Eingriffen in die Sprachentwicklung gesehen. Nur sehr selten thematisieren meine Gesprächspartner, dass die alteingesessene Bevölkerung Mecklenburgs selbst aktiv an der Entwicklung beteiligt war bzw. ist oder sie gar in Teilen selbst zu verantworten hat.

Frau 36 (1930 A, SP 2: 198) beispielsweise relativiert den Einfluss der Ortsfremden auf die Sprachentwicklung und meint, die sei auch durch „die Mecklenburger“ mit ihrer negativen Spracheinstellung vorangetrieben worden:

Ich meine durch die Oberstüb... [Oberstübner] durch die vielen Flüchtlinge war das ja bedingt dass man Hochdeutsch sprach. Aber die Mecklenburger untereinander die hätten doch weiterhin [niederdeutsch] sprechen können. Aber nein diese muss man... war nicht vornehm genug.

Herr 50 (1950 VV, BI: 31) hat als Jugendlicher zu einer Zeit Niederdeutsch gelernt, als die gleichaltrigen Alteingesessenen bereits den mecklenburgischen Dialekt aufgaben. Er gibt zu bedenken, dass die Alteingesessenen schon vor dem Einsetzen der „von der Regierung gewollte[n]“ Zurückdrängung des Niederdeutschen „am Ende der 50er in der 60er“ Jahren aufhörten, niederdeutsch zu sprechen:

Aber das [amtliche Zurückdrängen] kam erst später. Aber in dieser Zeit hat man unbewusst dafür gesorgt oder die die die Menschen haben unbewusst dadurch selbst gesorgt dafür gesorgt dass die Sprache rückläufig war.

Die Erklärung der Sprachentwicklung über ‚Fremdeinwirkung‘ hat natürlich zum einen die Funktion, vieldimensionale und schwer überschaubare sprachgeschichtliche Vorgänge in ihrer Komplexität zu reduzieren. Die Ursachen des Dialektverlustes auf Einflüsse ‚von außen‘ oder ‚von oben‘ zu verlegen, entfaltet aber nicht nur eine vordergründig plausible Erklärungsmacht. Dieses Geschichtsbild hat für alle Befragten, die über mehr oder weniger große Niederdeutschkompetenz verfügen und heute den Rückgang des Niederdeutschen durchgängig bedauern, auch eine Entlastungsfunktion, die sie von einer eigenen Beteiligung an der Verlustgeschichte des Niederdeutschen oder von der aktiven Mitwirkung an seiner Rettung freistellt.

3.5 Zwischenresümee: Sprachgebrauchswandel und Sprachbewusstseinswandel des Niederdeutschen innerhalb des mecklenburgischen Varietätengefüges

Eine der folgenreichsten Veränderungen in der Sprachgebrauchsgeschichte des mecklenburgischen Dialekts war im 20. Jahrhundert der tiefgreifende Umbruch in den Spracherwerbsbiographien seiner Sprecherinnen und Sprecher: In der zweiten Jahrhunderthälfte riss die innerfamiliäre Tradierung des Niederdeutschen fast vollständig ab. Angefangen hatte diese Entwicklung allerdings schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg, als mehr und mehr Eltern begannen, mit ihren Kindern Hochdeutsch zu sprechen, obwohl sie untereinander und in ihrem Umfeld weiterhin meist dominant auf Niederdeutsch kommunizierten. Das häufig sehr bewusste, innerfamiliäre Sprachmanagement der Eltern war hier eindeutig ein zentraler Ausgangspunkt der weiteren Entwicklungen. In den Vorkriegsjahren ist aber immerhin noch fast die Hälfte meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen mit der Erstsprache Niederdeutsch aufgewachsen. Für viele von ihnen – besonders auf dem Lande – bedeutete erst der Schuleintritt einen sprachbiographisch markanten Übergang zu einer bivariäťr niederdeutsch-hochdeutschen Sprachkompetenz.

Derartige Spracherwerbsbiographien sind unter meinen alteingesessenen Gewährspersonen, die in den 1950er und 1960er Jahren geboren wurden, bereits eine seltene Ausnahme. Für sie war das Niederdeutsche in aller Regel nur noch Sekundärsprache. Hier traten innerhalb der Familien allenfalls noch die Großeltern als Dialektvermittler auf. Unter den älteren Menschen im sprachlichen Umfeld der Nachkriegsgeneration war die Kommunikation auf Niederdeutsch aber immerhin noch so weit verbreitet, dass Alteingesessene dieser Alterskohorte noch ungesteuert und unfokussiert durchaus gute aktive Niederdeutschkenntnisse erwerben konnten. Gegenüber den „traditionelle[n]‘ Dialektsprechern“ der Vorkriegsgeneration verkörpern die allermeisten Alteingesessenen der Nachkriegsgeneration bereits den „moderne[n]‘ Typ des Dialektsprechers mit L1-Erwerb Hd. [Hochdeutsch] und späťem Dialekterwerb in z. T. außerfamiliären Kontexten.“³⁶⁸ Die Schule spielte für die Tradierung des Dialekts

368 Bieberstedt (2015: 232), der Autor hebt auch für seine Hamburger Untersu-

in dieser Zeit noch gar keine Rolle. Nach mehreren Jahrzehnten, in denen das Niederdeutsche ganz aus den schulischen Curricula verbannt war, setzten Bestrebungen einer schulischen Dialektvermittlung überhaupt erst mit dem Ende der 1970er Jahre ein, blieben aber auch noch lange nach der politischen Wende von 1989 auf außerunterrichtliche Arbeitsgemeinschaften beschränkt.

Wenig bekannt ist, dass die Schulkinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die 1945/1946 aus mittel- und oberdeutschen Dialekträumen nach Mecklenburg vertrieben wurden, vielfach (sehr) gut gelernt haben niederdeutsch zu sprechen. Diese *new speakers* des Niederdeutschen haben den Dialekt meist innerhalb kurzer Zeitspannen nach ihrer Ankunft von den *peer groups* der Gleichaltrigen oder von Älteren in ihrem Umfeld gelernt oder ihre Dialektkenntnisse in den Jahren um 1950 mit der Einheirat in eine mecklenburgische Familie erworben bzw. vertieft. Der rasche und ungesteuerte Erwerb des Niederdeutschen unter den Immigranten ist einerseits ein deutliches Indiz dafür, dass das Niederdeutsche in der außerfamiliären Kommunikation der ersten Nachkriegsjahre noch weit verbreitet war. Andererseits zeugt dieser Dialekterwerb von einem starken Anpassungsdruck an die sozial dominante Aufnahmegesellschaft und auch von den dichten Sprachkontakten, die die Einquartierung in die privaten Wohnräume der Alteingesessenen alltäglich mit sich brachte. Die älteren Menschen, die damals nach Mecklenburg transportiert wurden, haben das Niederdeutsche deutlich seltener gelernt als ihre mit ihnen immigrierten Kinder und Enkelkinder. Für die nach 1950 geborene Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien waren die Bedingungen des Spracherwerbs dann sehr ähnlich wie für die Alteingesessenen gleichen Alters, auch von ihnen haben einige noch immersiv in ihrem Lebensumfeld das Niederdeutsche lernen können.

In engem Zusammenhang mit den veränderten Spracherwerbsbedingungen nehmen in der untersuchten Generationsfolge der alteingesessenen Familien die aktiven Sprachkompetenzen im Niederdeutschen im Durchschnitt stark ab. Während sich die befragten Angehörigen der Vorkriegsgeneration nahezu durchgängig perfekte aktive und passive Dialektkompetenz

zutrauen, fällt der Anteil der nach Selbsteinschätzung perfekten Sprecher in der Nachkriegsgeneration auf nur noch 20 % der Befragten zurück. Immerhin schreibt sich zusätzlich noch mehr als die Hälfte dieser Probanden gute Sprechfähigkeiten zu. Hohe Verstehenskompetenzen und vergleichsweise deutlich geringere Sprechkompetenzen kennzeichnen nun das auffallend uneinheitliche Kompetenzprofil der in den 1950er und 1960er Jahren geborenen Gewährspersonen. Wie schon Befunde älterer Untersuchungen ergaben, zeigt auch meine Stichprobe, dass der intergenerationelle Abbau der aktiven Sprachkompetenz im großstädtischen Umfeld schneller verlief als in der Kleinstadt oder auf dem Dorf.

Auch wenn der Grad der erreichten Sprachkompetenzen im Niederdeutschen bei den 1945/1946 immigrierten Vertriebenen im Durchschnitt deutlich unter dem der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger liegt, ist der Anteil der sehr guten Niederdeutschsprecherinnen und -sprecher unter ihnen doch bemerkenswert hoch. Fast 30 % der befragten Vertriebenen geht davon aus, im Niederdeutschen alles sagen zu können, was sie möchten. Und sie legen oft großen Wert darauf, im Niederdeutschen von den „waschechten Mecklenburgern“ sprachlich nicht unterscheidbar zu sein. Fremdeinschätzungen der Alteingesessenen bestätigen die außerordentlich hohe Niederdeutschkompetenz vieler Immigrantinnen und Immigranten. Meine Gewährspersonen können in ihrem Lebensumfeld überdies eine große Zahl von Vertriebenen identifizieren, die gut oder sehr gut Niederdeutsch gelernt haben oder den Dialekt regelmäßig sprechen bzw. sprachen.

Der Erwerb von hohen aktiven Niederdeutschkompetenzen ist unter den Zuwanderern nach Kriegsende also keineswegs ein Ausnahmephänomen, sondern im Gegenteil recht weit verbreitet gewesen. Dieser Befund widerspricht der immer wieder vertretenen These der germanistischen Fachliteratur, dass die Zuwanderung der Vertriebenen in der wechselseitigen Kommunikation der Bevölkerungsgruppen ein Ausweichen auf das Hochdeutsche als *lingua franca* unausweichlich gemacht hätte. Stattdessen ist unter den jüngeren Immigranten mit einer hohen Zahl von Niederdeutschlernern zu rechnen, die mit ihren alteingesessenen Freunden, Partnern, Nachbarn und Arbeitskollegen alltäglich im mecklenburgischen Dialekt kommunizierten. Ähnlich wie in der Generationsfolge der alteingesessenen Familien nimmt der Anteil niederdeutschkompetenter Personen in der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien dann stark ab. Das

Ausgangsniveau dieser parallelen Entwicklung liegt hier freilich deutlich niedriger als bei den Alteingesessenen.

Bemerkenswert ist die disparate Verteilung von niederdeutschen Sprech- und Verstehenskompetenzen und den niederdeutschen Lesefähigkeiten in meiner Stichprobe: Die besten Sprecher des Niederdeutschen sind nicht unbedingt auch die besten Leser des Dialekts, die besten Leser durchaus nicht seine besten Sprecher. Die mündliche Kommunikation einerseits und die Rezeption literarischer oder publizistischer Dialekttexte andererseits verteilen sich im mecklenburgischen Niederdeutsch offensichtlich auf zwei unterschiedliche „Kommunikationsgemeinschaften“ (Möhn 1983: 175), denen zum Teil ganz verschiedene Personenkreise angehören.

Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erinnern sich gelegentlich noch an einzelne monolinguale Niederdeutschsprecherinnen und -sprecher, die den mecklenburgischen Dialekt situationsübergreifend und gegenüber allen Adressaten verwendet haben. In der Regel stand das Niederdeutsche im Sprachalltag meiner Gewährspersonen aber schon früh in einer ausgeprägten Konkurrenz zu standardnahe Hochdeutsch, dessen kommunikative Dominanz spätestens in den 1950 und 1960er Jahren weit in die Domänen der privaten und vertrauten Interaktionen hineinreichte und hier bereits die Gespräche in der Eltern-Kind-Dyade fast durchgängig beherrschte. Unter diesen Bedingungen einer sich auflösenden medial-funktionalen Diglossie wurde das Niederdeutsche immer mehr zu einer Ausnahmevarietät, deren kommunikative Funktionen einerseits eingeschränkt sind, deren Gebrauch aber andererseits neue pragmatische und sozialsymbolische Funktionen übernehmen kann. Da das Niederdeutsche im allmählichen Verlauf dieser Entwicklung mehr und mehr auf die private und vertraute Kommunikation unter älteren Gesprächspartnern abgedrängt wurde, ruft die Wahl dieses Dialekts in einem dominant hochdeutschen Kontext Assoziationen mit Privatheit, Vertrautheit und lokaler Tradition hervor, die wiederum auf die aktuellen Kommunikationssituationen übertragen werden.

Zeitzeugenberichte schildern anschaulich, wie der Wechsel vom dominanten Hochdeutsch in die Nähesprache Niederdeutsch pragmatisch genutzt wird, um potentiell gesichtsbedrohende Sprechakte abzumildern. Die Wahl des Niederdeutschen kann in der Kommunikation mit niederdeutschkompetenten Adressaten im Sinne der *claim common*

ground-Strategie der positiven Höflichkeit³⁶⁹ Kontaktaufnahmen mit Fremden erleichtern, Aufforderungen und Bitten freundlicher und effektiver gestalten oder Zurechtweisungen und Kritik ihre Schärfe nehmen. Gegenüber dem überregionalen hochdeutschen Standard gewann der lokal und regionalgeschichtlich gebundene mecklenburgische Dialekt unter seinen Sprecherinnen und Sprechern zudem die sozialsymbolische Funktion, gesellschaftliche, räumliche und traditionelle Zugehörigkeit zu signalisieren.

Die Pragmatik der Nähesprache Niederdeutsch hat damit allerdings auch eine funktionale Kehrseite. In der durch Immigration und intergenerationellen Verlust der Dialektkompetenz geprägten mecklenburgischen Gesellschaft wurden Niederdeutschkenntnisse immer auch zu exklusivem Wissen. Gegenüber Menschen, die den Dialekt nicht verstehen, konnte er dementsprechend als Geheimsprache und mithin zur sozialen Ausgrenzung genutzt werden. In ihrem Streben nach kommunikativer Partizipation und nach der Zugehörigkeit zu den Ortsgesellschaften bot das Erlernen des Niederdeutschen für die immigrierten Vertriebenen daher eine wertvolle sozialsymbolische und funktionale Ressource.

Zeitzeugen – sowohl der Vorkriegsgeneration als auch der Nachkriegsgeneration – schildern in überraschender Dichte, dass das Vorlesen und Deklamieren niederdeutscher Literatur als rituelles Element bei der Festgestaltung eine wichtige Rolle spielt. Mit dem gemeinsamen Genuss niederdeutscher literarischer Einlagen signalisiert sich die anwesende Festgesellschaft, dass sie sich im Modus markant unalltäglicher Freizeit- und Feiertagskommunikation befindet und streicht dabei ihre

369 Nach der klassischen Höflichkeitstheorie von Brown / Levinson (1987: 61–64) zielen die Strategien der Höflichkeit darauf, das „Gesicht“ (*face*) des Gegenübers zu wahren, das als öffentliches Selbstbild einer Person beständiger kommunikativer Anerkennung bedarf. Die Strategien der positiven Höflichkeit heben dabei den Respekt und die Sympathie für die Eigenschaften, Vorlieben und Meinungen einer Person hervor, indem sie zum Beispiel Gemeinsamkeiten zwischen den Interaktanten herausstreichen („claim common ground“, ebd.: 103). Der Wechsel in eine Sprachvarietät, die die gemeinsame Gruppenzugehörigkeit und soziale Nähe der Gesprächspartner indiziert, kann im Sinne der positiven Höflichkeit gesichtswahrend und damit konfliktvermeidend wirken („use in-group language or dialect“, ebd.: 110–111).

traditionsgebundene Zusammengehörigkeit heraus. Die kommunikative Funktion des Niederdeutschen tritt bei diesen Deklamationen weitestgehend zurück und der Dialekt wird zum regionalen Kulturgut mit hohem Identifikationspotential. Wie bei diesen festlichen Vorträgen und Vorlesungen wird die Wahl der ‚Ausnahmevarietät Niederdeutsch‘ die oben beschriebenen pragmatischen und sozialsymbolischen Effekte nur solange erzielen können, wie zumindest von verbreiteten Verstehenskompetenzen in der Bevölkerung ausgegangen werden kann. In den hier untersuchten Alterskohorten der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration war und ist dies noch überwiegend der Fall.

Die positiven pragmatischen und sozialsymbolischen Effekte, die sich mit der Wahl des Niederdeutschen in der Kommunikation erzielen lassen, korrelieren mit der außerordentlich günstigen emotional-ästhetischen Bewertung, die dem Dialekt in der mecklenburgischen Bevölkerung gegenwärtig entgegengebracht wird. Diese positive Einstellung gegenüber dem Niederdeutschen ist allerdings nicht nur in Mecklenburg oder im Norden der ehemaligen DDR verbreitet, sondern sie kennzeichnet bis in die stereotypen Eigenschaften, die dem Dialekt nahezu gleichlautend überall zugeschrieben werden (Gemütlichkeit, Humor, Wärme usw.), den Niederdeutschdiskurs in ganz Norddeutschland. Sozialräumlich scheint dieser Niederdeutschdiskurs weniger regional gegliedert zu sein, als dadurch, dass die günstigen Bewertungsstereotype gegenüber dem Dialekt und seinen Sprechern in der Kleinstadt deutlich breitere Zustimmung erfahren als etwa in der Großstadt oder auch auf dem Dorf.

Die positive Wahrnehmung des Niederdeutschen, der auch die Fachliteratur in der Regel die größte Aufmerksamkeit widmet, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass dem Dialekt und seinen Sprechern von Befragten zugleich meist nur ein niedriger sozialer Status zugeschrieben wird. Die positiven Attribute, die die große Mehrheit der Befragten dem Niederdeutschen zuspricht, sind ganz überwiegend Ausdruck des *covert prestige* seines nächsprachlichen Gebrauchs in privater und vertrauter Kommunikation. Sobald beispielsweise statusbezogene Maßstäbe die Wahrnehmung der Sprecherinnen und Sprecher des Niederdeutschen bestimmen (z. B. Bildung, Höflichkeit, Intelligenz), kommt nur noch eine kleine bis verschwindende Minderheit von Befragten zu einer günstigen Einschätzung. Und auch Gewährspersonen, die das Niederdeutsche unter

emotionalen und ästhetischen Gesichtspunkten sehr schätzen, weisen ihm im Vergleich mit der universellen Funktionalität des Standarddeutschen mitunter Defizite zu (Derbheit, fehlende „moderne“ Lexik, uneinheitliche Orthographie). Die zweischneidige Bewertung des Niederdeutschen entspricht auch heute noch dem typischen Wahrnehmungsprofil einer *low prestige variety*.

Gleichwohl zeigt meine Untersuchung, dass sich in den zurückliegenden Jahrzehnten ein deutlicher Wandel in den Einstellungen gegenüber dem mecklenburgischen Dialekt vollzogen hat. Bei der standardisierten Befragung von Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration ergibt sich, dass die Sprecherinnen und Sprecher des Niederdeutschen von der jüngeren Generation erheblich häufiger mit positiven Eigenschaften belegt werden als von ihrer Elterngeneration. Dieser im *apparent-time*-Vergleich erkennbare Einstellungswandel bezieht sich dabei nicht nur auf die Solidaritätsdimension der Bewertung, sondern auch der soziale Status der Niederdeutschsprecher wird von der Nachkriegsgeneration viel häufiger positiv beurteilt als von der Elterngeneration. Hier lassen sich also Indizien für eine allmähliche soziale Entstigmatisierung des Dialekts erkennen. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bestätigen auch in ihren spontanen Erzählungen mit großer Übereinstimmung, dass der Gebrauch des Niederdeutschen in der Schule und in der vor allem städtischen Öffentlichkeit in früheren Zeiten viel stärker „verpönt“ und mit Schamgefühlen besetzt gewesen sei als heute. Ihrer Wahrnehmung nach hat sich der soziale Status des Niederdeutschen also im Laufe ihrer Lebensspannen deutlich verbessert. Das Narrativ vom ‚ehemals verpönten Niederdeutsch‘ ist allerdings keineswegs nur in Mecklenburg verbreitet und an dortige gesellschaftliche Entwicklungen gebunden. Vielmehr bestimmt es oftmals wortgleich den Laiendiskurs zum Niederdeutschen in ganz Norddeutschland und bildet damit einen auch überregionalen Sprachbewusstseinswandel ab.

Ein Umbruch in der Wahrnehmung des Dialekts vollzieht sich offenbar auch in der Frage, ob Niederdeutschkompetenzen als Diakritikum gelten können, mit dem „echte Mecklenburger“ zu identifizieren seien. Eine Mehrheit von Befragten meint, dass Niederdeutschkenntnisse heute nicht mehr zu den ausschlaggebenden Kennzeichen authentischer Ortsbewohner gehören. Viele gegenteilige Meinungen und eine Vielzahl von entsprechenden Kollokationen in spontanen Äußerungen meiner Gewährsleute

belegen aber, dass der Topos vom „echten plattdeutschen Mecklenburger“ weiterhin den Laiendiskurs zum Niederdeutschen und zur regionalen Identität Mecklenburgs in breitem Umfang durchzieht.

Die immigrierten Vertriebenen und ihre Nachkommen teilen heute die überaus positiven Bewertungen des Niederdeutschen und sie übernehmen in ihren Stellungnahmen zum mecklenburgischen Dialekt bis ins Detail die stereotypen Zuschreibungen, mit denen auch die Alteingesessenen die Varietät charakterisieren. Die Zuwanderer haben also nicht nur in vielen Fällen das Niederdeutsche gelernt, sondern sie haben sich auch die vorherrschende mecklenburgische Sprachideologie zu eigen gemacht. Die positive Wahrnehmung des Niederdeutschen bei den immigrierten Vertriebenen dürfte dabei in der Regel Ergebnis eines mehr oder weniger langwährenden persönlichen Einstellungswandels sein, bei dem am Anfang Erfahrungen kommunikativer Fremdheit und Ausgrenzung auch das Bild des Niederdeutschen bestimmt haben.

Angehörige alteingesessener Familien wie von Vertriebenenfamilien konzeptualisieren die Geschichte des Niederdeutschen im 20. Jahrhundert mit großer Übereinstimmung als eine pessimistische Verlustgeschichte. Wahrgenommen werden dabei weniger strukturelle Abbauprozesse des Dialekts als der starke Rückgang seines Gebrauchs und der Sprachkompetenz. Die Mehrheit der Gewährspersonen sieht einen baldigen Sprachtod voraus, nur eine Minderheit hält es für möglich, diese Entwicklung mit institutioneller Sprachvermittlung noch aufzuhalten. Als Gründe für den Dialektverlust werden stereotyp die verschiedenen Immigrationsströme, die in die Region kamen, und die staatliche Sprachpolitik genannt. Die Zeitstruktur, die die Gewährspersonen der Sprachentwicklung unterlegen, bildet die Wirkung der genannten Haupteinflussfaktoren ab. Die meisten Gewährspersonen sehen den Dialektverlust mit der massenhaften Zuwanderung der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Krieg beginnen. Viele andere verlegen den Anfang der Verlustgeschichte aber erst in die 1960er und 1970er Jahre, die durch die gesteuerte Binnenmigration von Arbeits- und Führungskräften aus dem Süden der DDR und eine dialektfeindliche Schul- und Kulturpolitik geprägt gewesen seien. Über die Auswirkung der sozioökonomischen Wende von 1989 gibt es geteilte Meinungen: Einige Gewährspersonen sehen hier den hoffnungsvollen Neubeginn einer staatlichen Dialektförderung, für andere hat die Wende mit der Auflösung von Arbeitskollektiven und der Abwanderung der jüngeren Generationen den Niedergang des Niederdeutschen noch beschleunigt.

Bemerkenswert ist, dass alle Gewährspersonen die Dynamik und den Verlauf der niederdeutschen Sprachgeschichte auf die Wirkung äußerer Faktoren zurückführen. Es sind demnach die zugewanderten Ortsfremden oder die staatliche Kulturpolitik, die den Dialektverlust eingeleitet oder beschleunigt haben, und es sind wiederum die staatlichen Bildungsinstitutionen, von denen man sich eine Umkehr der Sprachentwicklung erhofft. Das alltagstheoretische Konzept der ‚fremdbestimmten‘ niederdeutschen Sprachgeschichte bietet einerseits einfache und zum Teil durchaus plausible Ansätze einer Erklärung unüberschaubar komplexer diachronischer Prozesse. Andererseits entlastet es aber auch die Sprecherinnen und Sprecher des Niederdeutschen von der Einsicht, durch das eigene kommunikative Handeln zu dem Gang der Sprachgeschichte beigetragen zu haben, den sie selbst bedauern.

4 Die Herkunftsvarietäten der Vertriebenen in den Nachkriegsjahrzehnten: Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein

4.1 Der Erwerb der mittel- und oberdeutschen Herkunftsdialekte der immigrierten Vertriebenen

Die Sprachbiographien von einem großen Teil der Wohnbevölkerung, die in den Nachkriegsjahrzehnten in Mecklenburg-Vorpommern lebte, hatten ihren Ausgang zum Teil Hunderte von Kilometern entfernt in völlig fremden Sprachumgebungen genommen. Die Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen aus den verschiedensten deutschsprachigen Regionen Mittel- und Osteuropas führte nach 1945/1946 auch in den Nordbezirken der späteren DDR daher zu einem „nebeneinander und durcheinander der verschiedenen mundarten und umgangssprachen“ (Bischoff 1949: 33). Die „von den umsiedlern ins land gebrachte mehrsprachigkeit“ (ebd.) muss den sprachlichen Alltag der Nachkriegszeit unüberhörbar geprägt haben. Gleichwohl wissen die linguistische und die historische Forschung über das sprachliche ‚Gepäck‘, das die Zuwanderer aus ihren fernen Herkunftsgebieten in das Varietätengefüge Mecklenburg-Vorpommerns einbrachten, bis heute nahezu nichts.

Eine einmalige Gelegenheit, die sprachliche Vielfalt im Norden der DDR zu dokumentieren und in ihrer Varietätendynamik zu erfassen, hätten die aufwendigen Sprachaufnahmen geboten, die die Berliner Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1960 bis 1964 in den Sprachlandschaften der DDR durchführte.³⁷⁰ Damals wurden in einem engen und flächendeckenden Ortsnetz hochwertige Tonbandaufnahmen spontansprachlicher und intendierter Dialektproben aufgezeichnet. In bewusster Abgrenzung von

³⁷⁰ Konzeption und Durchführung dieser aufwendigen Dialektaufnahmen beschreibe ich eingehend in Ehlers (2022).

dem kurz zuvor abgeschlossenen Aufnahmeprojekt Eberhard Zwirners, der bei seinen Dialektaufnahmen in der Bundesrepublik auch die Sprache der jeweils ortsansässigen Flüchtlinge und Vertriebenen berücksichtigte, blendete die Ostberliner Akademie die sprachlichen Verhältnisse unter den immigrierten Vertriebenen aus ihrem Forschungsfokus aber dezidiert aus. Auch in Mecklenburg wurden damals ausschließlich Dialektproben alteingesessener Dorfbewohner aufgenommen, von Niederdeutschsprechern also, die „im Aufnahmeort geboren, in ihm aufgewachsen und nicht lange von ihm abwesend gewesen“ (Gundlach 1967: 174) sein sollten. Dass in den frühen 1960er Jahren ein Großteil der mecklenburgischen Dorfbewölkerung freilich mit anderen Dialekten als dem Niederdeutschen aufgewachsen war, blieb leider unberücksichtigt.

Auch nach dem Ende der DDR, in der die Erforschung des dialektalen Sprachrepertoires der ortsansässigen Vertriebenen aus politischen Gründen nicht opportun war, konzentrierte sich die Dialektologie und Regionalsprachenforschung zu Mecklenburg-Vorpommern ausschließlich auf das Niederdeutsche und sein Verhältnis zur hochdeutschen Standardsprache. Wer heute noch etwas über den Erwerb und den Gebrauch der Herkunftsdialekte im Sprachumfeld der damaligen „Neubürger“ Mecklenburgs erfahren will, ist daher ganz auf die Berichte der letzten Zeitzeugeninnen und Zeitzeugen der Vertreibung und die ihrer Nachkommen angewiesen.

Die Abschnitte des vorliegenden Kapitels versuchen, soweit dies auf der Grundlage meiner Interviews noch möglich ist, zu rekonstruieren, welche Rolle der Erwerb der mittel- oder oberdeutschen Herkunftsdialekte in der Sprachbiographie meiner Gewährspersonen aus Vertriebenenfamilien spielte. Dabei liegt das Augenmerk zunächst auf den vor 1940 geborenen Zuwanderern, die vielfach schon als Dialektsprecher nach Mecklenburg kamen (vgl. 4.1.1). Im darauf folgenden Abschnitt 4.1.2 wird dann gefragt, in welchem Umfang und unter welchen Umständen die in Mecklenburg aufgewachsenen Nachkommen dieser Zuwanderer noch die Herkunftsdialekte ihrer Eltern gelernt haben. Abschnitt 4.1.3 legt den Fokus dann auf die alteingesessenen Familien und beleuchtet schlaglichtartig, ob auch in der alteingesessenen Bevölkerung jemand die Fähigkeit erworben hat, die Herkunftsdialekte der neuen Nachbarn, der Ehepartner oder Arbeitskollegen zu sprechen und zu verstehen. Dort wird es also um den Transfer der

damals allochthonen Dialekte in das Varietätenrepertoire alteingesessener Ortsbewohner gehen.

4.1.1 „Auf dem Dorf wurde eben nur Dialekt gesprochen“ – zum Erwerb der Herkunftsdiaklekte im sprachlichen Umfeld der Vertreibungsgebiete vor 1945/1946

Um einen Eindruck davon zu gewinnen, mit welchem Varietätenrepertoire die Vertriebenen aus den mittel- und oberdeutschen Dialektregionen nach Mecklenburg kamen, soll hier zusammenfassend gesichtet werden, was meine vor 1940 geborenen Interviewpartnerinnen und -partner über den frühen Verlauf ihrer Sprachbiographien berichten. Die von mir befragten Vertriebenen haben ja mindestens ihre frühe Kindheit und erste Schulzeit, meistens aber auch noch etliche weitere Jahre in ihrer ursprünglichen Heimat verlebt. Sie sind also in einer Umgebung sozialisiert worden, die von ihrem mecklenburgischen Zuwanderungsgebiet auch sprachlich denkbar weit entfernt lag.

Bei der Durchmusterung der Sprachbiographien der 1945/1946 vertriebenen Menschen fällt besonders auf, welche große Rolle die Dialekte ihrer Herkunftsregionen für ihre sprachliche Primärsozialisation und für die kindlichen Lebenswelten insgesamt spielten, in denen sie aufwuchsen. 26 Befragte nahmen zu der Frage Stellung, welche Sprachform sie in ihrem Leben als erste gelernt haben. 18 Personen (69,2 %) davon meinten, sie hätten als Kinder zuerst den Ortsdialekt ihrer ursprünglichen Heimat gelernt. 14 von 24 Interviewpartnern (58,3 %) gaben sogar an, sie hätten vor dem Eintritt in die Schule ausschließlich im jeweiligen Dialekt ihrer Geburtsorte kommuniziert und die hochdeutsche Standardsprache überhaupt erst in der Schule gelernt. Nur zwei von 25 Befragten (8 %) haben dem Vernehmen nach in ihrer Kindheit ausschließlich Hochdeutsch (im Sinne von ‚Nicht-Dialekt‘) gesprochen. Auch wenn meine aufgezeichneten Interviews natürlich nur ein punktuell begrenztes Schlaglicht auf die jüngere Sprachgeschichte des Deutschen werfen können, bestätigen sie doch sehr anschaulich,

dass etwa bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts ein lokaler Dialekt die Muttersprache für die allermeisten Sprecherinnen und Sprecher in den deutschsprachigen Gebieten war und der weit überwiegende Teil der mündlichen Kommunikation in Dialekten stattfand. (Elspaß 2015: 155)

Ein Vergleich mit den entsprechenden Aussagen der befragten Alteingesessenen, die vor 1940 in Mecklenburg geboren wurden (vgl. 3.1.1), scheint nahezulegen, dass der Anteil der primär (bzw. vorschulisch monolingual) dialektalen Spracherwerbsbiographien in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg unter den Kindern in den deutschsprachigen Vertreibungsgebieten des Südostens noch deutlich höher gewesen ist als unter den Kindern meines mecklenburgischen Untersuchungsgebietes.³⁷¹

Festzuhalten ist in jedem Fall, dass die weit überwiegende Mehrheit meiner Gesprächspartnerinnen und -partner in ihren Herkunftsgebieten profunde, meist erstsprachige Dialektkenntnisse erworben hatten, bevor sie von dort vertrieben wurden. Mit der hochdeutschen Standardsprache waren sie spätestens in der Schule ihrer Heimatorte in mehr oder weniger langjährige Berührung gekommen. Die allermeisten Vertriebenen aus Schlesien und der Tschechoslowakischen Republik verfügten bei ihrer Ankunft in Mecklenburg also bereits über eine mindestens bivarietäre Sprachkompetenz, in der der Herkunftsdiialekt meistens dominierte.

Für die Zeitzeugen, die erstsprachig oder sogar vorschulisch monolingual im Herkunftsdiialekt sozialisiert wurden, spielten eindeutig die Eltern die zentrale Rolle als Sprachvermittler. Oft trugen aber auch die Großeltern oder andere Verwandte zum dialektalen Spracherwerb bei, besonders wenn diese damals in enger Lebensgemeinschaft mit den jeweiligen Probanden wohnten. Das dialektale Sprachumfeld reichte aber vor allem bei den Kindern, die in ländlichen Regionen aufwuchsen, weit über den familiären Kontext hinaus. Viele der Befragten zeichnen in ihren Interviews das Bild von dörflichen Kommunikationsräumen, die (nahezu) ausschließlich auf dem Gebrauch des jeweiligen Ortsdialektes beruhten. So sagt Frau 5 (1933 V, SP 1: 101) über ihren böhmischen Geburtsort: „Auf dem Dorf wurde eben nur Dialekt gesprochen.“ Auch in dem nordböhmischen Dorf, in dem Frau 22 (1934 V, SP: 94) aufwuchs, „haben alle nur im Dialekt gesprochen“. Ähnliches berichten Frau 37 (1933 V), Frau 38 (1937 V) und Herr 65 aus ihrem mittelslowakischen Heimatdorf. „Wir haben ja auch

371 Allerdings ist zu bedenken, dass von meinen alteingesessenen Zeitzeugen der Vorkriegsgeneration mehr Personen in der Großstadt aufgewachsen sind als von den gleichaltrigen Vertriebenen, die ich interviewen konnte.

in meinem Ort nur Plattdeutsch [d. h. Dialekt] gesprochen ne.“ (Herr 65, 1927 V, BI: 232).

Nach der Schilderung von Herrn 10 (1939 V, SP 1: 95) war die Dominanz des Dialekts im Sprachumfeld seiner Kindheit in Nordböhmen derart stark, dass selbst Ortsfremde mit einer Anrede im Dialekt rechnen mussten:

Das ist eine ländliche Gemeinde und da wird Mundart gesprochen ne. Da geht es gar nicht anders ne. Dann hätten schon welche vom Zug kommen ... weil die Bahnstation unten war ... dass welche vom Zug kommen aus der Stadt und hätten in Hochdeutsch sie irgendwie gefragt. Dann hätten die aber garantiert Mundart eine Antwort gekriegt.

Als seltene Ausnahme in diesem dialektalen Sprachumfeld der Kindheiten werden meist nur die Lehrer genannt, oder wie Frau 19 (1923 V, SP: 145) sagt: „Lehrer und der Pastor“. Ansonsten sprachen auch in ihrem böhmischen Heimatdorf alle durchgängig Dialekt und selbst andere Träger offizieller Funktionen bildeten hier keine Ausnahme: „Das gab es gar nicht anders. [...] Wie gesagt mit dem Lehrer ne. Auch der Bürgermeister das war ja auch ein Ortsansässiger. Da wurde ja nur Dialekt geredet.“ (ebd.: 141).

Für den frühkindlichen Spracherwerb war natürlich neben dem engeren Familienkreis vor allem der Sprachgebrauch unter den gleichaltrigen Spielkameraden ein wichtiges Lernumfeld. So hat Frau 14 (1936 V, SP 1: 77), deren Eltern mit ihr stets Hochdeutsch sprachen, den nordwestböhmischen Dialekt von den Kindern aus der dörflichen Nachbarschaft gelernt: „Wir haben den Dialekt auf der Straße gelernt.“ Frau 17 (1935 V, SP: 51) hat mit ihrer Mutter von klein auf im Dialekt und im standardnahen Hochdeutsch – „mal so mal so“ – kommuniziert, mit ihren Freunden „draußen am Tei... am Dorfteich“ oder mit ihren Schulkameraden in den Schulpausen, „da haben wir dann Dialekt gesprochen“ (ebd.: 98,100). Auch bei den Probanden, die in ihrer Kernfamilie bereits mehr oder weniger intensiv mit dem Hochdeutschen in Kontakt kamen, bot das kindliche Lebensumfeld in den Dorfgemeinschaften der Vertreibungsgebiete also einen dichten Dialektkontext, in dem Kenntnisse des jeweiligen Ortsdialekts erworben oder gefestigt werden konnten.

Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus den südöstlichen Vertreibungsgebieten lokalisieren die dominant dialektalen Sprachumgebungen ihrer Kindheit stereotyp in ländlichen Kommunikationsräumen und verbinden die hochdeutsche Standardsprache dagegen mit Urbanität. Herr 27

(1929 V, SP: 107) erzählt beispielsweise, alle Dorfbewohner seines böhmischen Heimatortes hätten im Dialekt miteinander gesprochen „bis auf die zugereisten Städter“, die als „Feriengäste [...] alle aus der Stadt“ kamen (ebd.: 87). Herr 25 (1927 V, SP 2: 78) ist in einem kleinen Vorort von Reichenberg (Liberec) in Nordböhmen groß geworden. Seine Mutter und sein Vater, der zur Arbeit nach Reichenberg pendelte, haben mit ihrem Jungen Hochdeutsch gesprochen, überhaupt sei im Ort der Dialekt nicht üblich gewesen, „so ein richtiger Dialekt war nicht“ (SP 1: 63). Auch unter seinen Klassenkameraden habe es keine Dialektsprecher gegeben:

Nein nein nein kann ich nicht ... nein mit Dialekt haben wir nichts im Sinn. Reichenberg war ja eine besonders ... na ja die größte Stadt in der Tschechoslowakei außer Prag und Budapest. ((unverständlich)). Ja aber was wollte ich nun sagen. Die haben alle Hochdeutsch gesprochen. (SP 2: 85).

Zeitzeugen aus Schlesien sehen ebenfalls einen Zusammenhang zwischen Dialektgebrauch und dem ländlichen Charakter der Wohnorte. Frau 21 (1925 V, SP: 79) ist in einem kleinen Vorort der niederschlesischen Stadt Liegnitz (Legnica) groß geworden. Sie erzählt, dass sie den Dialekt „gar nicht so sehr so richtig gelernt“ habe. Ihre Großeltern hätten zwar noch „Schlesisch richtig die haben richtig Schlesisch gesprochen“, aber ihre Eltern hätten schon „so ein bisschen gemischt“ mit Hochdeutsch geredet (SP: 125, 127):

Meine Großeltern ja die haben die haben noch das auf dem Lande das... Wir wohnten ja auch auf dem Lande aber wahrscheinlich wohnten wir nicht genug weg vom von der Stadt. Denn Liegnitz war ja war ja war ja immerhin eine über über 50... ach 85000 Einwohner ja ne. (SP: 101)

Tatsächlich stammen alle befragten Vertriebenen, die vorschulisch ausschließlich Dialekt gesprochen haben, ausnahmslos aus dörflichen Heimatorten. Ähnlich wie in Mecklenburg hatte offensichtlich auch in Schlesien und in den deutschsprachigen Gebieten der Tschechoslowakei schon in der Vorkriegszeit in den Städten oder im Einflussbereich von Städten der allmähliche Übergang von der Dialektkommunikation zur hochdeutschen Standardsprache begonnen. Aber in den ländlichen Regionen der Vertreibungsgebiete waren vor dem Zweiten Weltkrieg die Ortsdialekte noch weitgehend das vorherrschende Kommunikationsmedium in den Familien ebenso wie in der lokalen Öffentlichkeit. Die aus diesen Regionen

stammenden Vertriebenen kamen in aller Regel als kompetente Sprecherinnen und Sprecher mittel- oder oberdeutscher Dialekte ins niederdeutsche Mecklenburg.

Eine Besonderheit vieler Spracherwerbsverläufe vor allem bei Vertriebenen aus der Tschechoslowakischen Republik muss hier noch angesprochen werden: Eine ganze Reihe meiner Probandinnen und Probanden hat vor ihrer Vertreibung Tschechisch oder Slowakisch gelernt. Sieben Gewährspersonen erzählen, dass sie Tschechisch bzw. Slowakisch (zum Teil neben Englisch) im schulischen Fremdsprachenunterricht erworben haben. Da die große deutsche Minderheit in der Tschechoslowakischen Republik³⁷² über ein vollständiges deutschsprachiges Bildungssystem verfügte, war der Schulunterricht in den anderen Staatssprachen keineswegs landesweit obligatorisch, sondern als schulisches Angebot abhängig von der Region, vom Zeitkontext, vom Schultyp und von der Klassenstufe. Der Umfang dieses Fremdsprachenunterrichts war freilich mitunter sehr begrenzt: „Wir haben hier in der Schule auch sch... Unterricht gehabt Slowakisch. Manchmal eine Stunde und welche Klassen auch zwei Stunden die Woche um Slo... Slowakisch zu lernen und...“ (Frau 79, 1924 V, SP: 66). Herr 26 (1925 V, SP: 68) hatte einen intensiveren Kontakt zum Tschechischen: „Ja wir haben die Woche also vier Stun... ja vier Stunden Unterricht gehabt Tschechischunterricht ne. Das war Pflicht gewesen ne. Und da und dann vor allem man hat ja mit den Tschechen zusammen gelebt.“

Wie für Herrn 26 bot die Schule für die von Hause aus deutschsprachigen Kinder keineswegs die einzige Gelegenheit, Tschechisch oder Slowakisch zu lernen. Sie haben die Sprachen vielfach ungesteuert außerhalb des Schulunterrichts und mitunter sogar schon in vorschulischer Kindheit erworben. Die aus Pressburg (Bratislava) stammende Frau 2 (1930 V, SP: 63) erzählt, sie habe schon als kleines Kind Slowakisch gesprochen,

372 „Die stärkste Vertretung der Deutschen auf dem Gebiet der heutigen ČR ist im Jahr 1910 belegt (3 492 362), noch 1937 lebten hier 3 185 000. Mitte 1945 wurde [sic] infolge der Kriegsverluste und der Flucht der Deutschen auf dem Gebiet der heutigen ČR 2 809 000 deutsche Einwohner gezählt, so daß die deutsche Minderheit 26,3 % der Population darstellte. Mitte 1947, nach der massiven Aussiedlung nach Deutschland, blieben auf dem Gebiet der heutigen ČR 180 000 Deutsche (2,1 % der Population).“ (Nekvapil 1997: 1644).

da sie „ja mit den Kindern auf der Straße sozusagen groß geworden“ sei: „Slowakisch konnte ich perfekt. Ja. Durch die Kinder ne. Mit Kindern wenn man zusammen ist lernt man es.“ (SP: 24). Frau 44 (1928 V, SP: 79) hat das Tschechische – ähnlich wie Frau 2 das Slowakische – von den Spielkameraden auf den Straßen ihres städtischen Wohnumfeldes gelernt:

Aber wo ich gewohnt habe in Prag 13 das war in Ortsteil 13. Da waren ja keine Deutschen. Da habe ich ja nur mit tschechischen Kindern gespielt ne. ‚To je Němka?‘ [Das ist eine Deutsche?]. ‚Dat hat keiner geglaubt. [...] ‚Nein‘ sagten die. So so perfekt habe ich tschechisch gesprochen.

Andere Zeitzeugen haben ihre Tschechisch- oder Slowakischkenntnisse erst als Jugendliche oder junge Erwachsene während ihrer Ausbildung oder Berufstätigkeit erworben bzw. in dieser Lebensphase ihre schulischen Fremdsprachenkenntnisse ausgebaut. Ihre Ausbildung zur Beamtin brachte für Frau 19 (1923 V, SP: 95) die Notwendigkeit mit sich, Tschechisch zu lernen: „Da haben wir an und für sich so viel Tschechisch ne. So ... das hat sich so ergeben automatisch.“ Andere Befragte haben Tschechisch oder Slowakisch erst in der Zeit zwischen dem Kriegsende und ihrer Ausweisung im Jahr 1946 gelernt oder haben in dieser Übergangszeit ihre Sprachkenntnisse ausgebaut. Sei es, weil ihre Schule nun zum Slowakischen als Unterrichtssprache übergang, wie bei Frau 37 (1933 V, SP 1: 11) oder sei es, weil sie wie Herr 27 (1929 V, SP: 117) in tschechischer Sprachumgebung Zwangsarbeit leisten mussten: „Wie ich nachher interniert war und habe in dem in dem Steinbruch gearbeitet da habe ich mit Tschechen zusammen gearbeitet. Da brauchte ich das [Schultschechisch] ne.“

Obwohl die deutschsprachige Minderheit in der Tschechoslowakischen Republik überwiegend in Gebieten lebte, in denen das Deutsche in nahezu allen privaten und öffentlichen Domänen stark dominierte,³⁷³ geben immerhin 18 von 24 Probanden aus der ehemaligen ČSR an, vor ihrer Vertreibung von dort Tschechisch oder Slowakisch gelernt zu haben. Die zum

373 „In den deutschsprachigen Regionen, d. h. vor allem im Grenzgebiet und in den Sprachinseln blieb das Deutsche [auch nach 1918] eindeutig vorherrschend, und nicht nur dort genoß es als Amts- und Unterrichtssprache volle offizielle Anerkennung. Es existierte [sic] eine regionale wie überregionale deutsche Presse, deutsche Schulen, angefangen von den Elementarschulen bis hin zur deutschen Universität Prag, und deutsche Theater.“ (Povejšil 1997: 1657).

Teil schon vorschulisch erworbenen Sprachkompetenzen reichten dabei von rudimentären schulischen Fremdsprachenkenntnissen bis hin zu „perfekter“ aktiver Beherrschung. Meine aus Schlesien vertriebenen Zeitzeugen geben dagegen als ihre Erstsprache durchgängig das „Hochdeutsche“ (im Sinne einer standardnahen Varietät) an und haben einen schlesischen Dialekt allenfalls als Zweitsprache im Familienkontext erworben. Sie berichten aber in keinem Fall davon, dass sie etwa auch Polnisch gelernt hätten.³⁷⁴ Die aus den böhmischen Ländern oder dem slowakischen Landesteil vertriebenen Personen verfügten dagegen bei ihrer Ankunft in Mecklenburg in den meisten Fällen nicht nur über Sprachkompetenzen in zwei Varietäten des Deutschen (Dialekt und regiolektal geprägte Standardsprache), sondern sie brachten vielfach auch Kompetenzen in Drittsprachen bzw. schulischen Fremdsprachen mit, die in Mecklenburg völlig unbekannt waren. Manche der Vertriebenen aus den slowakischen Regionen waren in ihren Familien oder in der Nachbarschaft zusätzlich mit dem Ungarischen in alltäglichen Kontakt gekommen, von dem beispielsweise Frau 2 (1930 V, SP: 44) schon als Kind „alles“ verstand. Besonders die Angehörigen der deutschen Minderheit der Tschechoslowakischen Republik waren aus ihren Herkunftsregionen also bereits mit komplexen mehrsprachigen Sprachkonstellationen vertraut und sie hatten sich zumeist neben bivaritären Kompetenzen im Deutschen oft auch mehr oder weniger stark ausgebaute Formen von deutsch-tschechischem bzw. deutsch-slowakischem Bilingualismus erworben,³⁷⁵ bevor sie sich in Mecklenburg mit der niederdeutsch/norddeutsch-regiolektalen Diglossie auseinandersetzen mussten. Wenn Karl Bischoff 1949 auf die „von den umsiedlern ins land gebrachte mehrsprachigkeit“ hinweist (Bischoff 1949: 33), ist dies nicht nur so zu verstehen, dass die massive Zuwanderung aus den verschiedensten

374 Die Aussage betrifft nur die Stichprobe meiner Interviewpartner, selbstverständlich ist davon auszugehen, dass auch Deutsche aus Schlesien mitunter Polnisch gelernt haben. So berichtet Frau 52 (1950 VA, SP: 66), ihre schlesische Mutter „konnte perfekt Polnisch“, habe ansonsten akzentfrei Hochdeutsch gesprochen. Der Druck, eine slawische Kontaktsprache zu lernen, wird für die deutsche Minderheit in der Tschechoslowakei gleichwohl insgesamt deutlich stärker gewesen sein als für die Deutschen in Schlesien.

375 Einen kurzen historischen Abriss über den tschechisch-deutschen Bilinguismus gibt zum Beispiel Nekula (2001).

Herkunftsregionen im Norden der DDR zu extrem mehrsprachigen (insbesondere multidialektalen) Verhältnissen geführt habe, sondern auch so, dass viele der Zuwanderer eine komplexe Mehrsprachigkeit schon aus eben diesen Herkunftsgebieten mitbrachten.

4.1.2 „*Ja verstehen ja aber gar ... überhaupt nicht sprechen*“ – der Erwerb der Herkunftsdialekte der immigrierten Vertriebenen durch ihre in Mecklenburg aufgewachsenen Nachkommen

Die Nachkommen immigrierter Vertriebener, die ich in meinen Interviews als Zeitzeugen zu Rat ziehen konnte, sind in den 1950er und 1960er Jahren in meinem mecklenburgischen Untersuchungsgebiet geboren worden und aufgewachsen. Es stellt sich die Frage, ob die Herkunftsdialekte der zugewanderten Eltern für die sprachliche Sozialisation ihrer Kinder in Mecklenburg noch eine Rolle spielten. Wie sich in Abschnitt 4.2.1 zeigen wird, schätzen meine Befragten aus der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien ihre Sprachkompetenzen in den Herkunftsdialekten heute nur als äußerst gering ein. Von einem aktiven Erlernen dieser Dialekte kann daher abgesehen von Ausnahmefällen kaum die Rede sein. In nennenswertem Ausmaß wurden allenfalls Verstehenskompetenzen erworben.

In manchen Fällen wurden die Herkunftsdialekte der Eltern aber auch überhaupt nicht gelernt.³⁷⁶ So sagt Frau 66 (1962 VA, SP: 44), die den Heimatdialekt ihres Vaters eigentlich erst nach der Wende bei Besuchen von Versammlungen der sudetendeutschen Landsmannschaft kennen gelernt hat: „Ich ... da verstehe ich nichts. Das ist das ist ... ja nur ... das sind nur Zischlaute in meinen Ohren. [...] Es ist ja ... nein wirklich total fremd.“ In ihrer Kindheit habe ihr Vater seinen böhmischen Herkunftsdialekt

³⁷⁶ Selbstverständlich wurden auch in Vertriebenenfamilien, die schon in ihrer ursprünglichen Heimat keinen Dialekt gesprochen hatten, keine Herkunftsdialekte an die in Mecklenburg geborenen Nachkommen weitergegeben. So etwa bei Herrn 50 (1950 VV, SP: 47) der aus einer schlesischen Beamtenfamilie stammt, die schon seit zwei Generationen standesbewusst ausschließlich Hochdeutsch sprach: „Wehe da hat man was anderes gesagt.“ Dass natürlich nicht alle Vertriebenen, die nach dem Zweiten Weltkrieg ins Land kamen, von Hause aus Dialektsprecher waren, habe ich bereits in Abschnitt 4.1.1 angesprochen.

„überhaupt nicht gar nicht“ gesprochen und auch mit anderen Vertriebenen aus Böhmen im Ort „auch kein Sudetendeutsch“ geredet (ebd.: 64). Auch Frau 70 (1954 VA, SP: 75) hat ihre Mutter deren böhmischen Heimatdialekt offenbar derart selten sprechen gehört, dass sie „gar nicht [weiß] wie der so richtig geht“. „Da müsste ich sie direkt da müsste ich sie direkt noch mal fragen wie der Dialekt ist.“ Ihre Eltern haben in ihrer Kindheit untereinander auf Hochdeutsch und Niederdeutsch kommuniziert, aber „mit uns [Kindern] hochdeutsch gesprochen“ (SP: 92). In einigen Familien der Vertriebenen sind die Heimatdialekte der zugewanderten Familienmitglieder offenbar so vollständig aus dem Sprachgebrauch ausgeblendet worden, dass sie in keiner Weise an die Nachkommengeneration tradiert werden konnten.

In anderen Familien haben die Kinder der immigrierten Vertriebenen den Herkunftsdialekt ihrer Eltern wenigstens bis zu einem gewissen Grad verstehen gelernt. Dass die Nachkommen der Zuwanderer in der Regel allenfalls noch geringe Kenntnisse in den Herkunftsdialekten der Familie haben, ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass ihre Eltern mit ihnen seit frühester Kindheit nahezu ausnahmslos standardnahes Hochdeutsch gesprochen haben. Von 14 Befragten aus der Nachkommengeneration, die sich zu ihrem Spracherwerb in frühester Kindheit äußern, geben zwölf Personen an, als erste Sprache Hochdeutsch gelernt zu haben. Die Parallelen zu den Verhältnissen im Dialektgebrauch der alteingesessenen Familien sind bemerkenswert. Ebenso wie in den alteingesessenen mecklenburgischen Familien wuchsen auch die Kinder der Vertriebenenfamilien in den 1950er und 1960er Jahren nahezu ausschließlich mit dem Hochdeutschen als Primärsprache auf. Wo aber die Eltern mit ihren Kindern Hochdeutsch kommunizierten, konnten als Dialektvermittler in den Familien gegebenenfalls noch die Großeltern eine Rolle spielen, oder die Kinder erwarben ihre Dialektkenntnisse sekundär durch passive Teilnahme an den dialektalen Gesprächen der Eltern untereinander bzw. an deren Kommunikation mit den Großeltern und anderen Verwandten.

So war es auch bei den Nachkommen der Vertriebenenfamilien in Mecklenburg: Auch hier kamen die nach 1950 geborenen Personen mit dem Herkunftsdialekt häufig gerade über die Großeltern in Kontakt, die ihre Eltern nach dem Krieg meist in die Immigration begleitet hatten und vielfach noch in den 1950er und 1960er Jahren mit der Familie unter einem

Dach lebten oder zumindest am selben Ort wohnten. Herr 59 (1961 VA, SP 1: 84) beispielsweise führt seine gute Verstehenskompetenz im karpatischeutschen Dialekt seiner Mutter darauf zurück, dass er als Kind noch erlebte, wie diese sich mit ihren Eltern üblicherweise in ihrem Heimatdialekt unterhielt. „Ich weiß mit meinen Großeltern mütterlicherseits hat sie eben nur diesen diesen ... das ist ja wie so ein österreichischer Dialekt dass da ... nur auf die Art und Weise gesprochen.“ Selber diesen Dialekt zu sprechen, traut er sich allerdings nicht zu, weil er lediglich passiver Ohrenzeuge dieser Gespräche war: „Ja verstehen ja aber gar ... überhaupt nicht sprechen. Ich würde auch kein Wort jetzt sagen können dazu ich ... das war immer so dass man ... dass sie sich nur damit unterhalten haben und zu uns eigentlich nicht ne.“ (ebd.: 106). Auch Frau 60 (1952 VV, SP 2: 141) meint, dass sie den böhmischen Dialekt ihrer Mutter sehr gut verstehen kann, sie hat ihn aber nie richtig sprechen gelernt: „Nein also di... direkt gelernt nicht. Man kann so einige Worte die immer so meine Oma gesprochen hat oder meine Mutter spricht ja noch so ein bisschen so Dialekt.“ (SP 2: 149). Mit ihr und ihren Geschwistern ist zu Hause aber immer hochdeutsch geredet worden und ihre Mutter hört sie seit dem Tod ihrer Großmutter inzwischen kaum noch Dialekt sprechen: „Nein das ist es wenn die Oma noch lebte dann haben sie so gesprochen ne. Aber jetzt auch nicht mehr. Ihre Brüder [der Mutter] die sind jünger die die ... na der eine Onkel der spricht auch so ein bisschen aber die anderen gar nicht.“

Es fällt auf, dass die Zeitzeugen aus der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien in ihren sprachbiographischen Erzählungen fast ausschließlich davon berichten, dass ihre Eltern auch untereinander in standardnahe Hochdeutsch miteinander kommuniziert hätten. Hochdeutsch wurde hier also nicht nur mit den Kindern gesprochen, sondern es war meist auch die Sprache der Paarkommunikation der Eltern. Dies hatte seinen Grund wohl vor allem darin, dass die Elternteile der meisten meiner Probanden dieser Altersgruppe aus unterschiedlichen Dialektregionen stammten. Die befragten Nachkommen von Vertriebenenfamilien sind in aller Regel Kinder entweder einer Ehe zwischen einem alteingesessenen und einem zugewanderten Elternteil oder ihre Eltern sind beide als Vertriebene aus unterschiedlichen Herkunftsregionen ins Land gekommen und haben sich erst in Mecklenburg kennengelernt. In derartigen gemischtdialektalen Familien kamen als potentielle Vermittler eines Herkunftsdialektes also

jeweils nur die mütterlichen oder die väterlichen Verwandten in Frage. Der mögliche sprachliche *Input* war in diesen gemischtdialektalen Familien also schon grundsätzlich begrenzter als in Familien, in denen die Mitglieder denselben Dialekt sprechen konnten.

Hinzu kam aber vor allem, dass die unterschiedliche Dialekte sprechenden Eltern in der Kommunikation untereinander häufig auf das Hochdeutsche auswichen. Herr 62 (1952 VV, SP: 60) beispielsweise ist Kind eines Elternpaares aus unterschiedlichen Vertreibungsgebieten: „Meine Mutter ist Oberstübnerin [Karpattendeutsche] mein Vater Sudetendeutscher.“ Er führt die Tatsache, dass seine Eltern sowohl mit ihm als auch untereinander stets bemüht Hochdeutsch sprachen, auf ihre unterschiedliche dialektale Herkunft zurück. Auf meine Frage, ob die Eltern in ihren Gesprächen untereinander auf das Hochdeutsche vielleicht auch deshalb Wert gelegt haben könnten, um ihm den Schulbesuch zu erleichtern, antwortet er:

Das glaube ich nicht. Also ich ich glaube dass das eher so aus dem Zwang geboren wurde dass die beiden Dialekte im Haus waren und wir als Kinder hochdeutsch aufgewachsen sind und dann hat man sich ... dann war das irgendwie eine eine vielleicht eine Vereinbarung oder Vernunft dass man das so versucht hat. (SP: 168)

Bei den Familien, in denen ein Herkunftsdialekt und das mecklenburgische Niederdeutsch aufeinander trafen, scheint es zwei Optionen gegeben zu haben. Hier sind die Eltern wie in den eben genannten Fällen entweder beide vom jeweiligen Dialekt abgerückt und haben sowohl mit ihren Kindern als auch mit ihren Partnern ausschließlich Hochdeutsch gesprochen. Oder nur der zugewanderte Elternteil (offenbar stets die Mutter) hat den Herkunftsdialekt zurückgestellt und stattdessen das Niederdeutsche gelernt und in die elterliche Paarkommunikation integriert. Die kindliche Sprachwelt sah in diesen Fällen, für die sich in meiner Stichprobe vier Beispiele finden, etwa so aus wie bei Frau 83 (1954 VA, BI: 312–313), die die Mehrsprachigkeit ihrer aus der Zips vertriebenen Mutter „bewundert“:

Die spricht mit meinem Vater reinstes Plattdeutsch. Das hat man ja im Ohr. ‚Hest du dat nich hürt.‘ So. Und dann zu meiner Oma das Zipser Platt ne. Und dann zu uns Hochdeutsch. Mit uns wurde nie irgendwie ... also immer Hochdeutsch. Sowohl mein Vater als auch meine Mutter die haben immer mit uns Hochdeutsch ge ... und und auch die Oma ne.

Der Fall, dass in einer Ehe zwischen einem alteingesessenen und einem zugewanderten Partner etwa der Herkunftsdialekt zur elterlichen Paarsprache wurde, ist jedenfalls in meinem Interviewkorpus nicht dokumentiert. Wenn Elternteile, die aus dem niederdeutschen und dem südostdeutschen Dialektraum stammten, in ihrer Paarkommunikation überhaupt einen Dialekt sprachen, setzte sich im mecklenburgischen Umfeld offenbar immer das Niederdeutsche durch.

Für die Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien gab es in der Kindheit also nur sehr eingeschränkte Möglichkeiten, den Herkunftsdialekt der Eltern zu lernen. Zum einen kommunizierten die zugewanderten Eltern mit ihren Nachkommen in den 1950er und 1960er Jahren nahezu ausschließlich auf Hochdeutsch. Zum anderen sprachen die Eltern dieser Kinder auch untereinander nur in seltenen Ausnahmefällen einen Herkunftsdialekt aus den Vertreibungsgebieten, vielmehr wählten sie für ihre Paarkommunikation entweder ihrerseits das Hochdeutsche oder sie redeten niederdeutsch miteinander. Schließlich ergaben sich auch im Wohnumfeld der Vertriebenenfamilien kaum einmal Gelegenheiten, einen Herkunftsdialekt zu hören oder gar zu sprechen, da bei der Ansiedlung der Vertriebenen in der Regel bewusst auf eine räumliche Streuung der Ankömmlinge aus den gleichen Herkunftsgebieten geachtet worden war. Auch außerhalb der Familie, etwa in den Nachbarschaften oder den beruflichen Kontexten, fanden die Nachkommen der Zuwanderer kaum jemals soziale Orte, an denen sie den jeweiligen Herkunftsdialekt ihrer Eltern lernen konnten. Für den Erwerb der Herkunftsdialekte der Vertriebenen waren in Mecklenburg in den 1950er und 1960er Jahren die Voraussetzungen also bedeutend schlechter als für das Erlernen des Niederdeutschen. Allenfalls konnten sich die Nachkommen der Vertriebenen aus dem sehr begrenzten familiären Dialektgebrauch eine gewisse rezeptive Sprachkompetenz aneignen, aktive Sprachfertigkeiten im Heimatdialekt der Zuwanderer wurden nur in sehr seltenen Ausnahmefällen an die nächste Generation weiter gegeben.

Einen solchen Ausnahmefall repräsentieren in meiner Stichprobe allein die Brüder Herr 68 (1952 VV) und Herr 69 (1964 VV), an deren Sprachbiographien sich einige soziale und sprachliche Rahmenbedingungen erkennen lassen, die einen Erwerb der Herkunftsdialekte noch nach 1950 begünstigen konnten.

Die Eltern der beiden stammten aus dem mittelslowakischen Dorf Neuhaus (Nová Lehota) und sprachen daher denselben Dialekt, den die Söhne

im Interview als „Naihaarisch“ bezeichnen. Die kinderreiche Familie lebte in Mecklenburg in selbstgewählter räumlicher wie sozialer Abgeschlossenheit am Rande eines langgestreckten Nachbarortes von Satow. Die Großeltern mütterlicherseits wohnten mit ihnen im selben Haus. Die Großmutter hat zeitlebens nie Hochdeutsch gelernt: „Sie konnte ja nur Naihaarisch.“ (Herr 68, 1952 VV, SP: 139). Die Mutter der beiden, die „nur zu Hause gelebt“ hat, konnte nur „ganz schlecht“ hochdeutsch sprechen (SP: 173, 175). In der frühen Kindheit von Herrn 68 wurde in allen innerfamiliären Gesprächskonstellationen ausschließlich der karpatendeutsche Herkunftsdialekt gesprochen: „Wir haben zu Hause ja nur also die Sprache gesprochen. Da gab es kein Hochdeutsch für uns.“ (Herr 68, 1952 VV, BI: 314). Herr 68 ist in meiner Stichprobe der einzige Zeitzeuge seiner Altersgruppe, der vorschulisch noch monolingual im Herkunftsdialekt seiner Eltern sozialisiert worden ist. Das karpatendeutsche Dialektumfeld war für den Jungen aber nicht nur auf die Großfamilie beschränkt. Am Ort wohnten noch einige andere Vertriebene aus der mittelslowakischen Herkunftsregion der Familie, die sehr ähnliche Dialekte mitbrachten: „Die haben immer unsere Sprache gesprochen. Sie ihren Dialekt wir unseren Dialekt.“ (SP: 357). Insgesamt konnte sich die Familie sozial, kirchlich und sprachlich an der recht kompakten Siedlungsinsel von Karpatendeutschen orientieren, die in Satow und seinen Nachbarorten angesiedelt worden waren (vgl. 2.3.5).

Schon der um zwölf Jahre jüngere Bruder von Herrn 68 ist aber in einem teilweise veränderten familiären Sprachumfeld groß geworden. Herr 69 (1964 VV, SP: 258) ist nach eigenen Aussagen „schon zweisprachig aufgewachsen“. Mit seinen älteren Geschwistern, die das Hochdeutsche bereits aus der Schule in die Familie einbrachten, habe er „nur hochdeutsch“ gesprochen (SP: 178). Als seine Erstsprache der Kinderzeit gibt er zwar noch das Naihaarische an, erinnert sich aber nur noch an asymmetrisch dialektal-hochdeutsche Kommunikationssituationen mit seinen Eltern: „Meine Eltern haben ausschließlich mit mir Naihaarisch gesprochen und ich habe auf Hochdeutsch geantwortet.“ (SP: 178). So sei es immer gewesen: „Zu 100 Prozent übrigens ne. Als Kind. Ich habe nie auf Naihaarisch mit denen also geantwortet.“ (SP: 569).

Das Aufwachsen in einem Dreigenerationenhaushalt, dessen Alltagskommunikation dominant durch den Gebrauch eines einheitlichen Herkunftsdialekts geprägt war, hat bei den beiden Brüdern zu einem

frühkindlichen Dialekterwerb geführt. Die selbstgewählte Segregation der Immigrantenfamilie von der mecklenburgischen Aufnahmegesellschaft einerseits und die soziale und kulturelle Anbindung an die ethnische Gemeinde von Zuwanderern ähnlicher regionaler Herkunft andererseits hat das Festhalten der zugewanderten Familienmitglieder an ihrem Herkunftsdialekt bestärkt und damit die Weitergabe des Dialekts an ihre in Mecklenburg geborenen Nachkommen begünstigt. Derartige sprachliche und soziale Rahmenbedingungen sind für die Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien in Mecklenburg aber bereits sehr untypisch. In der Regel riss hier die Tradierung der *heritage languages* der Immigranten deshalb schon in der ersten Nachfolgeneration ab.³⁷⁷

4.1.3 „*Mekala koa ich schon reden*“ – Alteingesessene mit aktiven Sprachkompetenzen in den Herkunftsdialekten der zugewanderten Vertriebenen

In ihrer sehr detaillierten Ortsstudie zum Sprachkontakt zwischen Alteingesessenen und zugewanderten Vertriebenen im bayerischen Kaufbeuren stellt Holuba (2000) fest, dass einige ihrer alteingesessenen Probanden sich zusätzlich zu ihrem Allgäuer Ortsdialekt den Herkunftsdialekt der vielen Zuwanderer aus Böhmen aktiv angeeignet haben. Für die Autorin bestätigt dieser bemerkenswerte Befund die „in Deutschland wohl einzigartige[n] Verhältnisse“ (Holuba 2000: 15) im Kommunikationsraum der Stadt Kaufbeuren und insbesondere ihres Ortsteils Neugablonz. Hier waren gleich in den ersten Nachkriegsjahren mehrere tausend Vertriebene aus einer eng begrenzten Herkunftsregion um die böhmische Stadt Gablonz (Jablonec) zugezogen. Hintergrund dieser ungewöhnlich konzentrierten Ansiedlung von Vertriebenen ähnlicher Herkunft war der schon 1945 entwickelte Plan, die Betriebe der ehemaligen Glas-, Metall- und Schmuckindustrie der nordböhmischen Region Gablonz in der Stadt und im Landkreis Kaufbeuren gezielt wieder aufzubauen. Dort boten Gebäude und Betriebsflächen der früheren Rüstungsindustrie günstige Rahmenbedingungen für eine Reindustrialisierung.

³⁷⁷ Dies zeige ich auch am raschen Vergessen des Wortschatzes der Herkunftsvarietäten in den Familien Vertriebener in Mecklenburg in Ehlers (2021).

Die dichte und zahlenstarke Ansiedlung von Fachkräften und ihren Familien aus der Region Gablonz in Kaufbeuren, von denen ein Großteil überdies in der recht homogenen Vertriebenen­siedlung Neugablonz wohnte, führte dazu, dass der böhmische Herkunftsdialekt der Zuwanderer hier ungewöhnlich lange beibehalten und intergenerationell tradiert wurde. Die besonderen Sprachverhältnisse in der kompakten Gablonzer Siedlungsinsel bedingen nach Holuba (2000: 100) aber auch, dass alteingesessene Ortsbewohner zum Teil den Herkunftsdialekt der Zuwanderer erlernten:

Man darf nicht vergessen, daß der Gablonzer Dialekt bis in die [19]80er Jahre hinein das Neugablonzer Ortsbild entscheidend geprägt hat. Fast überall, auf der Straße, im Stadtbus, auf dem Wochenmarkt oder in den Neugablonzer Lokalen, war Gablonzer Dialekt zu hören, so daß die charakteristischen Merkmale des Gablonzer Dialektes für jemanden, der sich dafür interessierte, nicht schwer zu erlernen waren.

Unter diesen Verhältnissen haben sich einige alteingesessene Probanden aus der Untersuchungsstichprobe Holubas neben ihrem Allgäuer Ortsdialekt den Gablonzer Dialekt ihrer Ehepartner, Nachbarn und Arbeitskollegen angeeignet. „Sie haben den Gablonzer Dialekt gelernt, weil sie täglich mit Gablonzern und Heimatvertriebenen in Berührung kamen.“ (Holuba 2000: 355). Bausinger / Braun / Schwedt (1959: 29) hatten schon in den 1950er Jahren in Kaufbeuren beobachtet, dass „Ausdrücke wie Dekka, faschierter Braten, Mohnbuchtel [...] auch vielen Einheimischen geläufig“ seien und „Interjektionen wie nu, ock, ei [...] die Sprache zumindest der jüngeren Kaufbeurener [durchsetzten], die in Neugablonz arbeiten und zum Teil abends nach Neugablonz fahren, wo am meisten los ist“. Dass aber Alteingesessene weitergehende aktive Sprechkompetenzen in einem Herkunftsdialekt von immigrierten Vertriebenen erwerben, ist auch unter Holubas (2000: 501) befragten Zeitzeugen aus Kaufbeuren „eher die Ausnahme“.

In der – freilich nicht sehr umfangreichen – Literatur zu den sprachlichen Folgen der Vertriebenenimmigration sind außerhalb des „Sonderfalls“ Kaufbeuren (Holuba 2000: 501) keine weiteren Fälle angeführt, bei denen Angehörige der Aufnahmegesellschaft Varietäten der Immigranten erworben haben.³⁷⁸ Die wiederholten Berichte über Sprecher, die

378 Die Migrationslinguistik legt ihren Forschungsfokus ohnehin bis heute

bidialektale Kompetenzen erworben haben, beziehen sich, soweit ich sehe, ausschließlich auf Vertriebene und ihre Nachkommen, die neben ihrem Herkunftsdialekt den Ortsdialekt ihres Zufluchtsortes in der Aufnahme-region aktiv beherrschen.

Auch in meinem mecklenburgischen Aufnahmekorpus finden sich nur äußerst selten Berichte darüber, dass Angehörige der alteingesessenen Ortsbevölkerung einen der Herkunftsdialekte der immigrierten Vertriebenen sprechen gelernt haben. Allerdings habe ich meine alteingesessenen ebenso wie meine vertriebenen Gewährspersonen mittels einer Fragebogenerhebung systematisch nach ihrer Kenntnis und ihrem Gebrauch von einzelnen Wörtern aus den Herkunftsdialekten bzw. Herkunftsregiolekten der Vertriebenen befragt. Das Ergebnis dieser Fragebogenerhebung war, dass die Alteingesessenen „allenfalls passive Kenntnisse einzelner Wörter erworben, [...] sie aber nie in den eigenen aktiven Sprachgebrauch umgesetzt haben“.³⁷⁹ Selbst nach jahrzehntelanger Ehe mit einem oder einer Vertriebenen haben sich die befragten Mecklenburgerinnen und Mecklenburger nicht einmal einzelne Wörter aus den Herkunftsvarietäten ihrer Ehepartner zu eigen gemacht. Dieses Ergebnis ist ein sehr deutliches Indiz dafür, dass die Alteingesessenen in meinem Untersuchungsgebiet kaum je einmal aktive Sprachkompetenzen in den Herkunftsdialekten der Zuwanderer erworben haben. Auch die Tatsache, dass sich in der regionalen Umgangssprache der alteingesessenen Probanden so gut wie keine Spuren der Herkunftsvarietäten der Zuwanderer identifizieren lassen,³⁸⁰ spricht für ganz einseitige sprachliche Anpassungsprozesse zwischen der alteingesessenen Bevölkerung und den „Neubürgern“. Es erscheint auch vor dem Hintergrund dieser Befunde als sehr unwahrscheinlich, dass alteingesessene Mecklenburger sich den Herkunftsdialekt ihrer neuen

schwerpunktmäßig auf die Sprachbiographien und Sprachprobleme der Immigranten, die sprachlichen Folgen der Zuwanderung für die Aufnahmegesellschaften und die sprachlichen Anpassungsleistungen ihrer Angehörigen bleiben meist vollständig unbeachtet.

379 Ehlers (2018: 259), vgl. die Darstellung der Fragebogenerhebung und ihrer Ergebnisse ebd.: 237–260 sowie in überarbeiteter Fassung Ehlers (2021).

380 Punktuelle Ausnahmen sind die *l*-Diminutive bei Eigennamen Vertriebener (z. B. *Franzl, Trudel*), die mehrfach von mecklenburgischen Familienangehörigen in den eigenen Sprachgebrauch übernommen werden, vgl. Ehlers (2018: 260–278).

Nachbarn, Arbeitskollegen oder ihrer zugewanderten Ehepartner aktiv angeeignet haben.

Dennoch berichten in wenigen Einzelfällen auch meine alteingesessenen Zeitzeugen vom Erwerb der allochthonen Dialekte der Immigranten. So erzählt Frau 36 (1930 A, SP 1: 60) davon, dass sie mit den aus dem mittelslowakischen Oberstuben (Horná Štubňa) stammenden Familienangehörigen ihres Mannes seinerzeit in Satow regelmäßigen Kontakt gepflegt habe: „Und dann sind wir eigentlich jeden Sonntag runter gewesen und haben sie besucht.“ Auf meine Frage, ob sie den karpatendeutschen Dialekt ihres inzwischen verstorbenen Mannes damals gelernt habe und in diesem Dialekt alles verstehen und das meiste sagen könne, antwortet Frau 36 (SP 1: 62, 64): „Na das wird wohl zutreffen. Na ja. Mekala koa ich schon reden.“ Und sie übersetzt für mich: „Ein bisschen kann ich schon reden.“ Auf meinen Kommentar hin, sie sei also dreisprachig plattdeutsch, hochdeutsch und oberstübnerisch, schränkt sie allerdings ein: „Nicht nicht perfekt aber ... aber n... n... na ja.“ (SP 1: 70).

Ganz ähnlich klingt die Erzählung von Frau 82 (1930 A, SP: 58), die ebenfalls mit einem Vertriebenen aus Oberstuben verheiratet war und in Satow lebt: Den karpatendeutschen Herkunftsdialekt beherrsche sie „a bisschen aber nicht viel.“ Ihr Mann habe mit ihr selbst zwar nie im Oberstübner Dialekt gesprochen, mit seiner Mutter aber grundsätzlich oberstübnerisch kommuniziert:

Wenn der nun bei seiner Mutter war dann haben die ja beide so... Dann saß ich ja dabei. Ich meine ich habe das dann auch gehört. Ich habe auch ... ich meine wenn die sich unterhalten das kriege ich auch schon mit. (Frau 82, 1930 A, SP: 229).

Frau 82 (SP: 231) demonstriert mir im Gespräch ihre aktiven Sprachkenntnisse mit einigen Oberstübner Passagen wie der folgenden: „Ich bor aufm Freidhof. Jo. Da borst du jo. Ja. Und so ein bisschen so kann ich auch...“. Sie resümiert mit Blick auch auf die ihr gut bekannte Frau 36: „Aber man hat sich das eher ... man nimmt sich das so ein bisschen an ne.“ (Frau 82, 1930 A, SP: 237).

Der teilweise vergleichbare Bericht von Frau 18 (1938 Z, BI: 101) führt dagegen in „ein kleines Fischerdorf mit nur dreizehn Häusern“ am vorpommerschen Oderhaff. Dorthin ist die Zeitzeugin im Alter von acht Jahren vertrieben worden, ehe sie viele Jahre später in mein Untersuchungsgebiet

umzog. In dem kleinen Fischerdorf wurde neben vielen Menschen aus Hinterpommern auch eine Gruppe sudetendeutscher Familien angesiedelt:

Aber ich kannte einen Jungen der hat immer bei uns zugehört in den sudeten-deutschen Familien. Der hat genauso geredet wie wir. Das war eigentlich einer der auch Plattdeutsch konnte. [...] Das war so ein Fischerjunge. Der hat immer mitgehört. Ja. Mein ((unverständlich)) hat immer mitgehört bei uns in der Familie weil der der Junge mit dem wir da zusammen erst gewohnt haben der war in seinem Alter und da hat er mit... Da kam der Vater aus Gefangenschaft. Da haben die immer Sudetendeutsch. Der konnte das auch noch. (Frau 18, 1938 Z, SP: 167, 169)

Frau 36, Frau 82 und Frau 18 sind die drei einzigen Gewährspersonen aus meiner Stichprobe von 90 Zeitzeugen, die von alteingesessenen Personen erzählen, die zumindest mittelmäßige aktive Sprachkompetenzen in den Herkunftsdiakten der Vertriebenen erworben haben. Es wird abgesehen davon in Einzelfällen gelegentliche Übernahmen von Einzelwörtern oder Redewendungen der Herkunftsvarietäten in den Sprachgebrauch exogamer Familien gegeben haben. So zum Beispiel bei Frau 39 (1932 V, SP 1: 333), die erzählt, ihr mecklenburgischer Mann habe von ihrem böhmischen Vater gern die Bestätigungsformel „na frailich“ übernommen. Vom Erwerb umfassenderer Sprachkompetenzen der Herkunftsdiakten berichten aber nur die drei oben genannten Gewährsfrauen.

Wie in der Untersuchung von Holuba ist dieser Dialekterwerb also auch im Umfeld meiner Erhebung deutlich „die Ausnahme“ (Holuba 2000: 501) geblieben. Die sozialen Rahmenbedingungen für den Erwerb von aktiven Sprachkenntnissen in den allochthonen Diakten scheinen dabei ähnliche gewesen zu sein wie im „Sonderfall“ (ebd.) des bayerischen Kaufbeuren. In allen drei Fällen hat ein regelmäßiger, sozial und auch emotional enger Kommunikationskontakt mit einer größeren Gruppe von Vertriebenen derselben Herkunftsregion offenbar die Übernahme ihres Diaktes durch alteingesessene Mecklenburger begünstigt. Derartige Verhältnisse waren in meinem Untersuchungsgebiet nur in der kompakten karpatendeutschen Siedlungsinsel in und um das mecklenburgische Satow zu finden.³⁸¹ Es mag sie eventuell auch in vereinzelt anderen Ortschaften gegeben haben, in denen die

381 Vgl. Abschnitt 2.3.5 zu den besonderen sozialen Verhältnissen in Satow und Umgebung.

alteingesessene Bevölkerung gegenüber Immigrantengruppen gleicher Herkunft quantitativ in die Minderzahl geriet. Im Normalfall ist eine solche Agglomeration von Immigranten derselben Herkunftsregion von den alliierten Verwaltungsorganen planmäßig verhindert worden, indem die eintreffenden Transporte mit Vertriebenen bewusst räumlich weit gestreut verteilt worden sind (Beer 2011: 104). Die große sprachliche Heterogenität der Zuwanderer, die die mecklenburgischen Ortschaften deshalb in der Regel kennzeichnete, hat bei der alteingesessenen Bevölkerung offenbar die Motivation, einen ihrer sehr vielfältigen Herkunftsdialekte zu erwerben, stark geschmälert. Die kommunikative Reichweite dieser Dialekte erstreckte sich im Normalfall nicht weiter als auf den engen Kreis der gemeinsam vertriebenen Familienmitglieder.

4.2 Verteilung der Sprachkompetenzen in den Herkunftsdialekten der Vertriebenen in der mecklenburgischen Bevölkerung

Wir haben im vorangehenden Kapitel 4.1 gesehen, dass die meisten Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Mecklenburg vertrieben wurden, als kindliche Erstsprache noch den Ortsdialekt ihrer ursprünglichen Heimat gelernt hatten. Die Kenntnis dieser Dialekte gehörte zu ihrer sprachlichen ‚Ausstattung‘, als sie im Norden der damaligen SBZ ankamen. Es ist aber gerade bei der Untersuchung der sprachlichen Folgen von Migration zu bedenken, dass der lebensgeschichtliche Wechsel in einen fremden Sprachraum von den Betroffenen nicht nur häufig mit dem Erwerb neuer Sprachen (wie hier des Niederdeutschen) verarbeitet wird, sondern auch mit dem Abbau früherer Sprachkompetenzen einhergehen kann:

Auch früh und einmal gut beherrschte Sprachen können unter der Konkurrenz alternativer Systeme und bei Mangel an Verwendungsmöglichkeiten deaktiviert werden oder anscheinend sogar völlig in Vergessenheit geraten. (Tracy 2011: 91)

Vor allem bei Sprachbiographien von Migranten sind also Prozesse des Spracherwerbs und Fragen der Sprachkompetenz gesondert zu betrachten.

Mehr als 75 Jahre nach der Ankunft der Flüchtlinge und Vertriebenen in Mecklenburg stellt sich die Frage, wer die Herkunftsdialekte, die diese Menschen damals mitbrachten, heute noch sprechen oder verstehen kann. Mein Interviewkorpus bietet jedenfalls für die vor 1970 geborenen Alterskohorten der mecklenburgischen Bevölkerung recht

tragfähige Anhaltspunkte für eine Antwort auf diese Frage. Der folgende Abschnitt 4.2.1 erörtert zunächst, inwieweit sich Dialektkompetenzen aus den Vertreibungsgebieten in den Familien der Vertriebenen erhalten haben. Verfügen die schon in Mecklenburg geborenen Nachkommen der nach dem Zweiten Weltkrieg zugewanderten Vertriebenen heute noch über entsprechende Sprachkompetenzen in den Heimatdialekten ihrer Eltern? Ein Vergleich der Dialektkompetenzen zweier Generationen der Vertriebenenfamilien deutet darauf hin, dass die Herkunftsdialekte der Zuwanderer im mecklenburgischen Umfeld ungewöhnlich rasch abgebaut worden sind. Da wir im Abschnitt 4.1.3 schon gesehen haben, dass die Herkunftsdialekte der Immigranten von Angehörigen der Aufnahmegesellschaft überhaupt nur in extrem seltenen Fällen und dann auch nur in eingeschränktem Umfang gelernt worden sind, erübrigt sich eine gesonderte Betrachtung der Sprachkompetenz alteingesessener Mecklenburger in mittel- oder oberdeutschen Dialekten der Zuwanderer.

Eine Untersuchung der Entwicklungen in der Dialektkompetenz meines untersuchten mecklenburgischen Bevölkerungsausschnittes wäre dagegen nicht abgerundet, wenn sie nicht auch die Fälle von multidialektalen Sprachfähigkeiten in die Betrachtung einbeziehen würde. Das Beherrschen zweier Dialekte, hier des Niederdeutschen und eines Herkunftsdialektes, wird im Abschnitt 4.2.2 thematisiert und mit dem Vorkommen monodialektaler bzw. monovarietéarer Sprachkompetenzen bei meinen Gewährspersonen ins Verhältnis gesetzt.

4.2.1 *„Aber das ist dann irgendwann verloren gegangen“* – zum Abbau der Dialektkompetenzen in den Vertriebenenfamilien

Meine Untersuchung, ob und inwieweit in der heutigen Bevölkerung meines Erhebungsgebietes noch Sprachfertigkeiten in den Herkunftsdialekten der Vertriebenen verbreitet sind, stützt sich vor allem auf die Selbsteinschätzungen meiner Gewährspersonen und auf ihre metasprachlichen Äußerungen zu ihren Dialektkenntnissen. Anders als bei der Erörterung der Niederdeutschkompetenzen können wegen der unübersehbaren Vielfalt der Herkunftsdialekte keine sprachlichen Merkmalanalysen an Wenkerübersetzungen herangezogen werden, um die Selbsteinschätzungen der Probanden im Einzelfall zu überprüfen. Es war bei der großen

Heterogenität der mittel- und oberdeutschen Heimatdialekte meiner Zeitzeugen auch wenig sinnvoll, sie um Fremdeinschätzungen zur Dialektkompetenz anderer Personen zu bitten. Es sollen im Folgenden daher in erster Linie die quantitativen Verhältnisse in der Verteilung der Dialektkompetenz betrachtet werden, die sich in den Selbsteinschätzungen meiner Gewährspersonen aus Vertriebenenfamilien abzeichnen. Das Bild von der Entwicklung und Verbreitung der Dialektkompetenzen wird sodann durch die einschlägigen metasprachlichen Aussagen der Zeitzeugen verdichtet.

In der Anfangsphase meiner sprachbiographischen Interviews habe ich die Angehörigen von Vertriebenenfamilien jeweils explizit gebeten zu charakterisieren, wie gut sie ihren Herkunftsdialekt bzw. den Herkunftsdialekt ihrer Eltern verstehen oder sprechen können. Um ihnen zu erleichtern, den Grad ihrer Dialektkompetenz genau zu differenzieren, habe ich ihnen dieselben Formulierungsvorschläge zur Orientierung unterbreitet wie bei der Frage nach den Sprachfertigkeiten im Niederdeutschen (vgl. 3.2.1). Ich fragte sie also, welche der folgenden Bestimmungen auf ihre Kompetenz im Herkunftsdialekt am ehesten auf sie selbst zuträfen:

1. Ich verstehe alles und kann im Gespräch alles sagen, was ich möchte.
2. Ich verstehe alles und kann im Gespräch das meiste sagen, was ich möchte.
3. Ich verstehe das meiste, kann aber nur wenig sagen.
4. Ich verstehe etwas, kann aber nur einige Wörter / Wendungen sagen.
5. Ich verstehe ein wenig, kann aber nichts sagen.
6. Ich verstehe den Dialekt meiner Herkunftsregion / der Herkunftsregion meiner Eltern gar nicht.

Anders als bei den Selbsteinschätzungen zur Niederdeutschkompetenz scheuten sich einige Befragte, überhaupt eine Einschätzung ihrer Sprachfertigkeiten im Herkunftsdialekt zu geben, weil ihnen seit vielen Jahren die entsprechende konkrete Spracherfahrung fehlt:

Also ich muss ehrlich gestehen da ich ja schon seit dem Tod meines Vaters kaum gesprochen habe weiß ich nicht. Traue mich nicht zu sagen. [...] Kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe keine Möglichkeit mit jemandem zu sprechen. (Frau 2, 1930 V, SP: 22, 423)

Die langjährig fehlende Sprachpraxis veranlasste einige andere Gewährspersonen, die Selbsteinschätzung ihrer Sprachkompetenz in ihrer epistemischen Geltung zu relativieren, so wie beispielsweise Frau 17 (1935 V, SP: 24, 30):

Also da bin ich auch ... meine Mutter ist nun schon lange tot. Seit neunzehnhundertsiebzig. Und seitdem habe ich ja nun gar nicht mehr gesprochen. [...] Ich nehme an ich werde es wohl auch verstehen. Es ist ja auch so ein bisschen wie ... na nicht ... österreich... reichisch ne. So ähnlich. Also die Österreicher kann ich gut verstehen.

Wenn wie im letzten Fallbeispiel dem Gesprächskontext zu entnehmen ist, dass die Gewährsperson die Einschätzung ihrer Verstehenskompetenz wenigstens für wahrscheinlich hält, ist ihre Aussage in der folgenden Auswertung der Angaben zur Sprachkompetenz mit berücksichtigt worden.

Die folgende tabellarische Übersicht (Tab. 4.2.1-1) schlüsselt die Aussagen meiner Gewährspersonen quantitativ einerseits nach dem Grad ihrer Fähigkeiten auf, den Herkunftsdialekt (ihrer Eltern) zu verstehen oder im Gespräch aktiv zu sprechen, und stellt andererseits die Selbsteinschätzungen der Angehörigen der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien gegenüber. Die Angaben meiner Probanden zu ihrer Dialektkompetenz deuten auf einen sehr raschen und durchgreifenden Dialektverlust hin. In den Familien Vertriebener geht sowohl die Fertigkeit, den Herkunftsdialekt (der Eltern) im Gespräch aktiv zu gebrauchen, als auch die dialektale Verstehenskompetenz in der Abfolge von der Vorkriegsgeneration zur Nachkriegsgeneration sprunghaft zurück.

Tabelle 4.2.1-1: Sprachkompetenz in den Herkunftsdialekten bei Vertriebenen der Vorkriegsgeneration und bei Nachkommen von Vertriebenen (prozentualer Anteil der Selbsteinschätzungen der Befragten)

		Vorkriegsgeneration	Nachkriegsgeneration
Verstehen		N = 20 ³⁸²	N = 9
	Alles	70 %	44,4 %
	das meiste	20 %	–
	Etwas	–	–
	Wenig	5 %	33,3 %
	Nichts	5 %	22,2 %
Sprechen		N = 22	N = 10
	Alles	50 %	–
	das meiste	9,1 %	20 %
	Wenig	13,6 %	–
	einige Wörter	9,1 %	–
	Nichts	18,2 %	80 %

Bemerkenswerterweise ist die Dialektkompetenz schon in der Altersgruppe der Menschen, die als Schulkinder, Jugendliche und junge Erwachsene aus dem Sprachkontext ihrer Heimat gerissen wurden, heute im Durchschnitt bereits erheblich eingeschränkt. Zwar trauen sich 90 % der befragten Zeitzeugen aus der Vorkriegsgeneration gegenwärtig noch zu, in ihrem Herkunftsdialekt „alles“ oder „das meiste“ zu verstehen. Aber mehr als ein Viertel dieser Befragtengeneration (27,3 %) geht heute davon aus, im Dialekt nichts mehr oder allenfalls noch „einige Wörter“ sagen zu können.

³⁸² Die leicht variierenden absoluten Zahlen der Befragten in den verschiedenen Teilstichproben der Auswertung erklären sich dadurch, dass nicht alle Interviewpartner gleichermaßen zu beiden Dimensionen ihrer Dialektkompetenz auswertbare Aussagen getroffen haben.

Das ist umso überraschender, als ja die meisten meiner Befragten dieser Altersgruppe erzählen, dass sie vorschulisch noch ganz oder zumindest überwiegend im Herkunftsdialekt sozialisiert worden waren und in ihren ehemaligen Heimorten auch außerfamiliär ganz überwiegend in dominant dialektal geprägten Umfeldern aufgewachsen sind (vgl. 4.1.1).

Die quantitativen Verhältnisse, die sich in den Selbsteinschätzungen der Probanden der Vorkriegsgeneration abbilden, werden qualitativ dadurch bestätigt, dass viele Gewährspersonen im Interviewverlauf konstatieren, den Dialekt ihrer Herkunftsgebiete ganz oder teilweise vergessen zu haben. Frau 39 (1932 V, SP 1: 75) beispielsweise sagt, „das verlernt man. Das verlernt man. Ich ... auch wenn ich mit mich mit meinem Bruder unterhalte der spricht auch bloß noch Hochdeutsch.“ Herr 27 (1929 V, BI: 87) meint, er habe vor allem den Dialektwortschatz vergessen: „Und man hat viele originelle Vokabeln vergessen. Die man in der Kindheit gehört hat hat man vergessen.“ Schon im ersten Band dieser Sprachgeschichte konnte ich an einem Sprachtest zur Kenntnis der Lexik der Herkunftsgebiete nachweisen, dass das Vergessen insbesondere den Wortschatz der Herkunftsdialekte ausdünn³⁸³. In diesem Wortschatztest hatte sich bereits gezeigt, dass schon in der Generation der damaligen Zuwanderer eine Reihe von Personen heute mindestens partiell zu „Sprachvergessern“³⁸⁴ geworden sind. Die Befragten führen ihr Sprachvergessen ganz im Sinne der Schwellenwerthypothese der Forschungen zur *language attrition*³⁸⁵ häufig darauf

383 Ehlers (2018: 237–260), vgl. auch Ehlers (2021).

384 Wirrer (2009) prägt den Begriff mit Blick auf ehemalige Sprecher des Niederdeutschen in der amerikanischen Immigration. Dieselben Prozesse des Sprachvergessens vollziehen sich natürlich auch bei den zugewanderten Vertriebenen in ihrer Immigration in der norddeutschen bzw. in der niederdeutschen Sprachumgebung.

385 „Diese Theorie geht davon aus, dass eine lexikalische, phonologische oder syntaktische Komponente durch eine Summierung von Impulsen aktiviert wird. Mit jeder Aktivierung wird der Schwellenwert herabgesenkt und steigt dann langsam wieder an. Häufig gebrauchte oder erst kürzlich aktivierte Elemente haben einen niedrigeren Schwellenwert als selten verwendete Elemente und Elemente, deren Aktivierung schon länger zurückliegt. Je weniger ein Element aktiviert wird, desto schwieriger ist es, wieder darauf zuzugreifen. Daher können Sprecher, die eine Sprache nur selten verwenden, diese schwer oder gar nicht aktivieren.“ (Riehl 2009: 88).

zurück, dass sie – etwa nach dem Tod der älteren Generationen ihrer Familie – seit vielen Jahren oder auch Jahrzehnten keine oder kaum noch Gelegenheit haben, in ihrem Herkunftsdialekt zu kommunizieren. Bei Frau 17 (1935 V, SP: 440) begrenzt sich die ehemalige Dialektkompetenz heute nur noch auf „einige Schlagwörter“, „weil man ja gar nicht gefordert wird.“ Frau 21 (1925 V, SP: 408) begründet das Vergessen ihres schlesischen Heimatdialektes damit, dass sie in ihrem Umfeld kaum noch schlesische Gesprächspartner findet: „Das ist eben wenn man ... sind zu wenig ne.“

Nehmen wir nun die Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien in den Blick, so zeigt sich, dass der bereits in der Elterngeneration einsetzende Dialektverlust sich dort rasant beschleunigt hat (vgl. Tab. 4.2.1-1). Hier erfasst der Sprachverlust nun auch massiv die Ebene der Verstehenskompetenz: Deutlich mehr als die Hälfte der Befragten dieser Generation (55,5 %), die sich zum Grad ihrer Dialektkompetenz geäußert haben, gibt an, den Herkunftsdialekt der Eltern nur noch wenig oder gar nicht mehr zu verstehen. Besonders gravierend sind die Verluste der aktiven Kompetenz im Herkunftsdialekt der Eltern. Die aktiven Sprechfertigkeiten sind in der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien sogar weitgehend verloren gegangen. Von den Befragten können 80 % den Herkunftsdialekt der Eltern gar nicht mehr sprechen. Und kein einziger Proband traut sich heute noch zu, im Herkunftsdialekt der Eltern alles sagen zu können, was er möchte. Schon in der ersten Generation der Vertriebenenfamilien, die im Zuwanderungsgebiet geboren wurde, ist die Tradierung der *heritage languages* also fast vollständig abgerissen. Wenn in der Migrationslinguistik allgemein davon ausgegangen wird, dass sich der Abbauprozess der Herkunftssprache in Migrantengruppen in der Regel über mindestens drei Generation erstreckt,³⁸⁶ dann erweist sich die Abkehr von den Herkunftsdialekten in den Vertriebenenfamilien in Mecklenburg als ein außergewöhnlich rascher Verlauf des Dialektverlusts.

Der schnelle Verlust der *heritage languages* in den Einwandererfamilien wird auch in meiner Untersuchungsregion vor allem dann gebremst, wenn sich die Immigranten aus einer eng umgrenzten Herkunftsregion im

386 „The process of language replacement usually takes at least three generations.“ (Brenzinger 1997: 282).

Zuwanderungsgebiet in einer „ethnischen Gemeinde“ (Esser 2006: 48–49) zusammenfinden. Wo im Aufnahmegebiet Zuwanderer ähnlicher Herkunft eine kompakte Gruppe mit hoher institutioneller Selbstorganisation und einer ausgeprägten Gruppenloyalität bilden können, die in der Selbstwahrnehmung die soziale und kulturelle Distanz zur Aufnahmegesellschaft hervorhebt, werden familiären Herkunftssprachen in der Regel länger tradiert.³⁸⁷ Derartige Verhältnisse habe ich in der karpatendeutschen Siedlungsinsel in Satow und den umliegenden Dörfern vorgefunden, in der nach dem Krieg mehrere hundert Personen aus wenigen eng benachbarten Ortschaften der Mittelslowakei angesiedelt worden sind. Ich habe die sozialen, kulturellen, ökonomischen und sprachlichen Verhältnisse in Satow und Umgebung im Abschnitt 2.3.5 skizziert. Von den sechs befragten Zeitzeugen, die nach dem Krieg aus der Mittelslowakei in die Umgebung des mecklenburgischen Satow vertrieben wurden, trauen sich bis heute fünf Personen zu, im Gespräch in ihrem Herkunftsdialekt uneingeschränkt alles sagen zu können, was sie möchten. Zum Teil demonstrieren sie mir ihre Sprachkenntnisse dadurch, dass sie im karpatendeutschen Heimatdialekt flüssig und ausführlich über ihre Kindheit erzählen. Auch Herr 65 (1927 V) ist nach dem Krieg aus dem mittelslowakischen Oberstuben (Horná Štubňa) in ein Nachbardorf von Satow vertrieben worden. Er hat aber recht bald in eine mecklenburgische Familie in einer nahegelegenen Kleinstadt eingehiratet, sodass sich seine kommunikativen

387 Brenzinger (1997: 276–277) weist darauf hin, dass die numerische Größe der Sprechergruppe allein noch nicht den Erhalt einer Minderheitensprache garantiert, sondern mit der „language loyalty“ hier auch soziokulturelle Faktoren eine Rolle spielen. Sehr differenziert diskutiert Esser (2006: 218–223) die Faktoren, die in einer Migrantengruppe den „Wert“ einer Erstsprache (L1) aus der Herkunftsregion erhöhen und damit ihren Erhalt begünstigen: „Wenn der Wert einer Sprache vor allem von deren Funktion in *alltäglichen* Kommunikationen und Transaktionen bestimmt ist, dann wird die Anzahl der verfügbaren und nutzbaren Sprecher im alltäglichen *Nahbereich* relevant. Auf diese Weise können ethnische Konzentrationen und speziell, gut ausgebaute ethnische Netzwerke und ethnische Gemeinden oder hohe soziale Distanzen (von oder nach außen) den Wert einer (L1-)Sprache deutlich (mit) bestimmen.“ (ebd.: 493). Ähnlich führt auch Schmid (2011: 87) den Erhalt von Herkunftssprachen in Migrantengruppen auf die „density and multiplexity of their L1 network“ in der Migration zurück.

Kontakte mit den Satower Karpatendeutschen ausdünnten. Auch er gibt aber immerhin an, in seinem Herkunftsdialekt bis heute „das meiste“ sagen zu können. Unter den nach dem Krieg nach Mecklenburg gekommenen Vertriebenen, die heute den Herkunftsdialekt noch (fast) perfekt beherrschen, ist die Gruppe der Karpatendeutschen aus der Siedlungsinsel um Satow bemerkenswert groß.

In der Nachkommengeneration der von mir untersuchten Vertriebenenfamilien sind es dann überhaupt nur noch zwei Brüder aus einer karpatendeutschen Familie aus der Umgebung von Satow, die nach ihrer Selbsteinschätzung noch das meiste im Herkunftsdialekt ihrer Eltern sagen können (Herr 68, 1952 VV; Herr 69, 1964 VV).³⁸⁸ Beide können auch die hochdeutschen Wenkersätze, wenngleich mit gelegentlichen Wortfindungsschwierigkeiten, spontan und vollständig in den karpatendeutschen Dialekt übersetzen. Sogar die Kinder von Herrn 69, die in den 1980er Jahren in Rostock geboren wurden, geben an, im Herkunftsdialekt ihrer Großeltern noch alles zu verstehen und auch einige Wörter und Wendungen sagen zu können. Mit Blick auf die Gesamtstichprobe meiner Untersuchung ist die Tradierung des Herkunftsdialektes über die Generationsfolgen dieser karpatendeutschen Familie aber deutlich die Ausnahme.

In aller Regel, so zeigt die Tabelle 4.2.1-1, ist die Weitergabe aktiver Sprachfertigkeiten im Herkunftsdialekt bei meinen anderen Zeitzeugen aus Vertriebenenfamilien offensichtlich schon in der ersten Nachkriegsgeneration gänzlich abgebrochen. Mehrere Zeitzeugen dieser Altersgruppe berichten, dass sie die Herkunftsdialekte im Gespräch ihrer älteren Familienangehörigen als Kind durchaus noch gehört haben, diese Dialekte aber heute vergessen haben, weil sie sie selbst nie verwendet haben: Herr 49 (1954 VV, SP 1: 80, 352) beispielsweise hat den schlesischen Dialekt seiner Eltern „ganz verloren“: „Und weil ich ... da habe ich ja das gar nicht gebraucht. Das habe ich ja nur gehört wirklich.“ Ähnlich erzählt Herr 74 (1959 VA, SP: 88, 92): „Ja man kannte das man ist ja dann damit aufgewachsen. Aber das ist mir alles auch ein bisschen aus der Erinnerung

388 Auf diese beiden Personen geht der Anteil von 20 % der Probanden aus der Nachkriegsgeneration zurück, die nach Tabelle 4.2.1-1 heute noch zutrauen, im Herkunftsdialekt ihrer Familie „das meiste“ sagen können.

verschwunden muss ich sagen.“ Er habe als Kind noch „irgendwelche Ausdrücke die aus der Schule weiter gar keiner kannte da gehabt. Aber das ist dann irgendwann verloren gegangen. Ich kann mich dazu gar nicht mehr erinnern was das war.“ Frau 83 (1954 VA, SP: 97) hat als Kind noch miterlebt, wie sich ihre Mutter und ihre Verwandten aus der Zips in ihrem karpatendeutschen „Slang“ unterhalten haben: „Ich konnte ihn auch verstehen“. Heute hat sie den Dialekt ihrer Mutter „auch ein bisschen im Ohr aber ich kann mich nicht so er... erinnern wie ... schade eigentlich ne.“ (SP: 99). Ihre ehemals gute rezeptive Dialektkompetenz bewertet sie jetzt sehr skeptisch: „Ich ich ... das traue ich mir nicht zu dass ich jetzt sage dass ich viel verstehe.“ (SP: 118).

Selbst die beiden einzigen Vertreter ihrer Altersgruppe in meiner Stichprobe, die den Herkunftsdialekt ihrer gemeinsamen Eltern in Mecklenburg nach 1950 noch als Erstsprache gelernt haben, meinen heute, dass ihre Dialektkompetenz im Lauf der Jahre deutlich geringer geworden sei: „Und damals konnten wir das ja noch besser als heute.“ (Herr 68, 1952 VV, SP: 588). Seit dem Tod ihrer Eltern sind Herr 68 und Herr 69 (1964 VV, SP: 318) vom Dialektgebrauch in der Familie abgekommen: „Man muss dazu sagen das ist so viele Jahre so ein bisschen eingeschlafen.“ Heute wird auch unter den Geschwistern fast ausnahmslos Hochdeutsch gesprochen, weil der Gebrauch des Dialekts inzwischen schwer fällt. Sobald die Sätze, die man sagen möchte, „komplexer werden dann kippt es zum Beispiel bei mir schnell“ (SP: 324):

Dann wird hochdeutsch gesprochen. Weil einem aber auch ein bisschen das Vokabular fehlt. Weil das nicht nicht über Jahre trainiert wurde und ich habe auch festgestellt ich habe zwar ... ich würde zwar alles verstehen keine Frage aber ich muss sozusagen erst nachkramen und die Vokabeln erst alle rausholen. Und wenn das natürlich fließend immer gesprochen wird und auch bis zum heutigen Tag dann ist es einfacher. (SP: 328)

Herr 69 beschreibt hier aus persönlicher Erfahrung sehr anschaulich, wie sich das Sprachvergessen (*language attrition*) auswirkt, das einsetzt, wenn eine Sprache über lange Jahre nicht mehr gebraucht wird.

In den sprachbiographischen Interviews meiner Probanden aus den Vertriebenenfamilien zeichnet sich ein außerordentlich rascher Verlust der dialektalen Sprachkompetenz ab. Die Interviews bestätigen damit die Ergebnisse meiner Fragebogenerhebung zur Kenntnis der Lexik der

Herkunftsgebiete, die ich im ersten Band dieser Sprachgeschichte vorgestellt habe (Ehlers 2018: 237–260). Schon die Personen, die die Herkunftsdialekte in früher Kindheit noch in den Vertreibungsgebieten, häufig sogar als einzige Sprache vor dem Schuleintritt, gelernt hatten, haben ihre ehemalige Dialektkompetenz heute bereits in starkem Maße eingebüßt. Die Nachkommen dieser immigrierten Vertriebenen konnten die Herkunftsdialekte ihrer Eltern nur noch in Ausnahmefällen aktiv sprechen lernen. Ihre Dialektkenntnisse belaufen sich meist allenfalls auf Verstehenskompetenzen, die vielfach auch nur geringe Grade erreicht haben. Auch diese dialektalen Reliktcompetenzen, die in den 1950er und 1960er Jahren in vielen Vertriebenenfamilien noch erworben werden konnten, fallen aber seither der fortschreitenden *language attrition* anheim. Für die Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien gab und gibt es im mecklenburgischen Sprachumfeld noch viel seltener Gelegenheit, die Herkunftsdialekte zu hören oder gar zu sprechen, als dies schon für die älteren Generationen ihrer Familien der Fall war. Nur bei den Personen, die nach dem Zweiten Weltkrieg als Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene ins Land kamen, ist die Fähigkeit, die Dialekte ihrer Herkunftsgebiete zu sprechen, heute noch in Teilen erhalten. Mit dem Ableben dieser Altersgruppe wird es in Mecklenburg kaum noch kompetente Sprecher von Herkunftsdialekten aus dem Südosten des ehemaligen deutschen Sprachgebietes geben. Der Verlust ihrer *heritage languages* wird in wenigen Jahren so gut wie vollständig abgeschlossen sein.

4.2.2 „*Da kann ich drei Mundarten oder was, Hochdeutsch, Platt und [...] Sudetendeutsch*“ – Bidialektalität bei Vertriebenen

Der Erhalt (sehr) guter aktiver Sprachfertigkeiten im Herkunftsdialekt steht offensichtlich dem Erwerb des mecklenburgischen Niederdeutsch nicht grundsätzlich entgegen. Dass die Kinder in zugewanderten Vertriebenenfamilien neben einer standardnahen Varietät häufig zwei Dialekte sprechen konnten, ist schon von der Forschungsliteratur der 1950er Jahre mehrfach beobachtet worden. So stellte beispielsweise Leopold (1970 [1959]: 350) fest,

that many children of the newcomers became trilingual in the sense that they spoke the old dialect at home, the new dialect in the play group, and a form of standard in the classroom and elsewhere.³⁸⁹

Auch unter den Menschen, die als Schulkinder, Jugendliche und junge Erwachsene in mein mecklenburgisches Untersuchungsgebiet kamen, verfügen einige über bidialektale Kompetenz. Sechs Vertriebene der Vorkriegsgeneration können ihrer Selbsteinschätzung nach sowohl ihren Herkunftsdialekt als auch das Niederdeutsche gut oder sehr gut sprechen. Vier dieser Personen trauen sich sogar zu, in beiden Dialekten alles sagen zu können, was sie möchten. Tatsächlich habe ich von ihnen flüssige Wenkerübersetzungen in beiden Dialekten aufzeichnen können. Zwei weitere Zeitzeuginnen, die nicht zur engeren Stichprobe der nach Mecklenburg vertriebenen Probanden zu rechnen sind, verfügen ihrer Selbsteinschätzung nach ebenfalls über mindestens gute Sprechkompetenz in ihrem Herkunftsdialekt und im Niederdeutschen: Frau 3 (1924 Z) ist vor dem Krieg mit ihrer Familie aus Schlesien nach Mecklenburg zugezogen und kann in beiden Dialekten „das meiste“ sagen, was sie möchte. Frau 18 (1938 Z) ist aus Böhmen zunächst nach Vorpommern vertrieben worden, ehe sie später in mein Erhebungsgebiet zog. Auch sie spricht ihren Herkunftsdialekt und das Niederdeutsche (sehr) gut. Unter den Vertriebenen der Vorkriegsgeneration und anderen Zuwanderern derselben Altersgruppe sind gute oder sehr gute bidialektale Sprachkompetenten also durchaus keine Ausnahme. In Anlehnung an Berry bzw. Esser³⁹⁰ kann der Erwerb

389 Vgl. Bausinger (1956: 13), der über einen siebenjährigen Jungen berichtet, der „ganz bewußt vor drei Möglichkeiten sprachliche Wahl“ stand: „der schwäbischen Mundart der Spielkameraden [...], dem bairischen Heimatdialekt der Eltern [...] und dem hochsprachlichen Ausweich- und Schulidiom“. Moser (1956: 136) generalisiert für die Heimatvertriebenen seines Beobachtungsgebiets, dort seien „die Kinder unter 14 Jahren zweisprachig [...]: auf der Straße und in der Schule sprechen sie die Mundart der Einheimischen, zu Hause sudestendeutsche Mundarten, Schlesisch, Ostpreußisch, Ostpommersch, Donaufränkisch“. Holuba bestätigt diese und ähnliche Beobachtungen Jahrzehnte später bei ihrer Untersuchung in Neugablonz (Holuba 2000: 92, 96–110).

390 Vgl. Berry (1990: 245) referiert bei Esser (2006: 25). Bei Berry und Esser bezieht sich der Begriff der „multiplen Inklusion“ allerdings allgemein auf die soziale, nicht speziell auf sprachliche Inklusion von Migranten.

bidialektaler Kompetenzen als ein Weg „multipler sprachlicher Inklusion“ beschrieben werden, bei dem immigrierte Personen sich die Sprache ihrer lokalen Aufnahmegesellschaft aneignen, ohne jedoch die Sprache ihres Herkunftsgebietes aufzugeben.

Aber die erworbene Bidialektalität war für die Zuwanderer nach dem Krieg nicht die einzige Möglichkeit, sich im dialektalen Varietätengefüge ihres neuen Sprachumfeldes in Mecklenburg sprachlich zu positionieren. Neben Vertriebenen der Vorkriegsgeneration, die 70 Jahre nach ihrer Ankunft in Mecklenburg weder das Niederdeutsche noch den Herkunftsdialekt (mehr) sprechen können, finden sich unter meinen Interviewpartnern dieser Altersgruppe auch solche Menschen, die nur einen Dialekt aktiv beherrschen. Neben Personen mit bidialektaler und nondialektaler Kompetenz treten in meiner Stichprobe also auch Probanden mit jeweils monodialektalen Sprachfertigkeiten.

Die folgende Tabelle 4.2.2-1 gibt einen Überblick über die Verteilung der vier verschiedenen Typen dialektaler Kompetenzausprägung bei den befragten Vertriebenen und Zuwanderern der Vorkriegsgeneration. Grundlage der Übersicht sind die Selbsteinschätzungen aller 22 Gewährspersonen dieser Altersgruppe, die sich über den Grad ihrer aktiven Sprechkompetenz sowohl in ihrem Herkunftsdialekt als auch im Niederdeutschen geäußert haben.³⁹¹

Tabelle 4.2.2-1: Aktive Dialektkompetenzen bei Vertriebenen der Vorkriegsgeneration (absolute Zahl der Gewährspersonen und ihr prozentualer Anteil, N = 22)

Aktive Dialektkompetenz	(sehr) gute Kompetenz im Herkunftsdialekt	(geringe) keine Kompetenz im Herkunftsdialekt
(sehr) gute Niederdeutschkompetenz	6 (27,3 %)	5 (22,7%)

³⁹¹ Vertriebene der Vorkriegsgeneration, die sich im Interview nur zu ihrer Sprachkompetenz in einem Dialekt geäußert haben, sind in der Auswertungstabelle nicht berücksichtigt.

Aktive Dialektkompetenz	(sehr) gute Kompetenz im Herkunftsdialekt	(geringe) keine Kompetenz im Herkunftsdialekt
(geringe) keine Niederdeutschkompetenz	7 (31,8%)	4 (18,2%)

Die kleine Teilstichprobe von 22 Personen erlaubt selbstverständlich nur vorsichtige Tendenzaussagen. Demnach scheint unter den ehemals Zugewanderten der Anteil der Personen, die heute gar keinen Dialekt (mehr) beherrschen, deutlich kleiner zu sein als der Anteil der Sprecherinnen und Sprecher von einem oder zwei Dialekten. Für die Altersgruppe der Vorkriegsgeneration ist bei den Vertriebenen – ähnlich wie bei den Alteingesessenen – also typisch, dass sie neben einer standardnahen Varietät auch noch über basisdialektale Kompetenzen verfügt. Dabei ist der Kompetenztyp der Bidialektalität bei meinen Gewährspersonen aus Vertriebenenfamilien im Vergleich durchaus zahlenstark vertreten. Unter den Nachkommen der zugewanderten Vertriebenen überwiegen dann allerdings nondialektale oder allenfalls monodialektale Kompetenzen. Dabei liegen die dialektalen Fertigkeiten dort, wenn sie überhaupt vorhanden sind, ganz überwiegend im Bereich des Niederdeutschen. Der größte Teil der befragten Nachkommen von zugewanderten Vertriebenen spricht dabei gar keinen Dialekt aktiv.³⁹²

Für die Entwicklung der Dialektkompetenzen über die Generationsfolge der Vertriebenenfamilien in Mecklenburg ergibt sich demnach das folgende Bild: Während das individuelle Kompetenzspektrum der Immigranten von 1945/1946 sich nach dem Krieg zunächst dialektal diversifiziert oder in Richtung auf das Niederdeutsche hin verschiebt, dominiert in der Nachkriegsgeneration eine Verengung des Kompetenzspektrums auf standardnahe Varietäten. Daneben beherrscht eine kleine Minderheit der Nachkommen von Vertriebenen auch das Niederdeutsche perfekt (13,3 %), keiner der Probanden aus diese Gruppe traut sich dagegen zu, noch alles im Herkunftsdialekt der Eltern sagen zu können. Basisdialektale

³⁹² Vgl. dazu die Ausführungen in Abschnitt 3.2.2 und 4.2.1 und die quantitativen Übersichten in Tabelle 3.2.2-1 und Tabelle 4.2.1-1.

Sprachfertigkeiten nehmen also – in den Herkunftsdialekten deutlicher als im Niederdeutschen – in den Vertriebenenfamilien intergenerationell stark ab.

Diese Entwicklung über die Generationen der Vertriebenenfamilien kann abschließend sehr anschaulich durch eine Erzählung von Herrn 10 (1939 V, WN) illustriert werden, der nicht nur bis heute seinen böhmischen Heimatdialekt beherrscht, sondern auch sehr gute Sprachkenntnisse im Niederdeutschen erworben hat und beide Dialekte im Alltag aktiv gebraucht. Er berichtet von einer Besorgungsfahrt, die er gemeinsam mit seiner Tochter unternommen hat. Dabei hatten sie zuerst einen anderen Vertriebenen aus den böhmischen Ländern getroffen, mit dem Herr 10 sich in ihrem Heimatdialekt unterhielt. Daraufhin besuchten sie einen Niederdeutsch sprechenden Bekannten:

Und dann hat sie [die Tochter] denn zu mir ‚Papa eben habe ich überhaupt nichts verstanden‘. Wir sind aber zu [Vorname] gefahren dann. Da habe ich mit [Vorname] wieder gesprochen. [Einwurf der anwesenden Schwester von Herrn 10] Plattdeutsch. Ja sage ich ‚[Name der Tochter] jetzt verstehst du auch wieder nichts. Jetzt spreche ich wieder anders.‘ ‚Nein eben habe ich auch nichts verstanden.‘ Da kann ich drei Mundarten oder was Hochdeutsch Platt und das andere Sudetendeutsch.³⁹³

Die Tochter dagegen kann die beiden Dialekte, die ihr Vater je nach dem jeweiligen Gegenüber im Gespräch flüssig anwendet, nicht einmal mehr verstehen.

4.3 Der Gebrauch der Herkunftsdialekte: pragmatische Aspekte

Zu der Frage, welche kommunikativen Funktionen die Herkunftsdialekte der Vertriebenen nach 1945 in den neuen Lebensumfeldern der Zuwanderungsgebiete übernahmen, gibt es, soweit ich sehe, kaum größere empirische Untersuchungen. Hier kann allein die breit angelegte Fragebogenerhebung und Interviewstudie von Holuba (2000) ausdifferenzierte Befunde vorweisen, die die spezifischen Sprachverhältnisse in der

393 Dieser Erzählungsausschnitt entstammt dem Nachgespräch zur niederdeutschen Wenkerübersetzung von Herrn 10.

Vertriebenensiedlung Neugablonz und ihrem städtischen Umfeld in Kaufbeuren beleuchten. Selbst im Stadtteil Neugablonz, wo nach dem Krieg in ungewöhnlich großer Dichte Vertriebene aus derselben böhmischen Herkunftsregion um Gablonz (Jablonec) angesiedelt wurden, wird der Dialekt demnach „nur noch selten [...] als Hauptsprachform verwendet“ (Holuba 2000: 222). Holuba zeigt, dass der böhmische Herkunftsdialekt in der Konkurrenz zum Allgäuer Dialekt der Alteingesessenen, zur Umgangssprache und zum Standarddeutschen in seinem Gebrauch sehr weitgehend auf die Vertriebenenfamilien, auf Bekannte und Kollegen aus derselben Herkunftsregion und die nähere Nachbarschaft in der Siedlung begrenzt ist und über die Generationsfolge der Familien immer seltener verwendet wird.³⁹⁴ Neben sehr detaillierten Informationen, in welchen Domänen bzw. gegenüber welchen Gesprächspartnerinnen und -partnern der Herkunftsdialekt üblicherweise noch Verwendung findet, gibt Holuba auch einige Hinweise darauf, dass der böhmische Dialekt typischerweise für bestimmte Gesprächsthemen favorisiert wird oder im Unterschied zu seinen Kontaktvarietäten spezifische pragmatische Funktionen etwa beim Scherzen oder beim Schimpfen übernimmt.

Auf die Sprachverhältnisse meines mecklenburgischen Untersuchungsgebietes sind die Befunde Holubas aber nur mit großen Einschränkungen übertragbar. Hier kommt es ausschließlich in Satow und Umgebung zu einer dichteren Agglomeration von Vertriebenen derselben Herkunftsregion, die allerdings bei weitem nicht die quantitativen Ausmaße wie in der Vertriebenensiedlung Neugablonz erreicht. Abgesehen von diesem „Sonderfall Satow“ (vgl. 2.3.5) wurden die Vertriebenen der verschiedenen Herkunftsregionen bei ihrer Ankunft in Mecklenburg gezielt durchmischt, sodass soziale Strukturen der Herkunftsgebiete geradezu bewusst aufgebrochen wurden.³⁹⁵ Unter diesen Umständen wurde die kommunikative

394 Vgl. in Holuba (2000) das detaillierte Kapitel VI.7 zu Neugablonz und die vergleichenden Befunde zu Kaufbeuren in Kapitel VII.6. Es ist dabei zu beachten, dass die Verfasserin bei ihrer Untersuchung des Dialektgebrauchs passagenweise den Gebrauch des böhmischen Herkunftsdialekts und des Allgäuer Dialekts zusammenfassend abhandelt.

395 Die alliierten Besatzungsmächte verfolgten im Westen wie in der SBZ dieselbe Assimilationsstrategie: „Mit der breiten Streuung im Ansiedlungsgebiet sollten möglichst alle sozialen Bindungen bis auf die Ebene der Familie gekappt und so

Reichweite der Dialekte der Vertriebenen, die besonders in den ländlichen Herkunftsregionen häufig noch die öffentlichen und offiziellen Domänen der Ortskommunikation umschlossen hatte (vgl. 4.1.1), in Mecklenburg jäh auf den Bereich der privatesten Gebrauchsdomänen beschränkt. Außerhalb der eigenen Familie kamen im Allgemeinen nur die wenigen Menschen als Ansprechpartner für den Herkunftsdialekt in Frage, die aus derselben Heimatregion stammten und in Mecklenburg zufällig am selben Ort angesiedelt wurden.

Mit dem Tod der ältesten Generationen der Zuwandererfamilien verengte sich der Gebrauchsbereich der Herkunftsdialekte dann noch einmal drastisch. Für viele der letzten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen der Vertreibung, die ihre Großeltern und Eltern oft schon vor vielen Jahren verloren, gibt es heute fast keine oder gar keine Gesprächspartner mehr, mit denen sie im Herkunftsdialekt kommunizieren könnten. So sagt beispielsweise Herr 65 (1927 V, SP: 450) über das Oberstübnerische seiner Kindheit: „Aber ich persönlich spreche es ja sogar so gut wie gar nicht. Fast gar nicht. Mit wem soll ich sprechen? Und wenn man jetzt wohin kommt da ist dann ... da wird ja Hochdeutsch gesprochen.“ Die einzige Gelegenheit, noch einmal seinen karpatendeutschen Herkunftsdialekt zu sprechen, hat er bei seinen sehr seltenen Besuchen in Satow. Die vor dem Krieg zugewanderte Frau 3 (1924 Z, SP: 695) sagt über das Schlesische ihrer alten Heimat sogar: „Ich kann es ja hier nirgends anwenden wissen Sie? Es ist keiner der mir zuhört.“ Für diese Menschen hat ihr jeweiliger Herkunftsdialekt in Mecklenburg inzwischen jede kommunikative Funktion weitestgehend eingebüßt. Ihnen fehlen heute schlicht dialektkompetente Gesprächspartner.

Nach ihrer Versetzung in das mecklenburgische Sprachumfeld haben die Herkunftsdialekte der Vertriebenen mit der jähren und dann fortschreitenden Begrenzung ihrer ehemaligen kommunikativen Reichweite mehr und mehr ihre selbstverständliche Mitteilungsfunktion verloren und sind zu gruppenspezifischen ‚Sonder- und Ausnahmesprachen‘ geworden, die als solche eigene pragmatische und sozialsymbolische Funktionen

die Voraussetzung für die angestrebte Assimilation verbessert werden.“ (Beer 2011: 104).

übernehmen konnten. In den folgenden Abschnitten des Kapitels 4.3 soll gesichtet werden, welche pragmatischen Wirkungen die Zeitzeugeninnen und Zeitzeugen dem Gebrauch ihres Herkunftsdiakts im mecklenburgischen Umfeld zuschreiben. Welche Funktionen haben die in ihrer Mitteilungsfunktion stark eingeschränkten Herkunftsdiakkte für ihre Benutzer noch heute, wann und warum wählen sie in der Kommunikation gelegentlich diese im mecklenburgischen Kontext sehr unüblichen Varietäten?

Es zeigt sich, dass für eine Reihe von Befragten die Herkunftsdiakkte besondere soziale Nähe und kommunikative Annäherung markieren (4.3.1). Die Herkunftsdiakkte spielen offensichtlich auch in der Scherz-kommunikation eine Rolle (4.3.2). Da sie in Mecklenburg nur von wenigen Personen verstanden werden, eignen sie sich zur verschlüsselten Übermittlung von Informationen gleichsam als Geheimsprachen (4.3.3) und schließlich fungieren sie durch ihre enge Verbindung mit der Herkunfts-region als „Heimatzeichen“ (4.3.4). Abgesehen von ihrer viel geringeren kommunikativen Reichweite weist die Pragmatik der Herkunftsdiakkte gewisse Ähnlichkeiten mit den Gebrauchsfunktionen des Niederdeutschen aus, das in der Konkurrenz mit dem standardnahen Hochdeutsch ebenfalls auf den Status einer privaten Nähesprache zurückgedrängt worden ist.

Es entspricht dem Befund einer sehr stark abnehmenden Dialektkompetenz in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien (vgl. 4.2.1), dass sich heute fast nur noch Angehörige der ältesten Befragtengruppe zur Funktion der Herkunftsdiakkte in der Alltagskommunikation äußern. Die Beobachtungen zur pragmatischen Funktionen der Herkunftsdiakkte gehen insgesamt auf die Aussagen vergleichsweise weniger Probanden und Probandinnen meist aus der Vorkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien zurück. Jüngere Befragte und Alteingesessene wissen bezeichnenderweise offenbar nur wenig über den Gebrauch der Herkunftsdiakkte in der jüngeren Vergangenheit und in der Gegenwart zu berichten.

4.3.1 *„Das irgendwie das bindet irgendwie“* – die Herkunftsdiakkte als Sprachen der Nähe und der Annäherung

Im mecklenburgischen Sprachumfeld war und ist der Gebrauch der Herkunftsdiakkte der Vertriebenen im Wesentlichen auf den unmittelbaren Kreis der gemeinsam nach Mecklenburg vertriebenen Familienangehörigen

beschränkt. Auf die Frage, ob es an seinem mecklenburgischen Wohnort Gruppen gegeben habe, in denen der Herkunftsdiialekt gesprochen wurde, sagt beispielsweise Herr 1 (1932 V, SP: 156), „nein nur privat zu Haus dann ne.“ Das bestätigt auch Herr 10 (1939 V, SP 1: 175): „Man hat es [den böhmischen Diialekt] eben nur im Hausgebrauch gebraucht ne. Sonst wenn ich heute jemanden treffe dass ich jetzt ... der aus unserer Ecke ist ne.“ Die in Mecklenburg kaum verständlichen Herkunftsdiialekte (vgl. 2.3.1) konnten außer „im Hausgebrauch“ nur im Kontakt mit Personen verwendet werden, von denen man wusste, dass sie aus derselben Region stammten. Frau 79 (1924 V, SP: 114) schildert die heterogene Sprachsituation in dem großen mecklenburgischen Gutshaus, in dem sie in den Anfangsjahren zusammen mit vielen Vertriebenen unterschiedlicher Herkunft wohnte, wie folgt: „Aber unter sich haben sie ja wer noch Bekannte oder Verwandte hatte so [im jeweiligen Diialekt] gesprochen. Aber im Allgemeinen mit uns wurde nur Hochdeutsch...“ Frau 2 (1930 V, SP: 208) hat früher hauptsächlich mit ihren Eltern im Herkunftsdiialekt kommuniziert und abgesehen von diesen beiden Gesprächspartnern „eigentlich nur wenn wir Bekannte getroffen haben die mit uns hierhergekommen sind. Oder noch mit deren Kindern eventuell ne.“ Innerhalb und außerhalb der Familien war und ist die Verwendung des jeweiligen Herkunftsdiialekts ausschließlich auf Gespräche „mit unseren Landsleuten“ (Frau 37, 1933 V, SP 2: 333) eng begrenzt.

Ließ sich für die zurückliegenden Jahrzehnte der Heimatdiialekt vor allem als die Sprache der älteren Generationen charakterisieren („Das ist die Sprache meiner Eltern.“ Herr 68, 1952 VV, SP: 571), so berichten die Befragten aus der Gegenwart fast nur noch über Diialektgespräche mit wenigen Gleichaltrigen. Herr 26 (1925 V, SP: 242) beispielsweise spricht seinen Herkunftsdiialekt heute noch gelegentlich, „wenn ich mit mein Kumpel telefoniere in Augsburg“, obwohl der inzwischen „immer so Wörter zwischen[haut] auf Hochdeutsch.“ Frau 39 (1932 V, SP 1: 182) kann nur noch mit ihrem in Thüringen lebenden Bruder ihren Heimatdiialekt reden, „der hatte ja auch eine eine Frau aus dem Ort ne“, während ihr anderer Bruder, der in Niedersachsen wohnt, „aus dem Diialekt raus“ sei. Herr 32 (1931 V, SP 1: 91) erzählt, dass er sich mit seiner Frau, die aus demselben Heimatort stammt, bis heute im Diialekt unterhalte. Die Berichte über die Gesprächspartner, mit denen man im Herkunftsdiialekt sprechen

konnte und bisweilen heute noch spricht, charakterisieren diese Dialekte als Kommunikationsmittel für Beziehungen sozialer Nähe. Es sind vor allem Familienangehörige oder „Kumpel“ und Bekannte derselben Herkunftsregion, mit denen man im Dialekt kommuniziert. Dass unbekannte Personen Ansprechpartner für den Herkunftsdialekt sein könnten, schließt Frau 29 (1930 V, SP: 303) auf Nachfrage grundsätzlich aus, „nein nur die Bekannten“.

Auch die Berichte über die Situationen, in denen die Herkunftsdialekte heute noch gesprochen werden, charakterisieren diese Varietäten als reine „Nähesprachen“.³⁹⁶ Für die Gegenwart schildert Herr 10 (1939 V, SP 1: 264) die typische Verwendungssituation des Dialekts so: „Bei gem... zu fortgeschrittener Stunde wenn es schon mal ein bisschen wirkt das Bier.“ Dann werde „nur noch“ in der Mundart gesprochen. Seine Schwester beschreibt diese Dialektsituationen in der Familie ganz ähnlich: „So abends beim gemütlichen Zusammensitzen. Abends.“ (Frau 11, 1937 V, SP 1: 339). Unter den Geschwistern von Herrn 68 (1952 VV, SP: 565–567) sind ähnliche Situationen die Gelegenheiten, bei denen man wieder auf den eigentlich bereits abgelegten Herkunftsdialekt zurückgreift: „Auf Geburtstagen sprechen wir ja dann immer oder wenn wir Karten spielen. Dann versuchen wir immer so ein bisschen... Aber wie gesagt zu Hause sprechen wir das [Naihaarische] nicht. Nur wenn gewisse Geschwister da sind sprechen wir es.“ Die Gesprächsszenen, die hier als typisch für den Dialektgebrauch geschildert werden, sind alltagsentbundene Ausnahmesituationen, die mit Geselligkeit und Gemütlichkeit konnotiert sind.

Da die Dialektkommunikation im Fall der Vertriebenenendialekte an eine gemeinsame Migrationsgeschichte gebunden ist, kann sie über eine nächstsprachliche Geselligkeit hinaus auch eine spezifische Gruppenzugehörigkeit indizieren. Auf die Frage, wann in seinem Umfeld noch der Herkunftsdialekt gesprochen werden könne, antwortet Herr 68 (1952 VV, SP: 573): „Ja wenn wir unter uns sind. Dann ist es angebracht.“ Auch

396 Für die Unterscheidung von „Nähesprache“ und „Distanzsprache“ sind „wichtige Parameter [...] beispielsweise der Grad der Öffentlichkeit der Kommunikationssituation, der Grad der Vertrautheit der Partner, der Grad der Situations- und Handlungseinbindung und der Grad der Spontaneität der Kommunikation.“ (Glück Hrsg. 2000: 462).

für Herrn 10 (1939 V, SP 1: 264) verbindet sich der Dialektgebrauch mit Situationen, „wenn wir unter uns sitzen“. Frau 37 (1933 V, SP 2: 332, 334) legt Wert darauf zu betonen, dass sie ihren Herkunftsdiaklekt ebenso wie das Hochdeutsche „beides gerne“ spreche, beschreibt dann aber die Gesprächssituation im Dialekt wie folgt: „Da fühlt man sich dann so richtig heimisch wenn wir untereinander sind.“ Der Dialekt der gemeinsamen Herkunft markiert im Gespräch den inneren Zusammenhalt und zugleich die Exklusivität einer Wir-Gruppe.

Einige Zeitzeuginnen und Zeitzeugen beschreiben explizit, dass der gemeinsame Herkunftsdiaklekt das Gefühl der Gruppenzugehörigkeit und der sozialen Nähe auch stiften kann. So erzählt Frau 14 (1936 V, SP 2: 157), dass sie im Schwaaner Kurzwarengroßhandel und ebenso in der sogenannten „Fischfabrik“ dort mit vielen Vertriebenen zusammengearbeitet hätte. Auf meine Frage, ob sich Gruppen von Vertriebenen unter der Belegschaft gebildet hätten, sagt sie: „Aber sicher. Aber sicher. Das irgendwie das bindet irgendwie. [...] Da spielt die Sprache dann eine wesentliche Rolle.“ Frau 22 (1934 V, SP: 145) erinnert sich aus ihrer Kindheit an Besuche von Nachbarn, die ebenso wie ihre Familie aus Böhmen vertrieben worden waren: „Das war ja auch so wenn die kamen das war dann noch so ein bisschen Heimat. Wenn man dann im Dialekt gesprochen hat. Und das war ja dann noch irgendwie irgendwie verbindender finde ich. Ja. Da kann ich mich dran besinnen.“ Für die Gegenwart beschreibt Herr 10 (1939 V, SP 1: 264), dass der Wechsel in den gemeinsamen Herkunftsdiaklekt soziale Nähe evoziert: „Wenn wir unter uns sitzen so um uns näher zu packen dann reden wir Mundart.“

Im mecklenburgischen Sprachumfeld wurden die Dialekte der immigrierten Vertriebenen in ihrer kommunikativen Reichweite, die in den Herkunftsorten oftmals noch das gesamte öffentliche Leben eingeschlossen hatte, radikal begrenzt. Sie wurden zu Nähesprachen von kleinen Gruppen, die sich durch Verwandtschaft, Bekanntschaft und vor allem durch die gleiche Herkunft konstituierten. Die in ihrer Mitteilungsfunktion extrem eingeschränkten Herkunftsdiaklekte übernahmen in Mecklenburg damit verstärkt die pragmatischen Funktionen, vertraute Gesprächssituationen im privaten Kreis und über den gemeinsamen Heimatbezug exklusive Gruppenzugehörigkeit zu symbolisieren. Durch den Tod der älteren Familienmitglieder und durch den raschen Verlust der Dialektkompetenz

in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien (vgl. 4.2.1) verengen sich freilich die Kreise, in denen die Herkunftsdialekte überhaupt noch verwendet werden können, in Mecklenburg immer mehr.

4.3.2 „*Und nachher haben wir uns ja auch teilweise einen Spaß draus gemacht*“ – unernte Verwendungen der Herkunftsdialekte

Auffallend viele Angehörige von Vertriebenenfamilien berichten in zum Teil sehr ähnlichen Formulierungen, sie hätten den Dialekt ihrer Herkunftsgebiete in Mecklenburg gelegentlich „spaßhalber“ oder „aus Jux“ verwendet oder sie würden dies mitunter auch heute noch tun. Immerhin zehn Gewährspersonen, die fast ausschließlich der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen zuzurechnen sind, erzählen von derartigen Sprachgebrauchsszenen. „Spaß“ bereitete es demnach zum einen, den Herkunftsdialekt in Anwesenheit von Personen zu benutzen, die ihn nicht verstehen. Frau 22 (1934 V, SP: 110) beispielsweise erinnert sich an ihre Schulzeit in Mecklenburg: „Und nachher haben wir uns ja auch teilweise einen Spaß draus gemacht. Die haben Plattdeutsch mit uns gesprochen und ich habe in meinem Dialekt geantwortet.“ Sie betont dabei aber, diese sprachliche Konfrontation sei „eben so Spielerei“ (ebd.) gewesen. Frau 18 (1938 Z, BI: 218) erzählt ganz ähnlich von ihrer Schulfreundin, „die hat manchmal im Zug hat sie angefangen auf Sudetengau mit mir zu reden“. Das sei ihr mitunter „peinlich“ gewesen, „manchmal haben wir es aber aus Quatsch ganz gerne gemacht ne. Dann woll... wollten wir auffallen.“ Diese scherzhafte Verwendung des Herkunftsdialekts wird aber nicht nur aus der Kindheit berichtet, sondern auch Erwachsene setzen ihren Herkunftsdialekt manchmal „aus Spaß“ ein. Herr 65 (1927 V, SP: 503), der in seiner näheren Umgebung mit niemandem mehr im Herkunftsdialekt reden kann, verwendet diesen Dialekt dennoch manchmal beim „Ausschimpfen“, aber „nur so aus Spaß“. Auch Herr 68 (1952 VV, SP: 336) erinnert sich daran, dass seine Eltern ihren Heimatdialekt gern in Anwesenheit von Personen gesprochen haben, die sie nicht verstanden: „Aber dann hat er [der Vater] sich auch immer den Spaß gemacht ... sie haben miteinander Naihaarisch³⁹⁷ gesprochen damit die Anderen das nicht verstehen.“

397 Ihren karpatendeutschen Herkunftsdialekt aus Neuhau (Nová Lehota).

Dieser Spaßeffekt bei der Verwendung des Heimatdialekts, den jedenfalls seine Sprecher goutieren, resultiert hier offensichtlich aus der Inkongruenz der Varietätenwahl und den Sprachfertigkeiten der (mit)gemeinten Adressaten. Mit dieser kommunikativen „Inkongruenz“ wird ein pragmatischer Mechanismus in Gang gesetzt, der „in der Humorliteratur über die Jahrhunderte hinweg“ als Erklärungsansatz für die „Evokation eines komischen Effekts“³⁹⁸ herangezogen wurde. Beim gemeinsamen ‚Spaß auf Kosten Dritter‘ kommt außerdem eine soziale Funktion des unernsten Dialektgebrauchs ins Spiel. Dieser Spaß konstituiert eine momentane „Lachgemeinschaft“³⁹⁹, die die dialektale Sprachbarriere nutzt, um Gruppengrenzen und Gruppensolidaritäten auf unernste, d. h. nicht konfliktträchtige Weise zu markieren.

Herr 10 (1939 V) und seine Schwester (Frau 11, 1937 V) erzählen ausführlicher von solchen dialektalen Scherzkommunikationen in ihrer Familie. Herr 10 setzt den gemeinsamen Herkunftsdialekt der beiden nämlich gelegentlich ein, wenn er „von meiner Schwester den Schwiegersohn bisschen ärgern will“:

Dann sage ich sage ich schnell was in unserer Mundart. Dann steht er da und guckt mich an. ‚Was hast du eben gesagt?‘ ‚Das sage ich nicht nochmal du.‘ Und dann fragt er seine Schwiegermutter also meine Schwester ne. Die muss dann lachen. [...] Die krümmt sich dann vor Lachen. (Herr 10, SP 2: 146–147)

Auch an anderer Stelle unseres Interviews kommt Herr 10 auf diese Lach-Szenen zurück und erklärt den Grund ihres Vergnügens wie folgt: „Da kann ich ihn ja als sonst was betiteln. Das kriegt der ja nicht mit. Das ist

398 Kotthoff (2006: 10). „Inkongruenz wird schulenübergreifend als ein wichtiges Element für die Evokation eines humoristischen Effekts angegeben. [...] Damit ist allerdings noch nicht geklärt, auf welcher Ebene diese liegt.“ (Kotthoff 2018: 302)

399 Kotthoff (2005: 332) charakterisiert Lachgemeinschaften wie folgt: „Lachgemeinschaften sind soziale Gebilde von unterschiedlicher Größe, Struktur und Stabilität. Wir alle gehören unterschiedlichen Lachgemeinschaften an, die hauptsächlich in lebenspraktischen Zusammenhängen aufkommen, in denen 1. gemeinsame Wissenshintergründe entstehen, 2. geteilte Relevanzen, 3. Interesse an einer intersubjektiv ausgehandelten Moral, 4. ähnliche kommunikative Praktiken und Interpretationen und 5. die Fähigkeit, ein Thema von seiner leichten Seite zu nehmen.“

er ... ja na Mecklenburger.“ (Herr 10, 1939 V, SP 1: 150). Seine Schwester bestätigt ihren Spaß an dieser gemeinsamen Scherzkommunikation: „Das ist immer lustig.“ (Frau 11, 1937 V, SP 1: 193). Die spaßhafte Konfrontation alteingesessener Adressaten mit dem unverständlichen Herkunftsdiakkt beim „Auffallenwollen“, beim „Ausschimpfen“ oder beim „Ärgern“ kann Züge von „Degradation und Aggression“⁴⁰⁰ haben, die – als unernt gerahmt – in der Scherzkommunikation häufig eine gewisse Rolle spielen.

Nicht nur bei der sprachlichen Selbstabgrenzung oder dem spielerischen Herabsetzen von Alteingesessenen tritt dieses Art dialektaler Scherzkommunikation auf, sondern auch innerhalb der *Ingroup* von Vertriebenen aus derselben Herkunftsregion wird die Dialektverwendung häufig als spaßig charakterisiert. Herr 13 (1935 V, SP 2: 155) verwendet den gemeinsamen Herkunftsdiakkt manchmal in Telefonaten mit einem alten Freund, der schon seit vielen Jahren in Hessen lebt: „Wir reden dann auch mitunter so so schön spaßhalber am Telefon obgleich er doch das das Hessische so drin hat.“ Frau 28 (1936 V, SP: 400, 402) erzählt von Gesprächen mit einem Arbeitskollegen, der ebenfalls aus Böhmen stammte, aber einen geringfügig anderen Dialekt sprach. Mit dem habe sie manchmal „absichtlich“ Dialekt gesprochen. „Der hat was zu mir gesagt und ich fand seinen Dialekt ja lustig. Fand ich den lustig die Aussprache.“ Ansonsten sei die Kommunikation am Arbeitsplatz „da alles alles mit Hochdeutsch“ gewesen. Auch im Übrigen gäbe es keine Situationen, in denen sie noch ihren Herkunftsdiakkt verwende. „Na ja Dialekt nicht. Das ist ja ein Spaß. Das ist für mich ein Spaß.“ (Frau 28, 1936 V, SP: 465). Auch Frau 3 (1924 Z, SP: 404) sprach mit ihrem Ehemann eigentlich nur spaßeshalber im Herkunftsdiakkt: „Na wir haben viel aus Jux so Schlesisch gesprochen nich. Aber sonst nicht direkt.“ Auf Nachfrage bestätigt sie nochmal ausdrücklich, dass ihre gewöhnliche Paarsprache Hochdeutsch gewesen sei. Der scherzhafte Effekt der Dialektkommunikation resultiert auch bei

400 Kotthoff (2006: 11). „Humoristische Kommunikation ist immer zutiefst kontextverflochten. Degradation ist für den humoristischen Genuß keine notwendige Voraussetzung, kann ihn aber durchaus begleiten. Man lacht gemeinsam lieber über Scherze auf Kosten solcher Leute, die man gern erniedrigt sieht: Schüler/innen amüsieren sich auf Kosten der Lehrer/innen, Progressive auf Kosten der Konservativen und umgekehrt.“ (ebd.: 12).

vielen Gesprächen unter Vertriebenen derselben Herkunftsregion aus einer Inkongruenz zwischen der üblichen Varietätenwahl und der markierten Abweichung vom üblichen Standarddeutschen auf den Herkunftsdiialekt.

Die diialektale Scherzkommunikation ist wie in den bereits angeführten Beispielen damit auch in der folgenden Gesprächsszene immer nur auf kurze Einschübe in nichtdiialektale Rede lokal begrenzt. Frau 22 (1934 V, SP: 302) spricht heute üblicherweise nur noch mit ihrer Schwester im Heimdialekt „oder wie gesagt dann mal wenn wir Spaß haben mit [Name eines Nachbarn aus derselben Herkunftsregion] oder irgendwie so jemanden dass wir dann so ein paar Sätze... Und dann wird gelacht aber dann sprechen wir weiter hochdeutsch. Das ist immer nur so ein...“. Die Tatsache, dass der Herkunftsdiialekt vielfach nur noch „spaßhalber“ oder „aus Jux“ in kurzen Sequenzen verwendet wird, zeigt deutlich, dass er sogar unter Vertriebenen derselben Herkunft in der Regel bereits zu einer Ausnahmevarietät geworden ist.⁴⁰¹ Auch untereinander sind die Vertriebenen derselben Herkunftsregion gegenwärtig oft so stark auf die Verwendung des standardnahen Hochdeutsch festgelegt, dass der Diialekt ihrer Heimat für sie nur noch komisch wirkt. Ein ernstzunehmendes Kommunikationsmittel ist der Herkunftsdiialekt dann kaum noch. Selbst für Gesprächskonstellationen innerhalb der Vertriebenengruppen in Mecklenburg hat der Diialekt also seine kommunikativen Funktionen oft weitestgehend eingebüßt und wird allenfalls noch genutzt, um lachend (frühere) Gemeinsamkeiten zu demonstrieren.

4.3.3 „Rede Naihaarisch! Du weißt nicht wer mithört“ – Herkunftsdiialekte als Geheimcodes

Durch die Zuwanderung der Flüchtlinge und Vertriebenen kam es in Mecklenburg zu äußerst heterogenen Varietätenkontakten. Besonders in der Kommunikation zwischen Vertriebenen aus mittel- und oberdeutschen

401 Auch die Befunde der ausgedehnten Befragung von Holuba (2000: 221) in Neugablonz im Allgäu legen ähnliche Schlüsse nahe. Sogar in der relativ kompakten Ansiedlung von Vertriebenen derselben Herkunftsregion geben überraschend viele der Befragten an, ihren Herkunftsdiialekt „aus Spaß“ oder „beim Rumblödeln“ zu verwenden. Auch der Herkunftsdiialekt der Region Gablonz „wird heute von vielen jungen Leuten als eine Art Kuriosität angesehen“ (ebd.: 223).

Dialektregionen und den alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburgern führten die Sprachdifferenzen zu regelrechten Sprachbarrieren. In Abschnitt 2.3.1 habe ich gezeigt, dass sich diese Sprachbarrieren in erster Linie zwischen den damals aufeinandertreffenden Dialekten aufbauten, sich aber zum Teil auch bis in den Bereich der regionalen Umgangssprachen erstreckten. In dieser extrem heterogenen Sprachlandschaft kam es immer wieder zu Situationen von wechselseitigem Unverständnis, das aber mitunter auch gezielt eingesetzt wurde. Im vorangehenden Abschnitt 4.3.2 hatten wir gesehen, dass mit der Unverständlichkeit der Herkunftsdiaklekte zum Teil gespielt wurde, um komische Effekte zu erzielen und soziale Lachgemeinschaften zu erzeugen. Wie das Niederdeutsche konnten aber auch die Basisdialekte der Vertreibungsgebiete genutzt werden, um in Anwesenheit Dritter verdeckt Informationen auszutauschen. Die Zeitzeugenberichte zur Funktion der Herkunftsdiaklekte als Geheimcodes sind bei weitem nicht so dicht wie die Erzählungen zur ‚Geheimsprache Niederdeutsch‘ (vgl. 3.3.4). Sie sollen hier aber doch angesprochen werden, weil damit ein pragmatischer Aspekt des Dialektgebrauchs in den Blick kommt, der wahrscheinlich in den ersten Nachkriegsjahren eine deutlich größere Rolle spielte, als heute noch erinnert wird.

Herr 32 (1931 V, SP 1: 230) erzählt, dass die Kinder und Jugendlichen in dem Dorf, in dem er mit seiner Familie angesiedelt wurde, sich sprachlich gegeneinander abgegrenzt hätten: „Wenn die [alteingesessenen Bauernkinder] nicht verstehen woll... sollten dann haben wir unser Dialekt gesprochen.“ Die Alteingesessenen hätten ihrerseits das Niederdeutsche entsprechend eingesetzt. Herr 68 (1951 VV, SP: 588) kennt aus seiner Kindheit auf dem Dorf noch aus den 1950er Jahren ähnliche Situationen. Es habe insgesamt kaum einen Nutzen gehabt, den Herkunftsdiaklekt zu beherrschen, „nur man konnte sich unterhalten was andere nicht hören. Und damals konnten wir das ja noch besser als heute.“

Die Herkunftsdiaklekte wurden aber nicht nur bei Auseinandersetzungen zwischen Kindergruppen eingesetzt. So erzählt Frau 28 (1936 V, SP: 309, 310) von zwei älteren Kollegen ihres Mannes „aus der Königsberger Gegend“, die auf ihrem Arbeitsplatz bei der Bahn gemeinsam „manchmal Schabernack“, aber auch „schlimme Sachen“ ausgeheckt hätten: „Und die haben sich wenn einer das nicht hören sollte haben sie ostpreußisch gesprochen.“ Die beiden hätten aber nicht gewusst, „dass mein Mann

auch von da ist“ und ihren Dialekt ebenfalls beherrschte. „Und haben ja gedacht ‚na die verstehen es ja ... das versteht ja keiner‘ ne“ (ebd.: 313). Als die beiden dann in ihrer vermeintlich unverständlichen Geheimsprache „was noch Schlimmeres“ verabredet hätten, habe ihr Mann sich schließlich ebenfalls als Ostpreuße zu erkennen gegeben und sei eingeschritten. Herr 69 (1964 VV, SP: 300–302) hat von seiner karpatendeutschen Mutter mehrfach nahegelegt bekommen, ihren Herkunftsdiaklekt vor potentiellen Mithörern zur Verschlüsselung von Informationen zu nutzen.

Wir haben zum Beispiel mal weiß ich vom vom Münzer aus telefoniert. Dann war immer Amtssprache angesagt. Da hat sie zu uns gesagt ‚rede Naihaarisch!⁴⁰² Du weißt nicht wer mithört‘. Oder auch wenn wir irgendwo unterwegs waren und sie ... wir haben uns unterhalten dann hat sie immer gesagt ‚na reden wir Naihaarisch. Ist besser. Man weiß nie wer rings rum ist. Der Feind hört mit.‘

Auch aus der jüngeren Vergangenheit bestätigt Herr 69, dass es „total praktisch“ sei, einen Dialekt sprechen zu können, den andere Deutsche nicht verstehen. „Selbst in Marokko [bei einer Urlaubsreise] hat uns das was genutzt.“ (ebd.: 308). Herr 68 (1952 VV, SP: 518) erzählt, seine Kinder forderten ihn gelegentlich auf, in seinem Herkunftsdiaklekt zu sprechen, weil sie das „so schön“ finden. Er bezweifelt aber, dass sie ihn auch vollständig verstehen können. „Ob sie natürlich die geheimen Worte verstehen? Die brauchen sie auch nicht verstehen.“ Er fügt dann verschmitzt hinzu, „die Spezialausdrücke“ seines Heimatdiaklechts „sollen sie auch nicht verstehen“.

Der Herkunftsdiaklekt büßt seine Funktion als mögliche Geheimsprache natürlich ein, sobald das Gegenüber ihn verstehen gelernt hat. Der Vater von Herr 68 (1952 VV, SP: 337) beispielsweise hat den Dialekt seiner Herkunft offenbar gelegentlich genutzt, um gegenüber seiner alteingesessenen Schwiegertochter verdeckt reden zu können. „Aber sie hat nachher ja alles verstanden meine Frau. Und da hat ihm auch nicht gefallen dass sie alles verstanden hat.“ Frau 82 (1930 A, SP: 229) hat einen Vertriebenen geheiratet und fand dessen Heimatdiaklekt anfangs „so schwer“. Erst nach einiger Zeit habe sie die Gespräche ihres Mannes und ihrer Schwiegermutter ansatzweise verstehen gelernt. „Aber so manches doch denn wenn sie sich

402 Karpatendeutscher Dialekt aus dem Ort Neuhau (Nová Lehota).

dann unterhalten. Ja das kriege ich mit. Dann sage ich ‚also verdummen könnt ihr mich nicht mehr‘ ne.“

Die Unverständlichkeit der Dialekte aus den südöstlichen Vertreibungsgebieten konnte in der mecklenburgischen Zuwanderungsregion als Ressource genutzt werden, um klandestin Informationen zu übermitteln und anwesende Dritte aus der Kommunikation auszuschließen. Als Geheimsprache fungierte der Herkunftsdialekt dabei nicht nur gegenüber den Altingesessenen oder Angehörigen anderer Herkunft, sondern zum Teil auch innerhalb der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien, in denen der Dialekt nicht mehr tradiert wurde. Dass von einem solchen Gebrauch der Herkunftsdialekte als Geheimsprachen von deutlich weniger Gewährspersonen berichtet wird als von entsprechenden Verwendungen des Niederdeutschen (vgl. 3.3.4), ist sicher darin begründet, dass durch die verstreute Ansiedlung von Vertriebenen der unterschiedlichsten Herkunft die Zahl der potentiellen dialektalen ‚Mitwisser‘ im unmittelbaren Sprachumfeld vergleichsweise eng begrenzt war. Es dürfte wohl kein Zufall sein, dass fast alle Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die vom geheimsprachlichen Gebrauch des Herkunftsdialektes erzählen, im Umfeld der kompakten karpatendeutschen Siedlungsinsel in und um Satow leben oder gelebt haben (Herr 32, Herr 68, Herr 69 und Frau 82).

4.3.4 *„Als wir hier herkamen hat meine Mutter mehr Dialekt gesprochen als ich sie überhaupt jemals habe sprechen hören“ – die Herkunftsdialekte als „Heimatzeichen“*

Frau 28 (1936 V) erzählt, dass in ihrer Familie ebenso wie im ganzen Dorf ihrer ursprünglichen Heimat im Isergebirge ausschließlich im Dialekt kommuniziert worden sei. Nach der Rückkehr ihres Vaters aus der Kriegsgefangenschaft im Jahr 1948 hätten ihre Eltern auch in Mecklenburg untereinander „nur den Dialekt die beiden“ (Frau 28, 1936 V: SP: 216) gesprochen. Auch mit ihr habe ihr Vater wieder ausschließlich im Dialekt geredet, „das hat er ja absichtlich so gemacht obwohl er das auch schnell gelernt hat das Hochdeutsche“ (SP: 218). Frau 28 selbst hatte sich nach ihrer Ankunft in Mecklenburg bewusst bemüht, schnell ins Standarddeutsche zu wechseln, und wurde von ihren Eltern deshalb nun „ausgeschimpft“: „Na ja ich soll den Dialekt weiter sprechen.“ (SP: 220). Ihre

Eltern hätten es aber „nachher eingesehen“, dass ihre Tochter „erstmal richtig Deutsch lernen“ wollte (ebd.).

Bei Herrn 26 (1925 V) beharrte die Mutter sogar noch in den 1960er Jahren darauf, in Mecklenburg an der ehemals üblichen Familiensprache ihrer nordböhmisohen Herkunftsregion festzuhalten. „Die war nur auf Dialekt eingestellt. Da hat sie immer geschimpft wenn ich Hochdeutsch gesprochen habe. ‚Räd wie dahemm!‘“ (SP: 234). Bei Frau 28 wie bei Herrn 26 haben sich die Eltern offenbar „absichtlich“ darum bemüht, wenigstens sprachlich ein Stück der verlorenen Heimat nach Mecklenburg zu überführen. Energisch bestanden sie mehr oder weniger langfristig darauf, ihre ehemals übliche Familienkommunikation gegen die Einflüsse des neuen Sprachumfeldes abzuschirmen, die vor allem über die Nachkomengeneration in die Vertriebenenfamilien eingetragen wurden.

Nicht immer ging es aber nur darum, einen früher im Alltag der Herkunftsregionen gewohnten Sprachgebrauch noch in die Zeit nach der Vertreibung hinüberzuretten. Mitunter wurde in der Diaspora nämlich auch ein ‚heimatlicher‘ Sprachgebrauch gepflegt, von dem die Familie sich vor der Vertreibung eigentlich bereits distanziert hatte. So erzählt beispielweise Frau 14 (1936 V, SP 2: 83), dass die Vertreibung nach Mecklenburg eine auffällige Veränderung im Sprachgebrauch ihrer Familie nach sich gezogen habe:

Ja also früher haben die [Eltern] sich praktisch angestrengt mit uns hochdeutsch zu sprechen um uns das Ganze zu erleichtern und später ... Und ich weiß nicht ob die dann untereinander dann früher auch ...? Nein die müssen nur Hochdeutsch gesprochen haben. Dann ist die ... Und später haben sie fast nur im Dialekt gesprochen.

Die Hinwendung zum Herkunftsdiaklekt, der vor der Vertreibung in der Familie offenbar weder in der Kommunikation mit den Kindern genutzt wurde noch als Paarsprache der Eltern eine große Rolle spielte, erklärt Frau 14 damit, dass der Dialektgebrauch die Vertriebenenidentität ihrer Familie akzentuierte. Ihr Vater „hat auch das herausgekehrt. Er war Sudenteutscher. Und mein Bruder auch der ist ganz und gar Sudenteutscher.“ (ebd.: 85).

An anderer Stelle unseres Interviews kommt Frau 14 wieder auf den familiären Sprachwechsel zum Dialekt zu sprechen und erzählt nun von ihrer Mutter: „Und ich habe komischerweise ... als wir hierher kamen hat

meine Mutter mehr Dialekt gesprochen als ich sie überhaupt jemals habe sprechen hören.“ (SP 1: 104). Auf meine Nachfrage, warum ihre Mutter erst in Mecklenburg zur Dialektsprecherin geworden ist, überlegt sie:

Weiß ich nicht. Das war wohl das Heimatgefühl. Ich habe manches Mal habe ich sie angeguckt und ... ne. Da war sie eben *dabeeme*. Ja. Also ich hatte auch und ich habe es heute manchmal noch das Gefühl als ob man mir die Wurzeln abgeschlagen hatte ne.

Im bewusst gewählten Dialekt der Herkunftsregion konnte die Mutter auch im ganz fremden mecklenburgischen Umfeld noch eine „heimatliche“ Umgebung inszenieren.

Die nachträgliche Aktivierung eines Dialektgebrauchs, der vor der Vertreibung schon kaum noch üblich war, ist in der Fachliteratur zur Akkulturation der Vertriebenen in der Bundesrepublik immer wieder beobachtet worden. So stellen Bausinger / Braun / Schwedt (1959: 182) bei ihren volkskundlich-soziologischen Studien zu den *Neuen Siedlungen* der Vertriebenen in der BRD fest: „Auch die ausgeprägte Mundart kann zu einem Heimatzeichen werden, dessen Besonderheit gegen außen hervorgekehrt wird. Sudetendeutsche sprechen heute oft Vollmundart, was in der alten Heimat als Zeichen von Unbildung galt.“ Bellmann (1970: 13) registriert bei umfangreichen Tonaufnahmen ostdeutscher Mundarten in der Bundesrepublik am Beginn der 1960er Jahre ähnliche „Fälle sprachlicher Trotzhaltung“, die er mit einem „ausgeprägten Traditionsbedürfnis“ erklärt:

So wurden als unerwartete Sonderfälle Ermländer und Sudetendeutsche angetroffen, die in ihrer östlichen Heimat die Mundart zu Gunsten einer hochsprachennahen Umgangssprache aufgegeben hatten, jetzt aber im Westen das halbvergessene grundschriftliche Idiom bewußt pflegten.

Auch Holuba (2000: 88) traf in der Vertriebenensiedlung Neugablonz auf Vertriebene, die erzählten, „daß sie erst hier in Neugablonz begonnen haben, Dialekt zu lernen und zu sprechen.“ Sie bringt den bemerkenswerten Wandel im Sprachgebrauch ebenfalls mit einem Umschwung in den Spracheinstellungen in Zusammenhang. In der von mittelständischer Industrie geprägten Herkunftsregion um Gablonz (Jablonec) galt der Dialekt „als etwas ‚Niedriges‘ und war in höheren Gesellschaftskreisen verpönt“ (ebd.: 153). Im westlichen Zuwanderungsgebiet wurde er dagegen zu einem „Identifikationsmerkmal“ aufgewertet: „Er vermittelte vielen

Heimatvertriebenen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und galt zunehmend als Kulturgut, das man zu erhalten strebte.“ (ebd.).

Das bewusste „Beharren auf alten Formen“ und auf kulturellen Praktiken, die in der verlorenen Heimat unter Umständen schon kaum noch alltägliche Relevanz hatten und die „in der neuen Umgebung auch gar keine praktische Bedeutung“ (Bausinger 1956: 11) hatten, erstreckte sich nicht nur auf das Sprachverhalten, sondern auch auf andere Felder der nachträglich gepflegten Heimatkultur der Vertriebenen. Beispielsweise konnten auch Kleidungsformen, regionale Nahrungsmittel oder Kochgewohnheiten in der Diaspora zum „Heimatzeichen“ oder zum „symbol of belonging“ werden.⁴⁰³ In der Bundesrepublik waren solche Verhaltensweisen unter den zugewanderten Vertriebenen derart weit verbreitet, dass Bausinger (1956: 11) sie als Formen der „*sentimentalischen Beharrung*“ zu einem speziellen Typus von Eingliederungsverhalten zusammenfasst.

Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass nur sehr wenige Zeitzeugen aus den Vertriebenenfamilien in der DDR von der sentimentalischen Sprachbeharrung ihrer Eltern und Geschwister nach dem Krieg erzählen. Schon Bausinger (1956: 14) wies darauf hin, dass in der Bundesrepublik „eine ausgedehnte Presse, zahlreiche Vereinigungen und deren Veröffentlichungen, Rundfunkberichte usw. zu sentimentalischem Verhalten beitragen.“ Eine solche institutionelle und mediale Unterstützung haben Kulturpraktiken der sentimentalischen Beharrung in der DDR nie erfahren. Im Gegenteil wurde hier von den staatlichen Organen versucht, alle Ansätze der Kulturpflege der Vertriebenen rigoros zu unterbinden.

Freilich ist es immer wieder einmal gelungen, die staatlichen Repressionsmaßnahmen zu unterlaufen. Herr 27 (1929 V, SP: 185, 186) beispielsweise erzählt, er hätte mit anderen Vertriebenen in Neukloster, wo

403 Beer (2020: 213). Beer arbeitet diese sozialsymbolische Funktion anhand von Kochgewohnheiten der verlorenen Heimat heraus: „Consequently, eating habits, on the one hand, significantly define identity and, on the other hand, decidedly mark divergence.“ Vgl. auch Jeggle (2000: 403), der die nachträgliche Kultivierung von Nahrungsmitteln und Getränken aus den Vertreibungsgebieten ganz ähnlich als „Sozialgebärden“ analysiert: „Vorzeige- und Symbolcharakter und dadurch Absicherung der eigenen kulturellen Identifikation ist die Funktion solcher Sozialgebärden.“

ihr Vertriebenenentransport zunächst untergebracht wurde, kurz nach dem Krieg „unter der Bezeichnung ‚Dirndlball‘“ „eine Zusammenkunft aller Sudetendeutschen“ aus der Region veranstalten wollen. „Irgendeine Parteistelle [...] hat uns das verboten“. Sie hätten die Veranstaltung unter anderem Namen aber „trotzdem gemacht“, allerdings später nicht wiederholt (ebd.: 188). Frau 28 (1936 V, BI: 373) berichtet von einem Heimattreffen von Sudetendeutschen „in den 50er Jahren in meiner Jugendzeit“, das nicht verboten worden sei. „Da wurde zusammen Kaffee getrunken und da wurde erzählt und getanzt haben da welche.“ Damals sei auch noch „viel Dialekt“ gesprochen worden (ebd.: 369). Diese beiden Erzählungen belegen, dass in der Frühzeit der DDR trotz der staatlichen Repression punktuell doch Nischen geschaffen werden konnten, in denen die Heimatkultur mehr oder weniger klandestin gepflegt und auch die Herkunftsdialekte im außerfamiliären Kreis noch verwendet wurden.⁴⁰⁴ Diese Berichte sind aber in meinem Interviewkorpus die deutliche Ausnahme. Dauerhafte Organisationsformen, die sich gezielt der Pflege der Heimatkulturen und auch der Herkunftssprachen der Flüchtlinge und Vertriebenen widmeten, konnten in der DDR jedenfalls nicht etabliert werden.

Heimattreffen der Vertriebenengruppen gab es in Mecklenburg daher erst „nach der Wende ja nach der Wende“, sagt Herr 25 (1927 V, BI: 96). Anders als „im Westen“ konnten derartige Zusammenkünfte „erst hier ziemlich spät sogar“ organisiert werden, meint auch Frau 29 (1930 V, SP: 467): „Hier gab es das ja gar nicht ne.“ „So was gab es bei uns hier

404 Herr 27 (1929 V, SP: 190) erwähnt auch „Heimattreffen [...] die illegal durchgeführt wurden in der Tschechei“. Er selbst habe sich aber „nicht erlauben“ können, an derartigen Versammlungen teilzunehmen. Schwartz (2006: 53) hebt gegen die verbreitete These von der totalen Unterdrückung des Kulturlebens der Vertriebenen hervor, dass „das SED-Regime weit davon entfernt [gewesen sei], die letzten ‚Geheimtreffen‘ von Vertriebenen bereits 1950 restlos zerschlagen zu haben; statt dessen sahen sich die DDR-Sicherheitsorgane mindestens bis Frühjahr 1953 sogar mit *öffentlichen* Massenzusammenkünften von Vertriebenen konfrontiert, die auf schweigsame, jedoch unübersehbare Weise dem SED-Regime die Herrschaft über öffentliche Räume demonstrativ streitig machten.“ „Dem SED-Regime gelang es im Laufe der fünfziger Jahre freilich zunehmend, institutionalisierte Formen von Selbstorganisation zu zerschlagen oder in den kirchlichen Sonderbereich zurückzudrängen.“ (ebd.: 62).

nicht. Wo hätten wir hier ein Sudetentreffen durchführen dürfen. Nein das sollte ja unter den Tisch gefegt werden. Nein nein das p... das passte nicht rein“, betont auch Herr 13 (1935 V, BI: 125).

Statt von Fällen sentimentalischer Sprach-„Beharrung“ nach dem Krieg wird von meinen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen daher viel häufiger von einer ‚sentimentalischen Reaktivierung‘ der Herkunftsdiaklekte erzählt, die erst viele Jahrzehnte nach der Immigration mit der politischen Wende wieder einsetzen konnte. Frau 66 (1962 VA, SP: 64) beispielsweise kann sich nicht erinnern, dass ihr Vater in ihrer Kindheit und Jugend jemals seinen böhmischen Herkunftsdiaklekt gesprochen hätte. „Wie gesagt später nur auf den sudetendeutschen Treffen. Aber sonst in der Kindheit überhaupt nicht. Gar nicht.“ Frau 5 (1933 V, SP: 223) spricht selbst mit ihrer sehr alten Mutter seit langem nur Hochdeutsch, auch außerhalb der Familie hat sie seit Jahren keine Möglichkeit mehr, ihren böhmischen Herkunftsdiaklekt zu sprechen „höchsten heutzutage noch diese Landsmannschaft wissen Sie?“ Auch Frau 29 (1930 V, SP: 461) hat seit langem „gar nicht so viel Gelegenheit“ ihren Herkunftsdiaklekt zu nutzen, „höchstens wenn wir mal zu zum Heimattreffen die ja doch öfter stattfinden oder so ...“ Erst nach dem Ende der DDR konnten in Mecklenburg wieder Heimattreffen der verschiedenen Vertriebenengruppen organisiert werden, die sich zunächst eines großen Zulaufs erfreuten. Für viele nach 1945 zugewanderte Vertriebenen boten diese Heimattreffen nach langen Jahren, in denen sie ihre Herkunftsdiaklekte nicht oder kaum noch gesprochen hatten, einen institutionalisierten Rahmen, in dem sie an ihre abgerissenen sprachlichen Traditionen wieder anknüpfen konnten.

Wie gestaltete sich die sprachliche Traditionspflege auf den nach 1989 organisierten Zusammenkünften der Vertriebenengruppen in Mecklenburg? Frau 66 (1962 VA, BI: 58) hat gemeinsam mit ihren Eltern sudetendeutsche Heimattreffen besucht und erinnert sich, „die Leute haben eben viel von früher erzählt ne. Teilweise noch in ihrer Sprache.“ Während nach ihrer Beobachtung der Gebrauch des Herkunftsdiaklechts auf diesen Treffen schon recht stark einschränkt war („teilweise noch“), meint Herr 10 (1939 V, SP 1: 264) sogar, auf den sudetendeutschen Heimattreffen würde der Diaklekt gar nicht mehr benutzt: „Auch bei diesen Treffen sprechen wir Hochdeutsch ne. Nicht dass Sie denken wir sprechen Mundart. Nein nein nein.“ Ähnliches erzählt die Frau von Herrn 65 (1927 V, SP: 468) von den

regelmäßig organisierten Heimattreffen der Karpatendeutschen aus Oberstuben (Horná Štubňa) in Satow: „Obwohl alle Oberstübner zusammen sind nur Hochdeutsch.“

Die Herkunftsdiaklekte spielen auf den Heimattreffen der Vertriebenen in Mecklenburg offenbar weniger in den Privatgesprächen der Teilnehmenden eine Rolle als bei Vorträgen und Gedichtrezitationen vor den Versammlungen. Herr 27 (1929 V, BI: 80) ist einer der Rezipitoren auf den sudeten-deutschen Heimattreffen: „Und wir treffen uns also jedes Jahr einmal und dort werden Vorträge gehalten. Ich muss viel in Mundart vorlesen.“ Er habe sich „nach der Wende“ eine große Sammlung alter Heimathefte aus dem Westen besorgt, da seien „auch Mundartgeschichten drin die ich dann vorlese.“ (ebd.: 82). Frau 31 (1936 V, SP 1: 226) erinnert sich an das erste Heimattreffen der Karpatendeutschen nach 1989, „und da wurde ja auch einiges oberstübnerisch vorgetragen. Und ich hatte aus dem Anlass in Oberstübnerisch ein Gedicht verfasst.“ Nach der Beschreibung von Frau 14 (1936 V, SP 2: 170) gehören neben Gedichten und Geschichten auch Liedtexte und Witze zu den dialektalen Sprachformen, die auf den sudenteutschen Heimattreffen präsentiert werden. Sie berichtet,

dass sehr viel also von unseren heimatlichen Volksliedern noch in Dialekt immer vorgesungen wird. Und auch sehr viel immer wieder die älteren Herrschaften dann nachher mal ein Gedicht vortragen im heimatlichen Dialekt oder auch mal irgendwelche Zoten erzählen oder sonst was. [...] Irgendwie gehört das dazu zur Heimatverbundenheit. Man sucht irgendwo die Wurzeln.

Die sprachliche Selbstvergewisserung und dialektale Symbolisierung der Heimatverbundenheit wird auf den Heimattreffen der Vertriebenen in Mecklenburg offenbar weniger im mündlichen Wechselgespräch umgesetzt, als vielmehr durch monologische Präsentationen schriftlich vorgegebener Dialekttexte vor größerer Zuhörerschaft inszeniert.

Das erinnert in gewisser Hinsicht an die verbreitete Rezitationspraxis im Niederdeutschen, durch welche Alteingesessene und auch sprachkompetente Zugewanderte den mecklenburgischen Dialekt auf dem Wege seiner Kulturalisierung ebenfalls von einer Kommunikationssprache in eine Identifikationssprache überführen (vgl. 3.3.6). Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass die Deklamation niederdeutscher literarischer Texte bis heute auch im ganz privaten Rahmen oder halböffentlichen Kreisen eine bemerkenswert häufige und zum Teil auch spontan geübte Praxis

darstellt, während das Vortragen von Texten und Liedern in Herkunftsdiaklekten meinen Zeitzeugenberichten zufolge jedenfalls in der Gegenwart stets auf den institutionellen Rahmen öffentlicher Veranstaltungen angewiesen ist. Dies ist gewiss auch eine Folge davon, dass Sprachkompetenzen in den Herkunftsdiaklekten in der mecklenburgischen Bevölkerung heute bedeutend weniger verbreitet sind als aktive und passive Kenntnisse im Niederdeutschen.

Die sehr stark zurückgegangene Sprachkompetenz in den Vertriebenenfamilien (vgl. 4.2.1) bringt auch die sprachliche Traditionspflege auf den Heimattreffen an ihre Grenzen. Frau 31 (1936 V, SP 1: 226) hatte beispielsweise ein Gedicht in ihrem karpatendeutschen Dialekt verfasst, das ihr zwölfjähriger Enkel auf dem Heimattreffen vortragen sollte. „Und er hat es gelernt. Er konnte es aber nicht richtig aussprechen. Nicht so wie ich es wollte.“ Das gleiche Problem kennt Herr 27 (1929 V, BI: 83) von den Zusammenkünften seines sudetendeutschen Heimatvereins. Die jüngeren Mitglieder könnten Dialekttexte „zwar lesen aber nicht so fließend lesen und in der Betonung lesen wie es wie es zur Wirkung erst kommt.“ Sogar der 1939 geborene Vorsitzende des regionalen Vertriebenenverbandes „der kann das selber nicht mehr sprechen“ (ebd.: 79). Viele Nachkommen der Vertriebenen können den Herkunftsdiaklekt ihrer Eltern nicht einmal mehr verstehen. Für Frau 66 (1962 VA, BI: 58) waren die Heimattreffen schon in den 1990er Jahren „teilweise nicht so interessant“, weil ihr der Dialekt unzugänglich war. „Dann stand man natürlich da so ein bisschen doof sage ich mal. Weil ich konnte ja nicht viel mitbekommen. Habe ich meinen Vater gefragt ‚worüber habt ihr denn geredet?‘“⁴⁰⁵

Auch ohne sich ausdrücklich auf sprachliche Probleme zu beziehen, beurteilen viele Zeitzeuginnen und Zeitzeugen die Zukunftsperspektive der Heimattreffen in Mecklenburg pessimistisch. Noch träfe sich die sudetendeutsche Landsmannschaft regelmäßig in Güstrow, meint Frau 5 (1933 V, SP 1: 225). „Aber das wird sich bald erledigt haben weil alle zu alt sind

405 Herr 65 (1927 V, SP: 472), macht darauf aufmerksam, dass auch unter den deutschsprachigen Einwohnern, die nach dem Krieg in Oberstuben (Horná Štubňa) verblieben sind, die Tradierung des Dialekts heute weitgehend abgerissen ist: „Es war ja verboten deutsch nach dem Krieg zu sprechen. Da mussten sie sich ja immer vorsehen die paar Deutschen die noch da...“

und keiner mehr kann.“ Auch Frau 14 (1936 V, SP 2: 140) sieht den sudeutschen Kreisverband, der nach der Wende anfangs noch „157 eingetragene Mitglieder“ umfasste, heute vor großen Nachwuchsproblemen. „Aber es sind eben überwiegend ältere Leutchen ne. Die Jungen kriegen sie da nicht mehr. Es sind einzelne die dann auch also wo ... wollen wir sagen die dann sehr heimatverbunden sind. [...] Aber das sind wirklich wenige.“ Für den karpatendeutschen Heimatverband sieht Frau 79 (1924 V, BI 1: 155) gar keine Zukunft mehr. „Aber nun wird ja alles schon auseinandergehen. Ich habe gerade ein Schreiben gekriegt. Der Vorsitz und der will nicht mehr machen. [Unverständlich] das Verband da so wird sich langsam auflösen.“ Herr 32 (1931 V, SP 1: 596) klagt, es bereite neuerdings „schon Schwierigkeiten“, die turnusmäßigen Fahrten der Karpatendeutschen aus der Umgebung von Satow zum Heimattreffen in der Slowakei zu organisieren. Es gebe inzwischen Mitglieder, die äußerten „ach wir brauchen nicht mehr“ (ebd.: 598).

Die Berichte und Einschätzungen meiner älteren Zeitzeuginnen und Zeitzeugen belegen recht deutlich, dass der Gebrauch der Herkunftsdialekte auch in mecklenburgischen Vertriebenekreisen als „Heimatzeichen“ (Bausinger / Braun / Schwedt 1959: 182) fungiert. Anders als in der Bundesrepublik konnte am jeweiligen Dialekt aber allenfalls unter Familienangehörigen und im engsten Bekanntenkreis derselben Herkunftsregion festgehalten werden. Institutionell oder medial gestützte Formen öffentlicher Sprach- und Traditionspflege waren in der DDR kaum möglich, eine „sentimentalische Beharrung“ auf Praxen der Herkunftskultur wurde in der Öffentlichkeit weitgehend unterbunden. Erst nach der politischen Wende 1989 kam es zur Gründung von Heimatverbänden und zur Organisation von öffentlichen Heimattreffen, auf denen bewusst wieder an Formen der Herkunftskulturen angeknüpft wurde. Da diese vielfältigen Aktivitäten erst Jahrzehnte nach der Immigration der Vertriebenen einsetzen konnten, sind sie eher als Bemühungen um „sentimentalische Reaktivierung“ der Herkunftskultur denn als Organisationsformen kontinuierlicher „Beharrung“ zu charakterisieren.

Die Reaktivierung des Dialektgebrauchs äußert sich auf den Zusammenkünften der Vertriebenen dabei offenbar weniger in mündlichen Gesprächen im Herkunftsdialekt als vielmehr in Rezitationen schriftlich vorgefasster Dialekttexte und -lieder, die hier emblematisch als

Kulturgüter der verlorenen Heimat vor dem Publikum präsentiert werden. Inzwischen hat aber die Dialektkompetenz in den Vertriebenenfamilien über die Jahrzehnte derart stark abgenommen, dass selbst diese Inszenierungen der Heimatsprache offenbar an Grenzen der Realisierbarkeit und Verständlichkeit kommen. Insgesamt scheint das Bedürfnis nach einer aktiven Pflege der Heimatkultur unter den Nachkommengenerationen der Vertriebenenfamilien stark abzunehmen, die Vertriebenenorganisationen sehen sich dem Vernehen nach mit ernststen Nachwuchsproblemen konfrontiert. Es sind heute wohl hauptsächlich die Angehörigen der bereits sehr stark ausgedünnten Betroffeneneneration, für die die sprachlichen und kulturellen Traditionen der verlorenen Heimat noch eine emotionale und identifikatorische Bedeutung haben. In meinen Interviews berichten jedenfalls ausschließlich Personen, die die Vertreibung persönlich erlitten haben, von dem sozialsymbolischen Wert, den ihr Herkunftsdialekt für sie bis heute hat.

4.4 Konzeptualisierung und Bewertung der Herkunftsdialekte der Vertriebenen

Bereits in der frühen Fachliteratur zum Schicksal der Vertriebenenendialekte im neuen Sprachumfeld der Zuwanderungsregionen wurde gelegentlich darauf hingewiesen, dass die sprachlichen Anpassungs- und Ausgleichsprozesse unter anderem von der „*Haltung* des einzelnen der Sprache gegenüber“ (Engel 1958: 244), von den „psychological and social attitudes of the individuals“ (Leopold 1970 [1959]: 349) beeinflusst würden. Diese vereinzelt Hinweise bezogen sich aber noch nicht auf die spezifischen Konzeptualisierungen und Bewertungen der verschiedenen Varietäten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den Aufnahmegebieten der Zuwanderung in Kontakt traten. Die Autoren hatten damals eher allgemeine sozialpsychologische Dispositionen der Sprecher im Blick, etwa ihre Traditionsverhaftung, ihre „geistige Beweglichkeit“ (Engel 1958: 239), ihr „Wertgefühl“ (Mackensen 1959: 248) oder allgemein „conservative or progressive attitudes of their speakers“ (Leopold 1970 [1959]: 344). In der noch stark tribalistisch argumentierenden Sprachwissenschaft der frühen Bundesrepublik wurden diese individuellen Einstellungen häufig noch mit den „Wesenszügen“ der verschiedenen „stammlichen Gruppen“ der

Vertriebenen (Schlesier, Sudetendeutsche, Donauschwaben usw.) in Verbindung gebracht.⁴⁰⁶ Erst im Rahmen der angloamerikanischen Soziolinguistik, die seit den 1970er Jahren zunächst in der DDR und später auch von der Sprachwissenschaft der BRD aufgegriffen wurde, wurden Untersuchungen zu Spracherhalt und Sprachwechsel in sozialen Minderheiten auch mit empirischen Erhebungen zu den laienlinguistischen Konzeptualisierungen von Sprachen und Varietäten verbunden.⁴⁰⁷ In den 1970er Jahren waren freilich die Prozesse der sprachlichen Akkulturation der mittel- und osteuropäischen Vertriebenen in den westlichen Aufnahmegebieten längst aus dem Forschungshorizont der bundesdeutschen Linguistik gerückt, in der DDR konnte die Vertriebenenintegration aus politischen Gründen ohnehin kein linguistischer Forschungsgegenstand werden (vgl. Ehlers 2015b).

Erst Holuba (2000) hat im Rahmen ihrer umfangreichen Studie zur „Identitätsbewahrung und Anpassung“ (Titel) von immigrierten Vertriebenen auch einige Aspekte der laienlinguistischen Bewertung von den Dialekten erhoben, die seit dem Krieg in einem Zuwanderungsgebiet der Vertreibung in Kontakt stehen. Etwa 50 Jahre nach der Ankunft der Vertriebenen hat sie in fast 550 kurzen Leitfadeninterviews die Bewohner der vergleichsweise homogenen Vertriebenensiedlung Neugablonz und ihrer städtischen (Kaufbeuren) und ländlichen Umgebung nach ihren Einstellungen zum böhmischen Dialekt der Zuwanderer und dem Allgäuer Dialekt der Alteingesessenen befragt. Die Probanden sollten beispielsweise angeben, ob sie den böhmischen bzw. den Allgäuer Dialekt noch für „zeitgemäß“ oder „sympathisch“ halten, ob sie „schlechte Erfahrungen“ mit ihrem Gebrauch gemacht haben oder ob sie es für „erstrebenswert“ halten, diese Dialekte ihren Kindern zu vermitteln. Die quantitative Auswertung der Befunde wird durch sehr aufschlussreiche Zitate aus den Interviews ergänzt, die die quantitativen Ergebnisse teilweise relativieren und inhaltlich ausdifferenzieren (Holuba 2000: 312–342, 483–497).

406 Vgl. Moser (1956: 134): „[...] Es gibt stammliche Gruppen, die beharrender sind und solche, die ein geringeres Beharrungsvermögen haben, wenn auch Wesenszüge von Gruppencharakteren schwer zu fassen sind.“ Ähnlich Mackensen (1959: 250) und selbst Engel (1958: 239).

407 Vgl. den Forschungsbericht von Fishman (1964).

Es zeigt sich unter anderem, dass die in Kontakt stehenden Dialekte jeweils von den Menschen, die sie aktiv beherrschen, am günstigsten bewertet werden und bemerkenswerterweise gerade bei den Probanden mit den höchsten Bildungsabschlüssen die positivsten Einschätzungen finden. Der böhmische Herkunftsdialekt wird in der Vertriebenensiedlung Neugablonz für weniger zeitgemäß angesehen als der Allgäuer Dialekt der Alteingesessenen im Umland, wobei einige Befragten bei ihren Aussagen differenzieren, ob sich ihre Einschätzungen eher auf Gespräche innerhalb der Gruppe oder auf den Bereich der öffentlichen und geschäftlichen Kommunikation beziehen (Holuba 2000: 315–316). Die Probanden unterscheiden bei dieser und anderen Einstellungsäußerungen also von sich aus zum Teil sehr klar, ob sie den sozialen Status der Dialekte oder deren Bedeutung für die solidarische *Ingroup*-Kommunikation als Bewertungsmaßstab nehmen. Selbst innerhalb der Vertriebenensiedlung wird der böhmische Dialekt von mehr als einem Drittel der nicht dialektkompetenten Befragten für „eher unsympathisch“ gehalten, im Allgäuer Umfeld der Vertriebenensiedlung hält ihn fast die Hälfte aller Probanden, die diesen Dialekt nicht beherrschen, für eher unsympathisch (ebd.: 494). Die aufgeführten Zitate aus den Interviews bezeugen, dass die Immigranten wegen ihres Herkunftsdialektes vor allem in der Nachkriegszeit bei den Alteingesessenen vielfach auf grobe Ablehnung oder auf Sprachspott gestoßen sind. Noch heute glauben einige Vertriebene und ihre Nachkommen, „daß ihr Dialekt, vor allem in Kaufbeuren, nicht gut angesehen ist“ (ebd.: 322). Der Herkunftsdialekt wird dabei nicht nur von den Alteingesessenen, „sondern auch von den Gablonzern selbst oft als etwas ‚Niedriges‘ angesehen“ (ebd.: 323).

Soweit ich sehe, ist die Arbeit von Holuba überhaupt die einzige linguistische Untersuchung geblieben, die sich systematisch mit Spracheinstellungen zu den Herkunftsdialekten der Vertriebenen im Kontext der Aufnahmegesellschaft befasst.⁴⁰⁸ Für Mecklenburg-Vorpommern gab es zwar schon früh erste Untersuchungen zur Wahrnehmung des Niederdeut-

408 Es ist bedauerlich, dass die Analyse der Spracheinstellungen im Gesamtzusammenhang der Studie Holubas eher am Rande steht und auch nicht in die Gesamtauswertung der Ergebnisse eingeht (Holuba 2000: 498–506).

schen in der Bevölkerung, aber die laienlinguistische Konzeptualisierung und Bewertung der Herkunftsdialekte der hierhin immigrierten Vertriebenen und speziell die Spracheinstellungen dieser großen Bevölkerungsgruppe sind bis heute gänzlich unerforscht. Die Abschnitte des folgenden Kapitels sollen einen ersten Einblick in die Wahrnehmung der Herkunftsdialekte eröffnen und dabei sowohl die Spracheinstellungen der Vertriebenen und ihrer Nachkommen untersuchen (4.4.1) als auch die Einstellungen der Alteingesessenen zu den Dialekten betrachten (4.4.2), die die Zuwanderer in ihrem ‚sprachlichen Gepäck‘ mitbrachten.

4.4.1 Von „*anheimelnd*“ bis „*peinlich*“ – zur Bewertung der Herkunftsdialekte und ihres Gebrauchs durch Angehörige von Vertriebenenfamilien

In einem ersten Schritt soll rekonstruiert werden, wie die Vertriebenen und ihre Nachkommen in ihrem mecklenburgischen Sprachumfeld zu den Herkunftsdialekten ihrer Familien stehen bzw. gestanden haben. Ich kann mich dabei auf die Aussagen von insgesamt 21 zumeist vor 1940 geborenen Personen stützen, die mir ihre Einstellungen gegenüber den Dialekten ihrer jeweiligen Vertreibungsgebiete in Schlesien, den böhmischen Ländern und der Slowakei darlegten. Die Einstellungen der 1945/1946 zugewanderten Vertriebenen zu ihren Herkunftsdialekten sind bis heute weit überwiegend positiv. Mit anderen Menschen aus der gleichen Herkunftsregion im gemeinsamen Dialekt sprechen zu können, bereite „Spaß“ (Herr 10, 1939 V, SP 2: 61; Frau 28, 1936 V, SP: 465) und sei „immer lustig“ (Frau 11, 1937 V, SP 1: 193). Frau 86 (1922 V, SO: 84, 86) hat kaum noch Gelegenheit, ihren Zipser Heimatdialekt zu sprechen, die langen Telefonate mit ihrem Bruder und seltenen Gespräche mit einer Bekannten aus derselben Herkunftsregion empfindet sie deshalb als „so gut“. Verhaltener urteilt einer der wenigen dialektkompetenten Nachkommen von immigrierten Vertriebenen. Mit jemandem im Herkunftsdialekt der Eltern sprechen zu können, sei „schon nicht schlecht“. Auf die Frage, ob er diesen Dialekt als schön empfinde, antwortet er recht unbestimmt, der Dialekt sei „eigentlich nicht schlecht ja“ (Herr 68, 1952 VV, SP: 595, 599).

Positive Gefühle wecken der Klang und der Gebrauch der Herkunftsdialekte vor allem, weil sie für viele vor 1940 geborenen Vertriebenen fest mit „Heimat“ assoziiert sind. Frau 14 (1936 V, SP 2: 236) findet ihren

Herkunftsdialekt „irgendwie anheimelnd“ und „irgendwie also dazugehörig“. Frau 37 (1933 V, SP 2: 325) empfindet immer wieder „Sehnsucht“ nach Wien, weil dort sprachlich „alles so heimisch“ sei. Aber auch in Mecklenburg fühlt sie sich im karpatendeutschen Gespräch mit Bekannten „dann so richtig heimisch wenn wir untereinander sind.“ (SP 2: 335). Der Vater von Frau 5 (1933 V, SP 1: 339) hat zur Freude anderer Vertriebenen aus Böhmen „bis zu seinem Lebensende den Dialekt gesprochen“: „Das hören wir so gern der spricht noch wie zu Hause.“ Die vor dem Krieg mit ihren Eltern zugezogene Frau 3 (1924 Z, SP: 276, 281) „mag“ den Dialekt ihrer schlesischen Herkunftsregion bis heute und hat „sich immer gefreut“, „wenn jemand schlesischen Einschlag hatte“: „Weil das Heimat war ne.“ Auch für Frau 22 (1934 V, P: 145) waren Zusammenkünfte mit Vertriebenen aus ihrer böhmischen Herkunftsregion „dann noch so ein bisschen Heimat wenn man dann im Dialekt gesprochen hat. Und das war ja dann noch irgendwie irgendwie verbindender finde ich.“ Ihre positiven Emotionen gegenüber ihrem Herkunftsdialekt beschreibt sie wie folgt:

Aber das ist irgendwie eine Herzlichkeit eine so eine Freude die man ... ja na klar. Das ist mit dem Dialekt verbunden. Ja. Weil das eben dann doch nach Hause irgendwie nach Haus geht. Und von da eben so viele Gefühle zusammenkommen. (SP: 371)

Wenn die Vertriebenen ihren Herkunftsdialekten Attribute wie „Herzlichkeit“, „Lustigkeit“ und eine „verbindende“ Wirkung zugeschreiben, dann ähnelt diese Konzeptualisierung sehr weitgehend der Wahrnehmung des Niederdeutschen in der mecklenburgischen Bevölkerung (vgl. 3.4.2). Die Herkunftsdialekte werden von den befragten Vertriebenen ebenso in erster Linie als solidarisierende Nähe-Sprachen aufgefasst und mit entsprechend positiven Bewertungen belegt. Auch die stereotype Assoziation mit „Heimat“ liegt für regional gebundene Nonstandardvarietäten wie Dialekte generell nahe, und so wird auch dem Niederdeutschen von Probanden aus Norddeutschland mit großer Übereinstimmung das Merkmal „heimatlich“ zugesprochen (vgl. Möller 2008: 24). Für die Vertriebenen gewinnt die Verbindung ihrer Herkunftsdialekte mit „Heimat“ allerdings besonderes Gewicht in den Erinnerungen an weit zurückliegende Zeiten ihrer Biographie oder sie wird auf die deterritorialisierte „Heimatlichkeit“ meist sehr kleiner und beständig kleiner werdender sozialer Gruppen der gleichen Herkunft und eines ähnlichen Schicksals bezogen. Für sie sind

die in ihrer kommunikativen Reichweite heute extrem begrenzten Herkunftsdiaklekte in besonderem Maße „Identifikationssprachen“, mit denen sie eine hohe „emotionale Loyalität“ verbindet.⁴⁰⁹

Die Bewertung der Herkunftsdiaklekte fällt allerdings auch unter den Vertriebenen keinesfalls durchgängig günstig aus. Eine positive Beurteilung der Heimatdiaklekte scheint sich nämlich ausschließlich auf gruppeninterne Gesprächssituationen zu beziehen. Sobald die Diaklekte in die Öffentlichkeit der mecklenburgischen Aufnahmegesellschaft treten, rufen sie zumindest bei manchen Vertriebenen starke emotionale Abwertungsimpulse hervor. Die aus Böhmen vertriebene Frau 18 (1938 Z, BI: 218) erzählt dazu beispielsweise:

Meine Freundin hatte so einen ... die hat manchmal im Zug hat sie angefangen auf Sudetengau mit mir zu reden. Dann war mir das halt peinlich. Manchmal haben wir es aber aus Quatsch ganz gerne gemacht ne. Dann woll... wollten wir auffallen. Aber aber das haben wir vermieden in der Öffentlichkeit ne so zu reden. In Mecklenburg jedenfalls.

Frau 14 (1936 V, SP 2: 240) verbindet die hypothetische Vorstellung, Ausdrücke des Herkunftsdiaklekts zu verwenden, noch heute mit einem Gefühl der Scham: „Aber das kommt halt nicht mehr so vor. Würde ich im Hochdeutschen nicht aussprechen ne. Dann würde ich mich vielleicht schämen sogar ne.“ Über ähnliche Emotionen berichtet Herr 69 (1964 VV, BI: 805), er habe „als junger Mensch“ den Diaklekt seiner Eltern „fast sogar bisschen als lästig“ empfunden. Und er führt eine beispielhafte Szene für dieses Gefühl an:

Wenn deine Mutter wenn du mit deiner Mutter mit meiner Mutter in der Stadt warst und sie mit dir Naihaarisch [karpatendeutscher Diaklekt] gesprochen hat habe ich immer gedacht oh hoffentlich hört es keiner. So ungefähr ne. Weil dann denken sie immer alle wir sind hier die großen Kanaken hier die Ausländer ne. (BI: 807–808)

Die Konzeptualisierung der Herkunftsdiaklekte als ‚peinliche Kanakensprachen‘ positioniert diese Varietäten einerseits als fremd („Ausländer“) in Mecklenburg und nicht zum autochthonen Varietätenspektrum zugehörig. Andererseits wird diesen Diaklekten mit derartigen Zuschreibungen von

409 Vgl. Hüllen (1992: 303).

ihren Sprechern selbst ein äußerst geringer sozialer Status in der mecklenburgischen Gesellschaft zugemessen („peinlich“, „schämen“).

In der Wahrnehmung der Herkunftsdialekte durch die befragten Vertriebenen stehen sich also sehr positive Bewertungen unter dem Aspekt der Gruppensolidarität und sehr negative Einschätzungen des sozialen Status der Varietäten gegenüber.⁴¹⁰ Diese für *low prestige varieties* typische Ambivalenz der Bewertung ist keineswegs auf verschiedenen wertende Zeitzeugen verteilt, sondern sie bestimmt auch die Sprachwahrnehmung einzelner Gewährspersonen. Wie zitiert befürchtete Herr 69 einerseits, bei der Verwendung der Herkunftsdialekts in der städtischen Öffentlichkeit als „der große Kanake“ zu gelten, und verneint dementsprechend noch heute im Interview die auf den sozialen Status bezogenen Fragen, ob Sprecherinnen und Sprecher seiner *heritage language* „gebildeter“ oder „intelligenter“ wirkten als Hochdeutschsprecher. Andererseits stimmt er aber ohne Vorbehalt zu, dass Sprecher des Herkunftsdialekts seiner Familie auf ihn „gemütlicher“, „freundlicher“ und „verlässlicher“ wirken als Sprecher der Standardvarietät.⁴¹¹ Die emotionsbesetzte Geringschätzung des eigenen Herkunftsdialekts im öffentlichen Gebrauch kann durchaus mit positiven Affekten bei seiner Verwendung in der Binnenkommunikation der jeweiligen Vertriebenengruppen einhergehen.

410 Dass den Herkunftsdialekten oft schon im gesellschaftlichen Kontext der Vertreibungsgebiete ein niedriger sozialer Status zugeschrieben wurde, deutet sich an, wenn Frau 21 (1925 V, SP: 85) den schlesischen Dialekt ihrer Eltern als „Landarbeiterdialekt“ charakterisiert, für den „noch so dieses Breite“ kennzeichnend gewesen sei. Holuba (2000: 88) bestätigt auf der Basis von Probandenaussagen, dass auch der böhmische Dialekt im Kreis Gablonz (Jablonec) vor der Vertreibung „als etwas ‚Niedriges‘ angesehen wurde: Nur in den Dörfern und in den Kreisen der ‚einfachen Leute‘ wurde Dialekt gesprochen.“ In den böhmischen Ländern wurde dialektale Rede sehr häufig als *baurisch* bzw. *pauperrisch* bezeichnet, was den Synonymen „altfränkisch, gemein, geschert [unflätig], heimatig“ entsprach (*Sudetendeutsches Wörterbuch* II,2 (1991): 146). Das Attribut „baurisch“ wurde mitunter zur Dialektbezeichnung selbst: „Und bei unserem Dialekt wurde nicht gesagt der su... sudetendeutsche Dialekt. Da wurde gesagt baurisch.“ (Herr 13, 1935 V, Bl: 53).

411 Herr 69 (1964 VV, SP: 902–978). Herr 69 ist aus Zeitgründen leider der einzige Proband geblieben, dem ich differenzierte Fragen zur Wahrnehmung der Sprecher von Heimatdialekten der Vertriebenen gestellt habe.

Die Aussagen einiger Angehörigen von Vertriebenenfamilien deuten darauf hin, dass sich die Wahrnehmung der Herkunftsdiaklekte im Laufe der Familiengeschichten stark verändert hat. Dieser Sprachbewusstseinswandel ist offenbar eng mit dem raschen Verlust der Dialektkompetenz in der Generationsfolge der Immigrantenfamilien verbunden (vgl. 4.2.1). So berichtet Frau 17 (1935 V, SP: 282), ihre Kinder hätten den Dialekt ihrer böhmischen Heimat „kaum“ gelernt: „So ein zwei Begriffe worüber sie sich amüsieren ne.“ Eine sehr ähnliche Beschreibung gibt auch Herr 62 (1952 VV, SP: 73) aus seiner Familie. Den karpatendeutschen Dialekt seiner Großeltern hat er nicht verstanden: „Die hätten auch Chinesisch sprechen können. [...] Und wir haben uns mehr oder weniger Spaß daraus gemacht mein Bruder und ich und haben uns immer gelacht und amüsiert über diese Dialekte.“ Da wo die Dialektkompetenz in der Generationsfolge der Zuwandererfamilie nicht weitergegeben wurde, wird der Herkunftsdiaklekt bereits von der Nachkriegsgeneration nur noch als exotisches Kuriosum wahrgenommen. Herr 10 (1939 V, SP 2: 61), der mit seiner Schwester „um Spaß da dran zu haben“ noch heute gern im Herkunftsdiaklekt spricht, erzählt vom Einstellungswandel seiner Nichte gegenüber der *heritage language* ihrer Familie:

Wenn wir uns heute unterhalten in unserer Mundart ‚red red bloß vernünftig‘ sagt sie dann. Und die hätte es bald gelernt unsere Mundart. Die ist 52 ne oder wird sie. Ja und jetzt sagt ... wie unsere Eltern noch lebten da hat sie gerne ... wollte sie auch mitreden unsere Mundart ne. Und mit unserem Vater so ein bisschen reden und so ne. Ja. Aber wenn wir jetzt so sprechen dann auf einmal sagt sie ‚red bloß vernünftig man versteht ja kein Wort mehr von euch.‘ (SP 1: 148–149)

Der Herkunftsdiaklekt ihrer Mutter, ihres Onkels und ihrer Großeltern ist für diese Frau nicht nur unverständlich geblieben, sondern er wird von ihr inzwischen als „un-vernünftig“ sozial abgewertet. Auch Frau 66 (1962 VA, SP: 44) berichtet, dass sie den Herkunftsdiaklekt ihres Vaters nicht beherrsche: „Ich da verstehe ich nichts. Das ist das ist ... ja. Nur das sind nur Zischlaute in meinen Ohren. [...] Es ist ja nein wirklich total fremd.“ Positive Affekte für die Herkunftsdiaklekte, die für die Generation der Zuwanderer noch typisch waren, können bei deren Nachkommen offenbar nicht mehr vorausgesetzt werden. Die „anheimelnden“ Mundarten der Herkunftsgebiete sind dort, wo die dialektale Binnenkommunikation in den Vertriebenenfamilien verstummt ist, für die Nachkommen der

Immigranten „total fremd“ geworden. Ihren Wert als Identifikationssprache haben die Herkunftsdialekte vielfach schon in der ersten Nachkommengeneration der Zuwandererfamilien vollständig verloren. Sie sind für die Nachkommen der zugewanderten Vertriebenen nicht nur keine anheimelnde Reminiszenz an die gemeinsame Herkunft mehr, sondern heute nicht einmal mehr solidarisierende Zeichen einer generationsübergreifenden Familienidentität.

4.4.2 „*Dat sünd doch Utlänner*“ – zur Bewertung der Herkunftsdialekte und ihres Gebrauchs durch Alteingesessene

Wie konzeptualisieren und beurteilen nun die Alteingesessenen meines Erhebungsgebietes die Herkunftsdialekte in den Familien ihrer 1945/1946 zugewanderten Nachbarn, Arbeitskollegen oder angeheirateten Verwandten? Anhaltspunkte zur Beantwortung dieser Fragen finden sich in den Aussagen von zwölf meiner Zeitzeugen. Zur Außenwahrnehmung der Herkunftsdialekte der Vertreibungsgebiete nehmen dabei sowohl Alteingesessene als auch Vertriebene selbst Stellung. Eine Reihe von alteingesessenen Interviewpartnern äußert sich verhalten positiv über die Herkunftsdialekte der Zuwanderer. Auf die Frage, wie sie als Mecklenburgerin die Dialekte der Vertriebenen wahrgenommen habe, sagt Frau 12 (1935 A, SP 1: 127), sie fände generell „diese Dialekte nicht schlecht“, Dialekte gehörten zum jeweiligen „Landstrich“, sie habe deshalb auch nie den sprachlichen „Streit“ zwischen Sachsen und Berlinern nachvollziehen können. Herr 9 (1939 A, SP: 203) kann sich nicht erinnern, dass über das Pommersche oder das Sudetendeutsche „mal mit irgendeiner hässlichen Weise drüber hergezogen wurde“. Ihm ist besonderes „dieses Ostpreußische [...] aufgefallen“, „das hörte ich mir schon sehr gerne an“ (SP: 168, 170). Herrn 77 (1937 A, BI: 121, 124) kommt ein Bekannter in den Sinn, den man an seiner Redeweise sofort als gebürtigen Ostpreußen erkennen konnte, „da haben wir uns auch immer am... amüsiert über ihn.“ Hier wird der offenbar besonders auffallende ostpreußische Dialekt oder Akzent mit leichtem Sprachpott bedacht.

Uneingeschränkt positiv werden die Herkunftsdialekte der Vertriebenen dagegen von solchen Alteingesessenen bewertet, die mit immigrierten Vertriebenen verheiratet sind. Herr 4 (1928 A) etwa betont, er habe den

Heimatsdialekt der Familie seiner Frau früher „gerne gehört“.⁴¹² Ähnlich meint Frau 82 (1930 A, SP: 231) zu den karpatendeutschen Gesprächen in der Familie ihres Ehemannes, die seien für sie zwar anfangs schwer zu verstehen gewesen, „aber hübsch ist es ne. Ich mag das leiden ja.“ Und auch für Frau 36 (1930 A, SP 2: 194) verbinden sich mit dem karpatendeutschen Dialekt ihres verstorbenen Mannes sehr positive Gefühle: „Ach Gott wenn mein Mann [Dialekt sprach] das war so heimisch so. So so warm klingt klang das.“ Bei Frau 36 ebenso wie bei Frau 82 fand die Sympathie für den Herkunftsdialekt ihrer Ehemänner und deren Familien auch darin einen Niederschlag, dass sie diesen Dialekt selbst einigermäßen gut zu sprechen gelernt haben (vgl. 4.1.3). Aus ihrer persönlichen Erfahrung bestätigt die aus Böhmen vertriebene Frau 17 (1935 V, SP: 192), die in eine alteingesessene Familie eingehatet hat, dass in ihrem mecklenburgischen Umfeld sich niemand negativ über ihren Herkunftsdialekt geäußert habe: „Nein gar nicht. Die fanden das auch irgendwie ja interessant oder schön oder oder ja.“ Dort also, so lassen sich die Aussagen der vier Zeitzeuginnen zusammenfassen, wo Alteingesessene und Vertriebene in eine familiäre Binnenkommunikation eintraten, wurden die allochthonen Dialekte der Zuwanderer auch von den Alteingesessenen zum Teil positiv wahrgenommen. Mit den Attributen, die die Alteingesessenen den Herkunftsdialekten ihrer Ehepartner hier zusprechen – Wohlklang, Schönheit, Wärme und das Merkmal „heimisch“ –, werden diese Dialekte als vertraute Nähesprachen für die gruppeninterne Kommunikation konzeptualisiert und mit entsprechend positiven Affekten verbunden. Diese positiven Spracheinstellungen teilen dabei mitunter auch solche Alteingesessene, die den Herkunftsdialekt ihrer Ehepartner nicht aktiv erworben haben und an der dialektalen Binnenkommunikation des angeheirateten Familienteils selbst nicht aktiv teilnehmen konnten (z. B. Herr 4, 1928 A).

Außerhalb von den emotionsbasierten Zusammenhängen exogamer Familien waren die Vertriebenen aber offensichtlich auch oft mit einer

412 Er widerspricht damit der Aussage seiner Ehefrau, dass ihr Heimatsdialekt in Mecklenburg nicht gut angesehen war (Frau 2, 1930 V, SP: 168). Auch hier dürfte wieder eine zentrale Rolle spielen, auf welchem Wahrnehmungskontext (familiäre Binnenkommunikation oder Kommunikation im öffentlichen Raum) die Probanden ihre Evaluationen beziehen.

starken Abwertung ihrer Herkunftsdialekte durch die Alteingesessenen konfrontiert. So vermutet Frau 57 (1965 VV, SP: 107), dass ihr Vater und dessen Familie ihren böhmischen Heimatdialekt so schnell vollständig abgelegt haben, „um nicht groß aufzufallen. Dass sie sich bemüht haben wirklich Hochdeutsch zu sprechen.“ Frau 2 (1930 V) weist meine Frage, ob ihr Herkunftsdialekt von Alteingesessenen einmal positiv bewertet und sich beispielsweise jemand über ihr „schönes österreichisches Deutsch“ gefreut habe, als geradezu absurd zurück:

Frau 2: Nein! Nein (lacht). Das nicht.

Interviewer: Das haben Sie nicht erlebt?

Frau 2: Nein. Ja nein nein nein. Ich glaube da ist der Mecklenburger zu stolz auf seine Sprache um so was ... mal auf so einen Gedanken zu kommen. (SP: 165)

Frau 18 (1938 Z, BI: 221) erzählt von ihrer nach Thüringen vertriebenen Tante, die „einfach mit ihrer Hauswirtin“ in ihrem böhmischen Heimatdialekt sprechen konnte: „Die wurde verstanden und das war eben so. Aber das wäre in Mecklenburg nicht gegangen. Das das wollten die dann auch nicht in ... hören.“ Sie erinnert sich noch daran, wie die Alteingesessenen nach ihrer Ankunft in Vorpommern auf ihren Familiendialekt reagierten, „weil wir ja noch auch unser Sudetendialekt gesprochen haben. ‚Redet ihr Tschechisch?‘ ((unverständlich)). Da da war da war meine Mutter auch entsetzt.“ (BI.: 207). Herr 13 (1935 V) hat durchaus vergleichbare Reaktionen erlebt. Ich habe ihn gefragt, ob sich in Mecklenburg jemand über seinen Heimatdialekt lustig gemacht habe:

Ja ja ja. Zuerst die ersten Jahre ja. Da wurden wir mitu... mitunter schön ne ein bisschen ausgelacht und so. Ja. ‚Wie reden die denn‘ ne. Oder ‚können die Leu... dei kœnen gor nich ornlich Düütsch‘ und so ne. So wurde damals gesagt ne. ‚Dat sünd doch Utlänner dei kœnen doch gor nich Düütsch.‘ So so ging das los ne. (SP 2: 201)

Wie schon im vorausgehenden Abschnitt zitiert hatte auch Herr 69 (1964 VV, BI: 808) die Befürchtung, als „Kanake“ oder „Ausländer“ zu gelten, wenn seine Mutter mit ihm bei Fahrten in die Stadt ihren karpattendutschen Herkunftsdialekt sprach.

Positive Gefühle konnten die Herkunftsdialekte der Vertriebenen durchaus bei angeheirateten Alteingesessenen wecken, die diesen Dialekten, vor allem solange die Elterngeneration der Zuwanderer noch lebte, in der

familiären Binnenkommunikation begegneten. In der mecklenburgischen Öffentlichkeit wurden die Herkunftsdialekte der Immigranten dagegen mitunter als „nicht ordentliches Deutsch“ oder sogar gar nicht als Deutsch wahrgenommen. Vor allem in den ersten Jahren nach dem Krieg wurde der dialektale Sprachgebrauch der Vertriebenen von manchen Alteingesessenen als ein „auffallendes“ Merkmal betrachtet, das die soziale Grenze zwischen den Zugehörigen und den „Ausländern“ markierte. Außerhalb der affektiven Domäne der Familienkommunikation genossen die Herkunftsdialekte bei vielen Alteingesessenen, die „stolz“ auf die eigene Sprache waren, demnach keinerlei soziales Prestige. Es mag verwundern, dass sich keiner der heute befragten Alteingesessenen mehr an die seinerzeit offenbar durchaus verbreitete soziale Geringschätzung der Vertriebenen-dialekte erinnert. Die Vertriebenen haben diese Sprachwahrnehmungen der Alteingesessenen aber zum Teil noch gut in Erinnerung und haben sich diese Fremdwahrnehmungen für die öffentlichen Kommunikations-sphäre in Mecklenburg zum Teil zu eigen gemacht, wie der Abschnitt 4.4.1 gezeigt hatte.

4.5. Zwischenresümee: Sprachgebrauchswandel und Sprachbewusstseinswandel der Herkunftsdialekte innerhalb des mecklenburgischen Varietätengefüges

Im Gefüge der deutschen Varietäten, die seit dem Zweiten Weltkrieg in Mecklenburg gesprochen wurden, haben die Herkunftsdialekte der immigrierten Vertriebenen die rascheste und gravierendste Veränderung durchgemacht. Meine Befragung von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die 1945/1946 als Schulkinder, Jugendliche oder junge Erwachsene aus den mittel- oder oberdeutschen Dialektgebieten nach Mecklenburg vertrieben wurden, zeigt eindrucksvoll, dass sie in aller Regel profunde Kenntnisse in den Dialekten ihrer jeweiligen Herkunftsorte mitbrachten. Die große Mehrheit dieser Vertriebenen hatte standardnahes Hochdeutsch überhaupt erst in der Schule gelernt. Meine Stichprobe legt also nahe, dass vor dem Krieg Dialektkenntnisse unter den Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen in den südöstlichen Vertreibungsregionen erheblich weiter verbreitet waren als Niederdeutschkenntnisse unter gleichaltrigen Mecklenburgerinnen und Mecklenburgern. Der Erwerbskontext für die Herkunftsdialekte erstreckte

sich vor dem Krieg über den Kreis der Familie hinaus auf das kommunikative Umfeld am Wohnort, das vor allem im ländlichen Raum bis in die öffentlichen Domänen oft vollständig von Dialektgebrauch geprägt war. Neben ausgebauten Dialektkompetenzen und schulischen Standarddeutschkenntnissen hatten die Vertriebenen dieser Regionen zum Teil auch weitere Landessprachen wie Tschechisch oder Slowakisch erworben, die ihnen in der Nachbarschaft oder in der Schule ihrer Herkunftsorte vermittelt worden waren.

Die nach Mecklenburg immigrierten Vertriebenen haben ihre Herkunftsdialekte aber nur in Ausnahmefällen an die Nachkommengeneration ihrer Familien weiter vermittelt. Die Eltern sprachen in diesen Familien mit den Kindern in den 1950er und 1960er Jahren nahezu ausschließlich standardnahes Hochdeutsch. Auch die Paarsprache der meist aus verschiedenen Dialektregionen stammenden Eltern war in der Regel standardnahes Hochdeutsch, in exogamen Ehen mit einem mecklenburgischen Elternteil gelegentlich auch Niederdeutsch. Im familiären Sprachumfeld konnten die Nachkommen der Vertriebenen die Herkunftsdialekte allenfalls in den Gesprächen zwischen ihren Eltern und Großeltern hören, solange diese noch lebten. Außerhalb der Familien wurden die Herkunftsdialekte meist gar nicht gesprochen, eine Ausnahme waren hier nur konzentrierte Ansiedlungen von Vertriebenen derselben Herkunft wie in Satow und Umgebung. Die Bedingungen für den Erwerb der Herkunftsdialekte war in den 1950er und 1960er Jahren also deutlich ungünstiger als die Rahmenbedingungen für das Erlernen des Niederdeutschen.

Die Alteingesessenen haben die Herkunftsdialekte ihrer neuen Nachbarn, Arbeitskollegen oder Ehepartner kaum je gelernt. Auch nach jahrzehntelangem Zusammenleben in einer Ehe mit einer oder einem Vertriebenen haben die Alteingesessenen in aller Regel nicht einmal einzelne Wörter aus deren Herkunftsdialekten in ihren Sprachgebrauch übernommen. Nur in mecklenburgischen Ortschaften, in denen eine größere Zahl von Vertriebenen aus derselben Herkunftsregion angesiedelt wurde, haben einzelne Alteingesessene, die in die Vertriebenenkreise eingehiratet haben, sich die Herkunftsvarietät ihrer Ehepartner bis zu einem gewissen Grade angenommen.

Es kann unter den oben geschilderten sehr ungünstigen Spracherwerbsbedingungen kaum überraschen, dass die Tradierung der Herkunftsdialekte

schon in der ersten Generationsfolge der Vertriebenenfamilien fast vollständig abgerissen ist. Von den befragten Nachkommen der Vertriebenen trauen sich 80 % keinerlei aktive Kompetenzen im Herkunftsdialekt ihrer Eltern mehr zu, und über die Hälfte der Nachkriegsgeneration meint sogar, diese Dialekte gar nicht oder nur noch wenig verstehen zu können. Einige der Nachkommen von Vertriebenen erinnern sich zwar, in früheren Zeiten den Herkunftsdialekt in Familiengesprächen, vor allem zwischen Eltern und Großeltern, gelegentlich gehört zu haben. Da diese Gehörseindrücke aber meist lange zurückliegen und sie selbst die Herkunftsdialekte nie aktiv gesprochen haben, haben sie sie schlicht vergessen. Während andernorts in Migrantenfamilien die Überlieferung der Herkunftssprachen typischerweise frühestens in der dritten Generation nach der Einwanderung aufgegeben wird, setzte in den Vertriebenenfamilien in Mecklenburg der Verlust der Herkunftsdialekte in der Regel bereits gleich nach der Zuwanderung ein.

Bemerkenswerterweise begann das Sprachvergessen hier sogar schon bei Personen, die in der Zeit vor ihrer Vertreibung noch perfekte Dialektsprecherinnen und -sprecher gewesen waren. Mehr als ein Viertel der befragten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration meint, im Dialekt ihrer ehemaligen Heimat heute gar nichts mehr sagen zu können und nur noch die Hälfte dieser Generation traut sich perfekte aktive Dialektkompetenz zu. Bereits in der Alterskohorte der Immigranten von 1945/1946 hat also der Sprachverlust (*language attrition*) in großem Umfang um sich gegriffen. Dieser ungewöhnlich rasche Abbau der *heritage languages* wurde in Mecklenburg offensichtlich vor allem dort gebremst, wo es ausnahmsweise zur Bildung kompakter Ansiedlungen von Vertriebenen derselben Herkunft kam. Bei einer Reihe von Vertriebenen führte die Anpassung an das neue Sprachumfeld in Mecklenburg allerdings nicht zu einer mehr oder weniger raschen Aufgabe des Herkunftsdialekts, sondern zum zusätzlichen Erwerb niederdeutschen Dialektkompetenzen neben dem erhaltenen Dialekt der Herkunftsregion. Die Herausbildung trivarietärer aktiver Sprachkompetenzen – im Herkunftsdialekt, im Niederdeutschen und im standardnahen Hochdeutsch – ist unter den immigrierten Vertriebenen durchaus kein Ausnahmefall.

Mit der radikalen Begrenzung ihrer kommunikativen Reichweite auf den engsten Kreis der gemeinsam immigrierten Familienangehörigen, waren die Herkunftsdialekte der Vertriebenen in Mecklenburg ganz auf die Funktionen von privaten Nähesprachen zurückgeworfen. Entsprechend konnten mit der Wahl der Herkunftsdialekte in der Kommunikation vertraute und

alltagsentbundene Gesprächssituationen markiert und soziale Zusammengehörigkeit sprachlich symbolisiert werden. Dass die Mitteilungsfunktion beim Gebrauch der Herkunftsdiialekte weitgehend zurücktrat, zeigt sich in den vielen Berichten über unernstes Dialekt Sprechen, das sozial exklusive Lachgemeinschaften konstituierte. Die sehr begrenzte Verbreitung von Kenntnissen einzelner Herkunftsdiialekte machte auch deren Verwendung als Geheimsprachen möglich. Die Pragmatik der Herkunftsdiialekte ähnelt also in vielen Zügen den Funktionen des Niederdeutschen, das in der kommunikativen Konkurrenz durch das Standarddeutsche ebenfalls auf nächstsprachliche Domänen zurückgedrängt wurde. Allerdings war die kommunikative Reichweite der Herkunftsdiialekte auch intergenerationell viel eingeschränkter als die des mecklenburgischen Dialekts.

Vereinzelt wird über die „sentimentalische Beharrung“ (Bausinger 1956: 11) auf dem gewohnten Dialektgebrauch in den nach Mecklenburg immigrierten Vertriebenenfamilien berichtet. Diese führte zum Teil auch zur Reaktivierung von Dialektnutzung, auf die in den Herkunftsregionen mitunter bereits verzichtet worden war. Nachdem den Flüchtlingen und Vertriebenen in der DDR über Jahrzehnte kulturelle Selbstdarstellungen in der Öffentlichkeit und institutionelle Kultur- und Sprachpflege verwehrt gewesen war, kam es nach der politischen Wende 1989 zunächst vermehrt zu Bestrebungen der Wiederbelebung der Herkunftskulturen und -sprachen. Auf den nun erstmals möglichen Treffen der regionalen Vertriebenenorganisationen wurden die Herkunftsdiialekte allerdings überwiegend nur noch in monologischen Präsentationen dialektaler Texte und Lieder nahegebracht, also eher als identitätsstiftendes Kulturgut vorgeführt, denn als Kommunikationsmedium eingesetzt. Auch scheint sich das Bedürfnis nach einer ‚sentimentalischen Reaktivierung‘ der Herkunftsdiialekte vor allem auf die Betroffenenengeneration der Vertreibung zu begrenzen. Generell muss festgestellt werden, dass die beschriebenen Funktionen der Herkunftsdiialekte schon in der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien weitgehend verblassten, einfach weil die entsprechenden aktiven und passiven Dialektkompetenzen nicht mehr vorausgesetzt werden konnten.

Die Bewertung und Konzeptualisierung der Vertriebenenndialekte wechselt erheblich, je nachdem ob ihr sozialer Status in der Öffentlichkeit oder ihre Bedeutung für die Binnenkommunikation der Familien zugrunde gelegt wird. In der solidarisierenden *Ingroup*-Kommunikation erwecken die

Herkunftsdiaklekte bei ihren Sprecherinnen und Sprechern positive Gefühle und starke Assoziationen mit Heimatlichkeit. Das Ansehen der Herkunftsdiaklekte in der Öffentlichkeit setzen die Vertriebenen dagegen als so gering an, dass sie sich für ihren Gebrauch schämen. Für die Vertriebenen der Vorkriegsgeneration haben die Herkunftsdiaklekte also das ambivalente Wahrnehmungsprofil typischer *low prestige varieties*. Ähnlich fällt die Bewertung der Vertriebenenendialekte unter den Alteingesessenen aus. Alteingesessene, die mit einer oder einem Angehörigen einer Vertriebenenfamilie verheiratet sind bzw. waren, haben häufig eine positive emotionale Einstellung zur Herkunftssprache ihrer Partnerin oder ihres Partners. Außerhalb der Familienkommunikation, so jedenfalls erleben es die Vertriebenen, begegnen die Alteingesessenen den Vertriebenenendialekten dagegen oft mit Abwehrreaktionen und streiten ihnen die regionale Zugehörigkeit ab. Für die Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien sind die Herkunftsdiaklekte der Eltern meist soweit aus ihrem kommunikativen Umfeld verschwunden, dass sie mit diesen Varietäten nur noch Fremdheit verbinden.

5 (Regionales) „Hochdeutsch“ in den Nachkriegsjahrzehnten: Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein

Wenn linguistische Laien über eine nicht-dialektale Redeweise sprechen, bezeichnen sie sie in aller Regel als „Hochdeutsch“. Die Ethnokategorie Hochdeutsch ist allerdings in mehrerer Hinsicht semantisch unscharf. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist der Begriff Hochdeutsch erstens „zweideutig, da er sich zum einen auf die hochdeutschen Dialekte, zum anderen auf die überregionale Verkehrssprache, die deutsche Hochsprache, beziehen kann“ (Vogel 2021: 2). Dass die mittel- und oberdeutschen Herkunftsdialekte der hier untersuchten Vertriebenenfamilien strukturell und sprachgeschichtlich dem Hochdeutschen zuzurechnen sind, entzieht sich dem laikalen Sprachwissen der allermeisten meiner Gewährspersonen. Für sie steht „Hochdeutsch“ – ebenso wie für die Sprecherinnen und Sprecher des Niederdeutschen – in einem konzeptuellen Gegensatz zu „Dialekt“. „Hochdeutsch“ ist auch für sie das, was man spricht, wenn man nicht Dialekt spricht.

Zweitens bleibt der Begriff Hochdeutsch aber auch dann unscharf, wenn man ihn als Ethnokategorie allein auf die „Hochsprache“ bezieht, weil er in aller Regel undifferenziert das gesamte standardnahe Varietätenspektrum umfasst. „Ein klares Sprecherbewusstsein für regionalsprachliche Varietäten zwischen den Polen [Basisdialekt und Standardsprache]“ besteht bei linguistischen Laien „nicht oder nur ansatzweise“ (Schmidt 1998: 177). So hatte sich schon in den 1970er Jahren bei Befragungen unter der Bevölkerung im Nordosten der DDR herausgestellt, „dass im Bewusstsein der Mehrzahl der Sprecher der linguistische Begriff ‚Umgangssprache‘ nicht existierte oder mit heterogenen und verschwommenen Vorstellungen verbunden war, dagegen aber vor allem die Distinktion ‚hochdeutsch:plattdeutsch‘“ die Wahrnehmung des regionalen Varietätenspektrums bestimmte (Herrmann-Winter 1979: 28). Noch in den späten 1990er Jahren machte Holuba (2000: 127) bei ihren Interviews mit Alteingesessenen und Vertriebenen im Umfeld der Vertriebenensiedlung

Neugablonz im Allgäu dieselbe Erfahrung: „Ich hatte bei der Befragung oftmals den Eindruck, daß vor allem für viele ältere Leute ‚Hochdeutsch‘ einfach die Alternative zu ihrem Dialekt darstellt, d. h. daß es für viele ältere Menschen nur zwei Sprachformen gab [...].“

Die Tatsache, dass diese dichotomische Gliederung des Varietätenraums vor allem bei älteren Menschen vorherrscht, scheint mit der (ehemaligen) Dominanz des Dialekts in ihrem Sprachumfeld zusammenzuhängen. Nach älteren Untersuchungsbefunden in der DDR wurden vor allem in dialektstarken Regionen und dort besonders von den Mundartsprechern „gewöhnlich nur die zwei Varietäten Mundart und Nichtmundart (Umgangssprache und Literatursprache)“ unterschieden und die regionale Umgangssprache und die Standardsprache „meist unter dem Oberbegriff Hochdeutsch“ (Schönfeld/Pape 1981: 231) zusammengefasst. Dagegen gingen Personen, die in ihrem Sprachumfeld alltäglich mit der Differenzierung der beiden standardnahen Varietäten konfrontiert waren, etwa weil sie selbst häufiger zum Gebrauch des Standarddeutschen genötigt waren, eher von einem trichotomisch gegliederten Varietätenspektrum mit den Ebenen Standardsprache (= „Literatursprache“), Umgangssprache und Dialekt aus: „Diese Sprecher unterscheiden also – zumindest beim Reflektieren – zwischen Literatursprache und Umgangssprache und nehmen eine Dreiteilung vor.“ (ebd.).

Es ist auch bei der Auswertung meiner in Mecklenburg durchgeführten Interviews nicht immer eindeutig zu rekonstruieren, ob meine Gewährspersonen sich speziell auf die Standardsprache beziehen oder ein vages Gesamt standardnaher und standardgemäßer Sprachlagen im Auge haben, wenn sie vom „Hochdeutschen“ sprechen. Ich werde in den Abschnitten des folgenden „Hochdeutsch“-Kapitels immer wieder zu berücksichtigen versuchen, ob meine Gewährspersonen beim Reflektieren über ihr Sprechen und den Sprachgebrauch ihres Umfeldes einen Unterschied zwischen einem standardkonformen und einem regiolektal geprägten Hochdeutsch relevant machen oder sich mit dem Begriff Hochdeutsch allgemein auf eine nicht-dialektale Redeweise beziehen.

Die regiolektalen Sprachlagen zwischen dem Basisdialekt und der Standardsprache spielen aber nicht nur im laikalen Sprachwissen eine untergeordnete Rolle, sondern sie sind auch von der Sprachwissenschaft im Vergleich zur intensiven Untersuchung der dialektalen Sprachebene lange

vernachlässigt worden. Diese Vernachlässigung reicht noch in die Zeiten vor der Kodifizierung einer überregionalen Standardaussprache am Ende des 19. Jahrhunderts zurück, als das mündliche Hochdeutsch überhaupt nur in landschaftlich gebundenen Oralisierungsformen realisiert wurde. Nach Ganswindt (2017: 21)

liegt der Grund für die Konzentration der Forschung auf die exakte Beschreibung der Varietät Dialekt und die zeitgleiche ‚Vernachlässigung‘ der zweiten oralen Varietät darin, dass die Dialektologie durch die Etablierung des landschaftlichen Hochdeutsch [seit dem 18. Jahrhundert] ihren primären Forschungsgegenstand – die Dialekte – als bedroht und daher beschreibenswert ansah. Das landschaftliche Hochdeutsch hingegen erfuhr, da es im kommunikativen Alltag hoch frequent war und damit nicht gefährdet erschien, keine auch nur ansatzweise detaillierte Beschreibung.⁴¹³

Im 20. Jahrhundert dürften dann tiefgreifende Wandlungen in der Einstellung gegenüber dem regionalen Hochdeutsch dazu beigetragen haben, dass solche Formen zunächst kaum als legitime Gegenstände sprachwissenschaftlicher Forschung anerkannt wurden. Die Kodifizierung der Orthoepie und die flächendeckende Verbreitung überregionaler Aussprachenormen durch den Rundfunk führten dazu, dass regionale Realisierungen des Hochdeutschen fortan lediglich als nicht normgerechtes, letztlich defizientes Sprechen wahrgenommen wurden. Regiolektales Hochdeutsch wurde und wird zum Teil noch heute in der Bevölkerung „als schlechtes Deutsch, als minderwertige Sprache“ (Schönfeld 1987: 206) bewertet und wurde auch im Zusammenhang der schulischen Deutschdidaktik noch lange kurzerhand auf „Nachlässigkeit, wenn nicht gar Schlampigkeit“ (Stellmacher 1981: 12) der Sprecherinnen und Sprecher zurückgeführt.

In der Sprachwissenschaft der DDR ist das regiolektale Hochdeutsch erstmalig seit den späten 1960er Jahren als eigenständige „Existenzform“ des Deutschen begriffen und systematisch in die empirischen Untersuchungen einer soziolinguistischen Regionalsprachenforschung einbezogen worden. Die inzwischen klassischen Studien dieser frühen Regionalsprachenforschung legten ihren Akzent dabei allerdings in erster Linie auf

413 Ganswindt bezieht sich hier auf Schmidt/Herrgens Modell (2011: 63–67) der diachronen Genese und Umwertung regionaler Oralisierungsnormen des Schriftdeutschen.

strukturelle Aspekte und lexikalische Spezifika des gesprochenen regionalen Hochdeutsch und auf seine variablenanalytische Abgrenzung gegenüber dialektalen Sprachlagen und dem Standarddeutschen. Für den norddeutschen Raum der DDR sind hier vor allem Dahl (1974), Herrmann-Winter (1974) und (1979) sowie Schönfeld (1974) zu nennen. Der umfangreiche Forschungsbericht von Schönfeld/Pape (1981: 203) konstatieren demgemäß, dass die Erforschung der regionalen Umgangssprachen in der DDR-Linguistik bis 1980 kaum über Studien zu ihrer Struktur und zur merkmalgestützten Abgrenzung im regionalen Varietätengefüge hinaus gekommen sei. Von diesem Forschungsschwerpunkt abgesehen bleibe es „bei allgemeinen Erkenntnissen zu ihrem Erwerb und einigen Angaben zur situativ und sozial determinierten Verwendung (für die Bereiche der Landwirtschaft; für die Altmark)“.

Auch die neuerlich stark ausgebaute Regionalsprachenforschung der letzten Jahre konzentriert sich – jedenfalls was die ersten Ergebnisse zum Regiolekt in Mecklenburg-Vorpommern betrifft – wieder ganz überwiegend auf situationsbezogene Variablenanalysen des Regiolekts und auf die Struktur des regionalen Varietätengefüges.⁴¹⁴ Hier sind sehr wertvolle, empirisch breit unterlegte Ergebnisse vorgelegt worden, die Soziolinguistik, Pragmatik und Perzeption des Regiolekts bleibt aber weiterhin nur schwach beleuchtet.⁴¹⁵ Ich möchte daher im Folgenden meine eigene strukturgeschichtliche Untersuchung des mecklenburgischen Regiolekts aus dem ersten Band meiner Sprachgeschichte (vgl. Ehlers 2018: 105–233) ergänzen um die eingehende Analyse der metasprachlichen Äußerungen und Erzählungen meiner 90 Gewährspersonen, in denen sie mir über den Erwerb, die Verteilung der Sprachkompetenzen, die Pragmatik und die Wahrnehmung des regionalen „Hochdeutsch“ berichten.

414 Hier ist vor allem der erste Band des *Norddeutschen Sprachatlas* (NOSA) zu nennen (Elmentaler/Rosenberg 2015). Auch aus dem Marburger Projekt *Regionalsprache.de* liegen erste Ergebnisse vor, die sich auf Mecklenburg-Vorpommern erstrecken, genannt seien hier Kehrein (2012) und Vorberger (2017).

415 Über das vorwiegend strukturbezogene Forschungsparadigma greifen für die mecklenburgischen Sprachverhältnisse partiell hinaus z. B. Huesmann (1998) und Scharioth (2015).

5.1 Erwerb der hochdeutschen Standardsprache

Im Jahr 1964 veröffentlichte der einflussreiche Kulturfunktionär Alfred Kurella (1964: 3) einen programmatischen Artikel zur „Sprachkultur im Arbeiter-und-Bauernstaat“, in dem er die staatliche Kultur- und Bildungspolitik der DDR auf „die Durchsetzung des Hochdeutschen als Volkssprache“ festlegte. Ziel speziell des Sprachunterrichts in der Schule müsse es sein, „unseren Kindern ein aktives Verhältnis zur Hochsprache zu vermitteln, so daß das Hochdeutsch wirklich zu ihrem selbstverständlichen Ausdrucksmittel wird“ (ebd.). Noch in der ersten Hälfte der 1960er Jahre war die nationale „Hochsprache“ demzufolge offenbar nicht „selbstverständliches Ausdrucksmittel“ aller Schulkinder. Kurella geht sogar noch weiter und konstatiert, „daß auch heute noch für große Teile der Bevölkerung der jeweilige Dialekt das ‚natürliche‘ Sprachmittel ist, während das Hochdeutsch mehr oder weniger mühsam erlernt werden muß.“ (ebd.). Dies sind bemerkenswerte Sprachstandsbeschreibungen: Noch in den frühen 1960er Jahren waren demnach in weiten Teilen der DDR-Bevölkerung umfassende Hochdeutschkompetenzen nicht selbstverständlich vorauszusetzen, und dies auch nicht unter der jüngsten Generation. Standardgemäßes Hochdeutsch war für viele DDR-Bürger Zweitsprache, die offenbar oft erst nach dem Dialekt erworben wurde. Und das Erlernen des Hochdeutschen ging oft nicht ungesteuert vonstatten, sondern war Ergebnis fokussierter und gesteuerter Anstrengungen, an denen die Schule wesentlichen Anteil hatte bzw. noch verstärkt Anteil nehmen sollte.

Es ist schwierig, Kurellas Einschätzungen zum Erwerb der nationalen Hochsprache zu überprüfen. Über soziologische, demographische und diachronische Aspekte des Erwerbs und der Vermittlung der hochdeutschen Standardsprache wissen wir – in der DDR wie in der BRD – bis heute recht wenig. Während die Dialektologie im Zuge ihrer ‚Soziolinguistisierung‘ in den 1970er und 1980er Jahren⁴¹⁶ immer wieder in empirischen Erhebungen zu ermitteln suchte, welche Teile der Bevölkerung, in welchem Alter, in welchen Sprachkonstellationen und von welchen Sprachvermittlern ihre Dialektkompetenzen erworben haben, blieben Fragen des

416 Zu dieser von politischer Seite forcierten Entwicklung der DDR-Dialektologie vgl. Ehlers (2022).

Hochdeutscherwerbs fast ausschließlich auf sprachpädagogische Problemstellungen fokussiert. Immerhin kann man einem Lehrwerk wie dem in vier Heften erscheinenden *Sprachbuch für Niederdeutschland. Ein Übungsbuch der hochdeutschen Sprache* von Wiechmann (1951) indirekt entnehmen, dass der Erwerb des Hochdeutschen auch im Norden der alten Bundesrepublik noch für Dritt- und Viertklässler in den 1950er Jahre eine Herausforderung darstellte. Wiechmann wendet sich im Vorwort des zweiten Heftes direkt an die Schülerinnen und Schüler und führt aus, sein „*Deutschbuch* [...] soll Dir helfen, daß Du gutes Hochdeutsch sprechen und schreiben lernst. Das ist nicht ganz leicht. Da muß man viel üben, ebenso wie beim Spielen mit dem Fußball oder bei der Ballprobe. Das kann man ja auch nicht gleich ganz gut.“ (Wiechmann 1951: 3). Die Übungen, die sein Lehrwerk anbietet, sind nicht zuletzt darauf gerichtet, Fehler im Hochdeutschen abzubauen, die sich aus dem Kontakt mit dem Niederdeutschen ergeben. Dabei werden bei den Schülerinnen und Schülern gute Niederdeutschkenntnisse vorausgesetzt, denn Wiechmann greift immer wieder auf kurze niederdeutsche Texte und kontrastiv niederdeutsch-hochdeutsche Veranschaulichungen zurück. Offensichtlich konnte der Verfasser des Lehrwerks davon ausgehen, dass auch für den größten Teil der Grundschüler in Niedersachsen und Schleswig-Holstein⁴¹⁷ der Dialekt noch „das ‚natürliche‘ Sprachmittel“ war und das Hochdeutsche dagegen vor allem in der Schule „mehr oder weniger mühsam erlernt“ werden musste, wie dies Kurella wenig später für die DDR feststellte.

Noch 1981 hält Stellmacher (1981: 13) die „landläufige[...] und offizielle[...] Auffassung“, dass das Standarddeutsche die Muttersprache aller Schulanfänger Niedersachsens sei, für einen „Trugschluß“. Das von ihm ausgearbeitete Lehrerheft will die Deutschlehrkräfte „empfänglich mach[en] für die Situation dialektsprechender Schüler“ (ebd.: 15), indem es auf der Basis von Fehleranalysen auf systematische Interferenzfehler im Hochdeutschen hinweist, die aus dem Sprachkontakt mit dem familiär erworbenen Niederdeutschen resultieren können.⁴¹⁸ Noch am Beginn der

417 Wiechmanns Sprachbuch war 1951 von den Kultusministerien Schleswig-Holsteins und Niedersachsens für den Gebrauch in der Schule zugelassen worden. Vgl. Wiechmann 1951: 2).

418 „Das Sprachheft ist für den Deutschlehrer gedacht und will ihm im Sprachunterricht Hilfen für die Fehlerdiagnose und -therapie an die Hand geben, damit dem

1980er Jahre musste die Schule in Niedersachsen also damit rechnen, dass zumindest einzelne Schülerinnen und Schüler spezifische Mühen haben würden, die hochdeutsche Standardsprache zu lernen, weil sie im niederdeutschsprachigem Umfeld aufgewachsen waren.

Einige wenige empirische Untersuchungen aus dem Zusammenhang der neueren Regionalsprachenforschung bestätigen diese episodischen Ausblicke der Schulpädagogik auf den Erwerb der hochdeutschen Standardsprache in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. So streift die umfangreiche Fragebogenerhebung von Huesmann (1998) zu den Varietätenspektren in sechs Sprachregionen Deutschlands unter anderem auch die Frage, von wem und in welcher Progression die 2218 Befragten ihre hochdeutschen Sprachkompetenzen erworben haben. Auf die Frage, „wo bzw. von wem und wann haben Sie Hochdeutsch gelernt?“, kreuzten 81 % der Gewährspersonen die vorgegebene Antwort „in der Schule“ an, 72 % gaben an, das Hochdeutsche „von den Eltern“ vermittelt bekommen zu haben (Mehrfachantworten waren möglich). Die nächst häufigen Angaben „im Berufsleben“ (24 %) und „im Freundes-/Bekanntekreis“ (21 %) wurden bereits erheblich seltener gewählt (Huesmann 1998: 108). Noch in den Jahren zwischen 1994 und 1996, in denen Huesmann ihre Erhebung durchführte, war die Schule der am häufigsten genannte soziale Ort der Hochdeutschvermittlung. Ganze 10 % der Befragten haben sogar ausschließlich die Schule als den Ort genannt, an dem sie ihre Hochdeutschkompetenz erworben haben.

Aus den Befunden Huesmanns wird ersichtlich, dass die Elternhäuser noch in den 1990er Jahren eine zwar sehr bedeutende, aber bemerkenswerterweise doch nur zweitrangige Rolle bei der Vermittlung des Hochdeutschen spielten. Ganze 28 % der Befragten haben demnach das Hochdeutsche nicht von den Eltern, sondern in der Schule oder in anderen Umfeldern gelernt.

Für sie war das Hochdeutsche offensichtlich nicht die Erstsprache in der Primärsozialisation.

allgemeinen Lehrziel des Mutterspracheunterrichts entsprechend.“ (Stellmacher 1981: 31).

Die Verbreitung dieser Sprachvarietät wird somit nicht nur von der Weitergabe im Familienverband gesteuert, sondern ist darüberhinaus eng verbunden mit den komplexen Aufgaben und Angeboten einer modernen Gesellschaft. Der offizielle Status des Hochdeutschen erfordert von einer wachsenden Anzahl von Menschen die aktive Kompetenz dieser Varietät [...]. Der zu einem doch relativ großen Teil außerhalb familiärer Strukturen verlagerte Spracherwerb ermöglicht einen Anstieg der Anzahl der HochdeutschsprecherInnen auch unabhängig von der familiären Sprachlage. (Huesmann 1998: 109)

Leider gibt Huesmann nur die Auswertungsergebnisse für ihre große gesamtdeutsche Stichprobe an und differenziert die Befunde nicht nach dem Alter und nach der regionalen Herkunft der Teilnehmenden. In ihre Zahlenwerte gehen also auch die Antworten der älteren Generationen und die aus den Untersuchungsregionen Süd- und Westdeutschlands ein, bei denen sich eine vergleichsweise große Dialektaffinität erwarten lässt. Es bleibt damit unsicher, inwieweit die Ergebnisse auch für norddeutsche Teilstichproben aus Bremen und Freren und die beiden mecklenburgischen Erhebungsorte Rostock und Sternberg oder für die jüngsten Alterskohorten unter den Befragten noch repräsentativ sind.

Eine aktuelle Studie von Bieberstedt (2015) aus dem Hamburger Randbezirk Kirchwerder gibt hier genauere Einblicke in die Spracherwerbsverläufe in Norddeutschland.⁴¹⁹ Grundlage der zwischen 2005 und 2007 durchgeführten Untersuchung sind 73 Tiefeninterviews mit bilingualen Sprecherinnen und Sprechern des Hochdeutschen und Niederdeutschen im Alter zwischen 35 und 60 Jahren. Selbst in diesem Vorort einer Großstadt gaben noch 56 % der Befragten an, dass das Niederdeutsche ihre Erstsprache gewesen sei und sie das Hochdeutsche dann sukzessive zum Teil schon vorschulisch, in der überwiegenden Mehrzahl aber erst in der Schule gelernt hätten. Allerdings zeigt sich in Bieberstedts Interviews eine starke Altersabhängigkeit der individuellen Spracherwerbsverläufe:

So steht dem ‚traditionellen‘ Dialektsprecher mit nd. [niederdeutschem] L1-Erwerb im familiären Kontext, der das Hd. [Hochdeutsche] häufig erst mit dem Schuleintritt systematisch erworben hat, wie er noch in der ältesten Sprechergruppe der 56–60-jährigen vorherrscht, in der jüngsten Sprechergruppe der

419 In Bieberstedt (2016) werden ergänzend die institutionellen und bildungspolitischen Rahmenbedingungen für den Umgang mit Dialekt und Hochsprache sowie der Sprachgebrauch an den Schulen in Kirchwerder untersucht.

20–30jährigen bereits der ‚moderne‘ Typ des Dialektsprechers mit L1-Erwerb Hd. und späterem Dialekterwerb in z.T. außerfamiliären Kontexten gegenüber. (Bieberstedt 2015: 232)

Für die jüngste Alterskohorte der Befragten ist das Erlernen des Hochdeutschen als Erstsprache in der Familie also bereits „die absolute Regel“ (ebd.: 212).

In diachronischer Hinsicht sind diese Befunde besonders aufschlussreich, weil sich in den Interviews aus Kirchwerder „ein erstaunlich übereinstimmendes Bild“ (ebd.: 232) vom Wandel der Spracherwerbsmodi abzeichnet. Nach Bieberstedt (ebd.) zeigt sich hier „ein signifikanter Bruch in den Modalitäten der Spracherziehung, der zeitlich in den 60er Jahren anzusiedeln ist“. Seit dem Ende der 1950er Jahre gingen immer mehr Eltern dazu über, ihren Kindern als Erstsprache bewusst das Hochdeutsche zu vermitteln, während sie in der Kommunikation außerhalb der Eltern-Kind-Dyade häufig noch am niederdeutschen Sprachgebrauch festhielten.

Der Wechsel von den noch sehr verbreiteten „traditionellen“, d. h. primärsprachlich niederdeutschen, Spracherwerbsbiographien zu den „modernen“, primärsprachlich hochdeutschen, war den Interviews zufolge dann in den 1970er und 1980er Jahren vollständig abgeschlossen. Hier hat sich also innerhalb von kaum 20 Jahren ein tiefgreifender Wandel im familiären Sprachgebrauch und damit auch in der Sprachvermittlung vollzogen.

Diesem familiären Sprachgebrauchswandel liegt den Befragten zufolge „eine bewusste Entscheidung der Eltern für das Hd. und gegen den Dialekt“ zugrunde (Bieberstedt 2015: 217). Als Beweggründe für diese elterliche Varietätenwahl arbeitet Bieberstedt verschiedene Motivkomplexe heraus, zu denen unter anderem die Befürchtungen gehören, der Dialektgebrauch in der Familie könne das Erlernen eines ‚korrekten‘ Hochdeutsch erschweren, er führe zu schulischen Problemen und gefährde die späteren beruflichen und sozialen Aufstiegschancen der Nachkommen. Eltern präferieren eine hochdeutsche Kindererziehung auch dann, wenn ein Elternteil das Niederdeutsche nicht beherrscht oder das berufliche Umfeld der Eltern sehr stark von der hochdeutschen Standardsprache dominiert wird. Auch das niedrige Prestige des Niederdeutschen scheint in den 1950er bis 1970er Jahren noch eine wichtige Motivation gewesen zu sein, sich gegen eine dialektale Kindererziehung zu entscheiden.

Vergleichbare Untersuchungen zu den Verläufen des Varietätenerwerbs, die auch das Erlernen des Hochdeutschen mit einbegreifen, gibt es, soweit ich sehe, für das Gebiet der (ehemaligen) DDR nicht. Es ist aber auf die aufwendige soziolinguistische Totalerhebung hinzuweisen, die Schönfeld 1970 unter den über 16jährigen Einwohnern eines Dorfes in der Ostaltmark durchgeführt hat. In der detaillierten Auswertung dieser Befragung geht Schönfeld (1974: 227–229) zumindest in einem knappen Exkurs auch auf die Umstände des Varietätenerwerbs ein. Er unterscheidet dabei im nichtdialektalen Varietätenspektrum mehrere Sprachlagen, die er in der Auswertung mitunter als „Hochsprache“ (Standarddeutsch) und „Umgangssprache“ (Regiolekt) zusammenfasst. Zum Erhebungszeitpunkt im Jahr 1970 dominierten unter den Niederdeutschsprechern in dem Dorf offensichtlich noch die „traditionellen“ Spracherwerbsbiographien, denn 68 % der befragten Dialektsprecher haben die Hochsprache erst in der Schule gelernt (es waren nur Einfachantworten zugelassen). Nur 28 % der Niederdeutschsprecher gaben ihre Eltern als Sprachvermittler des Hochdeutschen an, wobei Schönfeld anmerkt, dass vermutlich „die von den Eltern erlernte Sprachform bei mehreren Einwohnern nicht die Hochsprache, sondern die hochsprachenahne Umgangssprache war“ (ebd.: 228).

Die Eltern traten der Studie zufolge 1970 noch vor allem als Vermittler des Dialekts auf, 77 % der Befragten haben das Niederdeutsche von ihren Eltern oder einem der Elternteile gelernt, nur 48 % der Probanden gab an, dass sie im Elternhaus auch schon die Umgangssprache gelernt haben. Die regiolektale Umgangssprache wurde zum Erhebungszeitpunkt noch häufiger am Arbeitsplatz oder von Spielkameraden als in der Familie erworben. Leider differenziert Schönfeld diese Angaben nicht in Bezug auf das Alter seiner Gewährspersonen, sondern verweist nur summarisch auf einen laufenden Sprachgebrauchswandel: „Nach dem Rückgang der Mundart erlernen jetzt die Kinder bereits im Elternhaus gewöhnlich die Umgangssprache.“ (ebd.). Ähnlich wie im Hamburger Vorort Kirchwerder scheint auch in Dörfern der Ostaltmark in den 1970er Jahren die Abkehr von den traditionellen Spracherwerbsverläufen im Wesentlichen abgeschlossen gewesen zu sein.

Für Mecklenburg-Vorpommern sind mir keine empirisch gestützten Untersuchungen zu den Fragen bekannt, wann die Menschen in ihrer Sprachbiographie die hochdeutsche Standardsprache erworben haben und

wer die Vermittler dieser Varietät waren. Hier kann die Auswertung meiner Zeitzeugeninterviews für die Jahrzehnte vor und nach dem Zweiten Weltkrieg eine Wissenslücke füllen. Der folgende Abschnitt 5.1.1 widmet sich dem vorschulischen Hochdeutscherwerb bei Angehörigen von alleingesessenen Familien und Vertriebenenfamilien. Beleuchtet wird die Rolle der Eltern bei der Durchsetzung der hochdeutschen Standardsprache und es wird die Frage geklärt, wann und aus welchen Motiven sie zu einer hochdeutschen Kindererziehung übergangen. Im Abschnitt 5.1.2 steht die schulische Hochdeutschvermittlung im Zentrum. Vor welche sprachlichen Anforderungen stellte sie die Grundschüler und was waren die sprachlichen Problemfelder, mit denen es das normative Sprachmanagement der Schule bei Vertriebenen und Alleingesessenen zu tun hatte? Der Abschnitt 5.1.3 legt den Fokus ergänzend auf die sprachpädagogischen Verfahren bei der Vermittlung des ‚schwierigen‘ Hochdeutschen und die korrespondierenden Lernstrategien der Schülerinnen und Schüler. Auch hier kommt wieder die aktive Rolle der Eltern bei der Vermittlung des Hochdeutschen in den Blick. Im letzten Abschnitt dieses Kapitels (5.1.4) stelle ich die Frage, welchen Einfluss das Radio als Massenmedium auf den Erwerb der hochdeutschen Standardsprache gehabt haben könnte. In allen vier Unterabschnitten des Kapitels 5.1 wird herausgearbeitet, wie der Wandel der Spracherwerbsmodi zeitlich verlief.

5.1.1 *„Mensch bloß mit den Kindern nicht plattdeutsch reden!“* – wieso dialektsprechende Eltern ihren Kindern Hochdeutsch vermittelten

Die Sprachgeschichte Norddeutschlands ist im 20. Jahrhundert nicht zuletzt durch eine einschneidende Veränderung in den Spracherwerbsverläufen der Bevölkerung bestimmt, die dazu beitrugen, dass sich die Gebrauchsdominanzen im regionalen Varietätengefüge in vergleichsweise kurzer Zeit stark verschoben:

In der Zeit des Ersten Weltkriegs und danach ging auch die Landbevölkerung, zuerst in West- und Ostfalen und der Mark Brandenburg, später im Norden, dazu über, die Kinder auf Hd. [Hochdeutsch] zu sozialisieren. (Peters 2015: 30)

Der folgende Abschnitt möchte auf der Grundlage meiner Zeitzeugeninterviews klären, wann und wieso Eltern, die selber kompetente Dialektsprecher

waren, damit begannen, mit ihren Kindern Hochdeutsch – im Sinne einer bewusst dialektfernen Varietät des Deutschen – zu sprechen. Es wird sich zeigen, dass keineswegs nur viele Familien alteingesessener Mecklenburger in der Spracherziehung der Kinder einen Wechsel vom Dialekt zum Hochdeutschen vollzogen, sondern dass in der Regel auch in der Generationsfolge der Vertriebenenfamilien in der Kommunikation mit den Kindern vom Dialektgebrauch abgerückt wurde.

Ich bin bereits in den Abschnitten 3.1.1, 4.1.1 und 4.1.2, in denen der frühkindliche Dialekterwerb im Zentrum stand, detailliert auch auf das frühe Erlernen des Hochdeutschen und seine Vermittlung im Sprachumfeld der Kinder eingegangen. Die Befunde dieser Abschnitte fasse ich hier noch einmal kurz zusammen, um die sprachlichen Rahmenbedingungen in Erinnerung zu rufen, unter denen der Varietätenwechsel in der frühkindlichen Sprachsozialisation vollzogen wurde. Vorab ist festzuhalten, dass unter den Befragten aus der Vorkriegsgeneration sowohl der alteingesessenen Familien als auch der Vertriebenenfamilien der Anteil der Personen bemerkenswert hoch war, die erst in der Schule Hochdeutsch gelernt haben. Immerhin gaben aber schon 15 von 27 Probanden aus der Vorkriegsgeneration alteingesessener Familien (55,6 %) an, dass sie bereits vor dem Eintritt in die Schule das Hochdeutsche erworben haben. Das Erlernen des Hochdeutschen verlief hier simultan oder sukzessive stets neben bzw. nach dem Erwerb des Niederdeutschen. Unter den Zeitzeugen aus den südöstlichen Vertreibungsgebieten haben anteilig deutlich weniger Kinder schon vorschulisch eine standardnahe Varietät gelernt. Hier berichtet nur weniger als die Hälfte der Gewährspersonen der Vorkriegsgeneration (46,2 % von 26 Befragten), dass sie schon in der frühesten Spracherwerbsphase auch Hochdeutsch gelernt hätten. Auch in den Vertreibungsregionen erfolgte der frühkindliche Hochdeutscherwerb meist neben oder nach dem Erlernen des Dialekts, nur zwei meiner vor dem Krieg geborenen Gewährspersonen berichten von monolingual hochdeutschen Spracherwerbsbiographien in ihrer Kindheit.

Vermittler der dialektfernen hochdeutschen Varietät waren in allen Fällen in erster Linie die Eltern der betreffenden Vorschulkinder. Die Großeltern, die Nachbarschaft und die kindliche *peer group* kommunizierten in Mecklenburg wie in den Vertreibungsregionen fast ausschließlich im Dialekt und spielten daher als Vermittler hochdeutscher Sprachkompetenzen

in der Vorkriegszeit noch kaum eine Rolle. Nur selten werden in den Interviews neben den Eltern einmal andere Personen genannt, die vor 1945 schon nennenswerte Anteile hochdeutscher Kommunikation in die frühkindliche Lebenswelt der Befragten eintrugen. So führt Herr 41 (1935 A, BI 1: 50) seine frühen Hochdeutschkenntnisse darauf zurück, dass auf dem elterlichen Bauernhof immer „auch fremde Leute“ beschäftigt waren:

Zum Beispiel hatten wir damals hier auf dem Hof ... gab es ... mussten die jungen Mädchen ein Pflichtjahr absolvieren ne in der Landwirtschaft. Und dadurch sind wir auch ... hier waren immer viele Hamburger ... und haben wir dann auch das Hochdeutsche gelernt.

In der Hauptsache waren es bei den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die schon vor dem Krieg als Kinder Hochdeutsch gelernt haben, aber die Eltern, die ihren Kindern durch ihr Sprachverhalten den zum Spracherwerb nötigen hochsprachlichen *Input* boten.

Mit der Wahl einer standardnahen Varietät in der Kommunikation mit den eigenen Kindern wichen die Eltern in aller Regel vom damals noch dominant dialektalen Sprachgebrauch im Umfeld des Kindes ab. Sehr häufig benutzten auch die Eltern, die ihren Kindern das Hochdeutsche vermittelten, im Gespräch untereinander selbst weiterhin den Dialekt. Es kann vor diesem Hintergrund mit großer Sicherheit vorausgesetzt werden, dass die Wahl des Hochdeutschen in der Eltern-Kind-Dyade nicht willkürlich erfolgte. Welche Gründe bewogen also diese Eltern, gegenüber ihren Nachkommen vom üblichen Sprachgebrauch ihrer Alltagswelt und von ihrem eigenen familiären Sprachusus abzuweichen?

Wenn mir die Zeitzeugen im Interview erzählten, dass sie mit ihren Kindern abweichend vom gewohnten dialektalen Sprachgebrauch in der Familie von klein auf hochdeutsch kommuniziert haben, fragte ich in aller Regel nach, ob sie mir Gründe für diese Varietätenwahl nennen könnten. Einige Gewährsleute hatten selbst keine Erklärung für ihren spezifischen Sprachgebrauch im Verhältnis zu ihren Kindern. Herr 42 (1924 A, SP: 126) beispielsweise kann keine spezifischen Gründe dafür angeben, dass er mit seinen Kindern nicht Niederdeutsch gesprochen hat. „Das weiß ich auch nicht. Ich weiß es nicht. Also das haben aber alle gemacht. Alle.“ Die meisten Befragten, die zu dieser Thematik im Interview Überlegungen anstellten, konnten aber recht klar darlegen, wieso sie mit ihren Kindern auf Hochdeutsch kommunizierten. Oft hatten sie auch genaue

Vorstellungen, warum schon ihre eigenen Eltern mit ihnen selbst in der Kindheit zum Hochdeutschen übergegangen waren. Zum Teil hatten ihre Eltern dem Vernehmen nach diese Varietätenwahl ihnen gegenüber ausdrücklich begründet, zum Teil werden die spezifischen Motive der Eltern wohl nur gemutmaßt. In jedem Fall bekommen die Eltern kleiner Kinder in diesen Fremd- und Selbstdarstellungen die Rolle von aktiven Vermittlern des Hochdeutschen zugeschrieben, deren Varietätenwahl gegen den Dialekt und für die Verwendung einer standardnahen Varietät auf dezidierten Entscheidungen beruhte und bestimmten erzieherischen Zielen verpflichtet war. Vom Gebrauch des Dialekts in der Familie wurde, wie beispielsweise Frau 17 (1935 V, SP: 264) sagt, ganz bewusst abgerückt „auch der Kinder wegen ne. Die sollten ja Hochdeutsch sprechen ne.“

Werfen wir zunächst einen Blick auf das Sprachverhalten von Eltern, die vor dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden: Hier bieten meine Interviews eine große Fülle von Aussagen zur Motivation von Eltern, mit den eigenen Kindern hochdeutsch zu sprechen. Diese Berichte beziehen sich zum einen auf die Kindheit der Vorkriegsgeneration meiner Gewährspersonen. Sie betreffen also das Sprachverhalten von Eltern, die ihren Kindern schon in den 1920er, 1930er und frühen 1940er Jahren hochdeutsche Sprachkompetenz vermittelt haben. Zum anderen legen die Angehörigen der Vorkriegsgeneration dar, warum sie ihrerseits ihren Kindern das Hochdeutsche nahegebracht haben, die meist erst in der Nachkriegszeit geboren wurden. Auch Gewährspersonen aus der Nachkriegsgeneration reflektieren über die hochdeutsche Sprachsozialisation durch ihre vor dem Krieg geborenen Eltern. Mein Interviewkorpus kann also ein recht dichtes Bild von zwei frühen Zeitspannen kindlicher Sprachsozialisation bieten, in denen das Hochdeutsche bereits eine Rolle spielte: Zum einen geben meine Probanden Erklärungen dafür, wieso Eltern schon in der Vorkriegszeit in Gesprächen mit ihren Kindern vom Dialekt zum Hochdeutschen wechselten, zum anderen begründen sie, warum Eltern von Kindern, die nach 1950 geboren wurden, ihnen gezielt das Hochdeutsche vermittelten.

Als Motiv, mit den Kindern von klein auf hochdeutsch zu sprechen, wird sowohl für die Vorkriegszeit als auch für die Nachkriegsjahrzehnte mit Abstand am häufigsten die Befürchtung genannt, ein dialektal sozialisiertes Kind könnte „Schwierigkeiten in der Schule“ (Herr 16, 1935 A, BI 1: 89) bekommen. Dieses Argument wird in meinen Interviews mit

Bezug auf die Vorkriegs- und die Nachkriegszeit insgesamt 23-mal ins Feld geführt, um zu erklären, wieso Kindern schon früh das Hochdeutsche vermittelt wurde. Aus seiner Kindheit in den 1920er Jahren erzählt beispielsweise Herr 15 (1921 A, SP 1: 68), seine Eltern hätten ihm schon vor der Einschulung im mecklenburgischen Schwaan das Hochdeutsche beigebracht, „die Eltern sagten ‚du musst nachher hochdeutsch sprechen wenn du zur Schule kommst.‘ Und dann sprachen die schon.“ Aus den 1930er Jahren berichtet Frau 29 (1930 V, SP: 109, 111) ganz ähnlich, sie hätte als Kind selbstverständlich den böhmischen Dialekt ihrer Eltern beherrscht, weil die „mit Nachbarn und und so“ gewöhnlich im Dialekt sprachen. Ihre Eltern hätten mit ihr und ihren Geschwistern aber schon vor der Vertreibung hochdeutsch gesprochen, „mit un... ja wegen der Schule auch ne. Damit man keine Schwierigkeiten hat.“ Die Sorge, ihre Kinder könnten in der Schule sprachlich benachteiligt sein, hat also sowohl in Mecklenburg als auch in südöstlichen Vertreibungsgebieten schon in den Jahrzehnten vor dem Krieg manche Eltern dazu bewogen, mit ihren Kindern nicht im Dialekt, sondern in einer möglichst standardnahen Varietät des Deutschen zu sprechen.

Vor allem wurden die drohenden Schulschwierigkeiten aber für die vor 1940 geborenen Eltern, die ihre Kinder in der Zeit nach dem Krieg erzogen, zu einem weit verbreiteten Argument für die Vermittlung des Hochdeutschen an den Nachwuchs. Die Vielzahl von entsprechenden Zeitzeugenaussagen (von insgesamt 15 Befragten), die sich auf verschiedene Personen der Vorkriegsgeneration beziehen, lassen erkennen, dass der Verweis auf befürchtete Schulschwierigkeiten für diese Generation zu einem stereotypen Argumentationstopos wurde, um die hochdeutsche Kindererziehung in der Nachkriegszeit zu rechtfertigen. Frau 7 (1936 A, SP: 212) berichtet aus ihrer Erfahrung als Lehrerin seit den 1960er Jahren, dass in den Elternhäusern ihrer Schüler und Schülerinnen „bei vielen die Rede davon“ war, wie mit den Kindern zu sprechen sei:

Die sind auf dem Lande groß geworden und da wurde zu Hause mit denen hochdeutsch gesprochen. Die sollten in der Schule keine Schwierigkeiten kriegen. Das weiß ich. Dass das schon zu Ha... zu Hause losging auf dem Dorf dass die sagten ... [...] Damit das Kind nicht leiden muss und nicht hinten an gestellt wird.

Herr 80 (1954 AA, SO 2: 94) erzählt über die gezielte Varietätenwahl seiner Eltern in den 1950er Jahren, „sei unner sich hemm Platt schnackt

ne und am Tisch wurde dann mit den Kindern dann Hochdeutsch geredet damit die ja nicht ne Schwierigkeiten in der Schule kriegen ne.“ Er verallgemeinert diese Sprachpraxis für die gesamte Elterngeneration, die in den 1930er Jahren geboren wurde. „Die die dreißiger Jahrgänge die dann Kinder hatten die haben gesagt ‚Mensch bloß mit den Kindern nicht plattdeutsch reden. Die kommen ja in der Schule überhaupt nicht klar!‘ So das war deren Denken ne.“

Viele Eltern aus der Vorkriegsgeneration motivieren ihre bewusste Entscheidung gegen die Verwendung des Niederdeutschen in der Kindererziehung aus schlechten Erfahrungen der eigenen Schulzeit. Frau 35 (1927 A, BI: 105–106) aus Schwaan beispielsweise erzählt:

Und wenn man dann in die Schaul keem und du solltest jetzt mit mal Hochdeutsch sprechen. Wie war das schwer! Da wollen wir uns ja nichts vormachen. Da hemm wi ouk manchmal allens dörchainannerbröcht mit Hochdeutsch und Plattdeutsch. Dann sollten wir mit einem Mal Hochdeutsch können und ne ja. [...] Das das war ... und dann hat man das jetzt ja partout mit dem eigenen Kind zu Hause hochdeutsch gesprochen. Er [der Sohn] sollte ja nicht wenn er das nicht ... Wir beide [Eltern] haben wohl plattdeutsch gesprochen aber was er dann so ... aber mit ihm haben wir uns nur hochdeutsch unterhalten.

Auch für die Frau von Herrn 20 (1932 A, SP: 243), die 1950 als niederdeutsch sozialisiertes Kind vom Lande auf eine Schule in der Stadt wechselte und sich dort für ihre dialektnahe Sprache schämte, waren die eigenen Schulerfahrungen ausschlaggebend dafür, die eigenen Töchter später konsequent hochdeutsch zu erziehen.

Aber wir damals wir haben eben noch doch noch ein Stück drunter gelitten. Und alles wo man selbst drunter gelitten ... haben das ist ja der Ursprung das will man seinen Kindern nicht antun. Mit denen möchte man dass ... dann besser geht.

Die Sorge vor Sprachschwierigkeiten in der Schule war auch in den Familien Vertriebener die Motivation, mit den Kindern nicht im Dialekt, sondern im standardnahen Hochdeutschen zu reden. So begründet Frau 37 (1933 V, SP 2: 257, 259), warum sie mit ihrer Tochter „eigentlich nicht so recht“ im karpatendeutschen Herkunftsdialekt kommuniziert habe: „Und dann kam sie zur Schule da musste sie ja Hochdeutsch ... Und dann sind wir so mit ihr ins Hochdeutsche übergangen.“ Mit ihrem Mann hat sie aber weiterhin ausschließlich im gemeinsamen Heimatdialekt geredet. Bemerkenswerterweise rückte auch die aus Böhmen vertriebene Frau 19

(1923 V, SP: 351), die in ihrer mecklenburgischen Familie schnell zum Niederdeutschen übergangen war, zumindest während der Schulzeit ihrer Söhne von der gewohnten niederdeutschen Familiensprache ab. „Wo ich es ... in der Schulzeit habe ich dann schon versi... versucht Hochdeutsch zu reden mit den Kindern wegen der Schule schon ne.“ Nach Abschluss der Schulausbildung kehrte sie mit ihren Kindern zum Niederdeutschen zurück: „Aber nachher wie sie nachher aus der Schule im Beruf waren dann haben wir auch nur noch plattdeutsch gesprochen.“

Die Perspektive auf den hochdeutschen Schulunterricht der Kinder bewog also viele Eltern, in der Eltern-Kind-Kommunikation zum Hochdeutschen zu wechseln, um schon im Vorhinein den erwartbaren Anforderungen der Schule zu entsprechen. Im Anschluss an Karl Spangenberg bezeichnen Schönfeld / Pape (1981: 189) die bewusste Vermittlung hochdeutscher Sprachkenntnisse an Vorschulkinder als „pädagogisches Prinzip“, „das auf die Anforderungen des Bildungs- und Erziehungswesen abgestimmt ist.“ Ein Zeitzuge sagt wörtlich, seine im Übrigen niederdeutsch sprechende Mutter habe in den 1920er Jahren „aus pädagogischen Gründen“ schon gelegentlich mit ihm auf Hochdeutsch gesprochen (Herr 33, 1923 A, SP: 92). Die Abkehr von der Dialektkommunikation mit den Kindern und die der Schulzeit vorgreifenden Vermittlung des Hochdeutschen hat sich nach Schönfeld / Pape (1981: 188) in der DDR insgesamt seit den 1960er Jahren „immer mehr“ durchgesetzt. Die Berichte meiner Zeitzuginnen und Zeitzugen belegen allerdings, dass das „pädagogische Prinzip“ in der Spracherziehung der Kinder sowohl in Mecklenburg als auch in den südöstlichen Vertreibungsgebieten bereits seit den 1920er Jahren um sich griff. Die Sorge vor den möglichen Schulproblemen der Kinder bestimmte dann aber in deutlich verstärktem Maße den familiären Sprachgebrauch der Vorkriegsgeneration, die ihre Nachkommen ungefähr seit den 1950er Jahren aufzogen.

Die Aussagen von Vertriebenen aus dem Südosten zeigen dabei, dass diese Entwicklung keineswegs spezifisch für die Region Mecklenburg ist. Sie ist auch in Norddeutschland durchaus nicht auf den Norden der DDR beschränkt gewesen. So berichten auch im Raum Hamburg die Probanden einer umfangreichen Befragung, dass die „Vermeidung schulischer Probleme“ für die Eltern in den 1960er und 1970er Jahren ein wesentlicher Grund gewesen sei, mit ihnen als Kinder Hochdeutsch zu sprechen

(Bieberstedt 2015: 218). Auch dort spielten „die eigenen negativen Erfahrungen der dialektal sozialisierten Elterngeneration eine wesentliche Rolle“ (ebd.) für die Varietätenwahl gegenüber den Kindern. Für Peters (2015: 31) ist „der Wille[...] der Eltern, ihren Kindern Schulschwierigkeiten zu ersparen“ einer der Hauptgründe dafür, dass in ganz Norddeutschland die Landbevölkerung seit den 1920er Jahren fortschreitend vom Gebrauch des Niederdeutschen abrückte. Meine Befunde aus Mecklenburg fügen sich also in eine gesamt-norddeutsche Entwicklung ein, die zeitlich parallel aber auch schon in den mittel- und oberdeutschen Vertreibungsgebieten eingesetzt hatte.

Die Vermeidung künftiger Schulschwierigkeiten ist zwar das meistgenannte Motiv für Eltern, mit ihren Kindern von klein auf hochdeutsch zu sprechen, es ist aber keineswegs das einzige, das meine Gewährspersonen nennen, um die elterliche Varietätenwahl zu begründen. In den Zeitzeugeninterviews lassen sich noch zwei andere typische Argumentationsmuster identifizieren, die die Entscheidung für eine hochdeutsche Kindererziehung begründen und die die Sorge vor Schulschwierigkeiten ergänzen bzw. sich mit dieser Sorge inhaltlich zum Teil berühren. Die mit insgesamt 13 Nennungen zweithäufigste Begründung, die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen für eine dezidiert hochdeutsche Kindererziehung geben, ist das niedrige Sozialprestige, das dem Dialekt zugeschrieben wird.⁴²⁰ Ich bleibe vorerst bei der Vorkriegsgeneration meiner Gewährspersonen und ihren Berichten über ihre eigene Kindheit in der Zeit vor dem Krieg und die Spracherziehung ihrer Kinder nach dem Krieg. Herr 24 (1926 A, BI: 194) beispielsweise beschreibt die Sprachkonstellationen in seiner frühen Kindheit wie folgt: „Also meine Eltern sprachen untereinander platt. Aber mit uns haben sie hochdeutsch gesprochen.“ Er erklärt das Sprachverhalten seiner Eltern so, „dass sie sagten also Plattdeutsch ist nicht sehr fein die Sprache.“ „Bei uns zu Hause wurde grundsätzlich mit den Kindern Hochdeutsch gesprochen“, sagt ganz ähnlich Herr 61 (1934 A, SP: 62) über seine Kindheit,

420 Auch für die Probanden von Bieberstedts Befragung im Hamburger Stadtteil Kirchwerder war das niedrige Prestige des Niederdeutschen ein Motivkomplex, der die Entscheidung der Eltern gegen eine Kindererziehung im Dialekt und einen Wechsel zum Hochdeutschen in der Kommunikation mit den Kindern beeinflusste, vgl. Bieberstedt (2015: 223).

„Plattdeutsch war ja das war ja keine feine Sprache.“ Die Varietätenwahl seiner Eltern, die mit den Großeltern weiterhin niederdeutsch sprachen, ist seiner Ansicht nach „eine ganz bewusste Geschichte“ gewesen, „um uns Kindern auch das Hochdeutsche nahe zu bringen.“ (SP: 101).

Die Abkehr vom „unfeinen“ Niederdeutschen bestimmte offenbar vor allem auch die Kindererziehung der Nachkriegsjahrzehnte. Frau 85 (1954 AA, SP 1: 99) ist im noch stark niederdeutsch geprägten Familienkontext ihrer Kindheit auf dem Dorf hochdeutsch erzogen worden, „mit Kinner wür hoch sproken. Dat wir dat dat wir finer.“ Und sie verweist auch auf einen Freund aus Rostock, dem es in der Großstadt ähnlich ergangen sei. Der habe zwar auch niederdeutsch sprechen können: „Öwer sin Öllern hemm ok blot mit em blouß hoch sproken wail wer pl... platt spräken dei inne Stadt besonnens dei k... is as dumm afstempelt worden.“

Die Varietätenwahl gegenüber den Kindern war in der Nachkriegszeit dem Vernehmen nach innerhalb der Familien zum Teil auch umstritten. So erzählt Herr 15 (1921 A, SP 1: 100, 102) von einer „Meinungsverschiedenheit“ mit seiner Frau, bei der er mit seinem Vorhaben, den Kinder das Niederdeutsche zu vermitteln, „auf Granit gestoßen“ sei. Durchgesetzt hat sich hier die Position seiner Frau, „ja weil das war eben die die die Sprache. Die deutsche Sprache war nicht Platt sondern Deutsch Hochdeutsch.“ In die Auseinandersetzung um die Spracherziehung der nach dem Krieg geborenen Kinder schalteten sich zum Teil auch die Großeltern mit ein, die in der Nachkriegszeit auch verstärkt als Vermittler des Hochdeutschen auftraten. Herr 64 (1936 A, SP: 221) erzählt, dass seine Schwiegermutter sogar schon intervenierte, wenn er seinen Kindern gelegentlich niederdeutsche Geschichten vorlas: „Wenn sie das merkte wurde sie richtig böse und sagte ‚das macht man nicht‘.“ Diese Großmutter seiner Kinder „war immer der Meinung dass Plattdeutsch keine Sprache ist“ und vertrat die Ansicht, „Platt das macht nur dumm“. (SP: 220, 223). Die alteingesessenen Eltern und Großeltern rückten in der Nachkriegszeit bei der Kommunikation mit ihren (Enkel)Kindern vom Niederdeutschen ab, weil dies als sozialsymbolisch negativ markiert galt und überhaupt nicht als maßgebliche Sprache angesehen wurde (vgl. 3.4.1 und 3.4.3).

Ebenso war das geringe Sozialprestige der Herkunftsdiaklekte in der Nachkriegszeit einer der Gründe für Vertriebene, ihre Kinder in Mecklenburg hochdeutsch aufzuziehen. Frau 28 (1936 V, SP: 308) weist meine

Frage, ob sie mit ihren Kinder nicht auch gelegentlich in ihrem Heimatdialekt gesprochen habe, geradezu entrüstet zurück. „Nein. Das wollte ich nicht!“ Und sie begründet ihren Entschluss im Verlauf des Interviews so: „Nein man soll doch richtig Deutsch sprechen.“ (SP: 331). Ganz ähnlich erzählt es auch Frau 82 (1930 A, SP: 58) über ihren Ehemann. Der habe zwar, wenn Besuch aus seiner Herkunftsregion kam, seinen karpatendeutschen Dialekt verwendet, „aber mit uns hier nicht. Er wollte das auch nicht dass meine Tochter ... Der hat immer gesagt das ist ... sie soll richtig Deutsch lernen.“ Auch in den Vertriebenenfamilien rückten die Eltern im Gespräch mit den Kindern vom Dialekt unter anderem deshalb ab, weil ihnen der jeweilige Herkunftsdialekt nicht als „richtiges Deutsch“ galt, das für sie vielmehr durch die hochdeutsche Standardsprache repräsentiert war (vgl. 4.4.1).

Mit dem niedrigen Sozialprestige dialektaler Sprachformen ist auch eine andere Begründung für eine hochdeutsche Spracherziehung verbunden, die in meinen Interviews wiederholt in ähnlicher Form geäußert wird (sieben Nennungen). Hier liegt der gezielten elterlichen Varietätenwahl die Befürchtung zugrunde, dass eine dialektale Spracherziehung den Kindern die sozialen Aufstiegschancen verbauen könnte.⁴²¹ So erklärt Herr 24 (1926 A, BI: 194) das Sprachverhalten seiner Eltern, das er auch vielen anderen Eltern in der Vorkriegszeit zuschreibt.

Und wer nur Plattdeutsch spricht der schließt sich von irgendwelchen weiteren Bildungsmöglichkeiten aus. Und wir wollen mal lieber dann hochdeutsch sprechen. Also meine Eltern sprachen untereinander Platt aber mit uns haben sie hochdeutsch gesprochen.

421 Auch für die Gewährspersonen von Bieberstedts Studie zu den Spracherwerbsverläufen Hamburger Dialektsprecher war die Ansicht, eine hochdeutsche Primärsozialisation könne die beruflichen und sozialen Aufstiegschancen der Kinder erhöhen, ein wichtiges Motiv dafür, mit den Nachkommen hochdeutsch zu sprechen. Vgl. Bieberstadt (2015: 219). Ähnlich fasst Reershemius (2004: 120–121) die Motive ihrer ostfriesischen Gewährspersonen für eine hochdeutsche Kindererziehung zusammen: „Aus der Befürchtung heraus, die Zukunftsaussichten ihrer Kinder zu gefährden, haben viele Vertreter dieser [Nachkriegs-]Generation aufgehört, im familiären Kontext Niederdeutsch zu sprechen.“

Ähnlich meint Frau 46 (1937 A, SP: 88), auch ihre Eltern hätten sich in der Vorkriegszeit einem allgemeineren Trend angeschlossen, „wo die Eltern dafür au... da aufgepasst haben dass die Kinder Hochdeutsch sprechen.“ Sie erinnert sich dabei an die Familien ihrer Klassenkameraden auf dem Dorf, wo sie zwischenzeitlich zur Schule gegangen ist.

Und das ist ja auch in vielen anderen Familien gewesen die zwar plattdeutsch gesprochen haben aber weil das Hochdeutsche eben weiterführend war für Beruf und Ausbildung was dazu gehörte für den Lebensweg ... ist das ja dann doch mir bewusst noch. (SP: 91)

Dieselben Erwägungen bestimmten offenbar auch die sprachliche Kindererziehung in manchen alteingesessenen Familien der Nachkriegszeit. So erzählt es beispielsweise Herr 58 (1950 AA, SP 2: 84): Obwohl in der Familie seiner Kindheit das Niederdeutsche weitgehend üblich gewesen sei, verwendete die Mutter ihm gegenüber ausschließlich das Hochdeutsche. Die Mutter begründete diese Varietätenwahl wie folgt: „Mine Mudder mit mi hochdütsch. [...] Und denn hett se immer secht ‚[Vorname]‘ dat hett se opt secht ‚du wi wi daun allens dormit du dor gaut dörchkömmst kömmst. Und und dat [Niederdeutsche] ward nich so giirn sain un deswägen ... so‘.“

In den Interviews mit Angehörigen von Vertriebenenfamilien klingt das Argument, eine dialektale Sprachsozialisation gefährde das soziale Fortkommen, nur gelegentlich an. In den 1970er Jahren hat zum Beispiel Herr 26 (1925 V, SP: 255, 257) mit seiner Mutter noch üblicherweise im Heimatdialekt gesprochen, mit seiner Tochter aber „nur hochdeutsch“ geredet. Es sei „teils Absicht“ gewesen, dass er und seine ebenfalls vertriebene Frau ihrem Kind nicht den Herkunftsdialekt vermittelt hätten: „Ich sage ‚was willst du mit meinem Dialekt hier anfangen ne ne. Du sollst vernünftig Hochdeutsch lernen ne.“ Bei dieser Aussage ist natürlich auch zu bedenken, dass die Herkunftsdialekte der verstreut angesiedelten Vertriebenen in Mecklenburg ohnehin nur eine extrem eingeschränkte kommunikative Reichweite hatten.

Fassen wir die bisherigen Befunde kurz zusammen: Es sind in der Hauptsache drei weitverbreitete Argumente, die von den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen vorgebracht werden, um zu begründen, warum sie selbst oder schon ihre Eltern mit den Kindern nicht im Dialekt sprachen, sondern in der Eltern-Kind-Dyade zu einem standardnahen Hochdeutsch übergingen,

obwohl sie den Dialekt gut beherrschten und im Alltag anderweitig oft benutzten. Am häufigsten wird die Sorge vor erwartbaren Schwierigkeiten in der Schule genannt, also auf das „pädagogische Prinzip“ in der frühkindlichen Spracherziehung verwiesen. Häufig spielte aber auch das geringe Sozialprestige des Dialekts gegenüber der hochdeutschen Standardsprache eine Rolle für die Varietätenwahl der Eltern in der Kindererziehung. Schließlich wurde der Wechsel ins Hochdeutsche bei der Kommunikation mit den Kindern gelegentlich durch die Überzeugung motiviert, dass eine sichere Hochdeutschkompetenz langfristig die Chancen für eine erfolgreiche berufliche Zukunft oder einen sozialen Aufstieg erhöht.

Es ist recht offensichtlich, dass diese drei Argumente sich inhaltlich eng berühren. Sprachliche Schwierigkeiten in der Schule müssen ja nur befürchtet werden, wenn sie den Erwerb der dort vermittelten Prestigevarietät Hochdeutsch nachhaltig gefährden könnten, deren kompetentes Beherrschen nicht nur als eine wichtige Voraussetzung für eine erfolgreiche Schullaufbahn, sondern damit auch für ein gutes berufliches Fortkommen angesehen wird. Mit dem fortschreitenden Rückzug des Niederdeutschen (und anderer Dialekte) in die Domänen der privaten Nähekommunikation wird das Hochdeutsche innerhalb des regionalen Varietätenspektrums „zwangsläufig attraktiv und wichtig“. „Es wird zur entscheidenden Ressource, wenn es um beruflichen Erfolg und soziale Partizipation im öffentlichen und bildungssprachlich bestimmten gesellschaftlichen Raum geht“ (Tophinke 2015: 131). Diese Entwicklung haben etliche Eltern offenbar schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg erkannt. Es sind nach Sichtung meiner Interviews aber vor allem die Angehörigen der unmittelbaren Vorkriegsgeneration, die ihr Sprachverhalten gegenüber ihren in der Nachkriegszeit aufgezogenen Kinder dezidiert auf die sprachliche und soziale „Ressource“ Hochdeutsch ausrichteten.

Sehr viele meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sehen sich selbst oder ihre Eltern als rational handelnde Protagonisten, die ihr Sprachverhalten auf bestimmte Ziele der Kindererziehung abstimmten. Auch wenn die Einzelpersonen dabei in erster Linie das Wohl und die Zukunft ihrer Kinder im Auge hatten und sicher nicht ein allgemeines Ende der Dialektradierung beabsichtigten, haben ihre Einzelentscheidungen in der Summe und mit der Dynamik einer *Invisible-hand*-Veränderung⁴²² einen tiefgreifenden

422 Eine *Invisible-hand*-Theorie will nach Keller (1990: 92) Strukturen und Prozesse

Sprachgebrauchswandel eingeleitet, dessen Folgen sie selbst im Nachhinein oft bedauern. Einer der Zeitzeugen sieht in der Sorge der Eltern, „dass die Kinder vernünftig Hochdeutsch sprechen“, denn auch einen „Grund dafür dass die plattdeutsche Sprache doch mehr und mehr zurückginge.“⁴²³ Der Sprachwechsel vom Niederdeutschen bzw. vom Herkunftsdiaklekt zum standardnahen Hochdeutsch verlief in den Familien allerdings nicht in Form einer allmählichen Gewichtsverlagerung von der einen zur anderen Varietät, sondern jedenfalls beim Nachrücken einer neuen Generation als abrupte Ablösung des Dialekts durch das Hochdeutsche in der Kommunikation.⁴²⁴

Auch dort, wo Eltern im Interview keine Gründe für ihre Varietätenwahl gegenüber ihren Kindern angeben können und meinen, sie seien „unbewusst“ (Frau 70, 1954 VA, SP: 223) oder „automatisch“ (Frau 81, 1936 A, SP: 405) zum Hochdeutschen in der Eltern-Kind-Dyade übergegangen, haben sie mit ihrem aktiven Sprachverhalten die familiäre Tradierung des Dialekts unterbrochen und innerhalb noch weitgehend dialektdominierter Sprachumfelder einen neuen Sprachgebrauch etabliert. Der Wechsel vom Dialekt zum Hochdeutschen in der Generationsfolge der Familien geht auf das – bewusst oder unbewusst vollzogene – Sprachmanagement bilingualer Eltern zurück, die ihr Sprachverhalten in einem Segment ihres familiären Kommunikationsraumes situationsübergreifend

sichtbar machen und erklären, „die Menschen, ohne daß sie dies beabsichtigen oder auch nur merken, wie ‚von unsichtbarer Hand geleitet‘, erzeugen.“ Die Resultate derartiger Prozesse beschreibt Keller als „Phänomene der dritten Art“, „als die kausale Konsequenz individueller intentionaler Handlungen, die mindestens partiell ähnliche Intentionen verwirklichen.“ (ebd.: 96–97). Das individuelle Sprachverhalten der Gewährspersonen galt mit großer Übereinstimmung der Zukunftssicherung ihrer Kinder und hat – unbeabsichtigt – wesentlich zum allgemeinen Dialektverlust beigetragen.

423 Herr 24 (1926 A, BI: 194). Wie der Zeitzeuge sehen auch Schönfeld / Pape (1981: 202) im „Wirken des pädagogischen Prinzips“ eine der Hauptursachen für „einen allgemeinen Rückgang der Mundarten“.

424 Ähnlich beschreibt Reershemius (2004: 120) den ‚gewollten‘ Sprachwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen in Ostfriesland: „Das ostfriesische Niederdeutsch geht nicht langsam in die verwandte Sprache Standarddeutsch über, die Sprecher entscheiden sich vielmehr bewusst gegen es, wenn auch vielfach mit Bedauern.“

auf das standardgemäße Hochdeutsche umstellten. Die Erklärungen, die viele von ihnen für ihr „organisiertes Sprachmanagement“⁴²⁵ zugunsten des Hochdeutschen geben, berufen sich teilweise auf eigene schlechte Schulerfahrungen, vor allem aber auf allgemein verbreitete Überzeugungen und Spracheinstellungen, die das „Sprachmanagement rationalisieren oder begründen sollen“⁴²⁶. Hier verleihen die Verweise auf bildungspolitische Vorgaben wie die Bindung des Schulerfolgs an die Beherrschung der hochdeutschen Standardsprache oder die Verweise auf das gesellschaftlich anerkannte Sozialprestige des Hochdeutschen dem synchron wie diachron diskontinuierlichen Sprachhandeln der Eltern im Familienkontext eine plausible Rationalität.

Die bisherigen Ausführungen bezogen sich auf die sprachliche Kindererziehung in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg und auf die sprachliche Sozialisation der ersten Nachkriegsgeneration, die in den 1950er und 1960er Jahren aufgewachsen sind. Die Kinder dieser Nachkriegsgeneration, die dann meist in den 1980er und 1990er Jahren aufwuchsen, wurden bereits unter völlig anderen sprachlichen Rahmenbedingungen sozialisiert. Hier sprachen in aller Regel bereits beide Elternteile miteinander Hochdeutsch und die Vermittlung des Hochdeutschen an den Nachwuchs war schon von daher der „Normalfall“ in den Familien. So erklärt beispielsweise Frau 51 (1954 AA, SP: 175), wieso sie ihrer Tochter als Kind nicht das Niederdeutsche vermittelt hat: „Ja also die ist im normalen Sprachgebrauch aufgewachsen. Mein Mann und ich unterhalten uns ja

425 Die Sprachmanagementtheorie unterscheidet zwischen „einfachen“ und „organisierten“ metalinguistischen Aktivitäten: „The speaker can manage individual features or aspects of his own or of his interlocutor’s discourse ‚here and now‘, i.e. in a particular interaction. Such management is ‚simple‘ or ‚discourse-based‘. [...] Organized language management is not restricted to one particular interaction, it is directed and more and less systematic.“ (Nekvapil 2012: 10). Das Sprachhandeln der Eltern kann somit in gewissem Sinne als „organisiert“ bezeichnet werden, weil es situationsübergreifend eine einheitliche Varietätenwahl durchsetzt. Als „pädagogisches“ Sprachverhalten orientiert es sich zudem an der Praxis und den Zielsetzungen öffentlicher Bildungsinstitutionen.

426 Nekula (2021: 70). Der Autor zeigt hier anhand einer Fallstudie, wie sich das individuelle Sprachmanagement einer Probandin durch den Verweis auf konkurrierende Sprachideologien legitimiert bzw. positioniert.

gar nicht [auf Niederdeutsch].“ Auch in den Familien der Vertriebenen, die vom Dialekt meist gleich nach dem Krieg Abstand genommen haben (vgl. 4.1.2) war ein standardnahes Hochdeutsch in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts bereits längst der „normale Sprachgebrauch“ in den Familien. So stand es auch für Frau 70 (1954 VA, SP: 223) gar nicht zur Debatte, dass die Kinder in den 1980er Jahren im Dialekt erzogen wurden. „Nein das war keine bewusste Entscheidung [...]. Das war eigentlich für uns normal dass wir mit den Kindern so [hochdeutsch] sprechen.“

In vielen Fällen war eine dialektale Spracherziehung der Kinder für die Nachkriegsgeneration schon deshalb keine echte Option, weil sie sich in ihrer Dialektkompetenz unsicher fühlten oder den Dialekt gar nicht mehr beherrschten. Frau 53 (1950 AA, SP 1: 232) erwidert auf meine Frage, warum sie ihren Kindern nicht das Niederdeutsche vermittelt habe, „weil wir [Eltern] es ja schon nicht gesprochen haben. [...] Also wenn ich plattdeutsche plattdeutsch spreche ist es ich will nicht sagen mühsam aber man muss mehr überlegen beim Sprechen. Und schon macht man es nicht ne.“ Frau 54 (1968 AA, SP 1: 128) ist in der Kindererziehung von Anfang an auch deshalb beim Hochdeutschen geblieben, weil sie ihre Niederdeutschkenntnisse für nicht ausreichend hält. „Man könnte es ja aber ich bin da nicht mehr so fließend oder perfekt dass ich das kann. Und bevor ich ihnen das falsch beibringe lässt man das wahrscheinlich.“ Für die Angehörigen der Nachkriegsgeneration standen vielfach gar nicht mehr zwei gleichermaßen gut beherrschte Varietäten des Deutschen zur Wahl für die Kommunikation mit den Kindern. Ihrem Sprachverhalten gegenüber dem Nachwuchs lagen damit letztlich gar keine freien individuellen Entscheidungen zwischen Dialekt oder Standarddeutsch mehr zugrunde.

Wenn Angehörige der Nachkriegsgeneration überhaupt noch über die Varietätenwahl gegenüber ihren Kindern reflektieren, geht es nicht mehr um die Frage, *ob* die Kindererziehung auf Hochdeutsch oder im Dialekt erfolgen sollte, sondern allenfalls darum, *welches* Hochdeutsch mit ihnen gesprochen wurde. Frau 53 (1950 AA, SP 1: 265) beispielsweise meint auf die Frage, ob sich ihr Hochdeutsch im Laufe ihres Lebens verändert habe:

Ich denke mir auch wenn man Kinder hat und die Kinder nachher größer werden so dass man ... Man achtet ja auch auf eine gew... bestimmte Sprache wenn man mit den Kindern spricht. Und wenn man das jetzt nicht mehr hat dass die Kinder

erwachsen sind oder fast erwachsen sind dass man dann doch wieder anders ein bisschen spricht ne.

Auf meine Nachfrage, wieso sie während der Zeit ihrer Kindererziehung besonders auf ihr Hochdeutsch geachtet habe, sagt sie, „Na ja man achtet schon drauf dass man möchte dass die Kinder ja auch ein ein gutes Deutsch sprechen. Also richtig und...“ Dies sei „wichtig ... ja auch für die Schriftsprache ne.“ (SP: 279, 281). Ihr ging es also um die Vermittlung eines möglichst standardnahen Hochdeutsch an ihre Kinder. Auch Frau 54 (1968 AA, SP 1: 166) glaubt, dass sie nach der Geburt ihrer Kinder zu einem bewusst standardnahen Hochdeutsch übergegangen ist und in der Kindererziehung regiolektale Ausdrucksweise tendenziell vermeidet. Sie erklärt dieses geänderte Sprachverhalten damit,

wenn die Kinder kommen dass man sagt man möchte vernünftig sprechen oder deutlich. Damit man hier nicht zwanzigmal zum Logopäden läuft und das nichts br... nix bringt. Hier *nix* zum Beispiel ne so typisch hier. Man selber merkt das gar nicht. Diese Wörter die man manchmal total verkehrt sagt ne. [...] Es gibt wirklich so manchmal so Sachen die man im bewussten Sprachgebrauch überhaupt nicht mitkriegt dass man das ... *Mitkriecht* hier c h ne man spri... ‚mitkriecht‘ ne. ‚Mitkriegt‘ also so manche Sachen. Aber dass man ja den Kindern das schon vernünftig sagen will glaube ich. Das bestimmt.

Auch Eltern, die ihre Kinder in den 1980er und 1990er Jahren großgezogen haben, berichten also mitunter, dass sie ihr Sprachverhalten während der Kindererziehung bewusst geändert haben. Ihr dezidiertes Sprachmanagement gilt ebenfalls einer situationsübergreifenden Varietätenwahl, die hier aber nicht mehr vom Dialekt, sondern von der inzwischen dominanten regiolektalen Alltagssprache abzurücken versucht. Auch ihr Sprachverhalten in der Eltern-Kind-Dyade orientiert sich offensichtlich an allgemein verbreiteten Spracheinstellungen, denen zufolge regiolektale Merkmale als „total verkehrt“ gewertet werden und nur das Standarddeutsche als „gutes“, „richtiges“ oder „vernünftiges“ Deutsch gilt.

Die Gespräche mit meinen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen stellen Eltern als aktive Protagonisten der deutschen Sprachgebrauchsgeschichte dar. Mit ihrem oft dezidierten Sprachverhalten gegenüber ihren Kindern nehmen sie Einfluss auf die intergenerationelle Tradierung von Varietäten des Deutschen in ihren Familien. Das familiäre Sprachmanagement der Vorkriegsgenerationen hat in Mecklenburg demnach wesentlich dazu beigetragen,

dass die zuvor weithin gebräuchlichen Dialekte (Niederdeutsch wie Herkunftsdiaklekte) nicht mehr als frühkindliche Erstsprache an die Nachkriegsgeneration vermittelt wurden und die familiäre Tradierung der Dialekte in den 1950er und 1960er Jahren weitgehend abriß. Die Zeitstruktur dieser Entwicklung in Mecklenburg stimmt mit der Entwicklung überein, die Bieberstedt (2015: 232) für den Wandel der Spracherwerbsmodi in Hamburg herausarbeitet. Auch dort war der „Bruch in den Modalitäten der Sprach-erziehung ... zeitlich in den 60er Jahren anzusiedeln.“

In der Folgegeneration setzt sich die Ausrichtung des elterlichen Sprachmanagements auf die Prestigevarietät Standarddeutsch offensichtlich insofern fort, als nun auch regiolektale Sprachformen dezidiert aus der intergenerationellen Tradierungskette ausgegliedert werden. Die fortschreitende strukturelle Annäherung des mecklenburgischen Regiolektivs an das überregionale Standarddeutsch, die ich im ersten Band dieser mecklenburgischen Sprachgeschichte nachgewiesen habe, dürfte in Teilen auch auf das (bewusst oder unbewusst) selbstkontrollierte Sprachverhalten der Eltern in der Kindererziehung zurückzuführen sein.

5.1.2 „Ich konnte schwer Hochdeutsch lernen“ – zum Erwerb der hochdeutschen Standardsprache in der Schulzeit der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration

Heute gilt im Deutschunterricht der Schulen „das Hd. [Hochdeutsche] als unumstrittenes, unbedingt erforderliches Lernziel“ (Möhn 1983: 632). Im Rückblick auf die lange Geschichte des schulischen Hochdeutschunterrichts ist aber auch erkennbar, „daß das Lernziel ‚Beherrschung des Hochdeutschen‘ in wechselnde, zeitlich-ideologisch bedingte Großkonzeptionen und -motivationen eingebettet war“ (ebd.). Der Wandel der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und bildungspolitischen Diskurse wirkte sich im Deutschunterricht nicht zuletzt in der Frage aus, ob und inwieweit neben dem zentralen Unterrichtsziel der Vermittlung der nationalen Standardsprache auch den Dialekten ein Raum und eine pädagogische Funktion eingeräumt wurde. Wir hatten im Abschnitt 3.1.4 von den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erfahren, dass seit den 1920er Jahren bis in die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg an den mecklenburgischen Schulen das Niederdeutsche und die Behandlung der niederdeutschen Literatur durchaus eine gewisse Rolle gespielt hatte.

Damals brachten sich letztlich Nachklänge der Erlasse des preußischen Unterrichtsministers „zur Pflege der Mundart“ von 1919 und 1922 zur Geltung, die insbesondere in Norddeutschland bis in die Nachkriegszeit überregionale Vorbildwirkung entfalteten.⁴²⁷ Auch wenn sich die ministeriellen Erlasse aus Preußen für eine „ausgiebigere Berücksichtigung des Plattdeutschen [einsetzten], als sie bisher im allgemeinen üblich war“⁴²⁸, ließen sie aber keinen Zweifel am zentralen Ziel des Deutschunterrichts aufkommen: „Das Ziel des deutschen Sprachunterrichts muß [...] die Beherrschung der neuhochdeutschen Schriftsprache bleiben.“ Wie schon der Erlass von 1919 will auch der 1922 folgende Erlass Dialekte nur als „ein wertvolles Hilfsmittel bei der Einführung des jungen Geschlechts in die Schriftsprache“ in den Unterricht einbeziehen. Die Zeitzeugenberichte aus Mecklenburg hatten gezeigt, dass in vielen Schulen – durchaus nicht in allen – im Sinne der preußischen Richtlinien vor allem in den unteren Klassenstufen das Niederdeutsche noch als Unterrichtssprache eingesetzt wurde, um den häufig noch monolingual niederdeutsch sozialisierten Schulanfängern das Erlernen des Hochdeutschen zu erleichtern (vgl. 3.1.4).

Nach der Staatsgründung der DDR erfolgte in der Bildungspolitik aber ein deutlicher Umschwung, der die Zentralstellung der nationalen Standardsprache im schulischen Deutschunterricht scharf akzentuierte und alle regionalen Sprachformen aus dem Unterrichtsgeschehen rigide ausgrenzte. Regionale Sprachformen, die die Schulkinder aus ihrer vorschulischen Erziehung mitbrachten, wurden nun nicht mehr als probate Hilfsmittel und Verständigungsbrücken bei der Vermittlung der hochdeutschen Standardsprache angesehen, sondern als Hindernisse auf dem Weg des Hochdeutscherwerbs bekämpft. In einem programmatischen Text zu den Bildungs- und Erziehungszielen im Deutschunterricht heißt es 1952:

Die Nachlässigkeiten der Umgangssprache und die Besonderheiten der Mundart sind wesentliche Quellen für grammatische und orthographische Fehler. Deshalb

427 So bezieht sich die „Bekanntmachung des schleswig-holsteinischen Ministeriums für Volksbildung – V 11 – 40/48“ vom Januar 1948 nicht nur ausdrücklich auf den preußischen Erlass von 1919, sondern übernimmt passagenweise auch dessen Wortlaut, vgl. Knoll (1976: 69). Die beiden preußischen Erlasse sind im vollen Wortlaut abgedruckt in Karstädt (1925: VI, 3–4).

428 Zitiert nach Karstädt (1925: 3)

ist es notwendig, vom ersten Schuljahr an die Mundart so schnell wie möglich durch die einheitliche Nationalsprache zu ersetzen und durch die gesamte Schulzeit hindurch Nachlässigkeiten in der Sprache konsequent zu bekämpfen. (Zit. nach Osnowski 1998: 275)

Die Schule wird hier als maßgebliche Instanz der Sprachnormvermittlung gesehen, die standardabweichende Sprachformen wie den Dialekt oder die Umgangssprache strikt zu ahnden hat.

Ein Lehrplan von 1958 macht dabei deutlich, dass es nicht nur um die schulische Vermittlung der standardsprachlichen Grammatik und Orthographie, sondern auch um die Durchsetzung der Orthoepie bei den Schülerinnen und Schülern geht. Ein Ziel „in allen Disziplinen des Deutschunterrichts“ sei, so heißt es in dem Lehrplan abschließend, „die Erziehung zu einer deutlichen, lautreinen Aussprache, die sich immer klarer von der Umgangssprache und Mundart abhebt“⁴²⁹. Der ehemalige Leiter der Kulturkommission des Politbüros des Zentralkomitees der SED, Alfred Kurella, formulierte 1964 als kultur- und schulpolitische Leitlinie zugespitzt, „dass wir auf ein Verschwinden der Mundarten und auf die Durchsetzung des Hochdeutschen als Volkssprache hinarbeiten müssen“ (Kurella 1964: 3).

Seit dem Ende der 1970er Jahre wandte sich die Kulturpolitik in der DDR aber allmählich wieder Traditionen der Regionalkultur zu. Das wiedererwachte Interesse an regionaler Folklore, Dialekten und Mundartliteratur schlug sich auch in den Deutschlehrplänen der Schulen nieder, in denen die Dialekte gegen „Ende der achtziger Jahre wieder verstärkt berücksichtigt wurden“ (Osnowski 1998: 275). Aber „die neuerliche Hinwendung zum Dialekt“ (Hartung 1981: 442), die schon am Anfang der 1980er Jahre in der DDR wahrnehmbar wurde und zum Teil auch staatliche Förderung genoss, blieb kulturpolitisch und ideologisch eng eingeehgt. Hartung (1981: 443) beispielsweise hält es im Resümee einer umfangreichen Akademie-Publikation zu *Kommunikation und Sprachvariation* für denkbar, dass auf eine Phase des kulturpolitischen Diskurses, „in der die gesamtgesellschaftliche Bedeutung der Literatursprache“⁴³⁰ unterstrichen

429 „Lehrplan Deutsch, 7. Klasse, Mittelschulen.“ Berlin 1958. Zit. nach Osnowski (1998: 274).

430 Mit „Literatursprache“ ist in der DDR die an der Schriftlichkeit orientierte nationale Standardsprache gemeint.

wird“, eine Phase folgen könne, „in der regionale Traditionen besonders hervorgehoben werden“. Er betont aber sogleich, dass diese in der DDR erkennbare Entwicklung mit einer „von außen stimulierten Pseudorenaissance der Dialekte“ und mit „überhöhtem Provinzialismus oder Partikularismus“ nichts zu tun habe. Vielmehr sei „die Fähigkeit zur sprachlichen Variation [...] durchaus mit den Eigenschaften einer gebildeten sozialistischen Persönlichkeit verträglich.“ (ebd.: 443–444). Trotz der vorsichtigen Ausweitung der kulturpolitischen Perspektive auf regionale Sprachformen bleibt auch für Hartung „die Beherrschung der Literatursprache ‚in Wort und Schrift‘“ unangefochten ein zentrales Aufgabenfeld der Schulen:

Da diese Beherrschung der Literatursprache zu einem großen Teil kaum spontan erlernbar ist (in der Phase der primären Sozialisation sind nur relativ beschränkte Kommunikationsbereiche zugänglich), bleibt hier ein wichtiger Aufgabenbereich der Schule. Solange es verbreitete und teilweise auch beträchtliche Unterschiede im Grad der Beherrschung der Literatursprache gibt, muß die Gesellschaft darüber hinaus ihre besondere Aufmerksamkeit der Verbreitung und Festigung literatursprachlicher Normen widmen. (ebd.: 443)

Selbst wenn im außerunterrichtlichen Angebot der mecklenburgischen Schulen das Niederdeutsche allmählich wieder eine marginale Rolle zu spielen begann (vgl. 3.1.4), war die Schule also auch im letzten Jahrzehnt der DDR in erster Linie auf die Vermittlung der hochdeutschen Standardsprache verpflichtet. Auch über die recht markanten Einstellungswandlungen gegenüber den Dialekten hinweg, die die Kultur- und Bildungspolitik der DDR vollzog, blieb das Hochdeutsche in den Schulen genau wie in der BRD „unumstrittenes, unbedingt erforderliches Lernziel“, wie Möhn (1983: 632) schon im Eingangszitat zu diesem Abschnitt feststellte. Ein zentraler Aufgabenbereich der Deutschlehrer bestand jederzeit darin, als staatlich eingesetzte „Sprachnormautoritäten“ (Ammon 2005: 36) die Schüler an die Standardsprache heranzuführen und abweichendes Sprachverhalten zu korrigieren.

Wie haben die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die als Kinder und Jugendliche die sprachliche Normierungsinstanz Schule durchlaufen haben, die Ausrichtung des Unterrichts auf die hochdeutsche Standardsprache erlebt? Was erzählen sie über den Hochdeutscherwerb an der Schule? Um mögliche Entwicklungen in den Schulerfahrungen erfassen zu können, sollen die Zeitzeugenberichte der Vorkriegsgeneration und der Nachkriegsgeneration

gesondert gesichtet werden. Betrachten wir in einem ersten Schritt zunächst die Erfahrungen mit dem schulischen Hochdeutschunterricht bei den Befragten der Vorkriegsgeneration. Die Vermittlung der hochdeutschen Standardsprache in der Schulzeit der Nachkriegsgeneration wird am Ende dieses Abschnitts untersucht. Im folgenden Abschnitt 5.1.3 werden dann Unterrichtsverfahren bei der Vermittlung und Lernmethoden beim Erwerb der hochdeutschen Standardsprache beleuchtet.

In den Interviews der vor 1940 geborenen Probandinnen und Probanden ist auffallend oft von sprachlichen Schwierigkeiten beim Eintritt in die Schule die Rede. So berichtet Frau 12 (1935 A, SP 1: 83), die in der frühen Kindheit „nur Plattdeutsch“ gesprochen hatte, „ich konnte schwer Hochdeutsch lernen.“ Frau 35 (1927 A, SP 1: 84) hatte zwar von der Mutter schon vor der Schule etwas Hochdeutsch gelernt, dennoch erzählt sie, „die Schwierigkeiten die fingen ja dann in der Schule an.“

Um einen dichter Bild von der Bedeutung dieser und ähnlicher Schulerfahrungen in der Sprachbiographie der Kinder zu erhalten, habe ich die meisten meiner Gewährspersonen im Interview gefragt, ob sie Schwierigkeiten mit dem Hochdeutschen in der Schule hatten oder bei Schulkameraden derartige Probleme beobachten konnten. Manches Mal haben die Zeiteuginnen und Zeiteugen auch von sich aus ihre sprachlichen Schulerfahrungen thematisiert. Von 21 Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration, die sich zu dieser Thematik explizit äußerten, berichten mir 16 (76,2 %), dass ihnen selbst oder anderen Kindern aus ihrem Umfeld der schulische Hochdeutscherwerb schwer gefallen sei. Von den 19 zugewanderten Vertriebenen, die über den Deutschunterricht an ihren Schulen in ihren Herkunftsregionen oder dann in Mecklenburg erzählten, erinnern sich immerhin acht Personen (42 %) daran, dass ihnen oder ihren Klassenkameraden das Hochdeutشلernen Mühe bereitet hat. Auch wenn diese Zahlenverhältnisse natürlich nicht repräsentativ sind, sondern sich nur auf meine Zufallsstichprobe beziehen, zeigen sie doch sehr klar, dass sehr viele Angehörige der Vorkriegsgeneration die Begegnung mit der hochdeutschen Unterrichtssprache als problematisch empfunden haben und das Erlernen der hochdeutschen Standardvarietät für diese Alterskohorte noch weithin mit Schwierigkeiten verbunden war.

Für einen Großteil der 1939 und früher Geborenen war die hochdeutsche Standardsprache eine Fremdsprache, die in ihrem frühkindlichen

Leben kaum eine Rolle gespielt hatte und die nun gesteuert und mit erheblichem Lernaufwand an der Schule erworben werden musste. Dass die immigrierten Vertriebenen hier anteilmäßig deutlich seltener von Problemen mit der hochdeutschen Unterrichtssprache berichten als die alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger, mag darin begründet sein, dass der linguistische Abstand zwischen ihren mittel- und oberdeutschen Herkunftsdialekten und der standarddeutschen Zielsprache der Schule geringer war als der zwischen dem Niederdeutschen und dem schulischen Hochdeutsch.⁴³¹

Der Erwerb der hochdeutschen Standardsprache war dabei für viele meiner Gewährspersonen nicht nur mit Lernschwierigkeiten verbunden. Der Übergang der Kinder in die hochdeutsch dominierte Schulzeit wurde oft auch als emotional belastender Einschnitt in ihre bisherige Sprachwelt empfunden.⁴³² Einige Befragte erinnern sich noch heute lebhaft an die Gefühle, die die unerwartet großen sprachlichen Anforderungen bei ihnen hervorriefen, die die Schule von ihnen verlangte. Frau 22 (1934 V, BI 1: 65–66) erzählt von dem Entsetzen und der Hilflosigkeit, die sie erlebt hat, als sie aus ihrem dialektal geprägten Familienumfeld in die Schule ihres böhmischen Heimatortes eintrat:

Und in der Schule na das war vielleicht schlimm! Ich habe ja ... oh Gott wenn ich jetzt noch so dran denke! Das ist mir jetzt erst alles eingefallen. Wenn ich ... ich kann mich besinnen wenn wir ein wenn wir Diktate schreiben mussten hatte

431 Die geringere Zahl von Berichten über Schulschwierigkeiten unter den Vertriebenen ist jedenfalls nicht damit zu erklären, dass sie etwa vorschulisch schon häufiger mit der hochdeutschen Standardsprache in Kontakt gekommen wären. Unter meinen Befragten ist das Gegenteil der Fall, hier ist der Anteil der vorschulisch monolingual im Dialekt sozialisierten Vertriebenen der Vorkriegsgeneration höher als unter befragten Alteingesessenen derselben Alterskohorte (vgl. 5.1.1).

432 Bieberstedt (2016: 295) kommt bei seinen umfangreichen sprachbiographischen Erhebungen zu den Schulerfahrungen seiner Probanden aus dem Hamburger Stadtteil Kirchwerder zu einem ähnlichen Befund: „Der Eintritt in schulische Institutionen stellt insbesondere für die Gewährspersonen mit niederdeutschem oder bilingualen Erstspracherwerb eine erste grundlegende Zäsur in ihrer sprachlichen Sozialisation dar, die häufig von sprachlichen, lernerischen und sozialen, teilweise auch psychischen Konflikten begleitet ist.“

ich die größten Schwierigkeiten mit D und T. Ich konnte ... man hat mir immer gesagt ‚das musst du doch hören!‘ Nein ich habe es nicht gehört.

Auch Herr 64 (1936 A, SP: 120) sagte mir im Interview, dass er in der Schule Schwierigkeiten hatte. Als ich ihn danach fragte, ob er sich an Situationen erinnere, in denen sich diese Schwierigkeiten zeigten, erwidert er: „Ja die waren furchtbar. Ich konnte hochdeutsch schreiben aber ich konnte nicht hochdeutsch reden. Da ... das würde mir heute keiner mehr abnehmen. [...] Aber es war so.“ Herr 77 (1937 A, BI: 59) hat als Schüler „aus lauter Angst dass ich ‚mir‘ und ‚mich‘ verwechsele“, seine Redebeiträge im Unterricht anfangs lieber auf Niederdeutsch formuliert. Seine Lehrerin habe „sich immer köstlich darüber rüber amüsiert“. Die gesteuerte Vermittlung der hochdeutschen Standardsprache durch die Normautorität der Lehrer wurde von etlichen Kindern damals als ein Sprachzwang empfunden, der Ängste und das Gefühl der Überforderung auslöste und überdies das Risiko barg, sich lächerlich zu machen.

Für die vertriebenen Kinder war der Grad der Beherrschung der hochdeutschen Standardsprache „in Wort und Schrift“ außerdem schon im Grundschulalter ein Kriterium, das über die weitere Schullaufbahn in der Aufnahmegesellschaft entschied. Sie hatten bei ihrer Ankunft in Mecklenburg eine Prüfung abzulegen, bei der unter anderem die Hochdeutschkompetenzen über die Einstufung in die Klassen der örtlichen Schulen entschieden. Frau 14 (1936 V, SP 2: 105) erinnert sich:

Und als ich dann hierherkam da mussten wir ein Diktat schreiben und eine Mathearbeit schreiben und dann eben Gedichte lernen und das wurde dann abgefragt und und wurden wir geprüft. Und ich weiß beim Diktat werde ich nie vergessen habe ich 13 Fehler gemacht. Und mit 15 wäre ich nicht versetzt worden. Mit 13 wurde ich probeweise versetzt.

Die gleichaltrige Frau 31 (1936 V, BI: 391–392) hat es ganz ähnlich erlebt:

Und als wir dann 46 eingeschult wurden und in die Klassen eingestuft wurden da ging es ja nicht nach Alter sondern nach Können. Und da wurde geprie... geprüft verschieden. Entweder im Lesen im Schreiben oder im Sprechen. Im Rechnen. Ich kam zufällig mit Rechnen dran. Hatte das Glück. Rechnen war ich immer gut und dann kam ich gleich in die vierte Klasse rein. [...] Und als wir dann das erste deutsche Diktat schreiben mussten 56 Fehler. Werde ich nie vergessen.

Die bis heute „unvergesslichen“ Aufnahmeprüfungen haben den immigrierten Kindern die soziale Bedeutung normgerechter Hochdeutschkenntnisse schon in früher Schulzeit besonders eindrücklich vor Augen geführt.

Wer waren nun die Kinder, die sich in der Schule schwer taten, die hochdeutsche Standardsprache zu lernen? Einige Zeitzeuginnen bringen die Sprachschwierigkeiten mit einer ländlichen Herkunft in Verbindung. Die in Nienhagen aufgewachsene Frau 12 (1935 A, SP 1: 117) erzählt, ihr Lehrer habe „mit uns natürlich hochdeutsch gesprochen“, obwohl er Niederdeutsch beherrschte. „Das durfte der durfte wohl nicht anders ne. Und damals waren wir alles unter uns Dorfkinder für uns war das sehr schwer.“ So erging es auch den „Dorfkindern“, die in der Kleinstadt zur Schule gingen. Frau 14 (1936 V, SP 1: 91) erzählt aus Schwaan: „Auch hier habe ich das festgestellt wenn unsere Landschüler rein kamen die teilweise eben nur Platt sprachen die hatten es schwer in der Schule ne.“ Unter den „Landschülern“ waren der Wahrnehmung der Zeitzeugen nach besonders viele Kinder, die vorschulisch nur monolingual im Dialekt aufgewachsen waren. Für diese Kinder, die es freilich zum Teil auch in der Kleinstadt und in der Großstadt gab (vgl. 3.2.1), brachte der Eintritt in die Schule oft einen krisenhaften Einschnitt in ihrer Sprachbiographie mit sich.

So erinnert sich Herr 9 (1939 A, BI 1: 267) an seinen Schwaaner Schulfreund und dessen Geschwister, „und die sprachen nur Platt. Die sprachen auch in der Schule nur Platt. Ja die konnten überhaupt nicht anders. Die hatten Schwierigkeiten damit.“ Von seiner Schulzeit in einem Vorort von Rostock weiß auch Herr 56 (1935 A, BI: 162) zu berichten, „es gab also Familien ja auch Eingesessene die also Plattdeutsch groß geworden waren. Das weiß ich. Und die in der Schule große Schwierigkeiten hatten das Hochdeutsche nun wirklich zu lernen oder auch richtig anzuwenden.“ An den Schulen in den Vertreibungsgebieten muss es ähnliche Sprachverhältnisse gegeben haben. Frau 29 (1930 V, SP: 148, 150) erinnert sich, dass ihre Lehrer vor 1945 „nie“ Dialekt gesprochen haben, was manchen Klassenkameraden „Schwierigkeiten“ bereitet habe, die aus dialektsprechenden Familien kamen: „Ja die die hatten ja äußerste Schwierigkeiten dann auch hier mit mit Hochdeutsch ne. In der Schule.“

Acht der Alteingesessenen und vier der Vertriebenen aus der Vorkriegsgeneration, die aus ihrer persönlichen Erfahrung berichten, dass ihnen der Erwerb des Hochdeutschen in der Schule Schwierigkeiten bereitet hat, sind

in ihrer vorschulischen Kindheit ausschließlich im Dialekt sozialisiert worden. Das bedeutet freilich nicht im Umkehrschluss, dass alle Kinder, die schon vor der Schule Hochdeutsch von den Eltern vermittelt bekommen haben, in der Schule keine sprachlichen Probleme mehr hatten. Bei Frau 35 (1927 A, SP 1: 97) beispielsweise hat die Mutter schon in der frühen Kinderzeit „auf Hochdeutsch bisschen geachtet“. Sie selbst hatte das Hochdeutsche also vor dem Schulbeginn

ja gelernt aber es war noch schwierig für uns weil wir hauptsächlich Plattdütsch spraken [unverständlich]. Es ... wir mussten uns erstmal umstellen auf Hochdeutsch. Und ich habe Ihnen ja gesagt so mit *mir* und *mich* wie oft hat man das noch verwechselt. [...] Das war doch schwierig.“ (SP 1: 99).

Gernentz (1964: 154) weist darauf hin, dass Eltern, die in der besten Absicht versuchten, ihren Kindern schon vor deren Schuleintritt das Hochdeutsche zu vermitteln, mitunter den Erwerb der standardgemäßen Hochsprache in der Schule sogar erschwerten. Durch das unter Umständen stark dialektal geprägte oder regiolektale Hochdeutsch, das sie ihren Kindern nahebrachten, übernahmen diese möglicherweise Interferenzfehler, die die am kodifizierten Standard orientierte Schule dann mühsam wieder abzubauen hatte:

Die Fehler sind sehr viel häufiger, wenn die Eltern an sich Mundartsprecher sind, aber mit ihren Kindern ein – verständlicherweise fehlerhaftes – Hochdeutsch sprechen. Es zeigt sich also, daß diese Eltern nicht, wie sie es wünschen, das Erlernen des richtigen Hochdeutsch erleichtern, sondern erschweren. Meistens brauchen diese Kinder eine sehr lange Zeit, bis sie lernen, die mundartlichen Elemente in ihrem Ausdruck zu vermeiden.

Schulkinder, die die hochdeutsche Standardsprache in der Schule von Grund auf neu lernen mussten, seien daher oft leichter an die Sprachnormen heranzuführen gewesen.

Viele meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen können sich noch gut daran erinnern, mit welchem sprachlichen Schwierigkeiten sie beim Übergang vom Dialekt zum hochdeutschen Standard zu kämpfen hatten, und welche Fehler die Lehrkräfte bei ihnen oder ihren Klassenkameraden identifizierten und korrigierten. Es sind in vielen Fällen sprachliche Merkmale, die sowohl den Dialekt ihrer Kindheit als auch den hochdeutschbasierten Regiolekt kennzeichneten, den sie unter Umständen schon vor der Schule von den Eltern vermittelt bekommen hatten. Die Probleme beim Hochdeutscherwerb, die aus den jeweiligen Erstsprachen resultierten, waren bei

alteingesessenen Mecklenburgern selbstverständlich anders gelagert als bei den zugewanderten Vertriebenen.

Die am häufigsten genannte Sprachschwierigkeit beim Erlernen des Hochdeutschen ist bei den Alteingesessenen die Unterscheidung von Dativ und Akkusativ.⁴³³ Wie Frau 35 (1927 A, BI: 105) sagen auch vier weitere Gewährspersonen, schwierig zu lernen sei „vor allem das *mir* und das *mich*“ gewesen. Und die alteingesessenen Schulanfänger haben wie Herr 45 (1931 A, BI 1: 85–86) zum Teil noch lange mit diesem Problem zu tun gehabt. „Wie gesagt als ich zur Schule kam ich kann mich da noch einigermaßen erinnern ich hatte auch in der dritten und vierten Klasse Schwierigkeiten mit dem dritten und vierten Fall ja. Weiß ich noch Doktor [Name] in der vierten Klasse.“ Als weiterer Interferenzfehler aus der niederdeutschen Erstsprache, der offenbar häufiger im Lernerhochdeutsch der mecklenburgischen Schüler vorkam, wird die *gehen*-plus-Infinitiv-Konstruktion zur Kennzeichnung der inchoativen Aktionsart genannt. Herr 42 (1924 A, SP: 271) hat offensichtlich schon in der Schule eingeschärft bekommen, im Hochdeutschen diese Konstruktion zu vermeiden. „Da war unser Lehrer in der Schule schon so scharf drauf auf das *sie gehen da sitzen*. Das kommt aus dem Plattdeutschen.“ Frau 12 (1935 A, SP 1: 117) dagegen begründet es mit der Lautverschiebung gegenüber dem gewohnten Niederdeutsch, warum ihr es „sehr schwer“ gefallen ist, Hochdeutsch zu lernen: „Ich konnte zum Beispiel nicht begreifen warum das *Blumenstrauß* heißt. Wir sagen doch umgekehrt wir sagen ‚Blaumenstruß‘ ne. Also das war schwer.“

Generell war es vor allem für frühkindlich monolingual im Niederdeutschen sozialisierte Kinder offenbar schwierig, Hochdeutsch und Niederdeutsch im Gebrauch strikt und dauerhaft auseinanderzuhalten. Insgesamt fünf Gewährspersonen berichten davon, dass die klare sprachliche Abgrenzung vom Niederdeutschen eines der großen Probleme beim Hochdeutشلernen war, bei dem auch die Lehrenden immer wieder intervenierten, „weil wir eben immer wieder ins Plattdeutsche verfielen. Es war dings da das war ... für die Lehrer muss das furchtbar gewesen sein. Denn

433 Die Verwechslung der Kasus ist generell der „prototypische Fehler“, der nach Ansicht der Zeitzeugen mangelhafte Hochdeutschkompetenzen von Niederdeutschsprechern kennzeichnet, vgl. 5.2.3.

die Lehrer mussten ja ständig korrigieren.“ (Herr 33, 1923 A, SP: 104). Kontaktphänomene mit dem Niederdeutschen beeinträchtigten natürlich nicht nur den standardgemäßen mündlichen Sprachgebrauch, sondern auch die in der Schule eingeübte hochdeutsche Schriftlichkeit. Frau 38 (1937 V, SP 2: 57–58) beobachtete dies bei einigen mecklenburgischen Klassenkameraden in Satow,

die auch schon vom Elternhaus her plattdeutsch sprachen. Dann haben die in der Schule schlecht schreiben können sage ich mal. Die haben viele viele Sätze falsch geschrieben wail's dor immer Plattdüütsch mit vermengt hemm und so ne. Dann haben die kein gutes Deutsch ... also in Aufsätzen und so da waren viele Fehler.

Codeswitching und Codemixing mit dem Niederdeutschen wurden von Lehrkräften als sprachliche „Fehler“ sanktioniert und von den Schülern ebenfalls als „schlechtes Deutsch“ internalisiert, die der Durchsetzung einer normgerechten Hochdeutschkompetenz in Wort und Schrift im Wege standen.

Bei den Vertriebenen der Vorkriegsgeneration lagen die sprachlichen Schwierigkeiten beim Erlernen der hochdeutschen Standardsprache offenbar hauptsächlich auf der lautlichen Ebene bzw. im Problembereich der Laut-Buchstaben-Korrespondenz. Rechtschreib- und Ausspracheprobleme stehen in ihren Schulerfahrungen stark im Vordergrund. Von vier Gewährspersonen werden hier speziell Orthographieschwierigkeiten genannt, die sich aus der binnenhochdeutschen Konsonantenschwächung ergaben, die für die meisten Dialekte und Regiolekte der südöstlichen Vertriebungsgebiete kennzeichnend waren.⁴³⁴ „Weil das D und das T das war ein himmelweiter Unterschied [zum Standarddeutschen]. Wir haben alles weich ... in unserer Mundart wurde es weich ausgesprochen“, sagt der aus Böhmen stammende Herr 10 (1939 V, SP 1: 204). Die Aufhebung der Opposition zwischen Fortis- und Lenisplosiven in ihren Herkunftsvarietäten stellte die Schulkinder beim Erwerb der Standardorthographie vor schwer lösbare Zweifelsfälle. „Da hast du doch überlegt wenn irgendwie Diktat geschrieben wurde. Es wurde diktiert. ‚Mensch Donnerwetter! Wird das

434 Zur regionalen Verbreitung der binnenhochdeutschen Konsonantenschwächung in süddeutschen Dialektgebieten vor 1945 vgl. König / Elspaß / Möller (2015: 148–149).

nun weich oder oder ist das ein hartes T oder weich?“ (SP: 208). Auch Frau Frau 22 (1934 V, BI 1: 65–66) hatte in der Schule noch lange Zeit „die größten Schwierigkeiten mit D und T“:

Nein ich habe es nicht gehört. Ich habe den Unterschied ... ich habe das immer falsch geschrieben. Und das hat lange gedauert bis ich das kapiert habe. Bis ich ... nein das habe ich nicht kapiert da hat sich nachher quasi so ergeben glaube ich. Auf jeden Fall haben meine Eltern immer gesagt ‚mein Gott Kind was machst du bloß!‘.⁴³⁵

Zwei weitere Gewährsleute geben als Beispiele für Schwierigkeiten, mit denen sie sich beim Erlernen des Standarddeutschen auseinandersetzen mussten, den lautlichen Zusammenfall von „*mir* und *wir*“ (Herr 10, 1939 V, SP 1: 207) in ihren Herkunftsvarietäten an.⁴³⁶ Frau 14 (1936 V, SP 1: 91) führt unter anderem diese Standardabweichung als Beleg dafür an, dass in der Schule „die Kinder es teilweise schwer hatten die nur im Dialekt aufgewachsen waren ne.“ „Bei uns im Dialekt“ erklärt sie, „gab es ja kein *mir* kein *wir* kein *mir*. Wir haben entweder ‚ge ma ge ma halt hin‘. ‚Ge ma halt hin‘ ne.“

Andere Vertriebene sehen ihre Schwierigkeiten beim Erwerb eines standardgemäßen Hochdeutsch vor allem auf der Ebene des „Akzents“ (Herr 8, 1934 V, BI: 91) oder der „Aussprache“. Frau 29 (1930 V, SP: 148, 158) aus Nordböhmen veranschaulicht am Beispiel ihres Schulfreundes, welche Phänomene einer regional geprägten Aussprache im Unterricht als phonetische Standardabweichungen aufgefasst wurden, die zu korrigieren waren. Ihre Lehrer hätten in ihrer Schulzeit vor 1945 „nie“ Dialekt gesprochen und „ganz viel“ Wert auf die richtige Aussprache gelegt. „Ich hatte einen Schul... einen Schulfreund. Und wenn der Gedichte aufsagen musste dann hat er gesagt ‚der Kenig‘ hat er immer gesagt statt ‚König‘. Und das musste

435 Auch nach Karstädt (1925: 48) ergeben sich aus der Konsonantenschwächung besonders schwerwiegende sprachdidaktische Probleme für die Schule der Vorkriegszeit: „Die stimmlosen Verschlusslaute Mittel- und Süddeutschlands b, d, g bieten der Schule die größten, ja wie’s scheint, unüberwindliche Schwierigkeiten.“

436 Die sehr klare Nord-Süd-Trennung des Gebrauchs von *wir* und *mir* als Pronomen der 1. Person Plural in den deutschen Umgangssprachen zeigt sehr schön die entsprechende Karte in Eichhoff (2 1978: 120).

er dann x mal sagen ne.“ (Frau 29, 1930 V, SP: 154). Hier wurde also versucht, durch ständig wiederholtes „Üben“ die für böhmische und schlesische Dialekte und Regiolekte kennzeichnende Entrundung der gerundeten Vordervokale aus dem angestrebten orthoepischen Schulhochdeutsch zu tilgen.⁴³⁷ Sowohl die vor dem Krieg geborenen Alteingesessenen als auch die gleichaltrigen Vertriebenen hatten es in ihrer Schulzeit beim Erwerb der hochdeutschen Standardsprache häufig mit Lernproblemen zu tun, die sich aus Interferenzphänomenen mit den jeweiligen Dialekten oder Regiolekten ergaben, die ihre frühen Kindheiten meist noch dominiert hatten.

Wenden wir uns nun den nach 1950 geborenen Nachkommen von Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen zu. Was erzählen sie über Schwierigkeiten beim Erwerb des Standarddeutschen während ihrer Schulzeit? Bei der Durchsicht der entsprechenden Interviews fällt auf, dass Berichte über Sprachschwierigkeiten im Schulunterricht gegenüber den Erzählungen der Elterngeneration insgesamt erheblich seltener werden. In den Zeitzeugenberichten der Vorkriegsgeneration waren es nicht nur sehr viele der Gewährspersonen selbst, die ihren Hochdeutscherwerb als problematisch erinnern, sondern sie schrieben auch größeren Gruppen von Schulkameraden Spracherwerbsprobleme zu: den „Dorfkindern“ beispielsweise oder mehr oder weniger allen Kindern, die von Hause aus dialektal aufgewachsen waren. Aus den Schulzeiten der 1950er Jahre werden dagegen fast nur Einzelfälle genannt, bei denen es vergleichbare Sprachschwierigkeiten in der Schule gab.

Herr 58 (1950 AA, SP 1: 53, 54) beispielsweise erinnert sich nur an zwei „Buurnkinner“, die in seiner Schwaaner Schulzeit der 1950er Jahre mit hochdeutschen Sprachproblemen zu kämpfen hatten. Ein Klassenkamerad, der „gor nich hochdüütsch“ konnte und „sine Schwierigkeiten

437 „In *Mitteldeutschland*“, stellt auch Karstädt (1925: 47) fest, „haben die Schulen heftig gegen die unreinen Selbstlaute \bar{e} statt \bar{o} , i statt \bar{u} und ei statt eu zu kämpfen, auch in den Städten.“ Die regionale Verbreitung der Entrundung im südlichen deutschen Dialektraum vor 1945 veranschaulicht die Karte in König / Elspaß / Möller (2015: 148). Ebd. (S. 149) wird außerdem darauf hingewiesen, dass die Entrundung kaum in die hochdeutschen Schriftlichkeit Eingang fand und so auch „Fehlschreibungen“ nach sich ziehen konnte, „in denen gerundete und ungerundete Vokale verwechselt werden“.

dormit“ hatte, „und denn hemm wi denn ok noch n Mädél ok noch hat dei ... wo dat genauso wir“. Die zwei Jahre später ebenfalls in Schwaan eingeschulte Frau 60 (1952 VV, SP 1: 191) erzählt, sie hatten „einen einen in der Klasse der der hatte Schwierigkeiten. Der ... da wurde zu Hause wohl nur Platt gesprochen.“ Ein auffallender Einzelfall war offenbar auch der eine Schüler in der Heiligenhäger Schulklasse des älteren Bruders von Frau 85 (1954 AA, SP 1: 71), „dei künn überhaupt nich hochdüütsch räden. Dei het blouß pr... platt sproken und dei harr so sine Schwierigkeiten“. Herr 68 (1952 VV, SP: 251), der – für Vertriebenenfamilien seiner Zeit schon ganz außergewöhnlich – noch monolingual im Herkunftsdialekt seiner Eltern sozialisiert wurde, ist der einzige meiner Zeitzeugen aus der Nachkriegsgeneration überhaupt, der von eigenen Schwierigkeiten beim Erlernen des Hochdeutschen in der Schule erzählt. Ähnlich wie in der Zeit vor 1945 waren es auch in der Nachkriegszeit vor allem Kinder, die in früher Kindheit nur im Dialekt aufgewachsen waren, die in der Schule Mühe mit dem Erwerb des Hochdeutsche hatten. Derartige Sprachbiographien wurde aber schon in den 1950er Jahren nur noch als Ausnahmefälle wahrgenommen und waren offensichtlich deutlich seltener anzutreffen als noch in der Vorkriegszeit (vgl. 3.1.1).

Die seltenen Spracherwerbsprobleme alteingesessener Schulkinder lagen in den 1950er Jahren den Zeitzeugenberichten zufolge im Standarddeutschen im Bereich „Grammatik Rechtschreibung“ (Herr 50, 1950 VV, BI: 27). Ihnen musste beim Diktat geholfen werden (Herr 58, 1950 AA, SP 1: 54) oder es kam ihnen beim Hochdeutschsprechen das Niederdeutsche „immer mal so dazwischen“ (Frau 60, 1952 VV, SP 1: 193). Der im karpatendeutschen Herkunftsdialekt aufgewachsene Herr 68 (1952 VV, SP: 250–251) hatte beim Erlernen der Standardorthographie wie schon viele Vertriebenen der Vorkriegszeit mit den Interferenzwirkungen der binnenhochdeutschen Konsonantenschwächung zu kämpfen. Schwergewallen ist ihm in der Schule „die Rechtschreibung vor allen Dingen. Wenn wir ... zu Hause sagen wir zu *Brot* zum *Brot* sagen wir ‚Prot‘. Also habe ich ‚Prot‘ geschrieben. Ja da war natürlich alles verkehrt.“ Er beschreibt eindrücklich seine als Kind empfundene Ratlosigkeit angesichts der in der Schulzeit aufeinandertreffenden dialektalen und standarddeutschen Sprachwelten: „Und das ist ist doch so wenn du ... In der Schule lernst du das dann

kommst du nach Hause da sprichst du ganz anders. Da siehst du nachher gar nicht mehr durch.“ (SP: 253–254).

In den 1960er Jahren hatte sich die Sprachsituation in den mecklenburgischen Schulen offenbar noch weiter verändert. Keine meiner Gewährspersonen, die in die 1960er Jahren oder später eingeschult wurden, erzählt mir noch, dass ihnen das Erlernen der Standardsprache in der Schule irgendwelche Mühen gekostet hat. Sieben Zeitzeugen dieser Alterskohorte habe ich im Interview explizit gefragt, ob sie sich an andere Schulkameraden erinnern können, denen der Erwerb der Standardsprache in der Schule schwer gefallen ist. Die Antworten waren durchweg und dezidiert negativ wie etwa bei Herrn 59 (1961 VV, SP 1: 154):

Nein gar nicht gar nicht. Gar nicht überhaupt nicht. Bei uns bei mir in der Klasse überhaupt nicht. Also ich wüsste auch nicht sonst irgendwie Schüler. Ist mir keiner in Erinnerung der irgendwie Schwierigkeiten ... hatten mit dem Hochdeutsch ... der Platt gesprochen hat oder viel platt gesprochen hat.

In den Zeitzeugenberichten über Schwierigkeiten, in der Schule die hochdeutsche Standardsprache zu erlernen, zeichnet sich also eine deutliche zeitliche Entwicklung ab. Aus der Zeit vor 1945 berichten noch mehr als drei Viertel aller befragten Alteingesessenen und fast die Hälfte aller später Vertriebenen, dass sie oder ihre Schulkameraden in der Schule mit Sprachproblemen zu kämpfen hatten. Dies ist vor allem darin begründet, dass viele Kinder in der Vorkriegsgeneration vor dem Eintritt in die Schule noch monolingual im Dialekt sozialisiert worden waren. In der Schule wurden sie mit einer Instanz der Vermittlung und Sanktionierung von Sprachnormen konfrontiert, die sprachdidaktisch auch in der Zeit nach den vergleichsweise dialektfreundlichen Schulerlassen in der Zielperspektive strikt auf die Beherrschung der hochdeutschen Standardsprache in Wort und Schrift ausgerichtet war. Selbst wenn einige Lehrkräfte bis in die ersten Nachkriegsjahre hinein den Dialekt im Sinne der preußischen Erlasse mitunter als „ein wertvolles Hilfsmittel bei der Einführung des jungen Geschlechts in die Schriftsprache“ einsetzen,⁴³⁸ markierte der Eintritt in die Schule für

438 Erlass der Preußischen Unterrichtsverwaltung vom Mai 1922, zitiert nach Karstädt (1925: VI). Vgl. zur schulischen Unterrichtspraxis die Abschnitte 3.1.4 und 5.1.3.

sehr viele Kinder einen einschneidenden und oft als problematisch empfundenen Übergang in einen Kommunikationsraum, der ihrem frühkindlichen Sprachalltag ganz oder weitgehend fremd war. Sehr vielen Angehörigen der Vorkriegsgeneration wurde die hochdeutsche Standardsprache erstmals in der Schule und dort regelrecht als eine Fremdsprache vermittelt.

Auch wenn der Deutschunterricht an den Schulen der DDR seit den 1950er Jahren bis in die späten 1970er Jahre noch rigider als zuvor auf die flächendeckende Durchsetzung normgerechter Sprachkompetenzen in der Standardsprache fokussiert war, nehmen die Zeitzeugenberichte über Sprachprobleme in der Schule gegenüber der Zeit vor 1945 quantitativ deutlich ab. Lernprobleme mit dem Hochdeutschen werden aus den mecklenburgischen Schulen der 1950er Jahre lediglich vereinzelt berichtet und im Schulumfeld der Zeitzeugen nur noch als bemerkenswerte Ausnahmefälle wahrgenommen. Die Zahl der Schulanfänger, die monolingual im Dialekt aufgewachsen waren, hatte gegenüber der Vorkriegsgeneration ganz erheblich abgenommen und der Deutschunterricht konnte nun offenbar in den allermeisten Fällen bereits auf Vorkenntnisse im Hochdeutschen aufbauen. In den 1960er und 1970er Jahren musste die hochdeutsche Standardsprache meinen Interviewpartnerinnen und -partnern zufolge dann gar nicht mehr als eine schulische Fremdsprache vermittelt werden. Von grundlegenden sprachlichen Problemen mit dem Erwerb des schulischen Hochdeutsch berichtet für diese Zeit niemand mehr.

5.1.3 *„War Fehler und man hat gebüffelt und hat dann die Präpositionen dann eingebläut gekriegt“* – Verfahren der gesteuerten Vermittlung des Standarddeutschen durch Lehrer und Eltern und Lernstrategien auf Seiten der Schüler

„[Vorname] ist ein guter Schüler, nur er spricht Platt“, steht in der schriftlichen Gesamtbeurteilung der Schulleistungen von Herrn 33 (1923 A), die er in der ersten Klasse von seinem Lehrer bekommen hat und bis heute aufbewahrt. „Wir waren Hochdeutsch nicht gewohnt“, kommentiert Herr 33 (1923 A, BI 1: 59) diese denkwürdige Beurteilung, die ein Schlaglicht auf die Sprachverhältnisse an mecklenburgischen Schulen in den Jahrzehnten vor dem Zweiten Weltkrieg legt. Wir haben im vorangehenden Abschnitt 5.1.2 gesehen, dass unter diesen Verhältnissen der Eintritt in

die Schule, die als staatliche Bildungsinstitution auf die Vermittlung des hochdeutschen Standards verpflichtet war, vielfach mit großen sprachlichen „Schwierigkeiten“ verbunden war. Von solchen Problemen mit dem Erwerb des Standarddeutschen in der Schule berichten vor allem die Angehörigen der Vorkriegsgeneration, selten auch noch Befragte, die in den 1950er Jahren ihre Schullaufbahn begannen. In dieser Hinsicht glichen sich die Schulerfahrungen vieler Alteingesessenen und vieler Vertriebenen und ihrer Nachkommen. Wie gingen nun die Lehrkräfte, wie gingen die Schüler selbst mit diesen „schwierigen“ Sprachverhältnissen um, die daraus resultierten, dass bis in die 1950er Jahre ein mehr oder weniger großer Teil der Erstklässler einsprachig dialektal aufgewachsen war bzw. in manchen Fällen (zusätzlich) vorschulisch ein wahrscheinlich recht standardfernes Hochdeutsch gelernt hatte?

Ich habe in den Interviews die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nicht gezielt nach den Unterrichtsmethoden ihrer Lehrer und nach ihren eigenen Lernstrategien gefragt. Allerdings kamen wir gesprächsweise bei der Erörterung der Sprachverhältnisse an den Schulen immer wieder auf diese Themenkreise zu sprechen, sodass hier doch ein gewisses, die Einzelbiographie übergreifendes Bild vom didaktischen und lernerischen Umgang mit dem „schwierigen“ Hochdeutsch entsteht. Ich möchte dieses Bild hier in seinen wichtigsten Zügen nachzeichnen.

Hören wir zunächst, was die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen über die Hochdeutschdidaktik ihrer Lehrer berichten. Im Abschnitt 3.1.4 hatten wir gesehen, dass in der Zeit vor 1945 an mecklenburgischen Schulen im Deutsch- und Musikunterricht nicht nur niederdeutsche Texte und Lieder gelegentlich als Unterrichtsgegenstand behandelt wurden, sondern dass das Niederdeutsche in den ersten Klassenstufen in selteneren Fällen auch als Unterrichtssprache eingesetzt worden ist. Zwei meiner Gewährspersonen schildern etwas detaillierter, wie der primärsprachlich erworbene Dialekt der Schulkinder von den Lehrern in einer Übergangsphase genutzt wurde, um an das standardgemäße Hochdeutsch heranzuführen. Herr 42 (1924 A, SP: 99, 100) hat Hochdeutsch erst in der Schule gelernt von seinem Dorfschullehrer, „der konnte auch Plattdeutsch sehr gut. Auch Hochdeutsch sehr gut“. Dieser Lehrer nutzte das Niederdeutsche offenbar systematisch als sprachliche Ausgangsbasis, um die Zielsprache Hochdeutsch auf dem Wege des übersetzerischen Sprachvergleichs zu vermitteln. „Der hat dann

auf Platt ... ‚ja‘ der secht er denn. Dei wir ja maist dorbi anfangen ‚œwer wi seggen nu nich mir so wi seggen nu auf Hochdeutsch‘. Alle auf Hochdeutsch haben gesagt. Und so hat sich das langsam eingebügelt.“ Er habe das Niederdeutsche im Unterricht keinesfalls grundsätzlich abgelehnt.

Das das wäre ja nichts geworden. So ganz allmählich ‚So‘ secht er. ‚Jetzt ist Schluss. Jetzt ist Pause. Wie heißt das auf Hochdeutsch?‘ [...] So ungefähr ja. Und nachher in den anderen Klassen nachher wenn wir in den dritten ... dann konnten wir dann alle schon Hochdeutsch. Da mussten wir auch schreiben. (SP: 102)

In ähnlicher Weise haben offenbar auch manche Lehrer in den Vertreibungsgebieten ihren Schulkindern den hochdeutschen Standard über die Brückensprache des primärsprachlich erworbenen Dialekts „langsam eingebügelt“. Herr 26 (1925 V, SP: 106) räumt ein, dass es ihm in den „ersten zwei Klassen“ noch schwer gefallen ist, das standardgemäÙe Hochdeutsch zu lernen.

BloÙ es war ja so gewesen der Lehrer ne der hat ja mit uns auch wieder also geböhmakelt ne ne. Wenn er uns aufgerufen hat und so ne dann hat der nur Dialekt gesprochen [...] Aber dann die dritte Klasse so dann mussten wir nur Hochdeutsch sprechen ne. (SP: 106, 108)

In der Zeit vor 1945 ist der Dialekt, den viele Kinder damals noch als frühkindliche Erstsprache erworben hatten, von manchen Lehrern ganz im Geist der preußischen Richtlinien von 1922 als „ein wertvolles Hilfsmittel bei der Einführung des jungen Geschlechts in die Schriftsprache“⁴³⁹ eingesetzt worden.

Allerdings scheint diese Einbeziehung des erstsprachlichen Dialekts bei der Vermittlung des Standardhochdeutschen auch vor 1945 eher die Ausnahme gewesen zu sein. Jedenfalls berichten die weitaus meisten meiner Gewährspersonen der Vorkriegsgeneration, dass die hochdeutsche Standardsprache in ihrer Grundschulzeit nicht nur Zielsprache, sondern die alleinige Unterrichtssprache gewesen sei. Hier markierte der Eintritt in die Schule, wie in 5.1.2 dargestellt, für viele Kinder einen Einschnitt in ihrer Sprachbiographie und einen abrupten Übergang in einen einsprachig hochdeutschen Kommunikationsraum, der mit seinen sprachlichen

439 „Neuer ErlaÙ der Preußischen Unterrichtsverwaltung zur Pflege der Mundarten“ vom Mai 1922, zit. nach Karstädt (1925: VI).

Anforderungen oft als „schwierig“ und emotional belastend empfunden wurde. In der großen Mehrheit haben die Lehrkräfte offenbar schon vor 1945 mit ihren Schülerinnen und Schülern von Anfang an ausschließlich Hochdeutsch gesprochen, obwohl sie den Dialekt der Kinder durchaus selbst beherrscht haben. Aus seiner Schulzeit in Böhmen erinnert sich der zum Beispiel Herr 13 (1935 V, SP 1: 99), es habe geheißen, „jetzt musst du nach der Schreibe reden.“ Auf meine spätere Nachfrage, ob in der Schule ausschließlich Hochdeutsch gesprochen wurde, bekräftigt er, „das war Satzung. In der Schule wurde Hochdeutsch gesprochen.“ (SP 1: 142). Der Grundschullehrer von Herrn 78 (1934 A, SP: 133, 135) ist „ouk n Plattdüütschen wäst“, trotzdem war sein Unterricht „auf Hochdeutsch alles“. Daher bedeutete der Schulbeginn für ihn wie für seine Klassenkameraden vom Dorf einen „Wechsel von Platt auf Hochdeutsch“. Herr 78 interpretiert die ausschließliche Verwendung des Hochdeutschen im Unterricht im Rückblick etwa im Sinne des sprachpädagogischen Immersionsprinzips als bewusst gewählte Methode der Sprachvermittlung. Sein Lehrer „hat immer hochdeutsch damit wir es besser lernen. So sehe ich das heute.“ (SP: 131).

Da vielen Schulanfängern der jähe Wechsel von ihrer dialektalen Alltagssprache zur standarddeutschen Unterrichtssprache erwartungsgemäß anfangs schwer fiel, fanden die Lehrer als Normautoritäten im Unterrichtsgespräch vielfältige Anlässe für sprachliche Korrekturen. Manche von ihnen scheinen bei jedem standardabweichenden Sprachgebrauch sogleich normierend interveniert zu haben. Herr 27 (1929 V, SP: 109) erzählt von dem Lehrer in seiner Grundschule in Nordböhmen, „er konnte auch perfekt Mundart sprechen hat er aber nie gemacht in unserer Gegenwart in unserer Gegenwart.“

Und hat uns also häufig korrigieren müssen. ‚Das heißt nicht mehr so das heißt so. Und so müsst ihr es auch so schreiben.‘ Und dann mussten wir es eben auch so schreiben [sic]. Und so so so langsam haben wir ... musste jeder der eine einen Dialekt sprach das lernen ne lernen. (SP: 109)

Eine entsprechende Erinnerung hat auch Herr 33 (1923 A, SP: 104) an seine Schulzeit im mecklenburgischen Schwaan. Auch seine Lehrer haben in der Schule nie Dialekt geredet, da die Schüler aber „immer wieder ins Plattdeutsche verfielen“, haben sie offenbar entsprechend häufig korrigierend

eingegriffen. „Das war ... für die Lehrer muss das auch furchtbar gewesen sein. Denn die Lehrer mussten ja ständig korrigieren.“

Die Art, wie die sprachlichen Normabweichungen im Unterrichtsgespräch sanktioniert wurden, hing, wie nicht anders zu erwarten, stark von der Person der Lehrerin oder des Lehrers ab. Acht Gewährspersonen, die ich direkt gefragt habe, ob man für den Gebrauch des Dialekts im Unterricht zurechtgewiesen oder ausgeschimpft wurde, verneinten diese Frage. „Nein nein geschimpft wurde nicht aber wurde hier drauf hingewiesen ne.“ (Herr 26, 1925 V, SP: 110). Andere Gewährspersonen erzählen aber auch, dass man vom Lehrer „mächtig Anschiss bekommen habe“ (Herr 64, 1936 A, SP: 120), wenn man im Unterricht Dialekt gesprochen habe. Noch aus der Nachkriegszeit berichtet Herr 71 (1952 AA, SP: 113), sein Lehrer sei zwar ein „alter Mecklenburger“ gewesen, habe im Unterricht aber „nie auf Platt [gesprochen]. Immer gradeaus. Der stand da mit seinem Rohrstock und dann ging es ...“ „Da war nichts irgendwie dass man da auch gesagt hat Platt oder so. Nein. Es gab nur diese Linie Hochdeutsch und ...“ (SP: 116).

Während im Unterricht also je nach der jeweiligen Lehrkraft auf Abweichungen vom standardgemäßen Hochdeutsch nachsichtig reagiert wurde oder solche Normverstöße mitunter auch sehr rigide geahndet wurden, schlugen sich die Schwierigkeiten der Schulkinder mit dem Standarddeutschen natürlich letztlich in der Bewertung ihrer Leistungen nieder. Nach Herrn 77 (1937 A, BI: 57) hatten in der Nachkriegszeit die vielen „Flüchtlinge“ im Dorf ebenso wie er selbst sprachliche Probleme „mit der hochdeutschen Schule“. „Die mussten sich allmählich an an der ... ans Hochdeutsche ge... gewöhnen ne. Man hatte ja in der Schule Nachteile ne. Das war mit mir ja auch so ne. *Mir* und *mich* das konnte ich sowieso nicht unterhalten [meint: auseinanderhalten].“ Die Standardabweichungen, die die niederdeutsch sozialisierten Schulkinder in ihren Aufsätzen produzierten, galten aus der Sicht der Lehrer und vieler Mitschüler im Sinne der schulischen Normensanktionierung als „kein gutes Deutsch“ und wurden als „viele Fehler“ verbucht (Frau 38, 1937 V, SP 2: 58). Noch bei Herrn 68 (1952 VV, BI: 315) hat sich die Primärsozialisation im karpatendeutschen Dialekt seiner Familie in der Schule in schlechten Zensuren niedergeschlagen. Zu Hause, erzählt er, „da gab es kein Hochdeutsch für uns“:

Deshalb hatte ich auch in der Schule Schwierigkeiten wo ich zur Schule kam. Plötzlich musste ich hochdeutsch schreiben und zu Hause haben wir zu *Apfel* haben wir ‚Oppel‘ gesagt. Na ja und dann habe ich auch manchmal ‚Oppel Ooppel‘ geschrieben und schon habe ich die Fünf oder Sechs oder was es damals schon gab. Nein Sechsen gab es noch nicht aber ... also ich hatte es ganz schwer. So das Deutsche in der Schule fiel mir unwahrscheinlich schwer. (BI: 315–317).

Sein Lehrer – „der Dussel“ – brachte offensichtlich kein Verständnis dafür auf, dass sein Schüler wegen seines spezifischen familiären Sprachumfeldes „natürlich alles verkehrt“ schrieb (SP: 251).

Wie wurde nun auf Seiten der Schülerinnen und Schüler mit den großen sprachlichen Anforderungen umgegangen, die die mehr oder weniger rigide sanktionierte Vermittlung der hochdeutschen Standardsprache für viele von ihnen mit sich brachte? Zwei Gewährspersonen erzählen etwas genauer darüber, dass die schulischen Anforderungen sie dazu motiviert hätten, ihren bisher gewohnten Sprachgebrauch in fokussiertem und intensivem Selbststudium der hochdeutschen Standardsprache anzunähern. Frau 28 (1936 V, SP: 220) hat sich gegen den Widerstand ihrer Eltern, die auch in Mecklenburg am familiären Herkunftsdiaklekt festhielten, um eine standardgemäße Aussprache bemüht. „Ich habe gesagt ich möchte erstmal die ... ja richtig Deutsch lernen. Die Aussprache richtig.“ Auf meine Nachfrage, ob sie die standardgemäße Aussprache regelrecht „trainiert“ habe, bestätigt sie, „ja ich habe geübt. Ja das weiß ich.“ (SP: 222). Und Herr 45 (1931 A, BI 1: 98) erzählt, welche Mühe er sich gegeben hat, um die Schwierigkeiten, die ihm die hochdeutschen Kasus bis in die vierte Klasse hinein bereiteten, auszugleichen:

War Fehler und man hat gebüffelt und hat dann die Präpositionen dann eingeblät gekriegt. Die habe ich dann auf dem Schulweg per Fahrrad 15 Kilometer geübt immer nochmal ne. Dann konnte ich bei einigen Verben das nicht begreifen wieso muss das ... muss *fragen* mit dem vierten Fall im Akkusativ stehen. Das war mir unklar warum ne.

Für die im Dialekt sozialisierten Kinder erforderte der Erwerb des schulisch vermittelten Standarddeutschen zum Teil einen erheblichen Lernaufwand.

Aber etliche Gewährspersonen standen nicht allein vor den sprachlichen Anforderungen der Schule, sondern bekamen beim Erlernen des hochdeutschen Standards Unterstützung durch ihre Familien. Bei Frau 14 (1936 V, SP 2: 106–107) war es der ältere Bruder, der ihr geholfen hat, ihre großen

Defizite in der Rechtschreibung auszugleichen. Ihre vielen Fehler im Diktat hätten beinahe dazu geführt, dass sie nach der schulischen Aufnahmeprüfung in Mecklenburg eine Klassenstufe zurückgesetzt worden wäre.

Und dann musste mein Bruder mit mir üben auf Zeitungsrändern. Und ja da hat er 14 Tage lang hat er mich aber tüchtig getriezt. [...] Und da musste ich Sachen schreiben die ich noch nie gehört hatte. [...] Na ja und na ja und so und dann das nächste Diktat war nachher null Fehler. Dadurch habe ich Glück gehabt.

Dem Vernehmen nach haben insbesondere Mütter den schulischen Hochdeutscherwerb ihrer Kinder mitunter langfristig unterstützend gefördert. So erzählt Herr 33 (1923 A, SP: 75) von der sprachlichen Betreuung und Überwachung seiner Hausaufgaben durch die Mutter. Obwohl er in seiner frühen Kindheit in einem ausschließlich niederdeutschen Familienumfeld aufgewachsen ist, konnte seine Mutter auch „ein sehr sehr gutes Deutsch“ und hat mit dieser Sprachkompetenz ihre Söhne in deren Schulzeit

sehr unterstützt und sehr geholfen im Hochdeutschen in dem ... wenn wir die Schularbeiten machen mussten. Und bei uns war eine strenge Sitte. Von der Schule kommen Mittag essen und Schularbeiten und dann raus und spielen. Und während der Zeit wo wir die Schularbeiten gemacht haben hat Mutter als Pate da gestanden und hat kontrolliert was wir machen. Aber nur in Hochdeutsch. (SP: 75–76)

Familienmitglieder – und hier offenbar in der Hauptsache die Mütter – machten sich mitunter das Spracherziehungsziel der Schule zu eigen und unterstützten von ihrer Seite den Erwerb der hochdeutschen Standardsprache bei ihren Kindern. Sie übernahmen damit im privaten Umfeld gleichsam als Sprach-„Paten“ die sprachvermittelnde und kontrollierende Rolle der schulischen Normautoritäten und verlängerten auf diese Weise das institutionell organisierte Sprachmanagement der staatlichen Bildungspolitik in den privaten Kommunikationsraum der Familie hinein.

Ich habe in Abschnitt 5.1.1 gezeigt, dass schon in der Vorkriegszeit eine Reihe von Eltern bereits vor dem Schuleintritt ihrer Kinder bewusst mit der Vermittlung der hochdeutschen Standardsprache begann und somit aktiv einen Bruch mit der dialektalen Familiensprache herbeiführte. Die Einschulung ihrer Kinder hat offenbar weitere Eltern dazu veranlasst, sich auch persönlich für die Vermittlung der hochdeutschen Standardsprache an den Nachwuchs unterstützend einzusetzen. Die Vermittlung standarddeutscher Sprachkompetenzen war schon in den Jahrzehnten vor

dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr allein ein Erziehungsprojekt staatlicher Einrichtungen, sondern wurde von zunehmend breiteren Teilen der Bevölkerung in Eigeninitiative getragen. Bis in die 1960er Jahre hatte sich die elterliche Hochdeutschvermittlung schließlich soweit durchgesetzt, dass der Schulunterricht in Mecklenburg bei Beginn in aller Regel auf vorschulisch erworbene Basiskompetenzen in der Standardsprache aufbauen konnte.

Nicht alle Eltern waren freilich in der Lage, ihre Kinder beim Erwerb der hochdeutschen Standardsprache unterstützen, weil sie die Varietät selbst nicht oder nicht voll beherrschten. Vor allem bei den Eltern, deren Kinder in der Vorkriegszeit eingeschult wurden, konnten keineswegs selbstverständlich ausgebaute Kenntnisse der hochdeutschen Standardsprache vorausgesetzt werden. Frau 11 (1937 V, SP 1: 260) erzählt aus ihrer in Böhmen begonnenen und in Mecklenburg fortgesetzten Schulzeit, sie habe es „ein bisschen“ schwer gehabt, die hochdeutsche Standardsprache zu lernen. Sie und ihr jüngerer Bruder standen vor diesen Schulschwierigkeiten aber allein, weil ihre Eltern nur den Herkunftsdiialekt sprachen. „Unsere Eltern haben immer nur gesagt ‚passt auf! Wir können euch nicht helfen. Passt schön auf.“ Die 1935 in Mecklenburg geborene Frau von Herrn 20 (1932 A) berichtet von dem gut gemeinten Versuch ihres Vaters, sie beim Einüben des Hochdeutschen zu unterstützen. Sie ging seit dem zwölften Lebensjahr in eine Schule in der Stadt, lebte dort in einer Pension und hatte mit ihren Eltern über lange Zeiträume nur telefonisch Kontakt. Im Hochdeutschen fühlte sie sich selbst in der fünften Klasse noch sehr unsicher.

Und da hatte mein Vater zu mir gesagt wahrscheinlich um das auch besser zu üben ‚am Telefon sprichst du Hochdeutsch mit mir.‘ Das ging gar nicht. Erstmal habe ich mich halb kaputt gelacht dabei. Und da kam auch so ein so ein so ein Gemähre dann raus. Ich sage ‚Papa‘ sage ich ‚das kann ich nicht. Das geht überhaupt nicht.‘⁴⁴⁰

Die spracherzieherische Initiative des Vaters scheiterte unter anderem daran, dass er selbst es in der Standardsprache nur zu Sprachfähigkeiten brachte, die ihre Tochter als „Gemähre“ qualifizierte.

440 Ausschnitt aus dem Interview mit Herrn 20, an dem sich die Ehefrau beteiligt hat (Herr 20, 1932 A, BI: 179)

Noch in den frühen 1950er Jahren gab es gelegentlich Schüler, die ohne Hochdeutschkenntnisse in die Schule eintraten und deren Eltern das Hochdeutsche allenfalls unvollkommen beherrschten. Herr 50 (1950 VV, BI: 28) erzählt über die großen Schulprobleme dieser Kinder an seiner Kleinstadtschule.

Und die Bauernkinder die Kinder von den Bauern waren wurden zum größten Teil weil die Eltern zu Hause auch nur platt gesprochen haben ... die konnten denen dann nicht helfen wenn Diktate oder sonst was geschrieben wurde. Und die sind dann immer weiter zurückgedrängt worden. Und waren dann eben die Blöden die Doofen. Und so haben wir uns dann als [hochdeutschkompetente] Flüchtlingskinder gegenüber denen dann auch verhalten.

Die fehlende Unterstützung durch die Eltern machte es diesen dialektsprechenden Kindern besonders schwer, sich in der auf die prestigeesprachliche Norm ausgerichteten Schule zu bewähren. Sie wurden unter Umständen „Normopfer“⁴⁴¹ in einem doppelten Sinn: zum einen, weil sie die schulischen Leistungsanforderungen in „Grammatik Rechtschreibung oder sonst was“ (BI: 27) nur schwer erfüllen konnten, und zum anderen in sozialer Hinsicht, weil „die dann dastanden wie die Døemlinge op n Schulhop“ (BI: 28).

Die zentrale Zielsetzung des schulischen Sprachunterrichts, die Vermittlung standarddeutscher Sprachkompetenzen in Wort und Schrift, stieß vor allem in den Jahrzehnten vor dem Zweiten Weltkrieg, aber in geringerem Maße noch bis in die 1950er Jahre auf Schulanfänger, die monolingual im Dialekt sozialisiert worden waren und in deren Sprachalltag das Standarddeutsche so gut wie keine Rolle spielte. Ihnen musste die hochdeutsche Standardsprache wie eine Fremdsprache gesteuert vermittelt werden. In manchen Fällen machten sich die Lehrkräfte dabei die vorschulisch erworbenen Dialekte der Schulanfänger als Brückensprache zunutze. In den

441 „*Normopfer* sind vor allem Lernende, deren Primärsoziolekt extrem weit von den geforderten Standardnormen entfernt ist, so daß ‚Standardsprache‘ für sie den Status einer quasi-Fremdsprache hat, z. B. Deutschschweizer, standard-sprachferne Unterschichtsbevölkerung, Aussiedler.“ (Polenz v. 1999: 230–231). Die angeführten typischen Beispiele für potentielle „Normopfer“ wären für das reichsdeutsche Sprachgebiet und die spätere DDR und BRD auch um die Menschen zu ergänzen, die in einem monolingual dialektalen Familienkontext aufgewachsen sind.

meisten Fällen war die hochdeutsche Standardsprache aber offenbar von Anfang an alleinige Unterrichtssprache. Die Schulkinder waren dann über Jahre hinweg Adressaten des korrigierenden und sanktionierenden Sprachmanagements der schulischen Normautoritäten.

Die Hochdeutschvermittlung war aber nicht nur eine ineinandergreifende Bemühung der Lehrenden und der engagiert Lernenden, sondern schon in der Vorkriegszeit vielfach auch der Elternhäuser. Schon damals übernahmen Eltern in Eigeninitiative die Rolle der standarddeutschen Normvermittler und erhöhten so die Erfolgsaussichten und Breitenwirkung der schulischen Spracherziehung. Der Erwerb des Standarddeutschen wurde also nicht nur von der Schule gefordert und vermittelt, sondern auch von einer zunehmenden Zahl von Eltern gewollt und aktiv im privaten Umfeld unterstützt. Schule und Eltern ergänzten sich also als Akteure eines umfassenden Sprachgebrauchswandels.

5.1.4 *„Das Radio drängt sein Hochdeutsch auf“* – zur Rolle der audiovisuellen Medien bei Erwerb und Verbreitung des Standarddeutschen

Schon in der frühen Anfangszeit der Entwicklung und Verbreitung des Hörfunks wurde von dem neuen Medium ein starker Impuls für die Durchsetzung des Standarddeutschen in der Bevölkerung erwartet. Große spracherzieherische Wirkung erhoffte sich beispielsweise der ehemalige mecklenburgische Staatsminister für Justiz und Unterricht – Richard Moeller – von dem damals meist gemeinschaftlich gehörten Schulfunk an den mecklenburgischen Landschulen. Moeller (1931: 13) sah im Schulfunk ein modernes didaktisches Hilfsmittel, um die „Gewinnung einer lautreinen gemeindeutschen Sprache“ zu fördern und der weit verbreiteten „Gefahr“ entgegenzuwirken, dass der Landschüler ebenso wie sein Lehrer „seine hochdeutschen Laute der mundartlichen Färbung [anpasst], die täglich an ihn herandrängt“. „Die Lautreinheit des Hochdeutschen in der Prosa und in der Dichtung ist m. E. die wertvollste Gabe, die der Schulfunk unserer Schule zu bringen vermag“. Auch Theodor Siebs (1957: 13) strich bei seinen Bemühungen um die Kodifizierung der Standardausprache schon früh die „*sprachbildende Funktion*“ des Hörfunks heraus und leitete daraus eine „spracherzieherische Verpflichtung“ des Radios ab. Schon 1931 wies er dem Ansager im Radio die „bedeutsame und

verantwortungsvolle Aufgabe“ zu, mit „einer würdigen, lautlich und stilistisch einwandfreien und allgemeinverständlichen Sprache“ „dem Hörer [...] geradezu zum Lehrer und Vorbild“⁴⁴² zu werden. Eine ähnliche Einschätzung vertreten noch die Herausgeber des ersten Aussprachewörterbuchs der DDR. Die „allgemeine deutsche Hochlautung“ wirke über die „Massenwirksamkeit“ von Hörfunk und Fernsehen „fortwährend auf den sprachlichen Ausgleichsprozeß ein.“ (Krech *et al.* 1964: 13). Sie werde „vom größten Teil der Bevölkerung als vorbildliche und richtige Aussprache des Deutschen anerkannt.“ (ebd.)

Mit Blick auf die Dialekte wurde die sprachliche Vorbildwirkung des Radios aber mitunter auch skeptisch beurteilt. So führt Scheele (1936: 6) den abnehmenden Gebrauch des Niederdeutschen unter lauenburgischen Bauern, die sich in der Mitte der 1930er Jahre bei ihrer landwirtschaftlichen Arbeit bereits vielfach auf Radioinformationen stützten, nicht zuletzt auf die Wirkungsmacht des Hörfunks zurück: „Das Radio drängt sein Hochdeutsch auf.“

Auch im Rückblick aus der Gegenwart gilt es als „unumstritten“, dass die neuen audiovisuellen Medien die Sprachentwicklung im 20. Jahrhundert beeinflusst haben, indem sie „erstmalig ein allen Bevölkerungsschichten zugängliches Vorbild gesprochenen Standards zur Verfügung“ (Brandt 1985: 1672, 1673) stellten. Auch wenn einschränkend einzu-räumen ist, dass Hörfunk und Fernsehen wohl vor allem einen „Einfluß auf die Erweiterung der passiven Kompetenz der Sprachteilnehmer“⁴⁴³ hatten, führte dieser Einfluss der neuen Medien schließlich zu folgendem

442 Siebs (1957: 13), Siebs zitiert hier aus seiner 1931 in Berlin erschienenen „Rundfunkaussprache“.

443 Brandt (1985: 1673). Ähnlich konzediert auch Stellmacher (1981: 13), dass Rundfunk und Fernsehen für dialektal sozialisierte Kinder beim Erwerb der Standardsprache „wohl von Nutzen“ seien, dass aber „ihr Einfluß auf die aktive Sprachkompetenz vielfach überschätzt wird.“ Trudgill (1986: 41) hält den Einfluss der Massenmedien auf den Sprachwandel im Allgemeinen eher für gering, weil er auf einem einseitig rezeptiven Kommunikationsverhältnis beruht. Dort aber, wo der sprachliche Abstand zwischen dem medial verbreiteten Standard und dem regionalen Dialekt sehr groß sei, könne er die Dialektsprecher zu einer bewussten Imitation des medialen Vorbilds veranlassen: „Then they may use the language of the media as a model.“

Ergebnis: „Heute versteht jeder diese Hochlautung passiv und beherrscht sie zumindest näherungsweise aktiv so, daß kaum noch phonetische Verständigungsbarrieren existieren.“ (Brandt 1985: 1673). Von großer Bedeutung ist dabei, dass die überregionale Redeweise der professionellen Sprecher in Rundfunk und Fernsehen eine neue mündliche Prestigevarietät in die regionalen Varietätenspektren einbrachten, die fortan zum Orientierungspol der Makrosynchronisierungen des mündlichen Sprachgebrauchs der Bevölkerung wurde.⁴⁴⁴

Vor dem Hintergrund des im Alltag zunehmend präsenten Rundfunkdeutsch musste „die regionale Begrenzung und Markiertheit“ (Ganswindt 2018: 77) des ‚besten‘ Hochdeutsch auffallen, das in der jeweiligen Landschaft bislang gesprochen wurde. Diese Kontrastwahrnehmung dürfte zur Abwertung des überkommenen, regional geprägten Hochdeutsch geführt und einen entsprechenden Impuls zur sprachlichen Annäherung an die neue orale Prestigevarietät ausgelöst haben. Als Spätfolge dieser Entwicklung stellt Lameli (2004: 111) beim Vergleich verschiedener Alterskohorten von Sprechern fest, dass die standardnahe Alltagssprache der Personen, „deren Primärsozialisation in den Zeitraum der flächendeckenden Etablierung des Rundfunks in Deutschland fällt“, eine deutlich geringere durchschnittliche Dialektalität aufweist, als die entsprechende Sprachlage von Sprechergenerationen, die vor den 1930er Jahren geboren wurden. Als eine der möglichen Ursachen für die festgestellte Dialektalitätsreduktion nimmt Lameli „eine starke Beeinflussung“ (ebd.) des Sprachgebrauchs durch die flächendeckende Etablierung des Rundfunks an.

Zur Wirkung des Hörfunks als Normierungsagentur für den mündlichen Sprachgebrauch trug bei, dass er sich in den ersten Jahrzehnten seiner Verbreitung noch an „den strengen Normprinzipien der Bühnenaussprache“ (Polenz 1999: 339) orientierte:

Da nun besonders in den 20er bis 60er Jahren die Autoren verbaler Hörfunksendungen meist professionelle Zeitungsjournalisten oder Schriftsteller, ihre Sprecher ausgebildete Bühnenschauspieler waren, wurden die Wortbeiträge weitgehend am Schreibtisch, also im Grunde *schreibsprachlich* formuliert, allenfalls nach sprecherischen Gesichtspunkten überarbeitet und in mikrophongerechter, überkorrekter, schönsprecherischer Weise vom Blatt vorgetragen. (Polenz 1999: 510)

444 Vgl. Schmidt/Herrgen (2011: 65–66).

Die massenmediale Verbreitung brachte seit den 1930er Jahren immer weitere Bevölkerungskreise mit dieser konzeptionell schriftlichen und an der Bühnenaussprache orientierten Hochsprache in alltäglichen Kontakt. Erst im Laufe der 1960er Jahre rückte der Hörfunk und so auch das Fernsehen mit der verbesserten Aufnahmetechnik und der Ausdifferenzierung unterhaltender Sendeformate von der rigiden Bühnenhochlautung ab und „mehr und mehr wird daher auch die ‚regionale Färbung der Aussprache bei Sprechern und Moderatoren‘ toleriert“⁴⁴⁵. Auch wenn regionalsprachliche Redeweisen verschiedenster Provenienz fortan einen zunehmend großen Raum in den audiovisuellen Medien einnahmen, blieb die nun bühnenfern gemäßigte Hochlautung „in der schriftnahen, variantenarmen Nachrichtenaussprache eine mustergültige Form“ (Hollmach 2007: 128) für die mündliche Standardsprache.

Die Reichweite des Hörfunks wird allerdings in der Literatur für die Anfangszeit seiner Entwicklung oft überschätzt. Dussel (1999: 71–72) weist darauf hin, dass der Rundfunk in den 1930er Jahren auf dem Lande vielfach nicht ohne zusätzlichen technischen Aufwand zu empfangen war, da einerseits die Sendeleistungen noch schwach waren und überdies ein Großteil der ländlichen Haushalte noch gar nicht an das Stromnetz angeschlossen war. Das Radio kann daher für diese Zeit noch als „ein städtisches, ja großstädtisches Medium“ gelten. Die Reichweite des Hörfunks war aber trotz seiner massiven staatlichen Förderung im Nationalsozialismus nicht nur regional, sondern auch in sozialer Hinsicht begrenzt, da sich ärmere Bevölkerungsschichten den Erwerb selbst eines preiswerten „Volksempfängers“ und die monatlichen Rundfunkgebühren nur schwer leisten konnten. „Der Stadt-Land-Unterschied war auch bei der Rundfunkteilnehmerschaft beachtlich, und selbst die städtische Arbeiterschaft dürfte nur bedingt für das neue Medium gewonnen worden sein.“ (Dussel 1999: 72).

Dass der Hörfunk in der Frühphase seiner Entwicklung bis 1945 keinesfalls unbesehen „die ganze Bevölkerung“ (Polenz 1999: 340) erreichte oder „allen Bevölkerungsschichten“ (Brandt 1985: 1673) zugänglich war, bestätigen auch meine Zeitzeugeninterviews. Von 13 Gewährspersonen

445 Brandt (1985: 1673) zitiert hier Burger (1979).

der Vorkriegsgeneration (Alteingesessene und Vertriebene), die sich im Interview explizit zum Radiobesitz in ihrer Familie vor 1945 äußern, geben zwar neun Personen an, in ihrer elterlichen Familie sei bereits vor dem Ende des Zweiten Weltkrieg ein Radio angeschafft worden. Immerhin vier, also gut 30 % meiner Gesprächspartner, sagen aber wie Herr 61 (1934 A, BI: 113), „bis 45 hatten wir keins“.

Nach 1945 bekam die ungleiche soziale Verteilung des Rundfunkzuges in der Bevölkerung zusätzlich einen neuen, immigrationsgeschichtlichen Hintergrund. Ich habe die meisten meiner Gewährspersonen aus alteingesessenen und aus Vertriebenenfamilien in der Schlussphase der biographischen Interviews gefragt, ob und gegebenenfalls ab wann es in ihren Familien nach dem Zweiten Weltkrieg ein Radiogerät gegeben habe. Von den zwölf alteingesessenen Angehörigen der Vorkriegsgeneration, die hier eine Antwort geben konnten, gab die Hälfte an, unmittelbar nach Kriegsende habe ihre Familie gleich wieder über ein Empfangsgerät verfügt. In den meisten Fällen waren die Eltern dem Befehl der sowjetischen Militäradministration zur Ablieferung der Radios nicht nachgekommen und hatten ihr Gerät „versteckt. Heuboden“ (Frau 82, 1930 A, BI: 236). Frau 12 (1935 A, BI: 211) erzählt, ihr Vater habe ihr Radio „in Dachpappe dann eingepackt [...]. Wir hatten diesen Volksempfänger und den hat er hinten in Hafer geschmissen. Und und den haben wir gerettet.“ Die durchaus zahlreichen mecklenburgischen Familien, die ihre Geräte nicht abgeliefert hatten, konnten sie nach Kriegsende – wenigstens heimlich – sofort wieder benutzen, nachdem sich die erste „Welle [von Kontrollen] verzogen hat“ (ebd.).

Die Vertriebenen hatten diese Möglichkeit, ihre Radiogeräte über das Kriegsende hinweg zu bewahren, natürlich nicht. Sie kamen nach Mecklenburg mit dem, „was wir tragen konnten ne. Nichts weiter nicht wahr. Da war doch kein Radio drin.“ (Herr 13, 1935 V, BI: 117). Wer vor 1945 schon ein Radio besessen hatte, hat es in der Regel durch Flucht und Vertreibung verloren. In der materiellen Notlage der ersten Nachkriegsjahre war für die allermeisten Vertriebenenfamilien an die Neuanschaffung eines Radios gar nicht zu denken. Frau 21 (1925 V, BI: 196) erklärt, dass sie sich in der „Anfangszeit“ in Schwaan kein Radio leisten konnten. „Da hatten wir auch nicht das Geld dazu. Das war ein bisschen schwierig.“ Von den 15 Personen, die zum Kriegsende nach Mecklenburg vertrieben wurden und

über ihren Radiobesitz berichten, erzählen nur drei, dass sich ihre Familie „ziemlich schnell“ (Frau 22, 1934 V, BI 1: 144) oder „bald“ (Frau 39, 1932 V, BI: 190) nach ihrer Ankunft wieder ein Empfangsgerät anschaffen konnten. Die meisten der Immigranten waren in ihrem neuen Sprachumfeld in der Notzeit der ersten Nachkriegsjahre von einem regelmäßigen Kontakt mit der überregionalen mündlichen Standardsprache abgeschnitten.⁴⁴⁶ Dies mag ihre sprachliche Orientierung an den regionalen Varietäten ihrer mecklenburgischen Lebenswelt deutlich bestärkt haben.

Bis spätestens zur Mitte bzw. zum Ende der 1950er Jahre hatte sich die ungleiche Verteilung des Hörfunkzugangs in den verschiedenen Bevölkerungsgruppen dann weitgehend ausgeglichen. In diesem Zeitraum hatten dann nicht nur alle zwölf Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration, die hier genauere Auskünfte gaben, ein Radio in ihrer Familie, sondern auch nahezu alle 15 befragten Vertriebenen derselben Generation. Herr 26 (1925 V, BI: 164) ist hier eine letzte, sehr späte Ausnahme, er hat sich erst 1971 von einem Freund ein Radio, „ein schönes Ding ne aus Holzgehäuse noch ne“ bauen lassen. Entsprechend fallen dann die Aussagen der Zeitzeugen aus, die in den 1950er und 1960er Jahren in Mecklenburg geboren wurden und aufgewachsen sind. Alle zehn Gewährspersonen aus der Nachkriegsgeneration der alteingesessenen Familien, die zu der Thematik konkrete Angaben machen, erzählen, dass sie von Kindheit an ein Radio in ihren Familien hatten. In der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien sind es acht von neun Befragten, die schon mit einem Radio aufwuchsen. Einzig Frau 83 (1954 VA, BI: 227) kann sich „nicht erinnern, dass wir eins hatten. Ich wüsste auch nicht dass ich Radio gehört habe solange ich hier Kind war.“

In den späten 1950er Jahren kam dann das Fernsehen als ein weiteres Massenmedium mit einer „Vorbildrolle für eine überregionale Standardaussprache“ (Polenz 1999: 341) hinzu. Fünf der 14 Zeitzeugen, die sich an die Anschaffung eines Fernsehgeräts in ihrer Familie genauer erinnern können, datieren den Erwerb des Geräts auf die letzten drei Jahre der

446 Wenn Brandt (1985: 1673) annimmt, der Rundfunk habe „die Integration der Vertriebenen nach 1945 [...] erleichtert“, so kann dies gerade für die ersten kritischen Jahre nach ihrer Ankunft in den Aufnahme­regionen sicher nicht zutreffen.

1950er Jahre. In weiteren sechs Haushalten der Befragten konnte erst in den 1960er Jahren Fernsehen geschaut werden. Weitere drei Zeitzeugen nehmen an, dass sie noch später Zugang zu einem privaten Fernsehgerät hatten. Die Interviews mit meinen Gewährspersonen deuten also darauf hin, dass von einer wirklich umfassenden Versorgung der Haushalte mit Empfangsgeräten für die audiovisuellen Massenmedien frühestens für das zweite Nachkriegsjahrzehnt ausgegangen werden kann. Zwar verfügten auch in meinem mecklenburgischen Untersuchungsgebiet bereits vor 1945 und nach 1945 viele Haushalte über ein Radiogerät, aber erst seit den späten 1950er Jahren besaßen mit nur noch wenigen Ausnahmen alle Haushalte ein eigenes Radio und zum Teil zusätzlich einen Fernsehapparat. Gerade in den Familien der immigrierten Vertriebenen waren Empfangsgeräte in den ersten Nachkriegsjahren offenbar nur wenig verbreitet. Erst für die in den 1950er und 1960er Jahren in Mecklenburg geborenen Personen kann mit hoher Wahrscheinlichkeit vorausgesetzt werden, dass sie seit frühester Kindheit in einem regelmäßigen familiären Kontakt mit dem massenmedial verbreiteten Standarddeutschen aufgewachsen sind.

Seine Vorbildwirkung konnte das überregionale mündliche Standarddeutsch der Massenmedien vor allem dadurch erlangen, dass es gerade auch in den privatesten familiären Kommunikationsräumen regelmäßig zu Gehör kam, die zuvor überwiegend von regionalen Varietäten des Deutschen, von Dialekten und Regiolekten, dominiert waren. Bei der Durchsicht der Zeitzeugenberichte zur Nutzung des Radios fällt außerdem auf, wie eng das Radiohören gerade in den ersten Jahrzehnten seiner Verbreitung mit Nachrichten und anderen informativen Sendeformaten verbunden war. Herr 24 (1926 A, BI: 146) erinnert sich, dass seine Eltern mit dem Ende 1938 angeschafften Empfangsgerät „vor allem die Nachrichten“ hörten, „es ging ja um die Nachrichten ne.“ Frau 12 (1935 A, BI: 212) haben sich die folgenden häuslichen Radioszenen während ihrer Kindheit im Krieg eingepägt:

Ich weiß auch noch dass wir im Krieg um sieben Uhr abends am Abendbrottisch still sitzen mussten. Dann kam immer so ein Kommentar von Fritsch. [...] Und dann hat mein Vater immer ge... gehört. Den wollte er hören. Aber nachher um neun so rum wenn es dunkel war [...] dann haben wir den anderen Sender gehört den den von London. Bum bum bum bum. Den haben wir gehört ne also.⁴⁴⁷

447 Der von der Zeitzeugin genannte „Propaganda-Mensch“ ist mit hoher

Auch nach dem Krieg blieb das regelmäßige Hören der Nachrichten die am häufigsten genannte Radionutzung meiner Gewährspersonen. Frau 55 (1952 AA, BI: 121) erzählt, das Radio sei in der Familie ihrer Kindheit in den 1950er Jahren „jeden Tag gelaufen.“ „Mein Opa hat jeden Abend Rad... Nachrichten gehört.“ Ähnlich war die Radionutzung unter den immigrierten Vertriebenen. Frau 22 (1934 V, BI 1: 144) vermutet, dass sich ihr Vater deshalb so schnell nach der Ankunft in Mecklenburg ein „irgendwo ausrangiertes Gerät“ besorgt hat, weil er „ein ganz fanatischer Nachrichtenhörer war. Immer.“ Und Frau 79 (1924 V, BI 1: 97) erzählt, dass sie sich über „Beziehungen“ 1948 ein altes Radio gekauft hätten. „Dann kamen die vom vom Dorf alle abends in der Stube. Die kamen an wegen die Nachrichten hören.“

Eine Befragung ergab im Jahr 1968, dass 73 % der Hörer in der DDR täglich die Nachrichten hörten, 36 % bzw. 27 % der befragten Hörer gaben an, täglich auch Kommentare und aktuelle politische Berichterstattungen über das Radio zu verfolgen.⁴⁴⁸ Das überregionale Standarddeutsch des Rundfunks repräsentierte für die Rundfunkhörerinnen und -hörer also vor allem die Prestigedomäne offizieller und sachbezogener Kommunikation. Noch heute werden von den Rezipienten der Massenmedien „an die Aussprache eines Nachrichtensprechers [...] mit Abstand die höchsten Erwartungen gestellt“ (Jochmann 2000: 63) und diese fraglos als Normautoritäten für das mündliche Standarddeutsch wahrgenommen.

Mit der Verbreitung des Fernsehens, aber auch schon mit der Anschaffung von Radiozweitgeräten dehnte sich die Rezeption der audiovisuellen Medien in den Haushalten räumlich wie zeitlich seit den 1950er Jahren immer weiter aus. Nach der Anschaffung des ersten Radios in den 1950er Jahren hat der Vater von Frau 28 (1936 V, BI: 398) bald ein zweites Gerät besorgt, sodass nun in mehreren Räumen der Wohnung Rundfunk zu empfangen war, „eins in der Küche und eins im Wohnzimmer“. Auch das Elternhaus von Frau 75 (1966 AA, BI 2: 99) verfügte über mehrere Geräte,

Wahrscheinlichkeit als der Chefkommentator des Rundfunks, Hans Fritzsche (1900–1953), zu identifizieren, vgl. Klee (2005: 169). Ab September 1938 sendete die BBC ihre mit den charakteristischen Trommelschlägen eingeleiteten deutschsprachigen Nachrichtensendungen.

448 Angaben nach Bühl *et al.* (Hrsg. 1970: 465–466).

in der Wohnung einerseits und andererseits in der Backstube unten im Haus: „Mein Vater hat nachts immer Radio gehört wenn er unten gearbeitet hat. [...] unten in der Bäckerei war lief auch immer das Radio.“ Das Radiohören entwickelte sich mit der Ausweitung der Sendezeiten, der Ausdifferenzierung des Unterhaltungsprogramms und der Verbreitung von – zum Teil auch nicht mehr stationären – Zweitgeräten vielfach immer mehr zu einem „Nebenbeihören“ (Hollmach 2007: 59). Herr 72 (1955 VA, BI: 122) erzählt, schon in seiner Kindheit „war oft auch Radio an“. Und so sei es in seiner Familie bis heute: „Bei uns geht als erstes [...] bei uns ist als erstes gleich immer Radio an.“ (ebd.: 125). Ergänzt wurde dieser dauerhafte Radiokonsum später vielfach durch das abendliche Fernsehschauen.

Die in den 1920er Jahren einsetzende Verbreitung audiovisueller Massenmedien, die nach einer vorübergehenden Einschränkung in den ersten Nachkriegsjahren im Laufe der 1950er Jahre schließlich weitestgehend alle Haushalte erreicht hatte, brachte eine überregionale mündliche Standardvarietät in das mecklenburgischen Varietätenspektrum ein. Anders als etwa die Schule konnten die privaten Empfangsgeräte die Standardvarietät unmittelbar in die engsten nächsprachlichen Kommunikationsdomänen der Familien hineintragen. Hier kam sie besonders in den stark nachgefragten Nachrichten- und Informationssendungen als neue orale Prestigevarietät regelmäßig vorbildhaft zu Gehör. Die zeitliche und räumliche Ausweitung des Medienkonsums seit den 1960er Jahren machten das überregionale Standarddeutsch neben anderen nicht autochthon mecklenburgischen Redeweisen schließlich zu einem nahezu allgegenwärtigen Hintergrundklang des alltäglichen Sprachumfelds in meiner Untersuchungsregion.

5.2. Verteilung der Hochdeutschkompetenzen in der mecklenburgischen Bevölkerung

Alle SprecherInnen, die das bundesdeutsche Schulsystem durchlaufen haben, beherrschen die Standardvarietät zumindest in passiver Kompetenz. Über Verbreitung und Ausmaß der aktiven Kompetenz herrscht jedoch völlige Unklarheit. Die Vermutungen darüber bleiben an Ergebnisse dialektsoziologischer Untersuchungen gebunden und beschreiben standardsprachliche Sprachkompetenz als Abwesenheit von Dialektkompetenz. (Huesmann 1998: 2)

Da mit der zunehmenden Durchsetzung der allgemeinen Unterrichts- oder Schulpflicht in den deutschsprachigen Ländern des 19. Jahrhunderts die Verbreitung von Kenntnissen der hochdeutschen Standardsprache in der Bevölkerung immer selbstverständlicher wurde, ist die soziale Verteilung und Entwicklung von Sprachkompetenzen im Hochdeutschen bis heute kaum jemals Gegenstand linguistischer Untersuchungen geworden. Der Fokus des fachlichen und außerfachlichen Interesses lag vielmehr schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem deutlich wahrnehmbaren Rückgang der Dialektkompetenz, der mit der fortschreitenden Durchsetzung hochdeutschen Sprachgebrauchs einherging. Der drohende Verlust der Dialekte rief sowohl im öffentlichen Sprachdiskurs als auch in der Sprachwissenschaft restaurative bzw. dokumentarische Gegenbewegungen hervor,⁴⁴⁹ die sich unter anderem in einer recht dichten Folge von Erhebungen zum Stand der Dialektkenntnisse in der deutschen Gesellschaft niederschlugen. Auf Seiten des dialektalen Pols sind die Veränderungen im Varietätenspektrum des Deutschen also vergleichsweise gut dokumentiert. Die Verbreitung von Hochdeutschkompetenzen dagegen war zwar noch lange ein schulpädagogisches Problem, blieb aber in seiner allgesellschaftlichen Dimension sprachwissenschaftlich weitgehend unbeobachtet.⁴⁵⁰ Es schien ausreichend, aus der gut dokumentierten Abnahme der Dialektkompetenz in der Gesellschaft auf eine zunehmende Verbreitung der aktiven Hochdeutschkompetenzen zu schließen. Dieser behelfsmäßige Rückschluss wirkt zwar vordergründig plausibel, lässt aber, wie Huesmann im Eingangszitat zurecht hervorhebt, völlig ungeklärt, in welchem Bereich des standardnahen Varietätenspektrums die Kompetenzen in den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen liegen und bis zu welchem Grad sie ausgebaut sind.

449 Zu den innerfachlichen, interdisziplinären und außerfachlichen Motiven der vor allem seit den 1920 Jahren stark expandierenden und staatlich geförderten Dialektforschung vgl. Ehlers (2007).

450 „Es liegt für die Bundesrepublik Deutschland keine Untersuchung vor, in der direkt nach der Hochdeutschkompetenz gefragt wurde.“ (Huesmann 1998: 131). Auf die Fragebogenerhebung von Bode (1928) zur Hochdeutschkompetenz von Schulanfängern in der Weimarer Republik wird weiter unten noch einzugehen sein. Diese Untersuchung war Huesmann offenbar nicht bekannt.

Unklarheit über „die Verbreitung und das Ausmaß der aktiven Kompetenz“ (Huesmann 1998: 2) des Hochdeutschen kennzeichnet damit auch den Wissenstand über die Sprachverhältnisse im Deutschen Reich am Ende des 19. Jahrhunderts, den Schmidt / Herrgen (2011: 106) wie folgt zusammenfassen:

Als Folge der umfassenden Bildungsexpansion im 19. Jahrhundert (allgemeine Schulpflicht) waren dann am Ende des Jahrhunderts allen Sprechern des Deutschen zwei gesprochene Varietäten verfügbar: der Dialekt und das landschaftliche Hochdeutsch, wobei Letzteres von den bildungsferneren Sprechergruppen jedoch nur in verschiedenen Graden der Annäherung beherrscht wurde. Die sprachliche Gesamtsituation des zu diesem Zeitpunkt gesprochenen Deutschen ist also als Verbund zweier (regional divergenter) Leitvarietäten zu beschreiben.⁴⁵¹

Für die 1920er Jahre stellt Karstädt (1925: 9) dann fest: „Wir sind in Deutschland soweit, daß die hochdeutsche Sprache keinem Deutschen mehr eine *fremde* Sprache ist.“ Nach der abgeschlossenen Durchsetzung des Hochdeutschen gewinnt die Schule seiner Ansicht zufolge den Raum und die Verpflichtung, die vom Untergang bedrohten Mundarten „*zu pflegen, zu erschließen und zu behüten*“ (ebd.: 12). Im Bereich des Hochdeutschen verbleibt der Schule demnach nur „die Aufgabe, die mundartliche Färbung der Schülersprache *beim Sprechen des Hochdeutschen zu überwinden*“ (ebd.: 8).

Wenige Jahre nach Karstädt's Befund kam Bode (1928) zu einer deutlich pessimistischeren Einschätzung, was die Verbreitung hochdeutscher Sprachkenntnisse in Deutschland betraf. Bode zufolge hatte es die Schule vor allem im ländlichen Raum hinsichtlich des Hochdeutschen durchaus nicht nur mit einer phonetischen Vereinheitlichung der regional gegliederten mündlichen Standardsprache zu tun. Vielmehr stünden die Schülerinnen und Schüler vor grundsätzlichen sprachlichen „*Ausdrucksschwierigkeiten*“ (Bode 1928: 545), da viele von ihnen beim Eintritt in die Schule die dort geforderte Hochdeutschkompetenz überhaupt erst erwerben mussten. Für diese Schulanfänger käme das Erlernen des Hochdeutschen „der

451 Fraglich bleibt dabei auch, inwieweit sich die aktive Hochdeutschkompetenz auch auf das Schreiben erstreckte. Die preußische Volkszählung von 1871 etwa hatte ergeben, dass es „unter den Einwohnern, die mehr als 10 Jahre alt waren, etwa 12 Prozent Analphabeten gab“ (Eggers 1986: 372).

Aneignung einer neuen Sprache gleich[...]“ (ebd.: 546). Bodes Diagnose stützt sich auf eine großangelegte Fragebogenerhebung, mit der er zum Stichtermine Ostern 1927 deutschlandweit die Hochdeutschkompetenzen von 7000 Schulanfängerinnen und -anfängern in den Landschulen erfasst hat.

Ein zentrales Ergebnis seiner Studie ist die Feststellung, dass „in die Landschulen aller Provinzen [...] alljährlich ein starker Prozentsatz nicht hochdeutsch sprechender Kinder ein[trat]“ (ebd.: 558). Es gab also, anders als Karstädt kurz zuvor behauptet hatte, noch in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre durchaus noch zahlreiche „Deutsche“, für die das Hochdeutsche „eine *fremde* Sprache“ war. Für Mecklenburg hat Bode leider keine Zahlen erhoben, wohl aber für die angrenzenden Provinzen Pommern und Brandenburg, die in der folgenden Tabelle 5.2-1 aufgeführt werden. Mit Blick auf die später nach Mecklenburg immigrierten Vertriebenen sind dort auch die Zahlenwerte für Schlesien mit aufgenommen.

Tabelle 5.2-1: „Nicht hochdeutsch sprechende Schulanfänger“, nach Bode (1928: 548)

<i>Provinzen</i>	<i>Knaben</i>	<i>Mädchen</i>	<i>Gesamt</i>
<i>Pommern</i>	46,1 %	32 %	42,1 %
<i>Brandenburg</i>	29 %	15,5 %	22,4 %
<i>Schlesien</i>	40,5 %	38,4 %	39,2 %

In Mecklenburg dürften die Sprachverhältnisse damals wohl eher der Sprachsituation im ebenfalls agrarisch geprägten Pommern geähnelt haben als den Verhältnissen in Brandenburg, die durch die weiträumigen Ausstrahlungen der Industriemetropole Berlin geprägt waren.

Bode konnte in seiner Erhebung von Hochdeutschkompetenzen, die auf lange Sicht die fundierteste Untersuchung zu dieser Thematik blieb, außerdem nachweisen, dass die Verteilung aktiver Kompetenzen im Hochdeutschen regional, sozial, nach Wohnortsgröße und nach dem Geschlecht der Schulkinder differenziert war. Ich zitiere seine Befunde in Auszügen:

2. In kleinen Dörfern ist der Prozentsatz der nur mundartlich sprechenden Schulanfänger erheblich höher als in größeren Orten.

3. Die Ausbreitung von Handel, Verkehr und Industrie fördert das Vertrautsein mit der hochdeutschen Sprache bei den Kindern.
4. Die Knaben können bei ihrem Schuleintritt weniger hochdeutsch sprechen als die Mädchen, aber auch diese Unterschiede werden durch Handel und Verkehr verändert.
5. Die Kinder der landwirtschaftlichen Arbeiter und Besitzer stehen der hochdeutschen Sprache bei ihrem Schuleintritt am fernsten. [...] (Bode 1928: 558).

Festzuhalten ist an dieser Stelle vor allem, dass noch in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre ein nennenswerter Teil der deutschen Bevölkerung – mindestens ein Großteil der Vorschulkinder aus den ländlichen Unterschichten – doch noch nicht über zwei gesprochene Varietäten des Deutschen, sondern nur über monolingual dialektale Sprachkompetenz verfügte. Die Sprachstandserhebung Bodes berührt sich zeitlich ungefähr mit der von mir untersuchten Alterskohorte der Gewährsleute aus der Vorkriegsgeneration der alteingesessenen mecklenburgischen und der vertriebenen Familien. Auch für viele meiner zwischen 1920 und 1939 geborenen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen war demnach zu erwarten, dass sie frühestens in der Schule erste aktive Kenntnisse des Hochdeutschen erwarben. Der Befund, dass viele Kinder dieser Alterskohorte vorschulisch noch einsprachig im Dialekt sozialisiert wurden, ist bereits in den Abschnitten 3.1.1 und 4.1.1 angesprochen und anschaulich bestätigt worden. Abschnitt 5.2.1 wird die Frage nach der Hochdeutschkompetenz im Vorschulalter noch einmal im Detail beleuchten.

Da die mitunter sehr kurze und unregelmäßige Schulzeit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts für viele Menschen häufig die einzige Lebensphase gewesen ist, in der sie die hochdeutsche Standardsprache aktiv genutzt haben, dürfte diese Schulzeit oftmals „kaum zur Erlangung zweisprachiger Kompetenzen ausgereicht haben“⁴⁵². Mattheier (1980: 172) verlegt die durchgängige Verbreitung von aktiven Sprachkompetenzen in der hochdeutschen Standardsprache daher zeitlich erst in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts und schränkt auch hier noch den erreichten Grad der Sprachkompetenzen vorsichtig ein: „Erst seit den [19]50er Jahren kann man davon ausgehen, daß jeder Deutsche passiv und bis zu einem gewissen

452 Vgl. für die Sprachverhältnisse in Schleswig-Holstein Andresen (2020: 115).

Grade auch aktiv die gesprochene Standardsprache verwenden kann [...].“ Die endgültige Durchsetzung hochdeutscher Sprachkompetenzen in der Bevölkerung hätte sich demnach mit großer Wahrscheinlichkeit erst während der Berichtszeit meiner Untersuchung vollzogen.

Leider fehlen auch für Mecklenburg-Vorpommern bis in jüngste Zeit genauere empirische Daten zu diesem Prozess der fortschreitenden Verbreitung von Hochdeutschkompetenzen in der Bevölkerung, während die Entwicklung des Niederdeutschen in Kompetenz und Gebrauch seit den 1930er Jahren vergleichsweise gut dokumentiert ist.⁴⁵³ So erbringt die umfangreiche soziolinguistische Erhebung Chudnizkis (1991) zum Varietätengebrauch im Umfeld der Schiffswerft im südmecklenburgischen Rechlin der späten 1970er Jahre zwar detaillierte Befunde zur Verteilung und zum Grad der Niederdeutschkompetenzen in verschiedenen sozialen Gruppen. Chudnizkis Beobachtungen zum Hochdeutschen beziehen sich dagegen nur auf typische Gebrauchskontexte und Spracheinstellungen. Zur aktiven Kompetenz in der hochdeutschen Standardsprache gibt er nur die vage und allgemeine Einschätzung, „daß die Mehrheit der Sprecher heute die Literatursprache in bedeutendem Maße beherrscht und sie je nach Kommunikationserfordernissen verwenden kann“ (Chudnizki 1991: 224). Immerhin lässt sich diesem Befund der Hinweis entnehmen, dass noch am Ende der 1970er Jahre eine Minderheit seiner Probanden die hochdeutsche Standardsprache nur unvollkommen und wenig situationsgemäß sprechen konnte.

Empirisch gesicherte Einsichten zur sozialen Verteilung von aktiven Hochdeutschkompetenzen in Mecklenburg erbringt erst in jüngster Zeit wieder die Arbeit von Huesmann (1998). Sie erfasst auf der Grundlage eines groß angelegten Varietätenzensus unter anderem auch die Sprachverhältnisse in Rostock und in der etwa 65 Kilometer südlich davon gelegenen Kleinstadt Sternberg. Allerdings geht es in ihrer Studie nicht darum, zu ermitteln, welche ihrer Probandinnen und Probanden Hochdeutsch sprechen können und welche nicht. Da die Untersuchung darauf abzielt, das ganze Sprachlagentespektrum zwischen Basisdialekt und Standard zu

453 In den Abschnitten 3.2 und 3.2.1 stelle ich die Ergebnisse älterer Untersuchungen zur Niederdeutschkompetenz in Mecklenburg-Vorpommern vor.

erfassen, haben an der Untersuchung nur Personen teilgenommen, die sich von vornherein aktive Hochdeutschkompetenzen zugeschrieben haben.⁴⁵⁴ Innerhalb dieser Stichprobe ging es Huesmann unter anderem darum herauszuarbeiten, in welchem relativen Abstand zum normgerechten Standarddeutsch die Gewährspersonen ihre „beste“ Hochdeutschkompetenz verorten, die sie nach ihrer Selbsteinschätzung erreichen, wenn sie „sich intensiv bemühen, Hochdeutsch zu sprechen“.⁴⁵⁵

Ähnlich wie schon bei Bode ergibt sich auch bei der Befragung Huesmanns der Befund, dass der erreichte Grad der Hochdeutschkompetenz mit der Urbanität des Wohnortes der Probanden korreliert. Beispielsweise sprechen sich 83 % der Befragten aus Rostock selbst ein sehr standardnahes Hochdeutsch zu, während von den befragten Einwohnern der Kleinstadt Sternberg nur 66 % angaben, dass ihre Hochdeutschkompetenz sehr standardnahe sei (Huesmann 1998: 105). Wie schon Bodes Erhebung zeigt noch Huesmanns Untersuchung, dass Hochdeutschkompetenzen nach wie vor sozial unterschiedlich distribuiert sind. Die Personen mit der höchsten Hochdeutschkompetenz „stammen aus Familien mit hoher Bildung, wohnen v. a. in den Großstädten des Nordens und arbeiten nur selten

454 Personen, die angaben, keine aktive Hochdeutschkompetenz zu haben, ist Huesmann (1998: 82) bei ihrer Erhebung zwischen 1994 und 1996 aber durchaus noch öfters begegnet. „In den Altersheimen kam es [...] relativ häufig vor, daß Angesprochene sich selber von der Befragung ausschlossen, da sie kein Hochdeutsch sprechen könnten.“ Selbst in den aufgesuchten Schulklassen gaben offenbar einige, allerdings „sehr wenige SchülerInnen an[...], kein Hochdeutsch sprechen zu können [...]“ (ebd.). Leider gibt die Autorin keine Anhaltspunkte zur zahlenmäßigen und regionalen Verbreitung dieses Nicht-Hochdeutschsprechens am Beginn der 1990er Jahre.

455 Huesmann (1998: 273), Erhebungsinstrument ist hier eine siebenstufige Intervallskala, auf der die Probandinnen und Probanden ihre Hochdeutschkompetenz zwischen den Polen „Dialekt/Platt“ und „Hochdeutsch“ situieren sollten. Die Standardnähe der Hochdeutschkompetenz der Gewährspersonen wurde überdies durch Akzeptabilitätstests, bei denen einzelne Lexeme unterschiedlicher Standardnähe bzw. Regionalität oder Dialektalität auf ihre Verwendbarkeit in typisierten Gesprächskonstellationen erfragt wurden, sowie durch Fragen zur regionalen Phonetik ermittelt (ebd.: 275–276).

in handwerklichen Berufen.“⁴⁵⁶ Sprachgeschichtlich von großem Interesse sind die Antworten auf die Frage Huesmanns nach der Standardnähe der hochdeutschen Sprechweise verschiedener Generationen. Sie bat ihre Gewährspersonen, auf einer siebenstufigen Intervallskala mit den Extremwerten „sehr gut“ und „gar nicht“ einzustufen, wie gut die jeweiligen Eltern und Großeltern Hochdeutsch sprechen bzw. gesprochen haben. Es ergibt sich sowohl für Rostock als auch für Sternberg, dass „die Eltern [...] weitaus standardnäher [sprechen] als die Großeltern“ (ebd.: 130). Die sich hier abzeichnende Tendenz einer starken intergenerationellen Standardannäherung setzt sich aber bemerkenswerterweise in der Generationsfolge zwischen den Eltern und den Befragten selbst nicht fort. In Sternberg halten die Befragten ihr eigenes Hochdeutsch sogar im Durchschnitt für geringfügig standardferner als das ihrer Eltern. Ein starker Entwicklungsimpuls in Richtung eines standardnahen Hochdeutsch liegt aus der Sicht heutiger Probanden also zwei Generationen zurück, während sich die Hochdeutschkompetenz der Probanden und ihrer Eltern ungefähr gleich bzw. allenfalls von intergenerationell leicht zunehmender Standarddivergenz gekennzeichnet ist. Mit diesen Schlaglichtern auf einige Ergebnisse der ertragreichen Studie Huesmanns lasse ich es hier bewenden und werfe einen Blick auf die Fragestellungen zur Hochdeutschkompetenz voraus, die in den folgenden Abschnitten auf der Grundlage meines Interviewkorpus erörtert werden sollen.

Der Fokus soll im Folgenden auf der Entwicklung der aktiven Hochdeutschkompetenzen in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg liegen. Anders als bei der Untersuchung des Niederdeutschen habe ich mit meinen Gewährspersonen keinen Sprachkompetenztests zum Hochdeutschen durchgeführt, der ihre Varietätenkompetenz auf Basis variationslinguistischer Merkmalanalyse quantifizieren ließe. Meine Gewährspersonen sind aber in den Interviews vielfach auf ihre eigene Hochdeutschkompetenz und auf die Sprachkenntnisse von Personen aus ihrem Sprachumfeld zu sprechen gekommen und gaben dabei oft sehr anschauliche Charakterisierungen von

456 Huesmann (1998: 179). Anders als bei Bode sind aber Hochdeutschkompetenzen nicht mehr signifikant vom Geschlecht der jeweiligen Gewährspersonen abhängig (ebd.).

sprachlichen Fähigkeiten. Eine qualitative Inhaltsanalyse dieser Aussagen kann detaillierte Anhaltspunkte zur diachronen und sozialen Verteilung von aktiven Sprachfähigkeiten im Bereich der hochdeutschen Standardsprache in meinem Untersuchungsgebiet vermitteln.

Zunächst ist der Frage nachzugehen, inwieweit und wann sich die aktive Beherrschung des Hochdeutschen in meinem Berichtszeitraum von der 1920er Jahren bis in die Gegenwart in der mecklenburgischen Bevölkerung tatsächlich vollständig durchgesetzt hat. Abschnitt 5.2.1 sichtet dazu in einem ersten Schritt die Zeitzeugenberichte über Kinder aus alteingesessenen Familien, die bei ihrem Schuleintritt noch über keine aktive Hochdeutschkompetenz verfügten. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen identifizieren in unseren Interviewgesprächen aber durchaus auch erwachsene Alteingesessene aus ihrem Umfeld, die ihrer Einschätzung nach nicht oder nur unvollkommen hochdeutsch sprechen konnten oder bis heute nicht können. Abschnitt 5.2.2 resümiert die Erzählungen über erwachsene Personen aus alteingesessenen Familien, die dem Vernehmen nach über keinerlei Sprachkompetenz im Hochdeutschen verfügen. Abschnitt 5.2.3 widmet sich dann den Berichten über Angehörige alteingesessener Familien, die nach Ansicht der Befragten nur über eine defiziente Hochdeutschkompetenz verfügen. In diesem Zusammenhang gilt das Augenmerk auch den bilingual hochdeutsch-niederdeutschen Sprachkompetenzen vieler Menschen in Mecklenburg. Ein eigener Abschnitt (5.2.4) wird erörtern, inwieweit in den Familien der Vertriebenen, die nach Mecklenburg immigrierten, aktive Kenntnisse des Standarddeutschen verbreitet sind. Abschließend betrachtet der Abschnitt 5.2.5 auf der Basis der Selbsteinschätzungen meiner Probandinnen und Probanden, in welchem Bereich des hochdeutschen Varietätenspektrums sie ihre eigene hochdeutsche Sprachkompetenz verorten.

5.2.1 „Es gab ja zu der Zeit viele Kinder, die zur Schule kamen und nicht hochdeutsch sprechen konnten“ – zur Hochdeutschkompetenz von Vorschulkindern aus alteingesessenen Familien

Im Abschnitt 3.1.1 hatten wir gesehen, dass es in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg in meinem mecklenburgischen Untersuchungsgebiet noch viele Kinder gab, die vor dem Eintritt in die Schule noch keine aktiven

Sprachkompetenzen im Hochdeutschen erworben hatten. Von 27 alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburgern, die vor 1940 geboren wurden, berichteten mir insgesamt 12 Probanden (44,4 %), dass sie vorschulisch ausschließlich niederdeutsch sozialisiert worden seien, also frühkindlich das Hochdeutsche noch nicht aktiv beherrschten. Sprachbiographien, die derart standardsprachefern beginnen, gibt es unter den befragten Angehörigen alteingesessener Familien in den 1950er und 1960er Jahren so gut wie gar nicht mehr. Hier erzählt nur eine von 15 interviewten Personen (= 0,7 %), dass sie vor der Schulzeit noch kein Hochdeutsch gesprochen habe. Dieses Bild von der intergenerationellen Entwicklung der Hochdeutschkompetenz bei mecklenburgischen Vorschulkindern lässt sich noch verdichten, wenn wir nicht nur Berichte der Zeitzeugen über ihre eigenen Sprachbiographien, sondern auch ihre Schilderungen der Sprachverhältnisse unter ihren Klassenkameradinnen und -kameraden bei Schuleintritt hinzuziehen. Viele meiner Interviewpartner habe ich gezielt gefragt, ob es bei ihrer Einschulung Mitschülerinnen und Mitschüler gegeben habe, die das Hochdeutsche erst in der Schule lernen mussten, andere Probanden sind im Interview von sich aus auf die Sprachverhältnisse an ihren Schulen eingegangen.

Die aufgezeichneten Zeitzeugenberichte deuten auf eine zeitlich stark gestaffelte Entwicklung der Hochdeutschkompetenz bei Vorschulkindern hin: Im Jahr 1930 konnten nach der Erinnerung von Herrn 42 (1924 A, SP: 87) von seinen Mitschülerinnen und Mitschülern im Dorf Jürgenshagen „alle kein Hochdeutsch. Die meisten ne“. Er präzisiert auf meine Nachfrage, dass von den Erstklässlern seinerzeit nur „ein Drittel vielleicht“ mit aktiven Hochdeutschkompetenzen in die Schule eintraten (SP: 97). Noch für die frühen 1940er Jahre bestätigt Herr 41 (1935 A, BI 1: 50) aus seiner Schulerfahrung in Jürgenshagen, „es gab ja zu der Zeit viele Kinder die zur Schule kamen und nicht hochdeutsch sprechen konnten.“ Von den Mitschülerinnen und Mitschülern ihrer Tochter, die gleich nach Kriegsende in einer Dorfschule bei Satow eingeschult wurde, konnten nach der Erinnerung von Frau 79 (1924 V, BI 1: 101) „ja manche auch gar nicht Hochdeutsch.“

In der Kleinstadt Schwaan sah es in der Zeitspanne bis in die unmittelbaren Nachkriegsjahre ähnlich aus. Für die späten 1920er Jahre schätzt Herr 15 (1921 A, SP 1: 82), dass „ich würde sagen Dreiviertel“ der

Schulanfänger nicht Hochdeutsch sprechen konnten. Noch in der unmittelbaren Nachkriegszeit trat auch in Schwaan jeweils eine größere Zahl von Kindern in die Schule ein, die über keine Hochdeutschkompetenz verfügten. „Wir haben Schüler reingekriegt die auch so eben vom Lande reinkamen die konnten gar kein Hochdeutsch ne.“ (Frau 14, 1936 V, SP 1: 181). Auch Herr 9 (1939 A, SP: 238) erinnert sich daran, in seiner Schwaaner Schulklasse habe es 1947 „einige“ Mitschülerinnen und Mitschüler gegeben, „die dann gar nicht anders konnten“ als Niederdeutsch zu sprechen. Selbst aus einem Vorort von Rostock erzählt der 1942 eingeschulte Herr 56 (1935 A, BI: 162) von mehreren Mitschülerinnen und Mitschülern, die Hochdeutsch erst in der Schule lernten: „Aber es es gab also Familien ja auch Eingesessenen die also plattdeutsch groß geworden waren das weiß ich und die in der Schule große Schwierigkeiten hatten das Hochdeutsch nun wirklich zu zu lernen oder auch richtig anzuwenden ne.“

Die Größenangaben, die die Zeitzeugen nutzen, um den Anteil der nicht hochdeutschkompetenten Schulanfänger abzuschätzen, legen nahe, dass schon in der Zeit vor dem Krieg die aktiven Hochdeutschfertigkeiten unter den Vorschulkindern zunahmen. Während meine Gewährspersonen für die Zeit bis 1930 zum Teil noch von „Dreiviertel“ aller Erstklässler sprechen, die nicht hochdeutsch sprachen, sind es ihren Angaben zufolge für die 1940er Jahre nur noch „viele“, „manche“ oder „einige“ Schulanfänger ohne Hochdeutschkenntnisse.

Nach 1950 haben sich die Hochdeutschkenntnisse unter den Vorschulkindern aus alteingesessenen Familien offenbar deutlich weiter verbreitet und bald auch vollständig durchgesetzt. Selbst von den Dorfschulen wird aus den 1950er Jahren nur noch von Einzelfällen berichtet, in denen Erstklässler ohne Hochdeutschkompetenz in die Schule eintraten. Die Lehrerin Frau 43 (1937 Z, SO: 166) erinnert sich an eine Schülerin ihrer Dorfschule, die nach ihrer Einschulung 1956 lange Zeit „kein Wort Hochdeutsch“ sprach:

Die hat das ganze Jahr kein Wort gesprochen weil sie gar nicht verstanden hat was der Lehrer eigentlich von ihr wollte. Blieb dann ein Jahr hängen und hat dann erst langsam angefangen sich auch der hochdeutschen Sprache zu bedienen um um dann auch mitreden zu können ne.

Aus den Dorfschulen der Umgebung von Satow und Jürgenshagen wird aus den 1950er Jahren von weiteren ähnlich gelagerten Einzelfällen berichtet.

Frau 85 (1954 AA, SP 1: 71) beispielsweise erzählt von einem solchen Fall aus der Schulklasse ihres Bruders: „Ik wait dat min Brauder vertell as dei to Schaul kām hir in Heiligenhagen dei ain Jung ut sin Klass dei künn überhaupt nich hochdüütsch rāden. Die hett blouß pr... platt sproken.“ Auch in der Kleinstadt Schwaan waren in den 1950er Jahren Schülerinnen und Schüler, die ohne Hochdeutschkenntnisse eingeschult wurden, offenbar bereits „Ausnahmen“ (Frau 53, 1950 AA, SP 1: 95): „In Schwaan weiß ich ein Mädchen die hat vor der Schule nur Plattdeutsch gesprochen.“ Herr 58 (1950 AA, SP 2: 106) erinnert sich an seine Schwaaner Grundschulzeit in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre, wo „inne unnersten Klassen [...] twai wiirn dei nun gornich hochdüütsch können.“

Schon in den 1960er Jahren verfügten dann selbst in kleinen Ortschaften auf dem Land offenbar ausnahmslos alle Schülerinnen und Schüler bei ihrer Einschulung über aktive Hochdeutschkompetenzen. Für Jürgenshagen, Satow und die umliegenden Dörfer berichten gleich sieben Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die in den 1960er und frühen 1970er Jahren in verschiedenen Jahrgängen dort eingeschult wurden, übereinstimmend, „also von denen die ich kenne hat ... haben die alle Hochdeutsch gesprochen die ganzen Schulkameraden sozusagen“ (Herr 69, 1964 VV, SP: 573). „Die konnten alle Hochdeutsch“, sagt beispielsweise auch Frau 70 (1954 VA, SP: 165) über ihre Klassenkameraden. Und auch Herr 72 (1955 VA, SP: 89) verneint meine Frage, ob es in seiner Klasse Kinder gegeben habe, die das Hochdeutsche erst in der Schule lernen mussten. „Die Sprache war für alle ganz normal.“

Die Zeitzeugenberichte verdeutlichen, dass die ehemals wenig verbreiteten Hochdeutschkenntnisse unter den mecklenburgischen Vorschulkindern sich innerhalb einer Zeitspanne von nur 40 Jahren zu einer „normalen“ aktiven Sprachkompetenz aller Erstklässler ausgeweitet hatten. Stellten Schulanfänger mit Hochdeutschkompetenzen noch in den 1920er Jahren zumindest in der Kleinstadt und auf dem Dorf noch eine deutliche Minderheit dar, so waren Kinder ohne vorschulische Hochdeutschkenntnisse bereits in den 1950er Jahren „Ausnahmefälle“, die die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Für die Zeit nach 1960 wird selbst von Dorfschulen ausschließlich von Kindern berichtet, die bei Schuleintritt über aktive Hochdeutschkompetenz verfügten. Das bedeutet natürlich nicht, dass diese Kinder damals durchgängig monolingual hochdeutsch sozialisiert worden

waren. Viele verfügten seinerzeit noch neben ihrer Hochdeutschkompetenz über frühkindlich erworbene Sprachkenntnisse im Niederdeutschen oder in den Herkunftsdialekten (vgl. 3.2.1 und 4.2.1). Aber eine aktive Beherrschung des Hochdeutschen konnte schon in den 1960er Jahre unter Schulanfängern in Mecklenburg offensichtlich weitestgehend vorausgesetzt werden.

5.2.2 *„Ich kenne noch einen, der konnte kein Hochdeutsch“ – erwachsene Angehörige alteingesessener Familien ohne aktive Hochdeutschkompetenz*

Nach Höder (2011: 115) ist im norddeutschen Sprachraum „seit geraumer Zeit niemand mehr monolingual niederdeutsch“.

Vielmehr kann in der Gruppe der Niederdeutschsprecher seit Generationen eine mindestens rezepptive Kompetenz im Hochdeutschen vorausgesetzt werden, und *alle* Sprecher verfügen heute auch über ein muttersprachliches hochdeutsches Varietätenspektrum. (ebd.)

Für die gegenwärtigen Sprachverhältnisse im ostfälischen Sprachgebiet kommen Föllner / Luther (2015: 247) auf der Grundlage von Probandenbefragungen zu derselben Einschätzung. Auch in Ostfalen trete das Niederdeutsche heute „im Regelfall“ allenfalls als eine „zusätzliche Ausdrucksmöglichkeit“ neben das Hochdeutsche und „niemand beherrscht noch ausschließlich dieses Sprachvarietät“. Dieser Sprachstand war in Vorpommern nach Herrmann-Winter (1991: 24) schon am Beginn der 1990er Jahre erreicht. Ihr knapper Befund aus dieser Zeit lautet: „Nur Plattdeutschsprecher gibt es heute nicht mehr.“ Im Abschnitt 3.1.1 war deutlich geworden, dass in Mecklenburg heute im Großen und Ganzen von den gleichen Sprachverhältnissen ausgegangen werden kann. Alle meine Interviewpartnerinnen und -partner verfügen über ausgebaute hochdeutsche Sprachfähigkeiten, zu denen dann in vielen Fällen niederdeutsche Sprachkompetenzen bzw. bei Angehörigen von Vertriebenenfamilien Kenntnisse in Herkunftsdialekten hinzutreten.

Über die unmittelbare Vorgeschichte des beschriebenen Sprachstandes und über den Grad der letztlich erreichten Hochdeutschkompetenz in Mecklenburg ist allerdings wenig bekannt. Seit wann kann tatsächlich in der gesamten mecklenburgischen Bevölkerung von aktiven

Sprachkompetenzen im hochdeutschen Varietätenspektrum ausgegangen werden? Gab es auch in Mecklenburg schon am Beginn der 1990er Jahre wirklich keine „Nur-Plattdeutschsprecher“ mehr? Auch wenn ich bei meiner Erhebung keine systematischen Kompetenzmessungen zu hochdeutschen Sprachfertigkeiten meiner Befragten durchgeführt habe und ich mit meinen Interviews natürlich nur eine ausschnittshafte Stichprobe der mecklenburgischen Bevölkerung erfasst habe, lassen sich diesen Interviews doch eine dichte Fülle von Beobachtungen zur Verbreitung von Hochdeutschkompetenzen in den zurückliegenden Jahrzehnten entnehmen.

Nachdem im vorangegangenen Abschnitt 5.2.1 die Entwicklung der Hochdeutschkompetenz unter mecklenburgischen Kindern im Vorschulalter betrachtet worden ist, soll das Augenmerk nun den erwachsenen Angehörigen von alteingesessenen mecklenburgischen Familien gelten. Für diese große Bevölkerungsgruppe kann grundsätzlich davon ausgegangen werden, dass sie mindestens in ihrer Schulzeit in einen mehr oder weniger lang andauernden Kontakt mit der hochdeutschen Standardsprache gekommen ist und ihr hier gezielt eine hochdeutsche Sprachkompetenz vermittelt werden sollte. Über den tatsächlichen Erfolg der schulischen Hochdeutschvermittlung und die diachronische Dynamik in der Herausbildung einer bilingual niederdeutsch-hochdeutschen Sprachkompetenz in Mecklenburg weiß man freilich wenig, ebenso wenig über die Durchsetzung von monolingual hochdeutschen Sprachkompetenzen im 20. Jahrhundert.

Zunächst ist zu fragen, seit wann es in meinem Untersuchungsgebiet unter den Angehörigen alteingesessener Familien keine monolingualen Niederdeutschsprecher mehr gab. Ich habe viele meiner Gesprächspartnerinnen und -partner gefragt, ob und wann ihnen im Laufe ihres Lebens Personen begegnet sind, die nicht Hochdeutsch sprechen konnten. Gelegentlich wurde mir auch spontan von derartigen Begegnungen berichtet. Eine erste Sichtung der Zeitzeugenaussagen zu dieser Thematik soll strikt auf solche Fälle begrenzt werden, in denen den genannten Personen ausdrücklich jegliche aktive Hochdeutschkompetenzen abgesprochen werden. Berichte über „schlechtes“ oder „nicht richtiges“ Hochdeutsch oder über Menschen, die in ihrem Alltag lediglich gewohnheitsmäßig „nur Plattdeutsch“ sprachen,⁴⁵⁷ werden bei der folgenden Zusammenstellung nicht

457 Die Befragten selbst haben zum Teil ein sehr klares Bewusstsein davon, dass

berücksichtigt. Natürlich sind all diese Beobachtungen meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen Fremdzuschreibungen, die nicht zu überprüfen sind. Die Dichte der Berichte über Menschen des jeweiligen Lebensumfeldes, die das Hochdeutsche nicht beherrschten bzw. noch heute nicht beherrschen, vermittelt aber doch einen recht klar konturiertes Bild von den Veränderungen der Hochdeutschkompetenz in der alteingesessenen Bevölkerung (vgl. 3.3.1).

Aus den 1930er und 1940er Jahren wird aus meinen verschiedenen Erhebungsorten über insgesamt elf namentlich benannte oder durch Verwandtschaftsbeziehungen identifizierbare konkrete Personen berichtet, die kein Hochdeutsch sprachen. Frau 19 (1923 V, SP: 170) beispielsweise erklärt, wieso es für sie in Nienhagen nach dem Krieg unmöglich war, mit den Großeltern ihres alteingesessenen Ehemannes Hochdeutsch zu reden, „die können das ja gar nicht“. Herr 9 (1939 A, SP: 231) erinnert sich aus seiner Kindheit an einen Mann in Schwaan, „und das war ein Alter der hieß [Name]“, „der konnte nur Platt. Der kann... der konnte gar nicht der konnte das gar nicht anders.“ Selbst in Rostock gab es in der Nachkriegszeit dem Vernehmen nach Personen, die wie die „Schwiegermutter“ von Frau 47 (1930 A, SP: 176), das Hochdeutsche nicht beherrschten. Die Menschen ohne Hochdeutschkenntnisse, die hier genannt werden, sind durchweg ein oder zwei Generationen älter als die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen selbst. Sie sind als Alterskohorte also etwa den Geburtsjahrgängen 1880 bis 1920 zuzuordnen und man konnte ihnen in den 1930er und 1940er Jahren sowohl in Dorf und Kleinstadt als auch in der Großstadt nicht selten begegnen.

die Tatsache, dass sie selbst eine Person ausschließlich niederdeutsch sprechen hör(t)en, kein echter Beleg für fehlende Hochdeutschkompetenz ist: „Man ist Leuten begegnet die Plattdeutsch nur gesprochen haben. Aber ich weiß nicht ob die wirklich gar kein Hochdeutsch konnten“, sagt zum Beispiel Frau 5 (1933 V, SP 1: 216). Im vorliegenden Abschnitt werden daher ausschließlich solche Zeitzeugenberichte ausgewertet, in denen ausdrücklich davon ausgegangen wird, dass die betreffenden erwachsenen Personen keine Hochdeutschkenntnisse hatten. Zu Personen, die Situationen übergreifend „nur“ Niederdeutsch sprachen oder sprechen, vgl. Abschnitt 3.3.1

Nach der Einschätzung von Herrn 24 (1926 A, BI: 198), der noch vor dem Krieg seine Lehre in Rostock begann, waren es aber durchaus nicht nur Einzelpersonen aus dieser Altersgruppe, die in den 1940er Jahren nicht Hochdeutsch sprechen konnten: „Vielfach war es sogar so dass die Einheimischen gar kein Hochdeutsch konnten ne. Viele konnten gar kein Hochdeutsch sprechen. Die konnten nur Plattdeutsch sprechen.“ Mit solchen „Nur-Plattdeutschsprechern“ traf er offenbar sogar in der Großstadt häufiger zusammen. Herr 6 (1925 A) erzählt von einer Begebenheit aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, die veranschaulicht, dass man zu dieser Zeit gerade auf dem Land durchaus noch nicht selbstverständlich mit Hochdeutschkenntnissen rechnen konnte. Er nahm damals einen Mann auf seinem Pferdefuhrwerk mit, der aus Thüringen nach Mecklenburg gereist war, um bei den Bauern dort Textilien gegen Lebensmittel für seine Familie zu tauschen. Herr 6 setzte den Mann in dem kleinen Dorf Rukieten nahe bei Schwaan ab, in dem er selber zu tun hatte. „Und das dauerte gar nicht lange kommt er wieder. Dann sagt er ‚Herr [Name von Herrn 6] das da sind ja alles Ausländer! Die können ja gar kein Deutsch!‘“ (Herr 6, 1925 A, BI: 94). Offensichtlich konnten die Bauern aus Rukieten damals nicht nur kein Hochdeutsch sprechen, sondern die Varietät auch nicht einmal verstehen. Der Mann aus Thüringen musste den für ihn sprachlich unzugänglichen Ort unverrichteter Dinge verlassen.

Noch aus den 1950er und 1960er Jahren wissen die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen von einzelnen Personen aus ihrem Umfeld zu berichten, die ihrer Einschätzung nach das Hochdeutsche nicht aktiv beherrschten. Für diese Zeitspanne werden immerhin weitere neun konkrete Personen identifiziert, die ausschließlich über eine monolingual niederdeutsche Kompetenz verfügt haben. Aus seiner Kindheit in den späten 1960er Jahren erinnert sich beispielsweise Herr 69 (1964 VV, SP: 278) an einen alten Nachbarn in Heiligenhagen, der kein Hochdeutsch sprach: „Und dieser uralte Mecklenburger hat dann Plattdeutsch gesprochen weil er nichts anderes konnte.“ Für die 1950 Jahre erzählt Herr 42 (1924 A, SP: 235) aus Jürgenshagen, „ich kenne noch einen der konnte kein Hochdeutsch. Der hieß [Name] ne. Mit ne olle Pip.“ Dieser Mann „verstand das schon“, aber konnte nicht aktiv Hochdeutsch sprechen. In Schwaan ist es in den 1960er Jahren zum Beispiel „die angeheiratete Tante“ von Herrn 23 (1946 Z, SP 1: 140), „die gar nicht Hochdeutsch konnte“. Auch aus der Großstadt werden aus

derselben Zeitspanne Personen ohne Hochdeutschkompetenz genannt. 1961 wurde zum Beispiel im Rostocker Krankenhaus „ein urwüchsiger Rostocker [eingeliefert] der nur Platt konnte“. Die medizinische Behandlung des fast 90-jährigen Mannes gestaltete sich aus sprachlichen Gründen schwierig, denn „der konnte kein Hochdeutsch“ (Herr 9, 1939 A, SP: 280). Es sind auch in den Erzählungen aus der Zeit zwischen 1950 und 1970 stets ältere Menschen, denen eine fehlende Hochdeutschkompetenz zugeschrieben wird.

Für die Jahrzehnte nach 1950 gehen die allgemeinen Antworten auf die Frage, ob am Wohnort des jeweiligen Probanden damals Ortsbewohner gelebt haben, die kein Hochdeutsch sprachen, aber auffallend auseinander. Während Herr 42 (1924 A, SP: 233) auf diese Frage für die 1950er Jahre in Jürgenshagen antwortet, „ja da gab es noch welche“, meint Herr 41 (1935 A, SP: 183), für dieselbe Zeit und denselben Ort „habe ich ... kenne ich keinen“. Er räumt dann ein, „ja vielleicht ganz alte Leute aber so bewusst ist mir das nicht geworden.“ Frau 22 (1934 V, SP: 258) hat seit den 1960er Jahren in Schwaan in der Bäckerei gearbeitet und erzählt über ihre Kunden, „die konnten ja auch einige gar nicht anders“ als Niederdeutsch sprechen. Die viel jüngere Frau 66 (1962 VA, SP: 127–128) glaubt dagegen nicht, dass es in den 1970er Jahren in Schwaan noch Einwohner gab, die kein Hochdeutsch konnten. „Das glaube ich nicht. Nein. Die haben beides gekonnt. [...] Aber konnten auf jeden Fall [Hochdeutsch]. Also man konnte man konnte alles überall verstehen.“ In den gegenläufigen Ansichten über die Existenz von monolingualen Niederdeutschsprechern bringen sich sicher die Unterschiede der persönlichen Erfahrungshorizonte zum Ausdruck. Festzuhalten ist, dass es mindestens noch bis in die späten 1960er Jahren in meinem Untersuchungsgebiet identifizierbare Einzelpersonen gab, die das Hochdeutsche nicht beherrschten. Nicht alle Zeitzeugen sind solchen Menschen aber seinerzeit noch in ihrem eigenen Lebensumfeld begegnet.

Für die 1980er Jahre in Heiligenhagen konstatiert Herr 62 (1952 VV, SP: 258), „dass die Leute die wirklich nur Plattdeutsch sprechen konnten einfach verstorben sind“. Auf meine Frage, ob es in Jürgenshagen heute noch Personen gebe, die nicht Hochdeutsch sprechen können, antwortet Frau 39 (1932 V, SP 2: 102): „Nein so etwas gibt es nicht.“ Nur in Schwaan konnten gleich zwei meiner Befragten auf einen alten Ortsbewohner verweisen, der zur Zeit meiner Erhebung zwischen 2010 und 2015 noch lebte

und der das Hochdeutsche offensichtlich nicht beherrschte: „Der kann nur Platt auch. Den habe ich noch nie hochdeutsch reden hören.“ (Herr 1, 1932 V, SP: 301). Frau 57 (1965 VV, SP: 55) hatte mit dem Mann als ihrem Kunden zu tun, wobei seine fehlenden Hochdeutschkenntnisse und ihre eigene eingeschränkte Niederdeutschkompetenz immer wieder Verständigungsschwierigkeiten verursachten: „Und der spricht aber nur Platt mit mir. Und dann stehe ich vorne [im Geschäft] und dann muss ich mich so konzentrieren dass ich verstehe was er sagt.“ Es hat allen Anschein, dass dieser Mann der letzte „Nur-Plattdeutschsprecher“ in der Kleinstadt Schwaan war.

Die Zeitzeugenberichte machen klar, dass der seit Jahrhunderten laufende Prozess des Sprachwechsels vom Niederdeutschen zur hochdeutschen Standardsprache in Mecklenburg auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchaus noch nicht vollständig abgeschlossen war. Weiterhin waren dort sowohl im ländlichen als auch im (groß)städtischen Umfeld Menschen anzutreffen, die über keine aktive Sprachkompetenz im hochdeutschen Varietätenspektrum verfügten. Altersmäßig waren diese monolingualen Niederdeutschsprecherinnen und -sprecher wohl allesamt den Geburtsjahrgängen aus den Jahrzehnten vor dem Zweiten Weltkrieg zuzuordnen. Diese Menschen dürften in den Vorkriegsjahrzehnten zwar allesamt in der Schule mit standardnahe Hochdeutsch in Kontakt gekommen sein. Aber die damals häufig nur kurze, oft von landwirtschaftlichen Hilfsdiensten unterbrochene und schließlich während der Kriegszeit ausgesetzte Schulzeit hat bei manchen Personen offensichtlich nicht ausgereicht, um ein tragfähiges Fundament aktiver Sprachkompetenzen im Hochdeutschen zu legen. Für die Bewältigung des Sprachalltags von Erwachsenen war je nach sozialem Umfeld dann auch in den ersten Nachkriegsjahrzehnten die aktive Beherrschung des Hochdeutschen offenbar nicht schlechterdings unabdingbar. Spätestens in den 1950er und 1960er Jahren war der Kreis der erwachsenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger ohne Hochdeutschkompetenz für die Zeitgenossen freilich sehr überschaubar geworden. Mit dem Ableben der damals schon durchgängig älteren Menschen hat sich dieser Kreis im Laufe der Nachkriegsjahrzehnte sukzessive ausgedünnt und dürfte sich im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts wohl endgültig aufgelöst haben.

5.2.3 „Viele konnten gar nicht richtig Hochdeutsch sozusagen“ – wahrgenommene Kompetenzdefizite im Hochdeutschen Alteingesessener

Häufiger noch als über Personen, die das Hochdeutsche gar nicht beherrschten, berichten die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen über Menschen aus ihrem sprachlichen Umfeld, deren Hochdeutschkompetenzen sie für defizitär halten. Die Personen, denen in den Interviews mangelhafte Hochdeutschkenntnisse zugeschrieben werden, sind dabei fast ausschließlich in den Jahrzehnten vor dem Zweiten Weltkrieg geboren worden. Unter den in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Geborenen können meine Probanden eine Vielzahl konkreter Personen namentlich benennen oder über ihre Verwandtschafts- und Bekanntschaftsverhältnisse identifizieren, die ihrer Meinung nach „nicht richtig“ oder nur „schlecht“ Hochdeutsch sprachen oder noch sprechen. In den Augen meiner Interviewpartnerinnen und -partner scheinen also mangelhafte Hochdeutschkenntnisse unter den ältesten und älteren Angehörigen alteingesessener Familien recht weit verbreitet zu sein bzw. gewesen zu sein.

Insgesamt 14 der 32 konkreten Personen, denen in den Interviews mangelhafte Hochdeutschkompetenzen zugesprochen werden, lassen sich den Geburtsjahrgängen zwischen 1880 und 1920 zuordnen. Herr 16 (1935 A, BI 1: 90) beispielsweise war während der Kriegsjahre als Kind bei seinen Großeltern in Gnoien evakuiert. Er erzählt, „dann wohnten wir bei den Großeltern. Die konnten gar nicht richtig Hochdeutsch.“ Frau 35 (1927 A, SP 2: 125) erinnert sich, die Mutter eines Freundes in Schwaan habe beim Hochdeutschsprechen „so viel durcheinander gebracht“. Auch die Tante von Herrn 9 (1939 A, BI 1: 146), die nach dem Krieg ein Hotel an der Ostsee leitete, konnte „nicht richtig hochdeutsch“, ebenso wie der Großvater von Herrn 89 (1950 AA, SP: 63) aus Rostock „Schwierigkeiten mit dem Hochdeutschen hatte“.

Weitere 17 Personen, von denen erzählt wird, dass sie das Standarddeutsche nur unvollkommen beherrschten, sind zwischen 1920 und 1939 geboren worden, gehören also selbst der Vorkriegsgeneration der alteingesessenen Familien an. Ein alteingesessenes Mitglied der Jürgenshäger Fußballmannschaft beispielsweise ist erst in der Nachkriegszeit zum Hochdeutschen übergegangen, als er sich in eine Vertriebene aus Preußen

verliebte: „Wir haben uns amüsiert wie der hochdeutsch sprach“, kommentiert einer seiner damaligen Mannschaftskameraden (Herr 45, 1931 A, BI 1: 79). Aus seiner Kindheit in Heiligenhagen erinnert sich Herr 69 (1964 VV, SP: 517) an zwei alte Nachbarn, „die mussten sich richtig Mühe geben“ beim Hochdeutschsprechen und dennoch waren sie, „wenn sie gesprochen haben auch mit Akzent behaftet. Also du würdest auch sagen wie Ausländer haben sie gesprochen.“

Über Angehörige der Nachkriegsgeneration wird nur in einem Falle berichtet, dass jemand „große Schwierigkeiten“ mit dem Hochdeutschen hatte. Es ist dies ein Schwaaner Klassenkamerad von Frau 60 (1952 VV, BI: 230) gewesen, „der hat ... konnte fast nicht Hochdeutsch sprechen ne“ (ebd.). Ihm sei bei hochdeutscher Rede das Niederdeutsche „immer mal so dazwischen“ gekommen (SP: 193). Offenbar kennen die Zeitzeugen und Zeitzeuginnen unter den nach 1950 geborenen Alteingesessenen keine weiteren auffallenden Beispiele für eine mangelhafte Beherrschung des Hochdeutschen. Der Grad der Hochdeutschkompetenz hätte sich demnach in der Generationsfolge der alteingesessenen Familien nach 1950 sprunghaft verbessert. Dies bedeutet freilich nicht, dass meine Probanden nicht auch in ihrem gegenwärtigen Sprachumfeld weiterhin Personen identifizieren, denen sie eine nur unvollkommene Beherrschung der Standardvarietät zusprechen. Die zehn einschlägigen Beispiele, die hier aus der Gegenwart genannt werden, finden sie aber nur noch in den älteren und ältesten Bevölkerungskreisen.

So erzählt Herr 41 (1935 A, SP: 280), sein Nachbar, mit dem er in einem Dorf bei Jürgenshagen aufgewachsen ist, sei im Hochdeutschen „nicht so redegewandt“, weil er normalerweise Niederdeutsch spreche. Von einer Bekannten in Jürgenshagen sagt Herr 77 (1937 A, BI: 113), sie mache im Hochdeutschen ebenso wie er selbst „auch noch Fehler“. Selbst in der Großstadt Rostock finden sich gegenwärtig noch Menschen, die ihre eigene Hochdeutschkompetenz für unvollkommen halten. Frau 47 (1930 A, SP: 72) erzählt, dass sie gelegentlich nicht verstanden werde, weil sie immer wieder unwillentlich ins Niederdeutsche wechsele, „dann einfach plötzlich wenn ich mit jemanden Hochdeutsch spreche das sage ich auf Plattdeutsch.“ Und der ebenfalls aus Rostock gebürtige Herr 64 (1936 A, SP: 88) meint, er spreche ein Mecklenburger Hochdeutsch „mit entsprechenden Fehlern“.

Nicht nur dass meine Interviewpartner im Gespräch insgesamt 32 konkrete Einzelpersonen benennen, die ihrer Ansicht nach nur „verwascht“ (Herr 9, 1939 A, BI 1: 263) Hochdeutsch sprachen oder sprechen, legt nahe, dass eine eingeschränkte Beherrschung der Standardsprache in Mecklenburg recht weit verbreitet war und ist. Vielfach verweisen sie auch ausdrücklich darauf, dass die ihrer Meinung nach unvollkommene Beherrschung des Hochdeutschen nicht nur bei Einzelpersonen zu finden war, sondern die Redeweise vieler Mecklenburgerinnen und Mecklenburger kennzeichnete und zum Teil noch heute charakterisiert. So gewann Frau 37 (1933 V, SP 2: 100) aus ihrer Tätigkeit in einem Geschäft in Satow in den späten 1950er Jahren den Eindruck, „die alten Mecklenburger konnten sehr wenig Deutsch. Und dann ein schlechtes Deutsch.“ Ähnliches stellt auch Herr 16 (1935 A, SP 1: 99) für die „damaligen Älteren“ im Rostock der 1960er Jahre fest: „Viele konnten ja gar nicht richtig Hochdeutsch sozusagen.“ Nach der Meinung von Herrn 10 (1939 V, SP 2: 144) stößt man in Schwaan noch in der Gegenwart häufiger auf Menschen, die im Gebrauch des Hochdeutschen Unsicherheiten zeigen:

Es gibt hier viele ne die sich der der der Sprache nicht ganz sicher sind ne. Der hochdeutschen Sprache will ich jetzt damit sagen ne. Nicht ganz ... die direkt dieses Platt mit der Muttermilch gesogen haben. Und die sagen dann etwas schnell ins Platte Plattdeutsche rüber ne. Weil sie der hochdeutschen Sache da nicht ganz sicher sind ob das wirklich so richtig ist ne.

Unsicherheiten in der aktiven Beherrschung der hochdeutschen Standardsprache werden also auch heute bei zahlreichen, insbesondere älteren Einwohnerinnen und Einwohnern meines Untersuchungsgebiets wahrgenommen.

An welchen sprachlichen Symptomen machen die Befragten aber fest, dass die betreffenden Personen „Schwierigkeiten“ mit der Beherrschung des Hochdeutschen haben? Wo liegen ihrer Meinung nach die „Fehler“, die aus der mangelnden Hochdeutschkompetenz der älteren Mitbürgerinnen und Mitbürger resultieren? Ein besonders auffallendes Indiz für mangelnde Hochdeutschkompetenz ist in den Augen meiner Befragten der schnelle oder häufige Wechsel zwischen dem Hochdeutschen und dem Niederdeutschen bzw. die enge Durchmischung beider Varietäten. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen beobachten dieses Symptom sprachlicher Unsicherheit im Hochdeutschen an insgesamt neun Beispielfällen. Herr

10 (1939 V, SP 2: 167) sagt beispielsweise über seinen alteingesessenen Schwager, „der fing hochdeutsch an. Das dauerte nicht lange war der im Platt drin. Der konnte nicht anders eben ne. Da gab es viele.“ Herr 42 (1924 A, SP: 114) führt als Beleg dafür, dass sein Vater „nicht so richtig“ Hochdeutsch beherrschte, ebenfalls an, dass er immer wieder ins Niederdeutsche überging: „Aber so richtig unterhalten so wie wir hier zum Beispiel hier das konnte der nicht. Da kam nur das Platte wieder durch ne.“ Dass seine ältere Arbeitskollegin „gar nicht normales Hochdeutsch sprechen“ konnte, macht auch Herr 74 (1959 VV, SP: 140) daran fest, dass sie „immer wieder ins Platt abgeschlittert“ sei.

Bei zwei weiteren Sprecherinnen ist die Durchdringung hochdeutscher Rede mit niederdeutschen Elementen offenbar besonders eng. Herr 23 (1946 Z, SP 1: 167) charakterisiert die Redeweise der Schwiegermutter seines Bruders, die eigentlich „kein Hochdeutsch“ könne, wie folgt: „Und die spricht auch mit ja mit den meisten Leuten Plattdeutsch so so halb gemischt ne. Aber das merkt die dann auch gar nicht mehr ne.“ Ganz ähnlich beschreibt Frau 35 (1927 A, SP 2: 126) die Art, wie die Mutter einer Nachbarin Hochdeutsch spricht: „Oh dei het ouk so denn Plattdeutsch und dann hat sie mit mir hier ... war ja sonst immer Hochdeutsch. Oh Gott nein! Und da hat sie dann auch so viel durcheinander gebracht.“ Das Hochdeutsche „richtig“ zu beherrschen, heißt für die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen offensichtlich, die Standardvarietät auch über längere Passagen ohne den Eintrag niederdeutscher Elemente sprechen zu können.⁴⁵⁸ In diesen Bewertungen bringt sich der laienlinguistische „Reinheitstopus“⁴⁵⁹

458 Schönfeld berichtet aus den Erfahrungen seiner Untersuchungen zum gesprochenen Deutsch in der Altmark aus den 1960er Jahren ebenfalls von Sprecherinnen und Sprechern, die aus bemühtem Hochdeutsch stets bald wieder ins Niederdeutsche übergingen. Diese „können die hochsprache im gespräch nicht oder nur kurze zeit erreichen und fallen bald wieder in ihre normalerweise verwendete sprachliche schicht zurück. das ist vorwiegend bei älteren leuten der fall, die hauptsächlich im dorf gelebt und gearbeitet haben. sie haben während ihrer schulzeit die hochsprache gewöhnlich nur während des unterrichts gesprochen und sich später nicht oder nur wenig weitergebildet.“ (Schönfeld (1973: 136–137).

459 Arendt (2010: 210) beschreibt den Reinheitstopus, der auch den Laiendiskurs über das Niederdeutsche bestimmt, wie folgt: „Weil die gleichzeitige Anwendung von zwei oder mehr Sprachen zu negativ gewerteter Vermischung im Sinne

zur Geltung, der im Übrigen auch für den „richtigen“ Gebrauch des Niederdeutschen geltend gemacht wird. Die wechselseitige Durchdringung des Hochdeutschen und des Niederdeutschen gilt nicht nur als „unrein“, sondern als „fehlerhaft“ und damit als Beleg mangelnder Sprachkompetenz.

Als ein prominenter Beleg für mangelhafte Hochdeutschkompetenz gilt meinen Gewährsleuten auch der standardabweichende Gebrauch der Kasus. Hier werden insgesamt acht Personen angeführt, deren Kasusgebrauch im Hochdeutschen als mangelnde Sprachbeherrschung interpretiert wird. Dass seine Tante „nicht richtig Hochdeutsch konnte“, zeigt sich beispielsweise für Herrn 9 (1939 A, BI 1: 146) an einer falschen Verwendung der Kasus bei Personalpronomina: „Ja die ... *ihnen* und *sie* das wurde durcheinander gehauen.“ Die aus Böhmen vertriebene Frau 18 (1938 Z, BI: 208) bemerkte schon als Kind in Vorpommern, dass „manche Plattdeutsche nicht Hochdeutsch sprechen konnten“: „Und dass die immer die Fälle verkehrt gespro... das hat mich als Kind so richtig entsetzt. Die konnten nicht *mir* und *mich* unterscheiden und ob es bei *für* auch mal *für sie* heißen muss oder *für ihnen*.“ Die aus standarddeutscher Perspektive falsche Kasusverwendung lässt sich dem Vernehmen nach auch in der Gegenwart häufiger beobachten. So sagt Herr 23 (1946 Z, SP 1: 167) über die Schwiegermutter seines Bruders die „kein Hochdeutsch“ spreche: „Also *mir* und *mich* kriegt sie nicht auf die Reihe ne. Heute noch nicht.“ Herr 64 (1936 A, SP: 58) sagt von sich selbst, dass er „heute noch [...] nicht *mir* und *mich* unterscheiden kann. Und *wem* und *wen*. Also Dativ und Akkusativ macht mir horrende Schwierigkeiten.“ Und Herr 77 (1937 A, BI: 113) räumt ein, dass er von seiner Frau im Hochdeutschen regelmäßig korrigiert wird, „da sagt meine Frau immer ‚das heißt *mich*!‘“ Aber er verweist gleichsam zur Entlastung darauf, dass eine Bekannte aus dem Dorf im Hochdeutschen „auch noch Fehler“ mache, „die kann auch noch nicht *mir* und *mich* unterscheiden.“ (BI: 111).⁴⁶⁰

von Verunreinigung führt, sollte jede Sprache nur für sich angewendet und Hochdeutsch und Niederdeutsch unter keinen Umständen vermischt werden.“

⁴⁶⁰ Auch andere „Fehler“, die vereinzelt als weitere Beispiele für mangelnde Hochdeutschkompetenz genannt werden, gehen auf niederdeutschen Interferenzen zurück. So wenn Frau 35 (1927 A, SP 2: 124) über ihre Schwester spottet, die „ein bisschen vornehmer sein“ wollte und in ihrem bemühten Hochdeutsch das niederdeutsche „Stuf“ („Stube“) in falscher Auslegung der

Die Unsicherheit im Kasusgebrauch ist nach Dahl (1974: 351) ein „sehr hervorstechendes Merkmal“ der mecklenburgischen dialektnahen Umgangssprache, das seinen Ursprung in niederdeutscher Interferenz hat:

Infolge des Zusammenfalls von Dativ- und Akkusativformen im Niederdeutschen verwechseln die Sprecher von Sprachschicht *U^m* [Hochdeutsch mit niederdeutscher Beimischung, mundartnahe Umgangssprache] die beiden Fälle auch im hochdeutschen Satzzusammenhang.

Gerade die Verwechslung der beiden Kasus gilt im öffentlichen Diskurs der Sprachkritik, der den Prozess der Standardisierung des Hochdeutschen begleitete, schon früh als „sprachlicher Kapitalfehler“:

Im 19. Jahrhundert gilt die Mir-mich-Verwechslung im Rahmen populärer Sprachbetrachtung durchwegs als sprachlicher Kapitalfehler, da sie sowohl als besonders auffälliges *Dialektmerkmal* wie auch als Prototyp des *grammatischen Fehlers* interpretiert wird. (Linke 1996: 233)

Noch von meinen Interviewpartnerinnen und -partnern wird die Kasusverwechslung bei den Personalpronomina als eine Art prototypischer Fehler vorgestellt, an dem sich für sie die unvollkommene Beherrschung des Standarddeutschen exemplarisch offenbart.

Bei allen Beispielen von mangelhafter Hochdeutschkompetenz, die meine Gewährsleute in ihren Interviews vorstellen, handelt es sich um Angehörige alteingesessener Familien mit bivarieter Sprachkompetenz, in der das Hochdeutsche stets neben das Niederdeutsche tritt. Sie gehören fast ausschließlich zu Altersgruppen, bei denen im Spracherwerb häufig noch ein primärsprachliches niederdeutsches Repertoire simultan oder sukzessive durch hochdeutsche Sprachkompetenz erweitert wurde. Der individuelle Bilingualismus dieser Sprecherinnen und Sprecher weist damit eine deutliche Asymmetrie auf, in der das Niederdeutsche dominiert.⁴⁶¹

hochdeutsch-niederdeutschen Lautkorrespondenzen zu „Staub“ umsetzte. Herr 42 (1924 A, SP: 267) bezeichnet als „Quatsch“, wenn sein „Kumpel“ die niederdeutsche *geben* + Infinitiv-Konstruktion zur Kennzeichnung einer inchoativen Aktionsart ins Hochdeutsche überträgt: „Wenn er zum Beispiel ‚wir gehen da sitzen‘ zum Beispiel. Das ist echt plattdeutsch. Ist Quatsch.“

⁴⁶¹ Nach Tracy (2011: 75) ist „die Erwartung, dass sich mehrsprachige Menschen etwa in allen ihren Sprachen gleichermaßen wortgewandt, differenziert und flüssig über beliebige Themen unterhalten können, [...] unrealistisch.“

Das Niederdeutsche ist die Sprache, auf die diese Menschen zurückgreifen, wenn ihre Ausdrucksmöglichkeiten im Hochdeutschen an ihre Grenzen kommen. Das Niederdeutsche ist auch die Quelle von Interferenzerscheinungen, mit denen der hochdeutsche Sprachgebrauch dieser Personen von der Norm des Standarddeutschen abweicht. In der stark normativen Wertung, dem der Gebrauch des Hochdeutschen bei den linguistischen Laien unterliegt, erscheint das Niederdeutsche als eine „Fehler“-Quelle, die dem „richtigen“ und „reinen“ Hochdeutschgebrauch entgegenwirkt. Es ist davon auszugehen, dass der stark vom Niederdeutschen dominierte hochdeutsch-niederdeutsche Bilingualismus eine Übergangsphase in der Entwicklung der mecklenburgischen Sprachverhältnisse darstellt, deren Nachklang man in der hochdeutschen Redeweise mancher älteren Menschen noch heute vernehmen kann. In jüngeren Generationen dürften sich die Dominanzverhältnisse in den bivarietären Sprachkompetenzen der Mecklenburgerinnen und Mecklenburger umgekehrt haben und das Hochdeutsche mehr und mehr zur dominanten Varietät und heute schließlich bei vielen Sprecherinnen und Sprechern zum monolingualen Repertoire geworden sein.

Dahl (1974: 367) ordnet der Sprachschicht *U^m*, also der stark von niederdeutschen Interferenzmerkmalen geprägten hochdeutschen Umgangssprache, in Mecklenburg zwei verschiedene Sprechergruppen zu. Einer historisch älteren, städtischen Sprechergruppe, die schon seit dem frühen 19. Jahrhundert vom Gebrauch des Niederdeutschen abgegangen war und die schon mehr oder weniger ausschließlich im hochdeutschbasierten Regiolekt kommunizierte, stellt sie eine jüngere bilinguale Sprechergruppe gegenüber. „Die zweite Gruppe ist nämlich erst in neuerer Zeit, im wesentlichen seit Ende des vorigen Jahrhunderts [≈ 1900] vom Gebrauch der Mundart zum Hochdeutschen übergegangen. Sie spricht in bestimmten Situationen noch die Mundart [...]“. Die Berichte meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen über Fälle von „mangelhafter“ Hochdeutschkompetenz beziehen sich meist sehr deutlich auf Sprecherinnen und Sprecher aus dieser zweiten Gruppe, in deren bivarietärer Sprachkompetenz ebenso wie in ihrem Sprachgebrauch das Niederdeutsche dominiert. Noch in der Gegenwart können die Zeitzeugen einzelne Vertreter dieser zweiten Sprechergruppe in ihrem Sprachumfeld identifizieren.

5.2.4 „Die haben dann gebrochenes Hochdeutsch gesprochen ne“ – Angehörige von Vertriebenenfamilien mit fehlender oder geringer Hochdeutschkompetenz

Auch bei den Angehörigen von Vertriebenenfamilien, die in Mecklenburg angesiedelt wurden, kann man keineswegs selbstverständlich von ausgebauten Hochdeutschkenntnissen ausgehen. Wir hatten ja in Abschnitt 4.1.1 gesehen, dass für viele Vertriebene der jeweilige Heimatdialekt die Erstsprache war und dieser Dialekt die Alltagskommunikation vor allem in den dörflichen Ortschaften noch sehr weitgehend dominierte. Fast 60 % meiner Gewährspersonen aus den südöstlichen Vertreibungsgebieten haben dem Vernehmen nach das Standarddeutsche erst in der Schule gelernt bzw. zu lernen begonnen. Es kann also kaum verwundern, dass in den Interviews immer wieder auch von fehlenden oder „schlechten“ Hochdeutschkenntnissen unter den Zuwanderern berichtet wird. Die Zahl dieser Berichte ist freilich bei weitem nicht so hoch wie die der Berichte über fehlendes oder defizitäres Hochdeutsch in alteingesessenen Familien. Dies mag seine Begründung zum Teil auch darin finden, dass die niederdeutsch-hochdeutschen Differenzen bei den Gewährspersonen größere Aufmerksamkeit auf sich zogen als die Sprachschwierigkeiten, die sich aus dem vergleichsweise geringeren Abstand zwischen den hochdeutschen Herkunftsdialekten und dem Standardhochdeutschen ergaben. Ich dokumentiere in diesem Abschnitt beispielhafte Fälle, bei denen meine Zeitzeugen fehlende oder mangelhafte Hochdeutschkompetenz unter Vertriebenen wahrgenommen haben.

So erzählt Herr 26 (1925 V, SP: 151), er habe nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft 1949 mit seiner Mutter in Mecklenburg zunächst „unseren Dialekt noch gesprochen. [...] Weil meine Mutter konnte kein Hochdeutsch.“ Manche, vor allem ältere Vertriebene, scheinen das Hochdeutsche gar nicht mehr gelernt zu haben. Herr 65 (1927 V, SP: 435) sagt über die Altersgruppe seiner Großeltern, es sei „schwer da Hochdeutsch mit zu sprechen“ gewesen: „Was sollen die denn noch lernen wenn sie jetzt hierher kommen und was sind... Die meisten sind ja noch [19]47 schon die Alten gestorben ne. Und sonst solche alten Menschen noch noch was beibringen ist nicht ganz einfach.“ (SP: 437). Noch aus seiner Kindheit in den 1960er Jahren erzählt Herr 69 (1964 VV, SP: 441), dass seine Mutter mit

einer aus dem mittelslowakischen Deutsch Litta (Kopernica) vertriebenen Nachbarin im eigenen hauerländischen Dialekt gesprochen habe, „weil die auch kein Hochdeutsch konnte.“

Häufiger, als dass meine Gewährspersonen Vertriebenen aus ihrem Umfeld völlig fehlende Hochdeutschkenntnisse zuschreiben, nehmen sie an Personen aus den Vertriebenenfamilien defizitäre Hochdeutschkompetenzen wahr. Einige Fälle lassen sich in etwa den Geburtsjahrgängen zwischen 1900 und 1920 zuordnen. Hier geht es um die Eltern der Vertriebenen der Vorkriegsgeneration oder die Großeltern der Nachkriegsgeneration. So meint Herr 10 (1939 V, SP 1: 226), seine Eltern hätten auch nach 1960 noch kaum Hochdeutsch sprechen können. „Unsere Mutter ja die konnte schon ein bisschen Hochdeutsch aber unser Vater ... Unseren Vater habe ich gar nicht Hochdeutsch gehört. [...] Verstanden hat er es.“ Er habe es aber „schon hingekriegt“, sich irgendwie verständlich zu machen (SP: 228). Ähnliches berichtet Herr 13 (1935 V, SP 2: 59) von seiner Mutter. Mindestens bis in die 1960er Jahre kam die „von dem Dialekt nicht ganz weg. Na ja sie verstand Hochdeutsch und alles klar.“ Aber sie sei immer wieder „in das Baurische ins Baurische ist sie naigrutsch“⁴⁶² (SP 1: 107). Die böhmische Großmutter von Herrn 62 (1952 VV, SP: 82) sei mit ihren neuen Freunden im Dorf zum Hochdeutschen übergegangen: „Die haben dann gebrochenen gebrochenes Hochdeutsch gesprochen ne. Also Ak... Hochdeutsch mit Akzent sozusagen.“

Andere Personen, denen „schlechte“ Hochdeutschkenntnisse zugeschrieben werden bzw. die sich dies selbst zuschreiben, gehören zur Vorkriegsgeneration der Vertriebenen, wurden also in den 1920er oder 1930er Jahren geboren. Frau 28 (1936 V, BI: 69, 73) sagt von sich selbst, sie habe bei ihrer Ankunft in Mecklenburg nur „ein schlechtes Deutsch gesprochen“. „Ich habe mich geschämt.“ Sie präzisiert: „Die Aussprache war schlecht. Es war ein schlechtes ... ich sehe es heute sehr schlecht. Miserabel sage ich dazu.“ (BI: 71). Sie habe sich aber „Mühe gegeben“ und schon nach kurzer Zeit besser sprechen können (BI: 75). In der Familie von Herrn 68 (1952 VV, SP: 325) war es anders, hier hat die Mutter zeitlebens im Alltag

462 „Paurisch“ bzw. „Baurisch“ ist eine laienlinguistische Bezeichnung des deutschen Dialektes in Nordböhmen.

„nicht Hochdeutsch gesprochen. Da kann ich mich gar nicht dran entsinnen.“ Wenn sie aus irgendwelchen Gründen doch Hochdeutsch sprechen musste, habe sich das „angehört wie Polnisch rückwärts“ (SP: 170). Herr 68 erklärt die Tatsache, dass seine Mutter anders als sein Vater nur „ganz schlecht“ Hochdeutsch sprach, aus ihrer isolierten Lebensführung: „Also ist auch ganz schnell zu erklären. Sie hat nur zu Hause gelebt. Mein Vater war im Dorf integriert musste arbeiten gehen.“ (SP: 173–174)

Ebenso wie die Erzählungen alteingesessener Gewährspersonen deuten die Berichte meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus den Vertriebenenfamilien darauf hin, dass die mündliche Beherrschung standardnaher Sprache sich in Mecklenburg auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch nicht in allen Bevölkerungsteilen vollständig durchgesetzt hatte. Nicht nur bei Niederdeutschsprechern, sondern auch bei Dialektsprecherinnen und -sprechern aus den Vertreibungsgebieten wurden in den Nachkriegsjahrzehnten und werden zum Teil noch heute Defizite in der Kenntnis des „richtigen“ Hochdeutsch wahrgenommen. Dabei sind alle Personen aus Vertriebenenfamilien, denen in meinen Interviews unvollkommene oder fehlende Hochdeutschkompetenzen zugeschrieben werden, mehr oder weniger lange vor dem Zweiten Weltkrieg noch in ihren Herkunftsgebieten geboren worden. Aus der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien wurden mir keine vergleichbaren Fälle genannt. Offensichtlich spricht von den in Mecklenburg aufgewachsenen Nachkommen der zugewanderten Vertriebenen niemand mehr ein Hochdeutsch, das noch in irgendeiner Weise auffallend vom Standarddeutschen bzw. von dessen in Mecklenburg üblichen regiolektalen Variante abweicht. Hier geht der Generationswechsel der 1950er und 1960er Jahre offenbar mit der endgültigen Durchsetzung von ausgebauten Hochdeutschkompetenzen einher.

Dass auch die alteingesessene Bevölkerung mitunter Schwierigkeiten mit dem Standarddeutschen hatte, ist den zugewanderten Vertriebenen natürlich nicht entgangen. Mehrfach werden die Kompetenzdefizite der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger von den Angehörigen der Vertriebenenfamilien sogar zum Anlass genommen, die eigenen, im Vergleich „besseren“ Hochdeutschkenntnisse herauszustreichen. Zwei Gewährsfrauen aus der karpatendeutschen Siedlungsinsel um Satow beispielsweise nutzen die wahrgenommenen Kompetenzdifferenzen im Interview immer wieder, um die Gruppengrenze zwischen Alteingesessenen

und Zuwanderern stark hervorzuheben. „Wir konnten ja besser Hochdeutsch wie die Mecklenburger“, sagt Frau 37 (1933 V, SP 2: 86). Und noch für die späten 1950er Jahre betont sie: „Die konnten nicht richtig Deutsch das können Sie mir glauben. Wir konnten besser Deutsch wie die.“ (SP 2: 106). Sie führt die guten Hochdeutschkenntnisse der karpatendeutschen „Wir“-Gruppe auf die Schulbücher aus Schlesien zurück, mit denen sie in der Tschechoslowakei die Sprache gelernt hätten: „Kann ich mich noch genau erinnern ‚gedruckt Breslau‘ ne. Und das war sehr gutes Hochdeutsch und da haben wir ja gelernt ne.“ (SP 2: 92) Ihre am Interview beteiligte Bekannte aus dem Dorf bekräftigt, dass die Mecklenburger „so schlecht gesprochen“ hätten (Frau 38, 1937 V, SP 2: 130). Und sie wertet die Unterschiede in der Hochdeutschkompetenz sogar als Zeichen unterschiedlicher intellektueller Kapazitäten überhaupt: „Na wir haben ja also so ein gutes Hochdeutsch ich weiß nicht ob die Mecklenburger wenn es umgekehrt gekommen wäre ... die hätten das nicht so ... also ich glaube wir waren schlauer.“ (SP 2: 100).

Aber nicht nur Bewohner aus der ungewöhnlich selbstbewussten Siedlungsinsel der Oberstübner in Satow (vgl. 2.3.5) nahmen ein starkes Gefälle zwischen der Hochdeutschkompetenz der Alteingesessenen und der der Zuwanderer wahr. Der aus Böhmen stammenden Frau 18 (1938 Z, BI: 208) sind diese Unterschiede schon in ihrer Kindheit in Vorpommern aufgefallen. „Aber wir konnten immer Hochdeutsch. Während manche Plattdeutsche nicht hochdeutsch sprechen konnten.“ Auch hier wird die mutmaßlich korrekte Beherrschung des Hochdeutschen zum sprachlichen Zeichen einer „Wir“-Gruppe. Herr 50 (1950 VV, BI: 26) macht noch für seine Schulzeit in den 1950er Jahren ähnliche Sprachdifferenzen relevant. Dadurch dass mit den Nachkommen der Vertriebenen in Mecklenburg bereits „nur Hochdeutsch“ gesprochen wurde, seien sie gegenüber den Kindern aus alteingesessenen Familien schulisch im Vorteil gewesen:

Die Nachgeborenen von den von den Flüchtlingen die haben dann dadurch den Vorteil gehabt und sind in der Schule mitgekommen. Und die Bauernkinder die Kinder von den Bauern waren wurden zum größten Teil weil die Eltern dann zu Hause auch nur Platt gesprochen haben ... die konnten denen dann nicht helfen. [...] Und die sind dann immer weiter zurückgedrängt worden. Und waren dann

die Blöden die Doofen. Und so haben wir uns dann als Flüchtlingskinder gegenüber denen dann auch verhalten. (BI: 27–28)⁴⁶³

Die Selbstzuschreibung einer korrekten Beherrschung der Prestigevarietät Hochdeutsch verschafft den sozial eigentlich untergeordneten Zuwanderern die Möglichkeit, ein Überlegenheitsgefühl zu entwickeln. Der große linguistische Abstand zwischen dem von niederdeutschen Interferenzen durchsetzten, unbeholfenen Hochdeutsch mancher Alteingesessener und dem eigenen, meist allerdings ebenfalls regional geprägten Hochdeutsch dürfte dazu beigetragen haben, dass hier manche Vertriebene ein grundsätzliches Kompetenzgefälle zwischen den Bevölkerungsgruppen sahen. Es scheint in der mecklenburgischen Zuwanderungsgesellschaft eine gewissen Konkurrenz um die „bessere“ Hochdeutschkompetenz aufgekommen zu sein, die vor allem unter den Vertriebenen die Motivation bestärkt haben dürfte, das eigene Hochdeutsch „zu verbessern“ und den Kindern „gutes“ Hochdeutsch zu vermitteln.

5.2.5 *„Das ist wohl Norddeutsch, das ist ein Küstenhochdeutsch würde ich sagen“* – die hochdeutsche Varietätenkompetenz der Befragten in Selbst- und Fremdeinschätzung

In Anlehnung an Huesmann (1998) ist zu fragen, in welcher Sprachlage des hochdeutschen Varietätenspektrums die aktiven Hochdeutschkompetenzen der Befragten heute anzusiedeln sind. Dabei sollen selbstverständlich nicht nur Kompetenzverteilungen in alteingesessenen Familien, sondern auch die in den Familien der immigrierten Vertriebenen in den

463 Zu einem sehr ähnlichen Befund kommt offenbar die Staatsexamensarbeit von K. Knüppel, die auf Zeitzeugenbefragungen im Ort Martfeld bei Oldenburg beruht. Langner (2009: 225) referiert die Ergebnisse Knüppels wie folgt: „[...] the refugees appeared to have better command of HG [High German] and were thus at an advantage in school lessons [...]. According to Knüppel's informants, the native children of the village were ridiculed by the refugee children for their poor command of HG in schools, to the extent that parents who had gone to school in the late 1940s and early 1950s chose not to speak LG [Low German] to their own children to prevent them from undergoing the same experience that they had.“

Blick genommen werden, die bei Huesmann zum Teil ausgeblendet wurden.⁴⁶⁴ Bei der sprachstrukturgeschichtlichen Untersuchung im ersten Band meiner Studie hatte sich gezeigt, dass die meisten Probandinnen und Probanden selbst bei einem halbformellen Gespräch mit mir unbekanntem Ortsfremden in ihrer Rede eine Vielzahl von regiolektalen Merkmalen realisieren.⁴⁶⁵ Auch in dieser nichtalltäglichen Gesprächssituation sprachen die Befragten also eine mehr oder weniger standardferne Variante des mecklenburgischen Regiolekts – und nur in Ausnahmefällen ein annähernd normgerechtes mündliches Standarddeutsch. Dabei verwendeten die nach 1950 geborenen Nachkommen von Alteingesessenen im Durchschnitt deutlich weniger und seltener standardabweichende Regiolektmerkmale als die Elterngeneration. Die Angehörigen der Vertriebenenfamilien hatten regionale Merkmale, die für die Dialekte und Regiolekte ihrer Herkunftsgebiete typisch waren, zwar weitgehend aus ihrer Interviewsprache getilgt, sich sprachlich stattdessen aber bemerkenswert weit an den mecklenburgischen Regiolekt angepasst. Viele meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sprachen im Interview also ein deutlich standardfernes mündliches Hochdeutsch. Es ist bei diesen genau quantifizierbaren Beobachtungen freilich nicht auszuschließen, dass die Befragten eine standardnähere Redeweise sehr wohl beherrscht hätten, sie aber nicht eingesetzt haben, weil sie ihnen nicht situationsadäquat erschien.

Anders als zum Niederdeutschen und den Herkunftsdialekten habe ich zum Hochdeutschen keine gezielten Übersetzungstests und Befragungen zur Selbsteinschätzung durchgeführt, um die aktive Kompetenz in hochdeutschbasierten Varietäten zu ermitteln. Ich habe allerdings die meisten meiner Gesprächspartnerinnen und -partner gebeten, „Ihr Hochdeutsch“ zu charakterisieren. Ein konkreter Situationsbezug wurde dabei bewusst nicht vorgegeben und die Frage bezog sich im Interviewkontext auf die Gegenwart. Um die Selbsteinschätzungen in der Auswertung leichter

464 Bei ihrer Erhebung der Sprachkompetenz wurden „nur die Antworten derer berücksichtigt, die angaben, dass die befragte Stadt und deren unmittelbare Umgebung ihre Heimat sei“ (Huesmann 1998: 93). Damit waren in den älteren Altersgruppen ihrer zwischen 1994 und 1996 durchgeführten Untersuchung alle Zuwanderer ausgeschlossen.

465 Vgl. die Zusammenfassung der Befunde in Ehlers (2018: 199–233).

vergleichen zu können, habe ich den Probanden mehrere Vergleichskategorien vorgeschlagen. Ich habe ihnen also in ungefähr übereinstimmenden Formulierungen die folgende Frage gestellt: „Meinen Sie, dass Sie reines Hochdeutsch, norddeutsches Hochdeutsch, mecklenburgisches Hochdeutsch oder Rostocker (bzw. anderes ortstypisches) Hochdeutsch sprechen?“ Angehörige von Vertriebenenfamilien habe ich meist zusätzlich gefragt, ob sie denken, dass ihr Hochdeutsch eine sudetendeutsche bzw. schlesische oder karpatendeutsche Färbung aufweise. Eine ganze Reihe meiner Gesprächspartnerinnen und -partner haben sich im Zusammenhang dieser Fragestellung oder an anderen Stellen des Interviews bemüht, ihr Hochdeutsch mit eigenen Worten zu charakterisieren. Die aufgezeichneten Aussagen zu diesem Themenbereich gelten zwar nicht unmittelbar den sprachlichen Fähigkeiten der Gewährleute, geben in der Auswertung aber doch Anhaltspunkte für die Frage, in welchem Bereich des hochdeutschbasierten Varietätenspektrums die Probanden ihre aktive Hochdeutschkompetenz ansiedeln.

Von den 20 Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration, die ihr Hochdeutsch im Interview charakterisieren, meinen nur sechs Personen (30 %), dass sie ein „reines“, „richtiges“ oder „vernünftiges“ Hochdeutsch sprechen. Sie gehen offensichtlich davon aus, dass sie ein standardgemäßes, nicht regional geprägtes Hochdeutsch beherrschen. So schreibt sich Herr 42 (1924 A, SP: 68) ein „reines Hochdeutsch“ zu und erläutert an anderer Stelle des Interviews, „das ist kein Mecklenburger Hochdeutsch was ich spreche. Das ist Hannoveraner. Da da sprechen sie das beste Hochdeutsch.“ (SP: 170). Auch Frau 34 (1932 A, SP 1: 77) hält ihr Hochdeutsch für „richtig reines Hochdeutsch“. Frau 35 (1927 A, SP 1: 80) meint ebenfalls, „das richtige Hochdeutsch“ zu beherrschen, und sagt von ihrem nicht näher bezeichneten Umfeld, „wir sprechen vernünftig Hochdeutsch ne“.

Ganze 14 von 20 Alteingesessenen der Vorkriegsgeneration (70 %) weisen ihrem Hochdeutsch dagegen einen regionalen oder lokalen Charakter zu, indem sie es im Anschluss an meine Fragestellung und zum Teil auch spontan als „norddeutsches“, „mecklenburgisches“ oder „Rostocker“ Hochdeutsch kennzeichnen. Bisweilen weisen sie dabei auch auf standardabweichende Eigenheiten dieses regionalen Hochdeutsch hin (vgl. 5.4.2). Der aus Rostock stammende Herr 56 (1935 A, SP: 105) beispielsweise möchte sein Hochdeutsch nicht unbedingt als „Rostocker“ bezeichnen,

charakterisiert es aber wie folgt: „Niederdeutsch oder Norddeutsch gefärbt das möchte ich schon sagen also vielleicht auch von der Aussprache.“ Die Regionalität des von ihr gebrauchten Hochdeutsch beschreibt Frau 12 (1935 A, SP 1: 79) aus Nienhagen genauer so: „Doch das ist wohl von der Gegend geprägt würde ich sagen. Tiefland. Das ist wohl Norddeutsch. Das ist ein Küstenhochdeutsch würde ich sagen.“ Die große Mehrheit der alteingesessenen Gewährspersonen aus der Vorkriegsgeneration charakterisiert die hochdeutsche Varietät, über die sie verfügt, als regional geprägt und damit dem überregionalen Standard nicht vollständig entsprechend.

Auch in der Nachkommengeneration der alteingesessenen Familien hält eine große Mehrheit der Befragten (64,3 %) ihr Hochdeutsch für nicht vollkommen standardgemäß, sondern in irgendeiner Weise für regional markiert. Frau 51 (1954 AA, SP: 66) aus Rostock beispielsweise meint, „so ein bisschen ja Mecklenburger“ Hochdeutsch zu sprechen, „das ist ... man spricht ein bisschen breiter oder so was.“ (BI: 135). Die Schwaanerin Frau 55 (1952 AA, SP 1: 81) bezeichnet ihr Hochdeutsch als „norddeutsches Hochdeutsch“ und erklärt diese Charakterisierung damit, dass „wir [...] das ja immer bisschen in die Länge [ziehen]“ (SP 1: 79). Auch Herr 90 (1961 AA, SP: 78) aus Rostock würde sein Hochdeutsch als „Mecklenburger“ Hochdeutsch beschreiben, „oder Rostocker auch. Aber Hochdeutsch ist es definitiv nicht“, denn da sei „irgendwie ein Slang dabei. Also das hört man ja.“ (SP: 80).

Nur fünf der 14 befragten Nachkommen von Alteingesessenen (35,7 %) sind wie Herr 58 (1950 AA, SP 2: 58) aus Schwaan davon überzeugt „ein reines Hochdeutsch“ oder, wie er wenig später sagt, „das richtige Hochdeutsch“ zu sprechen. Soweit dies die geringen Fallzahlen zu beurteilen erlauben, nimmt der Anteil der Personen, die sich eine standardgemäße Sprache zuschreiben, in der untersuchten Generationsfolge der Alteingesessenen prozentual leicht zu. Dabei finden sich sowohl auf dem Dorf wie in der Kleinstadt und in der Großstadt Personen, die sich für „richtige“ Hochdeutschsprecher halten, neben solchen, die ihr Hochdeutsch dem mecklenburgischen Regiolekt zuordnen.

Wie sieht es nun in den Familien der zugewanderten Vertriebenen aus? Hier ist der Anteil der Befragten, die sich ein „reines“, „gutes“ oder „normales“ Hochdeutsch zumessen, deutlich höher als unter den jeweils gleichaltrigen Alteingesessenen. Die Hälfte der nach dem Krieg zugewanderten

Vertriebenen ist mit Frau 14 (1936 V, SP 1: 83) „der Meinung [...] ein gutes Hochdeutsch“ zu sprechen (24 Befragte). Frau 39 (1932 V, SP 1: 85) zum Beispiel erkennt keine dialektalen Merkmale in ihrem Hochdeutsch. „Das hat mit dem [Herkunfts-]Dialekt nichts zu tun [...]. Und mit Mecklenburg auch nicht.“ Ganz ähnlich weist Herr 10 (1939 V, SP 1: 79) die Zweifel seiner Schwester zurück, ob sie wirklich „reines Hochdeutsch“ sprächen. „Warum nicht. Wir sprechen doch ein Hochdeutsch wenn wir so sprechen.“ Und er fügt erklärend hinzu: „Ich weiß auch nicht dass das irgendwie mit unseren mit verbunden ist oder mit dem Mecklenburger Platt verb... Glaube ich nicht. Nein.“

In der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien halten sich sogar mehr als die Hälfte der 14 Befragten für Sprecher eines standardgemäßen Hochdeutsch (57,1 %). Sie verwenden ihrer Meinung nach „richtiges reines“ Hochdeutsch (Frau 70, 1954 VA, SP: 89) oder „das ganz normale Hochdeutsch“ (Herr 62, 1952 VV, SP: 95): „Also wir sprechen ganz normal oh... ohne irgendwelchen Akzent [...]“ (Herr 74, 1959 VV, SP: 73). Ihrer Selbsteinschätzung nach finden sich in den Familien der immigrierten Vertriebenen vergleichsweise mehr Sprecherinnen und Sprecher eines sehr standardnahen oder standardgemäßen Hochdeutsch als in der alteingesessenen Bevölkerung Mecklenburgs.

Diejenigen Angehörigen von Vertriebenenfamilien, die gleichwohl meinen, kein ganz „reines“ oder ganz „richtiges“ Hochdeutsch zu sprechen, erklären die Besonderheit ihrer Redeweise mit kontaktlinguistischen Einflüssen. So führt ein Teil der Befragten die Standardferne ihres Hochdeutsch bemerkenswerterweise darauf zurück, dass sie sich dem mecklenburgischen Regiolekt angepasst haben. Die aus Böhmen vertriebene Frau 28 (1936 V, SP: 133) etwa spricht heute ihrer Meinung nach „norddeutsches norddeutsches Hochdeutsch“, sudetendeutsche Züge gebe es darin nicht mehr. Der aus Schlesien stammende Herr 1 (1932 V, SP: 76) hält sein Hochdeutsch heute ebenfalls für mecklenburgisch und verweist dabei beispielhaft auf die Vokallängung etwa von „Herr“ zu „Heer“, die er an sich vor allem beim Chorsingen beobachtet: „Das das Plattdeutsche kommt durch so. Man merkt das selbst gar nicht.“ Die ebenfalls aus Schlesien vertriebene Frau 5 (1933 V, SP 1: 95) stellt fest, „wir reden auch schon so breit wie hier die Mecklenburger ne“.

Es gibt unter den nach dem Krieg zugewanderten Vertriebenen aber auch heute noch einige wenige Personen, die ihr Hochdeutsch nicht für standardkonform halten, weil sie darin noch Anklänge an ihre Herkunftssprachen wahrnehmen. „Manchmal hapert es“ beim Hochdeutschsprechen, meint Frau 21 (1925 V, SP: 257): „Ja manchmal ist noch ein bisschen manchmal ist noch ein Schlesisches dabei.“ (SP: 93). Sie habe „vielleicht diese harte Sprache nicht ne. Das kann sein bisschen weicher im Ganzen ne.“ (SP: 433). Ähnlich denkt Herr 26 (1925 V, SP: 72), dass in seinem Hochdeutsch von seiner böhmischen Herkunft „noch ein bisschen was drin“ sei. „Wie zum Beispiel die *Küche* ne. Ich sage ‚Kiche‘.“

Die Nachkommen der immigrierten Vertriebenen sehen ihr Hochdeutsch dann aber vollständig frei von Reminiszenzen an die Herkunftssprachen der Eltern. Wer aus dieser Generation der Vertriebenenfamilien sein Hochdeutsch für standardfern hält, charakterisiert es durchweg „als mecklenburgisches Hochdeutsch“ (Herr 59, 1961 VA, SP 1: 113) oder als ein nach mecklenburgischer Art „ganz langgezogenes Hochdeutsch“ (Frau 57, 1965 VV, SP: 88). Herr 69 (1964 VV, SP: 166) sieht in seinem Hochdeutsch „eine mecklenburgische Einfärbung“, es sei „zumindest kein reines Hochdeutsch so richtig“ (SP: 146): „Das ist dieses Hochdeutsch was ja auch die die Abkömmlinge oder Nachkömmlinge jetzt der Mecklenburger auch sprechen“ (SP: 172), sagt er und beschreibt damit recht treffend die starke Advergenz vieler Nachkommen von Vertriebenen an die regiolektale Redeweise der Alteingesessenen, die ich im Band 1 meiner Studie herausgearbeitet habe.⁴⁶⁶

Ich fasse die Befunde zu den Selbsteinschätzungen meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen kurz zusammen: Die Alteingesessenen vor allem der Vorkriegsgeneration aber auch noch der Nachkriegsgeneration halten das Hochdeutsch, über das sie verfügen, mit großer Mehrheit für nicht

466 „Am stärksten bringt sich diese Dynamik der Standarddivergenz aber im regiolektalen Sprachgebrauch der Vertriebenenfamilien zur Geltung. In der Generationsfolge der Zuwandererfamilien nimmt die Verwendung standardabweichender Merkmale des mecklenburgischen Regiolektivs deutlich zu und führt bei einer Reihe von Varianten zu hyperfrequentem Gebrauch im Vergleich mit den entsprechenden Altersgruppen der alteingesessenen Familien.“ (Ehlers 2018: 443).

standardkonform. Sie sehen sich vielmehr als Sprecherinnen und Sprecher eines mecklenburgischen oder norddeutschen Regiolechts. In den Familien der immigrierten Vertriebenen ist der Anteil der Befragten, die sich eine „reine“ oder „richtige“ Hochdeutschkompetenz zuschreiben, dagegen deutlich höher. Aber auch dort gibt es Menschen, die ihrer Meinung nach das Hochdeutsche nur in einer regionalen Variante sprechen. In der Vorkriegsgeneration der Vertriebenen sind dies entweder Personen, deren Hochdeutsch ihrer Ansicht zufolge noch heute von den Herkunftsvarianten geprägt ist, oder solche Menschen, die ihr Hochdeutsch strukturell an das mecklenburgische Kommunikationsumfeld angepasst haben. Die Nachkommen der Zuwanderer, die nach ihrer Selbsteinschätzung das Standarddeutsche nicht erreichen, sehen sich heute durchgängig als Sprecher des mecklenburgischen oder norddeutschen Regiolechts. Anklänge an die Herkunftssprache der Eltern nimmt in dieser Generation heute niemand mehr am eigenen Hochdeutsch wahr.⁴⁶⁷

Die Selbsteinschätzungen der Befragten zum Charakter ihrer hochdeutschen Sprache werden in bemerkenswertem Umfang von Fremdwahrnehmungen bestätigt und wohl auch bestärkt. Immer wieder wurde mir von meinen Zeitzeugen erzählt, dass sie auf Reisen bei der Verwendung des Hochdeutschen wegen dessen regionaler Prägung aufgefallen seien. Viele meiner Gesprächspartnerinnen und -partner habe ich im Interview explizit gefragt, ob sie schon einmal als Norddeutsche oder Mecklenburger bzw. als Süddeutsche oder Schlesier / Sudetendeutsche erkannt worden sind, wenn sie Hochdeutsch sprachen. Von den insgesamt 23 Angehörigen alteingesessener Familien, die sich selbst für Regiolechtsprecher halten, berichten 15 Personen (= 65,2 %), dass sie an ihrer Art Hochdeutsch zu sprechen von Fremden tatsächlich als Norddeutsche oder als Mecklenburger identifiziert worden sind. Herr 24 (1926 A, SP: 290) erzählt zum Beispiel von seinen Reiseerfahrungen nach der Wende, „und überall wohin ich kam und wir haben dann mit den Wirtsleuten oder wie auch immer gesprochen da haben sie sofort erkannt wir kommen aus dem Norden.“

467 Auch diese Selbsteinschätzung wurde durch die variablenanalytische Untersuchung der Interviewsprache meiner Gewährspersonen sehr genau als realistisch bestätigt. Vgl. zusammenfassend Ehlers (2018: 287–292).

Dieselbe Urlaubserfahrung haben auch Herr 63 (1933 A, SP: 499–500) und seine Frau gemacht: „Das erste wenn wir da irgendwo hinkommen“, sei die Feststellung: „Sie sind doch bestimmt von der See irgendwo.“ Ähnliche Erfahrungen machen auch die alteingesessenen Regiolekt Sprecher der Nachkriegsgeneration.⁴⁶⁸ So wurde bei einem längeren Krankenhausaufenthalt in Aachen auch Frau 54 (1968 AA, SP 1: 168) „sofort erkannt“: „Oh Frau [Name] wo kommen Sie denn her?“ ne. ‚Von der Küsteee?‘ [Vokalüberlänge] Und dann so so dieses bewusste Übertreiben dann ne. Da wird man dann schon erkannt.“ (SP: 169).

In vier Fällen stimmen freilich Selbsteinschätzung und Fremdeinschätzung nicht überein. Gelegentlich haben nämlich auch alteingesessene Personen, die sich selbst für Standardsprecher halten, erlebt, dass Fremde ihre regionale Herkunft dennoch aus ihrem Hochdeutsch „herausgehört“ haben. Herr 78 (1934 A, SP: 119), der „reines Hochdeutsch“ für sich reklamiert, erinnert sich an eine Zufallsbegegnung, bei der er „Hochdeutsch mit jemandem gesprochen“ habe: „Då secht er ‚du kannst ouk lääwer Platt mit spräken. Dat verstå ik äbenso gaut äbenso gaut. Ik bün ouk vun hir.‘ [...] Hat er rausgehört ne.“ Frau 85 (1954 AA, SP 1: 371), die sich sehr gute Hochdeutschkenntnisse zuspricht, wird dem Vernehmen nach auf Reisen trotzdem „permanent“ als Mecklenburgerin erkannt, so wenn sie beispielsweise mit den Kindern „nach Sachsen fahren dann sagt jeder ‚ach Sie kommen ja aus Mecklenburg‘.“ (SP: 375). Manchmal identifizieren also Fremde am Hochdeutsch meiner alteingesessenen Mecklenburger eine regiolektale Prägung, die diese selbst bei sich noch gar nicht wahrgenommen haben.

Bei den Angehörigen von Vertriebenenfamilien ist die Situation etwas komplexer, weil deren Hochdeutsch grundsätzlich sowohl durch süddeutsche als auch durch norddeutsche Regiolektmerkmale geprägt sein kann.

468 Zu einer Fehleinschätzung führt hier nur das „gerollte R“ von Frau 73 (1962 AA), die selbst meint, ihre „Stimme“ sei „typisch norddeutsch“ (SP: 71). Sie wurde von Fremden sprachlich aber schon falsch „irgendwie so die bayrische Ecke“ verortet, „weil die Bayern rollen das R ja auch.“ (SP: 77). Der extrem rasche und nahezu restlose Abbau des apikalen R aus dem mecklenburgischen Regiolekt führt bei linguistischen Laien zu einer großen Unsicherheit, wo dieses phonetische Merkmal regional zu verorten ist, vgl. Ehlers (2018: 190).

Häufig ist es aber auch hier so, dass die Selbsteinschätzung der Probanden von Fremdeinschätzungen Unbekannter bestätigt wird. Und auch hier wurden einige Personen, die ihr Hochdeutsch für standardgemäß halten, von Fremden als Regiolekt Sprecher charakterisiert. Ich gehe hier nur auf die bemerkenswerten Fälle ein, in denen Angehörige von Vertriebenenfamilien von Unbekannten wegen der Eigenheiten ihrer hochdeutschen Sprache als Norddeutsche oder als Mecklenburger identifiziert werden. Herr 1 (1932 V, BI 1: 111), der selbst meint, ein mecklenburgisches Hochdeutsch zu sprechen, erinnert sich an eine Begegnung mit einem Hamburger bei den Weltfestspielen der Jugend und Studenten 1951 in Berlin: „Und da habe ich mich mit einem unterhalten und der sechte ‚Mensch büst du ’n Hamburger?‘. ‚Nö‘ sech ik ‚wie kommst du dor up?‘ ‚Ja‘, sagt er, ‚du sprichst so wie ich auch.‘ Obwohl ich gar nicht Platt gesprochen habe.“ Frau 5 (1933 V, SP 2: 64) meint, sie spreche „irgendwie breiter ne. Wie es wohl in Norddeutschland so ist.“ In den 1970er Jahren, so erzählt sie, „haben wir irgendwie mit einem Mikrofon was aufgenommen“. „Und wenn man das dann hörte da sagten die Bekannten ‚es ist richtig zu hören aus ... dass von hier oben ist aus dem Norden.‘“ (SP 2: 66).

Derartige Berichte stammen auch aus der Nachkriegsgeneration der Vertriebenenfamilien. Herr 49 (1954 VV, SP 1: 81), der seiner Einschätzung nach „so ein allgemeines norddeutsches Hochdeutsch“ spricht, wurde mehrere Male in Wien und in Berlin als Norddeutscher identifiziert: „Ich habe wenn ich nach Berlin kam oder so hat man immer rausgehört bei mir dass ich eben norddeutsch bin. So ein ‚Fischkopp‘ wie sie immer gesagt haben. Mein ... das hat man immer gehört.“ (BI: 164). Herr 59 (1961 VA, SP 1: 113) charakterisiert sein Hochdeutsch „vielleicht als als mecklenburgisches Hochdeutsch“. Er war mit der Familie vor kurzem in Bayern. „Es fiel schon auf dass wir aus Norddeutschland kamen.“ Sie trafen dort eine alte Hamburgerin, „und sie sie hat uns das bei uns natürlich auch sofort erkannt dass wir mecklenburgisch sind.“ (SP 2: 139, 142). Wenn sich Angehörige von Vertriebenenfamilien selbst ein prägnant mecklenburgisches oder norddeutsches Hochdeutsch zuschreiben, so ist diese Selbstcharakteristik durchaus nicht nur das Wunschdenken von Personen, die sich gern als besonders gut in die mecklenburgische Gesellschaft integriert sehen wollen. Die starke sprachliche Anpassung der Vertriebenen

und ihrer Nachkommen an das mecklenburgische Umfeld ist offensichtlich vielfach auch von Dritten sehr deutlich zu hören.

Und diese sprachliche Anpassung ist zum Teil auch bei Angehörigen von Vertriebenenfamilien festgestellt worden, die ihr eigenes Hochdeutsch für völlig standardkonform halten. So ist Herr 13 (1935 V, SP 1: 94) „der Meinung ich rede ich spreche ein reines Hochdeutsch“, wird aber zu seiner Verwunderung auf Dienstfahrten nach Dresden oder München beim Bäcker oder Schlachter sogleich „als Norddeutscher“ erkannt: „Ach wieder mal einer von der Wäterkant!‘ Da guckte ich ja schon ‚hast du ein Schild vorm Kopp?‘ Also es muss ja doch irgendwie was drin sitzen bei mir.“ (BI: 56). „Ein gutes Hochdeutsch“ spricht ihrer Selbsteinschätzung nach auch Frau 14 (1936 V, SP 1: 83). Spätestens in den 1960er Jahren wurde sie von Fremden im Gespräch aber als Mecklenburgerin wahrgenommen. „Die haben mich als Mecklenburger nachher betrachtet. [...] Und ich musste denen schon sagen ‚oh ja ich bin aber auch aus dem Sudetengau‘. ‚Nein‘ haben sie gesagt ‚das hört man aber nicht.‘“ (SP 2: 165). Die Tatsache, dass Angehörige von Vertriebenenfamilien zum Teil schon wenige Jahre nach ihrer Ankunft in Mecklenburg aufgrund ihrer hochdeutschen Äußerungen von Fremden für Mecklenburger oder Norddeutsche gehalten wurden, bestätigt wahrnehmungslinguistisch die starke Anpassung an den mecklenburgischen Regiolekt, den auch meine Variablenanalysen der Interviewsprache im ersten Band dieser Studie gezeigt haben.

Bei den vielen erzählten Szenen, in denen Alteingesessene oder Angehörige von Vertriebenenfamilien an ihrem Hochdeutsch als Norddeutsche erkannt wurden, ging es um Gespräche mit Unbekannten, die meist in einer Region außerhalb Mecklenburgs stattfanden. In einer solchen Gesprächssituation ist eigentlich zu erwarten, dass sich die Gesprächspartner auf beiden Seiten um eine möglichst überregionale und standardkonforme Sprechweise bemühen. Wenn in einer solchen Situation aber dennoch ein salient regiolektales Hochdeutsch verwendet wird, dann liegt der Schluss nahe, dass die Beteiligten kein standardnäheres Register beherrschen. Wie schon die Selbsteinschätzungen der Gewährspersonen legen also auch die Berichte über Fremdeinschätzungen ihres Hochdeutschgebrauchs nahe, dass sich die aktive hochdeutsche Sprachkompetenz bei einer Vielzahl meiner Befragten auf eine regiolektale Varietät begrenzt. Eine aktive Beherrschung der normgerechten hochdeutschen Standardsprache kann also in

der mecklenburgischen Bevölkerung keineswegs durchgängig vorausgesetzt werden. Bei einer großen Mehrzahl der Alteingesessenen und bei einer Vielzahl von Vertriebenen und ihren Nachkommen sind die Sprachkompetenzen im hochdeutschen Varietätenspektrum offensichtlich im Bereich des Regiolektivs angesiedelt, der auffallend vom Standarddeutschen abweicht. Weitergehende Befunde zur sozialen Verteilung standarddeutscher und regiolektaler Sprachkompetenzen sind auf der Grundlage der begrenzten Anzahl der Zeitzeugenberichte nicht zu treffen. Sowohl unter Männern wie unter Frauen, sowohl unter Dorfbewohnern wie unter (Groß)städtlern finden wir Menschen, die sich selbst für kompetente Standardsprecher und solche, die sich für Regiolektivsprecher halten bzw. die dafür gehalten werden.

5.3 Der Gebrauch des Hochdeutschen: pragmatische Aspekte

Im Verlauf des 17. Jahrhundert begannen auch im niederdeutschen Raum die städtischen Oberschichten ihre mündliche Redeweise an der hochdeutschen Schriftsprache zu orientieren, die sich im gesamtdeutschen Raum als überregionale schriftliche Verkehrssprache durchgesetzt hatte. Da die Oralisierung des Schrifthochdeutschen auf der Basis der Dialektkompetenz der Sprechenden erfolgte, war dieses frühe mündliche Hochdeutsch strukturell durch die jeweilige Dialektlandschaft geprägt, in der es gesprochen wurde. Schmidt / Herrgen (2011: 67) bezeichnen dieses Hochdeutsch daher als „landschaftliches Hochdeutsch“. Im 18. und 19. Jahrhundert wurde dieses landschaftliche Hochdeutsch von immer weiteren Kreisen des aufstrebenden Bürgertums in seinen mündlichen Sprachgebrauch übernommen. Durch die enge Bindung an die statushöheren Kreise der Gesellschaft hatte seine Verwendung eine ausgeprägte sozialsymbolische Funktion, die Ganswindt (2017: 23) wie folgt beschreibt:

Das landschaftliche Hochdeutsch als eine „über“ den Dialekten des Volkes stehende Form der Kommunikation diene damit auch als „Erkennungsmerkmal“ für diejenigen Sprecher(kreise), die sich Bildung leisten konnten. Das Sprechen „nach der Schrift“ kann demnach als Prestigemarker der Eliten betrachtet werden, es war nicht zuletzt ein Ausdrucksmittel sozialer Schichtunterschiede. Daher kann das landschaftliche Hochdeutsch als orale Prestigevarietät bezeichnet werden.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren dann auch „die höheren Kreise auf dem Lande wie Geistliche, Gutsbesitzer, Beamte und Lehrer“ dazu übergegangen, „sich nur der hochdeutschen Sprache im Verkehr [zu] bedienen“ (Wegener 1891: 936). Speziell für Mecklenburg stellt die hochdeutsche Schulgrammatik von Wigger (1859: 1) schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts fest, dass das Hochdeutsche als „allgemeine deutsche *Schriftsprache* [...] mehr und mehr auch die allgemeine *Umgangssprache* der Gebildeten geworden ist.“ Und wegen seiner Bindung an die Gesellschaftsschicht der „Gebildeten“ konnte die Verwendung des Hochdeutschen Kommunikationssituationen sprachlich als offiziell rahmen und den hohen Status der Sprechenden markieren, wie Mussaeus in seiner Sprachlehre des mecklenburgischen Niederdeutsch von 1829 ausführte: „Will man etwas recht feierlich und vornehm ausdrücken, so wählt man ein hochdeutsches Adjectivum [...]“ (Mussaeus 1829: 67). Die Ausbreitung der Prestigevarietät Hochdeutsch geht einher mit der zunehmenden Abwertung des Dialekts. In der funktionalen Diglossie mit dem Hochdeutschen erscheint der „Dorfdialekt [als] etwas Tiefstehendes und für höhere Dinge Unzulässiges“ (Wegener 1891: 936).

Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts beschreibt Sanders (1982: 201–202) die sozialen, situativen und thematischen Gebrauchsbedingungen des Hochdeutschen im niederdeutschen Raum wie folgt:

Im Sprachkontakt mit Fremden gilt zunächst einmal die Regel, daß hochdeutsch gesprochen wird. Auch wenn es sich um eine größere Zahl von Gesprächsteilnehmern handelt, ist gewöhnlich – außer bei Familienfeiern und dergleichen – schon eine formellere Situation gegeben, die wiederum nur das Hochdeutsche zuläßt. Ebenso wird dieses meist aus Gründen des Sozialprestiges im Umgang mit Respektspersonen wie Pastor, Arzt, Lehrer usw. verwendet (wobei es hier selbstverständlich immer individuelle Ausnahmen geben kann). Auch von der Thematik her, dem „worüber“, bestehen schwerwiegende Restriktionen im Gebrauch des Niederdeutschen; es ist eine allgemeine Beobachtung, daß sich die Mundarten [...] als nicht mehr geschmeidig genug für intellektuell oder technisch anspruchsvollere Redeinhalte erweisen.

Noch im späten 20. Jahrhundert hat demnach das Hochdeutsche in der funktionalen Diglossie gegenüber Dialekten wie dem Niederdeutschen den Status einer Prestigevarietät und wird in den entsprechenden Gebrauchskontexten genutzt.

Neuere Beschreibungen der Pragmatik des Hochdeutschen stammen, wie das ausführliche Zitat von Sanders, in aller Regel aus dem Umkreis der dialektologischen Forschung. Der Gebrauch des Hochdeutschen wird dort zumeist nur als Hintergrund für den hauptsächlich untersuchten Gebrauchswandel im Dialekt skizziert. Empirisch oder historisch untersucht werden dabei freilich in erster Linie die Dialekte, die Aussagen zum Gebrauch des Hochdeutschen werden dabei üblicherweise im Kontrast zu den Verhältnissen im Dialekt extrapoliert. Gerade für die Sprachsituation in der ehemaligen DDR stellt sich die Forschungslage zu den kommunikativen Funktionen des Hochdeutschen allerdings günstiger dar. Hier hat die politisch erzwungene ‚Soziolinguistisierung‘ der Dialektologie⁴⁶⁹ den Fokus der empirischen Forschung früh auch auf die Kontaktvarietäten der Dialekte ausgeweitet und die sozialen und situativen Faktoren der Varietätenwahl in den Blick gerückt. Zugleich wurde in den regionalsprachlichen Forschungen der 1970er und 1980er Jahre in der DDR das hochdeutsche Sprachlagenspektrum schon in verschiedene sprachliche „Existenzformen“ ausdifferenziert und die hochdeutsche Standardsprache (hier meist „Literatursprache“ genannt) von regiolektalen Sprachlagen abgegrenzt.⁴⁷⁰

Hier sind für die nördlichen Regionen der DDR an erster Stelle die detailreichen soziolinguistischen Untersuchungen von Schönfeld zum Sprachgebrauch in Ortschaften der Altmark und der Magdeburger Börde zu erwähnen, die immer auch die Gebrauchsbedingungen der hochdeutschbasierten Varietäten berücksichtigen.⁴⁷¹ Für die Region Mecklenburg-Vorpommern sei hier beispielhaft auf die detaillierte soziolinguistische Erhebung Herrmann-Winters (1974) zum Varietätenegebrauch in der Landwirtschaft verwiesen, die auf umfangreichen Befragungen und

469 Vgl. Ehlers (2022), wo ich den fachgeschichtlichen Wandel der Dialektologie in der DDR unter dem Einfluss der Politik am Beispiel der Mundartenaufnahmen der frühen 1960er Jahre rekonstruiere.

470 An dieser Stelle sei nur auf die programmatische Arbeit von Dahl (1974: 343–344) verwiesen, die fünf „Sprachschichten“ unterscheidet: hochsprachliches Hochdeutsch (hochsprachliche Norm), hochsprachenahes (umgangssprachliches) Hochdeutsch, Hochdeutsch mit niederdeutscher Beimischung (mundartnahe Umgangssprache), Niederdeutsch mit hochdeutscher (vor allem umgangssprachlicher) Beimischung, niederdeutsche Mundart.

471 Vgl. z. B. Schönfeld (1974a), Schönfeld (1974b) und noch Schönfeld (1987).

Tonbandaufnahmen in einer Vielzahl von landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG), Kooperationsgemeinschaften (KOG) und volkseigenen Gütern im Raum Vorpommern beruht. Wie ihre Befragten, die gewöhnlich nur zwischen dem Niederdeutschen und dem Hochdeutschen unterscheiden, verzichtet sie auf eine weitere Binnendifferenzierung der hochdeutschbasierten Sprachlagen. Ihre Studie macht deutlich, dass der Anteil des Hochdeutschgebrauchs gegenüber dem Niederdeutschen vom Arbeitsbereich (Feldbau versus Viehzucht) und der Größe der Betriebe abhängt sowie in den sozialen Gruppen der betriebsinternen Hierarchie und in den Situationstypen der betrieblichen Kommunikation unterschiedlich ausfällt. So wird selbst in dialektaffinen Arbeitsgruppen „bei wichtigen Dienstgesprächen“ (Herrmann-Winter 1974: 182) fast ausschließlich Hochdeutsch gesprochen. Auch bei „Sitzungen und Versammlungen [...] hat die Mundart nur noch einen sehr begrenzten Spielraum“ (ebd.: 183). Das Führungspersonal der großen Betriebe spricht sogar ausschließlich Hochdeutsch: „Auf der oberen Leitungsebene, in den großen LPG und KOG einschließlich der wissenschaftlichen und agrotechnischen Kräfte ist Hochdeutsch das einzig mögliche und einzig verwendete Kommunikationsmittel während der Arbeit.“ (ebd.: 182).

Besonders aufschlussreich für die Pragmatik des Hochdeutschgebrauchs sind Herrmann-Winters Beobachtungen zur Rolle der Varietät in Gesprächen bzw. zur kommunikativen Funktion eines Varietätenwechsels vom Niederdeutschen in das Hochdeutsche,

Beispielsweise bleibt oder wird das Gespräch hochdeutsch, wenn Leitungsfragen besprochen werden, wenn konkrete Sachverhalte verallgemeinert werden, wenn Ortsfremde und ‚Amtspersonen‘ anwesend sind oder hinzutreten, wenn Autorität geschaffen werden soll oder dem Gesprächsgegenstand Bedeutung beigemessen wird. (ebd.: 187)

Hier wird deutlich, dass die Verwendung des Hochdeutschen Gespräche oder Gesprächssequenzen als formell, thematisch situationsentbunden und autoritätsbezogen kontextualisiert.

Zentrale Befunde zur Sprachwahl in landwirtschaftlichen Betrieben werden von einer etwas kleiner dimensionierten Studie zum Varietätengebrauch in einem südmecklenburgischen Industriebetrieb bestätigt, die Chudnizki am Ende der 1970er Jahre durchführte. In der Schiffswerft Rechlin dominierten schon zur damaligen Zeit hochdeutsche Sprachlagen,

und dabei insbesondere die „hochdeutsche Umgangssprache“, alle inner- und außerbetrieblichen Kommunikationssituationen der Belegschaft. Im „Gespräch mit dem Vorgesetzten“ sowie in Versammlungen und Dienstberatungen spielte das Niederdeutsche so gut wie gar keine Rolle mehr, „in offiziellen Gesprächen stellen sich [auch die niederdeutschkompetenten] Sprecher auf Hochdeutsch um“ (Chudnizki 1991: 234). Auch hier markieren hochdeutsche Sprachlagen also den offiziellen Charakter von Gesprächen und den hohen sozialen Status der Interaktanten. Chudnizkis Untersuchung gibt auch Anhaltspunkte zur funktionalen Differenzierung der „hochdeutschen Umgangssprache“ und der „Literatursprache“ (= Standardsprache). Gegenüber der Standardsprache hat die Umgangssprache demnach eine stärker „kontaktfördernde Funktion“ (ebd.: 238) und dominiert die Standardsprache in der Kommunikation mit Kollegen sehr deutlich. Auch in der Dienstberatungen und auf Versammlungen wird die hochdeutsche Umgangssprache häufig genutzt, hier bemühen sich aber „52,4 % der Sprecher“ (ebd.: 228) um die Verwendung der Standardsprache.

Die soziolinguistische Forschung zum regionalen Varietätenspektrum und zu den sozialen und situativen Faktoren der Varietätenwahl hatte in der DDR ihre Konjunktur in den 1970er und frühen 1980er Jahren. In den Folgejahren wurde diese Forschungsrichtung kaum noch weiter verfolgt und speziell die wertvollen empirischen Befunde zur Region Mecklenburg-Vorpommern nicht weiter ausgebaut. Erst der umfangreiche Varietätenzensus, den Huesmann (1998) in den Jahren 1994 und 1995 unter anderem in Rostock und der zentralmecklenburgischen Kleinstadt Sternberg durchführte, bezieht wieder systematisch das Hochdeutsche in Mecklenburg in eine empirische Untersuchung mit ein. Für die Pragmatik des Hochdeutschen sind hier Huesmanns Befunde zu den sozialen Trägerschichten der Standardvarietät von Bedeutung. Die Probandinnen und Probanden, die sich selbst ein akzentfreies Hochdeutsch zusprechen, sind demnach

im Vergleich zu den restlichen Befragten [signifikant] weniger ortstloyal [...] und regional mobiler [...], sie haben [wie schon ihre Eltern] eine bessere Schulbildung [...] und arbeiten häufiger in nichtmanuellen Berufen [...], wohnen eher in Großstädten [...] und im Norden der Bundesrepublik [...]. (Huesmann 1998: 253)

Erkennbar wird hier, dass noch in der Mitte der 1990er Jahre die Sprecherinnen und Sprecher des Hochdeutschen in seiner standardsprachlichen

Variante der vergleichsweise höchsten gesellschaftlichen Statusgruppe zugerechnet werden können.

Ein anderer Befund der Untersuchung von Huesmanns ist für den Sprachgebrauchswandel des Hochdeutschen noch bedeutsamer: Huesmann (1998: 167) kommt nämlich zu dem Schluss, dass „die Sprachsituation des Nordens“, die zumindest in Mecklenburg in den 1970er Jahren noch in großem Umfang von einer funktionalen Diglossie zwischen dem Niederdeutschen und hochdeutschen Sprachlagen geprägt war, in der Mitte der 1990er Jahre „weitgehend eine monolinguale“ geworden sei. In Rostock beispielsweise betrug zu dieser Zeit der Anteil der Personen, die angaben, ausschließlich hochdeutsche Sprachlagen zu beherrschen (Standardsprache oder hochdeutschbasierten Regiolekt), schon nahezu 80 %. „Im Alltag der niederdeutschen Großstädte kann somit situationsbedingter Sprachlagenwechsel kaum noch zu erwarten sein [...].“ (ebd.). Ähnliches gilt für Huesmann zweiten mecklenburgischen Untersuchungsort, die Kleinstadt Sternberg, wo Niederdeutschkompetenzen 1994/95 ebenfalls nur noch in sehr geringem Umfang verbreitet waren. Wo das Hochdeutsche die einzige in der Kommunikation erwartbare Sprachform ist, kann mit seinem Gebrauch kein pragmatischer Effekt mehr erzielt werden. Pragmatisch funktional werden fortan nur noch Sprachlagenwechsel innerhalb des hochdeutschen Varietätenspektrums, also allenfalls Wechsel zwischen Standardvarietät und dem Regiolekt.

Die Erfahrungsberichte meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen reichen aber tief in die Jahrzehnte zurück, in denen aktive und passive Niederdeutschkenntnisse und auch der Gebrauch eines Dialekts in der mecklenburgischen Bevölkerung noch viel weiter verbreitet waren. In ihren Erinnerungen ist die funktionale Diglossie zwischen dem Hochdeutschen und dem Niederdeutschen (oder den Herkunftsdialekten) noch sehr präsent und sie interpretieren den Gebrauch des Hochdeutschen in den berichteten Kommunikationsszenen als pragmatisch effektvolle oder sozialsymbolisch markierte Abweichung vom dialektalen Hintergrund. Diese Erinnerungen bleiben dabei allerdings insofern unscharf, als sie sich argumentativ meist nur im Gegensatzpaar von Dialekt und Hochdeutsch bewegen und das hochdeutsche Varietätenspektrum nur selten seinerseits in regiolektale Sprachlagen und die Standardsprache weiter ausdifferenzieren.

Die folgenden Abschnitte des Kapitels 5.3 fassen die wichtigsten Aussagen und Beobachtungen meiner Interviewpartnerinnen und -partner zu den pragmatischen Funktionen des Hochdeutschgebrauchs zusammen. Es zeigt sich dabei, dass ihre Aussagen zum Gebrauch des Hochdeutschen noch sehr weitgehend den Befunden der 1970er und frühen 1980er Jahren entsprechen und letztlich noch an Entwicklungen des 19. Jahrhunderts anschließen, die ich eingangs kurz skizziert habe. So arbeitet der Abschnitt 5.3.1 heraus, dass die Probanden den Gebrauch des Hochdeutschen insbesondere in Gesprächen mit Unbekannten verorten und so als die Varietät charakterisieren, die typischerweise in der öffentlichen Kommunikation verwendet wird bzw. die Öffentlichkeit von Kommunikationssituationen markieren kann. In 5.3.2 stelle ich dar, dass die Verwendung des Hochdeutschen oder ein Wechsel ins Hochdeutsche nach Ansicht der Gewährspersonen Gesprächssituationen und -sequenzen als offiziell charakterisieren kann und ihre thematische Sachorientierung hervorhebt. Im Abschnitt 5.3.3 geht es sodann um die sozialsymbolische Funktion des Hochdeutschgebrauchs, der in der Kommunikation häufig als ein Mittel zur sozialen Distinktion ‚nach unten‘ interpretiert wird.

5.3.1 *„Mit diesen ganzen Außenstehenden haben wir Hochdeutsch gesprochen“* – das Gespräch mit Unbekannten als stereotype Situation für den Hochdeutsch-Gebrauch

Die Gesprächssituation, die meine Interviewpartnerinnen und -partner am weitaus häufigsten mit dem Gebrauch des Hochdeutschen verbinden, ist die Interaktion zwischen einander unbekanntem Menschen. Insgesamt 37 Gewährspersonen berichten davon, dass sie selbst oder andere Menschen aus ihrem Umfeld vom Dialekt ins Hochdeutsche wechselten, wenn sie mit Ortsfremden oder mit Unbekannten gesprochen haben. So sind der Erinnerung von Frau 2 (1930 V, SP: 414) nach die niederdeutsch sprechenden Verkäuferinnen in einem Geschäft in Schwaan zum Hochdeutschen übergegangen, sobald sie eine ortsfremde Kundin vor sich hatten. „Und die haben dann schon gemerkt ‚ach die ist nicht von hier. Die sprechen wir hochdeutsch an‘ ne.“ Aus den Vertreibungsgebieten wird von demselben Sprachverhalten erzählt: Frau 39 (1932 V, SP 1: 119) ist in ihrer Kindheit nicht nur im Heimatdialekt aufgewachsen, sondern gelegentlich auch

schon im Elternhaus mit der hochdeutschen Standardsprache in Kontakt gekommen. „Na ja manchmal hat man ja Besuch gekriegt was weiß ich ne.“ Vielfach stellen die Gewährspersonen den Gebrauch des Hochdeutschen gegenüber Unbekannten oder weniger vertrauten Personen auch als allgemeine Regel kommunikativen Verhaltens dar. „Aber wollen wir mal so so sagen mit diesen ganzen Außenstehenden haben wir Hochdeutsch gesprochen. Aber wenn es nicht nötig war haben wir Plattdeutsch gesprochen.“ (Herr 20, 1932 A, SP: 148).

Einige Zeitzeugen begründen den Hochdeutschgebrauch gegenüber Unbekannten ausdrücklich damit, dass bei diesen Gesprächspartnern keine Kenntnisse im lokalen Dialekt vorausgesetzt werden konnten. Die Wahl des Hochdeutschen sollte also das Verständnis sichern, wie beispielsweise Frau 34 (1932 A, Bl: 121) an der Kommunikation mit den osteuropäischen Zwangsarbeitern auf dem Hof ihrer Eltern erläutert. „Dann musste man ja erst normal Hochdeutsch damit die auch überhaupt was verstehen ne. Ja und und irgendwann haben sie dann nachher auch ein paar Wörter [Niederdeutsch] mitgekriegt ne.“ Ähnlich begründet auch die nach Mecklenburg vertriebene Frau 44 (1928 V, SP: 155) den Hochdeutschgebrauch der alteingesessenen Ortsbewohner nach ihrer Ankunft. „Ja also da mussten die mit uns hochdeutsch sprechen. Sonst hätten wir sie nicht verstanden.“ Das Hochdeutsche wird demnach als *lingua franca* gewählt, wo die sprachliche Verständigung problematisch erschien. Ausgehend von dieser Funktion der Verständnissicherung wurde der Hochdeutschgebrauch gegenüber Unbekannten aber offensichtlich zum allgemeinen Usus erklärt. So bezeichnet die aus Mecklenburg gebürtige Frau von Herrn 20 (1932 A, SP: 263) das Hochdeutsche generell als „Umgangssprache außerhalb des Hauses“.

Es sind vor allem die Angehörigen der Vorkriegsgeneration – Alteingesessene wie Vertriebene –, die im Interview dieses spezifische Sprachverhalten gegenüber Unbekannten thematisieren. In ihrer Altersgruppe sind bilinguale oder mitunter multilinguale Sprachkompetenzen noch so weit verbreitet, dass sich für sie die Frage der Varietätenwahl im Alltag immer wieder stellte bzw. stellt. Für sie ist das Gespräch mit Unbekannten eine Kommunikationssituation, die stereotypisch mit der Wahl der hochdeutschen Standardsprache verbunden ist. Insbesondere für diese Altersgruppe ist die enge Zuordnung des Hochdeutschen zur Domäne öffentlicher

Kommunikation und die Begrenzung des Dialekts auf die Domäne privater und vertrauter Gespräche noch gelebter Sprachalltag gewesen bzw. entsprechen sie noch heute ihrem Sprachverhalten. Standardnahe Sprachlagen und dialektale Varietäten standen mit ihrem jeweils domänenspezifischen Gebrauch noch im Verhältnis einer funktionalen Diglossie. Mit der fortschreitenden Abnahme der Dialektkompetenz in der Bevölkerung verlor die Opposition zwischen der hochdeutschen Standardsprache und dialektalen Sprachlagen ihre Relevanz im Sprachalltag und ihre sozialsymbolische Funktion verblasste.

In der multilingualen Gesellschaft der Nachkriegsjahrzehnte musste bei Begegnungen mit Unbekannten die Wahl der gemeinsamen Kommunikationssprache in der Phase der Gesprächseröffnung aber oft erst ausgehandelt werden. Frau 46 (1937 A, BI 1: 57) schildert diesen Prozess sehr anschaulich als ein interaktives „Abtasten“ der Varietätenkompetenzen und damit auch der kommunikativen und sozialen Gemeinsamkeiten. Mit neuen Mitschülerinnen und Mitschülern, mit denen sie nach dem Krieg in ihrer Schule in Rostock „dann ja zusammenkam wurde Hochdeutsch gesprochen“. „Und das war ja und das war ja auch dann so eine ... man musste ja erstmal abtasten ich jedenfalls was ist ... wo kommen die her. Was ist das für eine? Sind das alte Rostocker oder sind das Zugezogene?“ Je nach dem Befund dieses „Abtastens“ ist sie dann vom Hochdeutschen ins Niederdeutsche gewechselt oder beim Hochdeutschen geblieben. Von derartigen Szenen der interaktiv getroffenen Varietätenwahl zwischen einander unbekanntem Gesprächspartnern berichten meine Zeitzeugen immer wieder. Auch niederdeutschkompetente Vertriebene wie Herr 13 (1935 V, SP 1: 241) haben sich dieses Verfahren der Varietätenabstimmung zu eigen gemacht. „Ein Fremder wurde mit Hochdeutsch angesprochen. Hat der eine plattdeutsche Antwort gegeben war es ein ... wieder drin [niederdeutsch zu sprechen]“. Noch in der Gegenwart finden unter Personen, die über bilinguale Sprachkompetenzen verfügen, derartige Varietätenabstimmungen statt. Frau 34 (1932 A, SP 2: 132) erzählt von ihrem Erstkontakt mit ihren Zimmernachbarinnen kürzlich im Krankenhaus:

Ich war jetzt vor Kurzem im Krankenhaus und da war eine 78-jährige und eine 91-jährige. Na gut hier weiß man ja auch erst nicht ‚ja Gott wie wie...‘. Dann spricht man Hochdeutsch ne. Und dann fangen die mit irgendwas mit Platt an. ‚Ach‘ sage ich, ‚was ... können können Sie auch Platt?‘ ‚Natürlich können wir

Platt wir können Platt sprechen‘ wurde dann gesagt ne. Ja und dann dann wurde auf Platt ne.

In allen erinnerten Szenen der Varietätenabstimmung zwischen Unbekannten fungierte das Hochdeutsche als die Varietät, mit der die Aushandlung der Varietätenwahl für das weitere Gespräch eröffnet wurde. Herr 41 (1935 A, SP: 179) schildert die Abfolge der Varietäten bei Gesprächsbeginn wie folgt: „Wenn ich irgendwo hinkomme man weiß ja nicht kann der nun Platt oder kann er kein Platt ne. Dann spricht man erst Hochdeutsch. Und und das kriegt man sehr schnell mit ob der andere nun auch gewillt ist Platt zu reden ne.“ Herr 9 (1939 A, SP: 272) formuliert gleichsam als persönliche Kommunikationsmaxime, er habe unbekannte Personen in den ersten Nachkriegsjahren „immer erst hochdeutsch angesprochen“. Die Funktion des Hochdeutschen als Eröffnungssprache im Erstkontakt zwischen Unbekannten mit multilingualer Sprachkompetenz unterstreicht sehr eindrücklich die Dominanz des Hochdeutschen im öffentlichen Raum.

Ein standardnahes Hochdeutsch wurde dabei nicht nur bei der direkten Adressierung von unbekanntem oder nicht vertrauten Personen verwendet, sondern auch dann, wenn Dritte in private Gesprächskonstellationen eintraten, die den Sprechenden weniger vertraut waren. Frau 36 (1930 A, SP 1: 134) gibt ein anschauliches Beispiel für diesen pragmatischen Mechanismus aus ihrer Nachbarschaft:

Nämlich wenn man die wenn wir die alte Frau [Name 1] ... wenn die mal über den Zaun gesprochen hat denn wir Plattdütsch schnackt. Aber kam Frau [Name 2] oder Frau Sowieso dazu Fräulein [Name 3] oder so dann wurde Hochdeutsch gesprochen. Aus Rücksicht schon auf die f... fremde Dame oder auf die ... ja. Das ist so.

Die Anwesenheit weniger vertrauter Dritter veranlasst die normalerweise im Dialekt kommunizierenden Partner dazu, auch untereinander zum Hochdeutschen überzugehen. Herr 24 (1926 A, BI: 186) beispielsweise hatte ein besonders enges und langjähriges Vertrauensverhältnis mit seinem Vorgesetzten im Beruf: „Und wir haben wir beide unter uns nur Plattdeutsch gesprochen. Ja und mit Rücksicht auf andere dann mussten wir dann auch Hochdeutsch sprechen ne. Aber wenn wir unter uns waren nur Plattdeutsch.“

Der Wechsel vom Dialekt zum standardnahen Hochdeutsch markiert auch in den Vertriebenenfamilien die Öffnung privater Gesprächskon-

stellationen zu öffentlichen Situationen. So berichtet Herr 10 (1939 V, SP 1: 79) aus seinem Familien- und Freundeskreis: „Wenn wir untereinander uns sprechen mit uns Geschwister oder wenn [Name] auch dabei ist dann rede ich ja in unserer Mundart ne. Aber so wie wir mit Fremden ... dass Fremde dabei sind dann sprechen wir ein Hochdeutsch ne.“ In gemischten Gruppen vertrauter und weniger vertrauter Personen dominiert das Hochdeutsche die gemeinsame Kommunikation. Wie bei der Varietätenabstimmung in der Gesprächseröffnung zwischen unbekanntem Kommunikationspartnern so ist auch bei der Teilnahme weniger vertrauter Personen an sozial heterogenen Gesprächsgruppen die hochdeutsche Standardsprache stets die (zunächst) präferierte Varietät.

Die Zeitzeugenberichte belegen sehr eindrucksvoll, dass die Sprachwahl in der Kommunikation zwischen den bivarietären bzw. multivarietären Angehörigen der Vorkriegsgeneration sich an der sozialen Beziehung zwischen den jeweiligen Gesprächspartnern orientiert. Stellmacher (1988: 92) spricht mit Blick auf die norddeutsche Zweisprachigkeit von Hoch- und Niederdeutsch geradezu von einem „Partnerzwang“, der die Wahl des Kommunikationsmittels bestimmt. Auch bei meinen Zeitzeugen, die neben einem standardnahen Hochdeutsch auch einen oder mehrere Dialekte beherrschen, markiert die Verwendung einerseits dialektaler oder andererseits standardnaher Sprachlagen unterschiedliche Grade der sozialen Distanz „auf einer horizontalen, nach Nähe und Ferne differenzierenden *Beziehungssachse*“ zwischen den Interaktanten. „Der Gebrauch der Standardsprache [ist] in erster Linie den Kontakten im gesellschaftlichen Fernbereich, der Dialekt dagegen denjenigen im sozialen Nahbereich zu[zu] ordnen“ (Linke 1996: 262). Damit dominierte das standardnahe Hochdeutsch alle Kommunikationssituationen, die (noch) nicht von wechselseitiger Bekanntheit und Vertrautheit gekennzeichnet waren. Die Wahl der Varietät war aber nicht nur Abbild der sozialen Beziehung zwischen den Gesprächspartnern, sondern auch ein Mittel ihrer aktiven Gestaltung: Mit dem Gebrauch der Standardvarietät gaben sich Kommunikationspartner in der noch stark dialektgeprägten Gesellschaft der Vorkriegszeit und ersten Nachkriegsjahrzehnte zu verstehen, dass sie ihre soziale Beziehung als eine distanzierte auffassten.

Nach Mattheier (1980: 162) ist das Verhältnis von Dialekt und Standardsprache in Deutschland „seit dem Ende des II. Weltkrieges [...] in ein

neues Stadium eingetreten.“ Demnach hatten in früheren Entwicklungsphasen Faktoren wie der Bildungsgrad, die Stadt-Land-Differenz oder die Regionalität die Wahl der Varietät in der Kommunikation dominant bestimmt. Seit den 1950er Jahren wurde dann die „Öffentlichkeit“ der Gesprächssituation zum wichtigsten Kriterium, das die Sprecherinnen und Sprecher zum Gebrauch der Standardsprache veranlasste, während die Dialekte immer weiter auf die Funktion einer „Privatsprache“ begrenzt wurden. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus Mecklenburg bestätigen diese Funktionsverschiebung grundsätzlich, indem sie den Gebrauch des standardgemäßen Hochdeutsch stereotyp in nicht-privaten Begegnungen im kommunikativen Fernbereich der Öffentlichkeit verorten. Ihren Erinnerungen nach hatte der Funktionswandel aber schon in den 1920er und 1930er Jahren eingesetzt.

Vor dem Hintergrund der sozialsymbolischen Funktion der Varietätenwahl kann es kaum verwundern, dass in den Zeitzeugeninterviews immer wieder gerade die zugewanderten Vertriebenen als Gesprächspartner genannt werden, mit denen man in Mecklenburg nach 1945 Hochdeutsch sprach. Herr 15 (1921 A, SP 1: 170) erklärt die hochdeutsche Betriebsprache an seiner Arbeitsstelle mit der Anwesenheit vieler Vertriebenen: „Viele Flüchtlinge ja. Und Hochdeutsch und da wurde automatisch nur Hochdeutsch nur Hochdeutsch gesprochen.“ Herr 27 (1929 V, SP: 156) beobachtete den Varietätenwechsel bei einer niederdeutschsprachigen Verkäuferin in einem Rostocker Geschäft: „Natürlich wenn sie merkte jetzt kommen Flüchtlinge Zugereiste die mussten die mussten sich in der neutralen hochdeutschen Sprache dann unterhalten ja.“ Und Herr 33 (1923 A, SP: 125) führt wie viele andere Gewährspersonen den Sprachgebrauchswandel der alteingesessenen Bewohner seines Wohnortes auf die immigrierten Vertriebenen zurück: „Aber bedingt dadurch dass nun ein Teil der Hiesigen der der jetzt hiesigen Leute das [Niederdeutsche] nicht verstand waren wir gezwungen Hochdeutsch zu sprechen.“

Viele der Zeitzeugenberichte zur Varietätenwahl in der Kommunikation zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen imaginieren schon in ihren Formulierungen (*automatisch, mussten, gezwungen*) eine Art „Partnerzwang“, der die einander unbekannteten Beteiligten unweigerlich dazu brachte, vom Dialekt abzurücken und gemeinsam auf Hochdeutsch zu kommunizieren. Die Rede vom buchstäblich ‚von außen‘ aufgezwungenen

Hochdeutschgebrauch fügt sich zu einer stereotypen Erklärung des starken Dialektverlusts nach 1945, für den aus der Sicht sehr vieler Zeitzeuginnen und Zeitzeugen die Immigration der Vertriebenen der Auslöser oder Motor war. Ich habe dieses sowohl unter Laien als auch in der germanistischen Fachliteratur weit verbreitete Geschichtsnarrativ in Abschnitt 3.4.7 bereits angesprochen.⁴⁷²

Selbstverständlich erhöhte der Zustrom von Ortsfremden die Zahl der Begegnungen mit Unbekannten und damit auch die Zahl der hochdeutsch dominierten Gesprächssituationen vor Ort erheblich. Gerade in den bislang sehr stark auf Bekanntschaft und Vertrauensverhältnisse aufgebauten lokalen Gesellschaften der Dörfer und Kleinstädte dürfte das Niederdeutsche seine frühere Selbstverständlichkeit als Kommunikationsmittel auch im öffentlichen Raum nach 1945 stark eingebüßt haben. Das Bild von einem durchgreifend wirkenden „Partnerzwang“ zum Hochdeutschen im Gespräch mit den Immigranten verstellt aber den Blick darauf, dass die Alteingesessenen es durchaus nicht „automatisch“ für nötig hielten, ihre Sprachwahl ausgerechnet an den sozial deprivierten und als lästig empfundenen Zuwanderern zu orientieren. Nicht nur Herr 27 (1929 V, BI: 73) musste die Erfahrung machen, dass die alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger „sich auch keine Mühe [gaben] Hochdeutsch zu sprechen.“ Aus dem Blick gerät auch, dass es zahlreichen Menschen – sowohl älteren Zuwanderern als auch älteren Alteingesessenen – damals schwer fiel, überhaupt ein standardnahes Hochdeutsch zu sprechen (vgl. 3.4.3). Schließlich unterschlägt die Vorstellung, die Alteingesessenen hätten mit den unbekanntem Zuwanderern gezwungenermaßen Hochdeutsch sprechen „müssen“, auch um verstanden zu werden, die Tatsache, dass viele der jüngeren Immigranten recht bald Niederdeutsch lernten. Nach der wechselseitigen Abstimmung der Kommunikationssprache im Erstkontakt zwischen einander unbekanntem Alteingesessenen und Vertrieben gab es demnach durchaus vielfach die Option, das Gespräch auf Niederdeutsch fortzusetzen und so auch eine soziale Annäherung zu symbolisieren.

472 Vgl. dazu auch Ehlers (2013).

5.3.2 „*Ewer wenn du denn to de Sak selbst kümmt denn möest du in't Hochdüütsche wesseln*“ – Hochdeutsch in offiziellen und sachbezogenen Gesprächen

Neben der Kommunikation mit Unbekannten im öffentlichen Raum nennen meine Gewährspersonen in unseren Interviews mit großer Übereinstimmung noch einige weitere Gesprächssituationen, in denen sie die Verwendung des Hochdeutschen für geboten halten. Diese nach Meinung der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ebenfalls typischen Hochdeutsch-Situationen sollen im Folgenden betrachtet werden, um die Analyse der Pragmatik des Hochdeutschgebrauchs abzurunden. Auch in diesen geschilderten Gesprächssituationen ergeben sich pragmatische Effekte einer standardsprachlichen Kommunikation erst daraus, dass die Beteiligten von ihrer Sprachkompetenz her grundsätzlich die Möglichkeit gehabt hätten, auch den Dialekt als Kommunikationsmedium zu wählen. Die Verwendung des Hochdeutschen gewinnt dort eine pragmatische Funktion, wo sich die Beteiligten für die Standardvarietät und gegen den Gebrauch eines Dialekts entscheiden.

Als ich zum Beispiel den sehr gut niederdeutschkompetenten Herrn 1 (1932 V, SP: 140) nach seinem Sprachverhalten auf städtischen Ämtern seines mecklenburgischen Wohnortes frage, antwortet er: „Ja da kannst du nicht Platt ... da hast du nur Hoch gesprochen. [...] Die Amtssprache war ja dann schon Hoch.“ Herr 63 (1933 A, SP: 144) beschreibt das Sprachverhalten der Alteingesessenen nach dem Krieg wie folgt: „Wir die Alten haben Platt gesprochen und fertig war es.“ Nur auf dem Amt „musstest du Hoch sprechen“. „Na wenn du irgendwo mal in ein Dings musstest hier in ein Rathaus oder wo. Verwaltung hier ne. [...] Dann musste Hochdeutsch gesprochen werden.“ (SP: 146, 148). Auch Frau 75 (1966, SP 2: 115) bezeichnet ähnlich wie Herr 1, das Hochdeutsche als „Amtssprache“.

Die Kommunikation in der staatlichen oder städtischen Verwaltung ist nicht nur institutionell gerahmt und thematisch sachbezogen, sondern beruht auch auf einer vorgegebenen Rollenverteilung, die ihrerseits sprachliche Anforderungen mit sich bringt. So erzählt Frau 22 (1934 V, SP: 88) noch aus der Zeit vor ihrer Vertreibung, ihre Eltern hätten zu Hause ausschließlich in der Mundart geredet. Allerdings habe ihr Vater in seiner Funktion als Bürgermeister auch Hochdeutsch gesprochen. „Dazu

war mein Vater ja schon alleine durch sein Amt verpflichtet.“ Sehr aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die detaillierten Erinnerungen von Herrn 41 (1935 A, SP: 253). Befragt nach sozialen Orten, an denen um 1960 in seinem Dorf Hochdeutsch geredet wurde, sagt er: „Na ja wenn man so auf auf Ämtern kam wenn man ins Büro kam da wurde dann nur Hochdeutsch gesprochen ne.“ In den 1990er Jahre ist er dann selbst eine Zeitlang Bürgermeister gewesen, während dieser Zeit habe er mit ihm bekannten Bürgern aus dem kleinen Ort durchaus weiterhin niederdeutsch geplaudert. „Aber zum Beispiel in Amtsausschusssitzungen oder so da wurde nur Hochdeutsch gesprochen. Da waren auch viele die Platt konnten aber da gab es nichts.“ (SP: 271). Bei einem Empfang der offiziellen Delegation seines Dorfes in der Partnergemeinde in Schleswig-Holstein wurden sie mit einem aufwendigen niederdeutschen Programm begrüßt. Obwohl das Niederdeutsche für Herrn 41 zeitlebens familiäre Alltagssprache war und ist, konnte er sich damals nicht überwinden, seine Dankesrede vor dem großen niederdeutschen Publikum auf Niederdeutsch zu halten: „Ich habe das nicht fertig gebracht auf Platt dort eine Rede zu halten.“ Er war, sagt er zu diesem Vorfall, „so wat nich gewöhnt“. (BI 1: 96, 98). Die Kommunikation innerhalb der staatlichen Verwaltung und örtlichen Ämter ist bis in die jüngste Vergangenheit offenbar derart eng an die hochdeutsche Standardsprache gebunden, dass sich gerade auch die Amtsträger selbst nicht frei fühlen, von diesem Sprachgebrauch abzurücken, wenn sie in offizieller Funktion sprechen.

Eine andere Domäne, die die Zeitzeugen immer wieder mit dem Gebrauch des Hochdeutschen in Verbindung bringen, ist die Arbeitswelt. Allerdings ist in den Erzählungen der Gewährsleute häufig die Rede davon, dass in kleinen Gruppen alltäglich zusammen arbeitender Kolleginnen und Kollegen – selbst in der Schwerindustrie⁴⁷³ – noch Jahrzehnte nach Kriegsende zum Teil regelmäßig auf Niederdeutsch kommuniziert wurde. Auf Betriebsversammlungen, bei Zusammenkünften der Leitungsgremien oder bei Planungssitzungen war aber nach Ansicht von acht verschiedenen Gewährspersonen der Gebrauch des Niederdeutschen unangebracht

473 Vgl. zum Varietätengebrauch auf den Rostocker Werften Ehlers (2017).

und auch kompetente Dialektsprecher wechselten hier in die hochdeutsche Standardsprache.

Herr 71 (1952 AA, SP: 160) beispielsweise berichtet aus seiner eigenen Berufserfahrung in einem großen Technikunternehmen in der Umgebung, „wenn man mit Älteren mal zusammen gekommen ist da hat man Platt geschnackt.“ Aber „morgens wenn Besprechung war war immer Hochdeutsch. Da gab es klipp und klare Ansage und dann ging das lang.“ Er verbindet offenbar besonders die erteilten Dienstanweisungen mit dem Gebrauch der Standardvarietät: „Wenn irgendeine Besprechung war wurde Hochdeutsch gesprochen dann wurde konsequent angesagt ‚so geht das lang‘ und fertig.“ (SP: 153). Derselbe Sprachgebrauch herrschte offenbar auch in landwirtschaftlichen Großbetrieben. Frau 73 (1962 AA, SP: 196, 197) arbeitete in den 1980er Jahren in der Buchhaltung einer LPG. Dort gab es noch einige Menschen, mit denen sie zu tun hatte, „die Platt gesprochen haben“. „Dann war ich auch in der Leitungssitzung. Hochdeutsch war da Amtssprache.“ Wenig später fügt sie hinzu, „und dadurch hatte das schon alles so ein bisschen einen professionellen Charakter und dann ist Hochdeutsch die Amtssprache ne.“ (SP: 198).

Bei den von den kollegialen Alltagsgesprächen abgehobenen offiziellen Kommunikationssituationen im Betrieb wurde – ähnlich wie in der amtlichen Kommunikation – von den Beteiligten ein einschlägiges Sprachverhalten erwartet. Herr 24 (1926 A, BI: 188) zum Beispiel hat als leitender Ingenieur in Einzelgesprächen mit dem Rostocker Werftdirektor Kurt Dunkelmann „immer viel Plattdeutsch gesprochen“. „Also in Beratungen beispielsweise konnten wir nun k... nicht Plattdeutsch sprechen.“ Die gefühlte Obligation zum Gebrauch des Hochdeutschen wurde aber nicht nur vom Führungspersonal erfüllt, sondern ihr kamen in offiziellen Situationen auch Beteiligte nach, die in der innerbetrieblichen Hierarchie tiefer standen. So berichtet Herr 10 (1939 V, SP 2: 167) von seinem mecklenburgischen Schwager, dieser habe „manchmal versucht auf Versammlungen“ hochdeutsch zu sprechen, obwohl er große Mühe hatte, nicht immer wieder in seine niederdeutsche Alltagssprache zurückzufallen.

Den „professionellen Charakter“ (Frau 73, 1962 AA, SP: 198) eines Gesprächs kann der Gebrauch des Hochdeutschen auch deshalb markieren, weil die Wahl der Varietät in den Augen der Gewährspersonen an den Übergang zu sachlich-fachlichen Gesprächsinhalten gebunden

ist. Den themeninduzierten Varietätenwechsel beschreibt Herr 68 (1952 VV, SP: 467) für den großen Handwerksbetrieb, in dem er jahrzehntelang arbeitete. Dort hätten seine älteren Kollegen „nur Platt gesprochen“. „Außer wenn es irgendwie fachlich ging dann haben sie uns das hochdeutsch wieder ... Aber ansonsten die haben die Alten haben sich fast nur platt unterhalten.“ (SP: 469–470). Frau 85 (1954 AA, SP 1: 262) ist im Finanzsektor tätig und setzt das Niederdeutsche im Kundengespräch dort tatsächlich in eng begrenztem Rahmen ein. „Wenn du wenn du Mäkelborger hest denn kannst du de iirsten ... dat Opwarmgespräch bäten op Platt gestalten. Ğewer wenn du denn in ... to de Sak selbst kümmt denn möest du in't Hochdüütsche wesseln wail dat...“. Den Kunden ihre Finanzprodukte oder Vertragsbedingungen auf Niederdeutsch zu erklären, hält sie für unmöglich. „Dat kannst du gor nich or... seriös röewer bringen. Dat ward niks. Dat k... ward ins Lächerliche denn treckt und dat kommt nich seriös röewer.“ (SP 1: 256). Sie geht auch davon aus, dass ihre Kundinnen und Kunden ihrerseits niederdeutschsprachige Sacherläuterungen sprachlich nicht akzeptieren würden. „Denn kiken di mi an un seggen ‚nei ne dat möt doch op Hoch sin.‘ Dat is doch seriöser.“ (SP 1: 254).

Das größere sachliche und fachliche Gewicht hochdeutscher Rede gegenüber einem eher beziehungsorientierten niederdeutschen *Smalltalk* betonen auch andere Gewährspersonen aus eigener Erfahrung. Frau 53 (1950 AA, SP 1: 200, 202) hat die funktionale Differenzierung zwischen beiden Varietäten in ihrem Berufsleben so erlebt: „Also während der Arbeitszeit sage ich oder während der Tätigkeit hat man schon Hochdeutsch gesprochen.“ Niederdeutsch wurde im Betrieb allenfalls in den Pausen gesprochen, „ja oder wenn es nicht so wichtig war oder was weiß ich ne.“ Herr 41 (1935 A, SP: 376) gibt außerdem zu bedenken, dass das Niederdeutsche gegenüber der hochdeutschen Standardsprache schon lexikalisch nicht so weit ausgebaut ist, dass man im Dialekt über alle Fachthemen sprechen könne. „Nein wenn man ... also ich habe das Empfinden wenn man so eine Unterhaltung irgendwie über fachliche Dinge spricht dann spreche ich das lieber Hochdeutsch aus als ... Weil es für viele Dinge gar nicht so die Bezeichnung gibt.“

Wenn wir die zitierten Zeitzeugenberichte über den Gebrauch der hochdeutschen Standardsprache in meinem mecklenburgischen Untersuchungsgebiet zusammenfassen, ergibt sich das folgende Bild: Die

Gewährspersonen der Vorkriegsgeneration stimmen mit den dialektkompetenten Probandinnen und Probanden der Nachkriegsgeneration darin vielfach überein, dass sie den Gebrauch des Hochdeutschen der Domäne der Verwaltung und offiziellen Situationen in der Arbeitswelt zuordnen. Hier wie dort wird die Standardsprache als das gebotene Kommunikationsmedium in moderierten Konversationen wie Beratungsgesprächen, Sitzungen oder Versammlungen angesehen. Diese institutionell gerahmten Gesprächssituationen sind auf Seiten aller Beteiligten mit bestimmten Rollenerwartungen verbunden, zu denen nicht zuletzt die Verwendung des Hochdeutschen gehört. Auch eine Themenfokussierung auf sachliche oder fachliche Angelegenheiten und ihre professionelle Entfaltung in der Interaktion verlangen den Gebrauch der hochdeutschen Standardsprache. Oder, um die Aktivität der Sprecherinnen und Sprecher hervorzuheben: Mit dem Vermeiden des Dialekts bzw. mit dem situationelle Übergang vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen rahmen die Beteiligten eine Gesprächssituation als offiziell, sie geben zu verstehen, dass es ihnen eher um die Sache als um die interpersonelle Beziehung geht und sie markieren die fachliche Seriosität der Interaktion. Vor dem Hintergrund einer bivariéter hochdeutsch-dialektalen Sprachkompetenz kann die Wahl des Hochdeutschen in einer Kommunikationssituation also den pragmatischen Effekt haben, Officialität und Professionalität des Gesprächs zu symbolisieren. Mit diesen kommunikativen Funktionen hat das Hochdeutsche gegenüber dem Niederdeutschen (und gegebenenfalls auch den Herkunftsdiakten der Vertriebenen) eindeutig den Status der *high variety*. In den zwischen 2010 und 2015 aufgezeichneten Zeitzeugenberichten erhält sich also eine Funktionsbeschreibung des standardnahen Hochdeutschen und seiner typischen Verwendungssituationen, die schon in empirischen Untersuchungen der frühen 1970er Jahre für den Norden der DDR herausgearbeitet wurde (vgl. 5.3).

5.3.3 „Das waren bessere Leute“ – Trägerschichten des Hochdeutschen und die Pragmatik der vertikalen sozialen Distinktion

Immer wieder berichten meine Interviewpartnerinnen und -partner davon, dass das Hochdeutsche von seinen Sprecherinnen und Sprechern in der Kommunikation zur sozialen Distinktion genutzt worden sei bzw. genutzt

werde. Im Hintergrund dieser Berichte steht die – häufig auf persönliche Erfahrungen gestützte – Ansicht, dass der Gebrauch des Hochdeutschen insbesondere in spezifischen sozialen Trägerschichten verbreitet sei. Es ist bemerkenswert, wie häufig meine Gewährspersonen die Verwendung des Hochdeutschen mit dem sozialen Status der Sprechenden in einen festen Zusammenhang setzen. Insgesamt 31 Zeitzeugen bringen den Gebrauch des Hochdeutschen bei konkreten Personen oder Personengruppen mit deren Beruf, ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihren Besitzverhältnissen oder dem Bildungsgrad in Verbindung. Die entsprechenden Aussagen wurden meist auf der Basis eigener Erinnerungen im Verlauf des biographischen oder des sprachbiographischen Interviews frei entwickelt, zu einem geringeren Teil auch im Kontext der standardisierten Frage elizitiert, ob Niederdeutschsprecher für die Befragten „gebildeter“ wirkten als Hochdeutschsprecher, (vgl. 3.4.1). Um zu verstehen, wie und unter welchen Umständen der Gebrauch des Hochdeutschen als sozialsymbolisches Distinktionsmerkmal fungieren kann, schauen wir in einem ersten Schritt auf die Personenkreise, die nach den persönlichen Erfahrungen oder allgemeinen Ansichten der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in einem ansonsten mehr oder weniger stark vom Dialektgebrauch bestimmten Umfeld Hochdeutsch sprachen bzw. sprechen.

Den Zeitzeugenberichten nach war die Verwendung des Hochdeutschen unter anderem an bestimmte Berufe gebunden. Hochdeutschsprecher waren beispielsweise „die ganzen Offiziersfamilien vom Flugplatz“, an dem der Vater von Frau 3 (1924 Z, SP: 302) vor dem Krieg in Mecklenburg beschäftigt war. „Herr Hauptmann und Herr Major und so was die sprachen ja nur Hochdeutsch.“ Herr 33 (1923 A, BI 1: 64) erzählt, dass er sich als Handwerker sprachlich auf die jeweiligen Kunden einzustellen hatte, die er und seine Kollegen aufsuchten: „So wenn wir nun bei Ärzten waren [...] mussten wir hochdeutsch sprechen.“ Mehrfach werden Beamte und ihre Angehörigen als typische Hochdeutschsprecher genannt. So war es offenbar schon bei der Großmutter von Frau 46 (1937 A, SP: 109), die einen Zollbeamten geheiratet hatte, „also da wurde dann nur Hochdeutsch gesprochen. [...] Die Oma war ein bisschen vornehm.“ Auch nach dem Tod ihres Mannes hielt sie an diesem Sprachgebrauch fest, „die war ja nun eine Beamten-Witwe und die sprach Hochdeutsch.“ (SP: 77). Herr 1 (1932 V, BI 1: 150) bedauert, dass sein Jugendfreund vom

Niederdeutschen vollständig ins Hochdeutsche wechselte, als er in den 1950er Jahren in die Familie einer Lehrerin einheiratete, „und das waren auch so alles Höhergestellte.“

Zu diesen Beobachtungen zum Berufsstand der Hochdeutschsprecher fügen sich auch Zeitzeugenaussagen, die die Wahl der üblichen Varietät im Alltag an die Vermögensverhältnisse der jeweiligen Personen binden. Frau 35 (1927 A, SP 1: 112) erzählt von ihren Klassenkameraden in ihrer Grundschulzeit in Schwaan:

Wenn wir jetzt ehrlich sein wollen die dann hochdeutsch gesprochen haben das waren diejenigen die hier ein bisschen... die hier Geld hatten. [...] Wir armen Kinder wir ... das war nicht ... die haben Plattdeutsch. Aber die. So war es. Die hier schon ein bisschen abgehoben ... Ich sage die so ein bisschen was haben. Und die in der Lage waren die Kinder eben schon mal ... Extrastunden geben ließen ne.

In der Großstadt Rostock war die räumlich-soziale Segregation offenbar ebenfalls mit einer sprachlichen Differenzierung verbunden. Herr 56 (1935 A, SP: 212) ist nach dem Krieg in das sogenannte „Bratenfresserviertel“ in Bahnhofsnähe gezogen, in dem „also die besser gestellten Rostocker seinerzeit“ wohnten. Anders als etwa in der Kröpeliner-Tor-Vorstadt wurde in diesem Viertel kein Niederdeutsch gesprochen: „Also die Bratenfresserecke wird so landläufig gesagt. Und es kann damit zusammenhängen dass es sich nicht ziemte da Plattdeutsch zu sprechen sondern dann wirklich Hochdeutsche ne“ (ebd.: 213).

Für manche Gewährspersonen bringt sich in der ungleichen gesellschaftlichen Verteilung des Hochdeutschgebrauchs auch ein Stadt-Land-Gefälle zur Geltung. Herr 27 (1929 V, SP: 88) etwa erzählt von seinem ganz überwiegend mundartlich geprägten böhmischen Heimatdorf, dass dort eigentlich nur „Zugereiste“ aus der nahen Stadt, die sich im Ort „Villen auch gebaut“ haben, Hochdeutsch gesprochen haben: „Und solche Leute, die aus der Stadt kamen die haben natürlich Hochdeutsch gesprochen ne.“ Auch auf dem Land war freilich bereits in den Jahrzehnten vor dem Krieg in gehobenen Gesellschaftskreisen das Hochdeutsche das übliche Kommunikationsmedium. Die Mutter von Herrn 42 (1924 A, SP: 108) hat die Standardvarietät gelernt, weil sie als „Kammerzofe“ bei den adligen Gutsbesitzern auf dem nahegelegenen Schloss Hohen Luckow gearbeitet hat. In dem Herrenhaus „wird ja auch Hochdeutsch gesprochen. Auch

nicht Platt ne. Davon konnte die Hochdeutsch.“ Nach Herrn 33 (1923 A, SP: 87) hing der Gebrauch des Hochdeutschen auch unter der Bauernschaft von der Größe der Betriebe ab. Seine Großeltern hätten nie Hochdeutsch gelernt, weil sie als Kleinbauern nur Niederdeutsch gesprochen haben. „Die Groß... die die Bauern die eine größere Wirtschaft hatten die waren schon anders eingestellt. Aber bei den Büdnern und und die die eine kleinere Landwirtschaft hatten da war mit Hochdeutsch nichts. Das war schlecht.“ Über einen anderen Fall von sozialer und damit auch sprachlicher Differenzierung ländlicher Betriebe berichtet Herr 63 (1933 A, SP: 140). In seiner Schwaaner Grundschule waren „die meisten von uns [Schülern] waren allet Plattschnackers“. Eine auffallende Ausnahme war hier offenbar ein Junge, der von Hause aus schon „bisschen“ Hochdeutsch sprach, „dem seine Eltern waren ... die hatten eine Mühle Windmühle“. Auch im ländlichen Raum war der Gebrauch des Hochdeutschen also mit dem sozialen Status verbunden.

Nach der Meinung von neun Befragten zeichnen sich die Sprecherinnen und Sprecher des Hochdeutschen außerdem oft durch einen vergleichsweise hohen Bildungsgrad aus. Frau 43 (1937 Z, SO: 192, 195) schildert die Varietätenverteilung in Mecklenburg in den Jahren nach ihrer Ankunft dort wie folgt:

Also die Bevölkerung vom Lande in Mecklenburg die hat einfach nur Plattdeutsch gesprochen. Die waren ja gar nicht in der Lage sich Hochdeutsch zu unterhalten. Und haben das ja auch so beibehalten. [...] Das war ja eigentlich nur bei denen die dann noch einen höheren Bildungsgrad hatten die noch andere Schulen besucht hatten die dann Hochdeutsch dann auch gesprochen haben.

Auch der zum Teil unterschiedliche Varietätengebrauch innerhalb der Familien wird gelegentlich mit dem Bildungsstand in Verbindung gebracht. Herr 15 (1921 A, SP 1: 96) sagt, dass bei seinen Schwiegereltern in den 1950er Jahren „zu Hause auch noch immer platt gesprochen“ wurde: „Nur die Tochter die hatte ja Gymnasium besucht sprach Hoch mit ihren Eltern“, obwohl auch sie das Niederdeutsche beherrschte. Frau 67 (1964 AA, SP 2: 278) hebt hervor, dass ihre „Mutter hochdeutsch gesprochen hat“. „Und meine Mutter war immer ein bisschen die Gebildetere als meine Tante.“ Im Vergleich mit den Sprecherinnen und Sprechern des Niederdeutschen erscheint Herrn 87 (1964 Z, SP: 540) „der Hochdeutsche“ als gebildet: „Ja das wäre der Gebildete.“ Frau 85 (1954 AA, SP 1: 323) bejaht auf direkte

Befragung, dass Hochdeutschsprecher in ihren Augen gebildeter wirken als Plattdeutschsprecher und begründet diese Meinung „ut de allgemeinen Erfärung“. Umgekehrt hatte meine standardisierte Befragung zu den angenommenen Charakteristika der Niederdeutschsprecher ergeben, dass nur ein sehr kleiner Teil der Probanden bejaht, dass niederdeutsch sprechende Menschen gebildeter wirkten als Hochdeutschsprecher. Mehr als drei Viertel der Befragten lehnen diese Ansicht dezidiert ab.⁴⁷⁴

Eine Durchsicht der Erinnerungen und Ansichten, die meine Gewährspersonen in ihren Interviews entfalten, ergibt zusammengefasst das folgende Bild der typischen Hochdeutschsprecherinnen und -sprecher: Menschen, die in stark vom Dialekt geprägten Regionen wie Mecklenburg oder auch den Vertreibungsgebieten üblicherweise Hochdeutsch sprechen, sind vor allem in der Stadt, aber auch auf dem Land in erster Linie den begüterten Oberschichten sowie den bildungsorientierten Berufsständen und Familien zuzurechnen. Sie werden von den Zeitzeugen als „Höhergestellte“ und „abgehoben“ von der häufig noch Dialekt sprechenden Allgemeinheit beschrieben. Man kann die Beobachtungen meiner Zeitzeugen recht gut mit den einschlägigen Erfahrungen von Herrn 33 (1923 A, BI 1: 63) resümieren, die er als Handwerker bei zahllosen Kundenbesuchen in der Stadt und auf dem Land gesammelt hat. Dabei haben er und seine Kollegen mit ihren Kunden häufig auch Niederdeutsch reden können, aber „wenn wir irgendwo waren und es musste Hochdeutsch gesprochen werden das war etwas Besseres. Das waren bessere Leute.“ Diese laienlinguistischen Statuszuschreibungen für die Hochdeutschsprecher stehen letztlich noch in einer langen historischen Kontinuität bis in das 17. Jahrhundert, als städtische Oberschichten begannen – in landschaftlich divergierender Form – ihre mündliche Redeweise an der hochdeutschen Schriftsprache zu orientieren (vgl. 5.3).

Die Selbstverständlichkeit, mit der die Zeitzeugen den hochdeutschen Sprachgebrauch mit einem hohen sozialen Status der Sprecherinnen und Sprecher verbinden, kommt auch dadurch zum Ausdruck, dass sie mit

474 Vgl. Abschnitt 3.4.1. Die Frage „Wirken Menschen, die Niederdeutsch sprechen, gebildeter als Hochdeutschsprecher?“, bejahen nur 10,6 % der 66 Befragten. 75,8 % antworten hier mit „nein“.

stereotypen Formulierungen hier einen „natürlichen“ Zusammenhang herausstellen. „Meine meine Lehrfamilie das war Rittergutsbesitzer [Name]. Na die sprachen natürlich reines Hochdeutsch ne. Aber die Leute auf dem Hof und so weiter die die redeten wie der Schnabel gewachsen ist ne.“ (Frau 3, 1924 Z, SP: 340). Auf der Leitungsebene der Rostocker Warnowwerft waren, so erzählt Herr 25 (1927 V, SP 2: 105), „ja alles hochqualifizierte Leute alles Ingenieure oder so so was Ähnliches jetzt“ tätig. „Ja da wurde immer Hochdeutsch gesprochen natürlich.“ Frau 75 (1966 AA, BI 2: 124) kommt auf eine ältere Nachbarin im Dorf zu sprechen, deren „Kinder die Mädels ja alle studiert haben“, „und die hat natürlich nur hochdeutsch gesprochen.“

Die übereinstimmenden Beobachtungen meiner Gewährspersonen zum sozialen Status der Hochdeutschsprecher und die stereotypen Formulierungen, mit denen sie einen Zusammenhang von Varietätengebrauch und Gesellschaftsschicht herausstellen, zeugen von der weiten Verbreitung eines laienlinguistischen „Schichttopos“. Schon Arendt (2010) hatte bei ihren Interviews mit Einwohnern Usedom festgestellt, dass der Varietätengebrauch für ihre Befragten stereotyp den gesellschaftlichen Stand der Sprechenden markiert. Sie umreißt den alltagstheoretischen Schichttopos wie folgt: „Weil die vornehmen Leute kein Niederdeutsch sprechen, gelten SprecherInnen des Hochdeutschen als etwas Besseres, als ‚vürnähm‘, und zählen zur gehobenen Bildungsschicht.“ (Arendt 2020: 210). Die konkreten Erinnerungen meiner Gewährspersonen und ihre stereotypen Formulierungen zeigen, dass dieser Schichttopos in den untersuchten Altersgruppen noch vielfach erfahrungsbasiert war und sich aber in der Bevölkerung offenbar zu einem kollektiven Sprach-Wissen verfestigt hatte.

Den Zeitzeugeninterviews ist auch zu entnehmen, dass sich gerade auf der Basis dieses Sprachwissens pragmatische Effekte in der Kommunikation ergeben konnten. Schauen wir uns zunächst konkrete Gesprächssituationen an, in denen der Erinnerung der Zeitzeugen zufolge das Hochdeutsche verwendet wurde, um den hohen sozialen Status der Sprechenden herauszustreichen. Das Augenmerk soll dabei besonders darauf gelegt werden, wie die Gewährspersonen diese hochdeutschen Gespräche und das Sprachverhalten ihrer Gesprächspartner interpretieren. Herr 13 (1935 V, SP 1: 159) erinnert sich an die Frau, bei der er mit seiner Familie nach ihrer Ankunft in Mecklenburg einquartiert wurde: „Das war eine

ganz Hochgeschraubte. Die hat ja nur spitz hochdeutsch gesprochen.“ Frau 47 (1930 A, SP: 104) schildert mir die Sprachverhältnisse innerhalb ihrer Familie, in der noch viel Niederdeutsch gesprochen wurde: „Aber ich habe mit meiner Schwägerin also meines Mannes Schwester Hochdeutsch gesprochen. Die war auch eine feine Dame. Die wollte gar kein Plattdeutsch sprechen.“ Frau 54 (1968 AA, SP 2: 64) berichtet von einem „Delikat-Laden“, in dem man beispielsweise „besseren Kaffee“ kaufen konnte. „Da war das Klientel bisschen vornehmer sage ich jetzt mal so. Von den Verkäuferinnen ... die haben dann versucht sich auch gewählt auszudrücken. Da habe ich mir gedacht ‚oh‘.“ Auf meine Nachfrage bestätigt sie, „ja die haben hochdeutsch gesprochen.“

In den genannten oder ähnlichen Gesprächskonstellationen wäre die Verwendung des Niederdeutschen (oder eines anderen Dialekts) grundsätzlich möglich oder mitunter sogar naheliegender gewesen. Die Wahl des Hochdeutschen – zumal einer „spitzen“ oder „gewählten“ Variante des Hochdeutschen – markiert aus der Sicht der Gewährspersonen die in dieser Weise Sprechenden als „vornehme“ oder „feine Leute“. Ob der hohe soziale Status tatsächlich auf einer entsprechenden gesellschaftlichen Stellung beruhte oder nur angemaßt war, kann dahingestellt bleiben. Für die Pragmatik des Hochdeutschen ist nur von Bedeutung, dass die Wahl dieser Varietät als Statusmarkierung wahrgenommen, „enregistered“⁴⁷⁵ wurde bzw. wird.

Eine Fülle von Äußerungen meiner Gewährspersonen belegen, dass die Entscheidung für den Gebrauch des Hochdeutschen und damit gegen die Verwendung des Dialekts als ein gängiges Mittel angesehen wurde und wird, eine angestrebte soziale Abgrenzung ‚nach unten‘ sprachlich zu symbolisieren. Die Zeitzeugen stellen die Wahl des Hochdeutschen als eine pragmatische Strategie der sozialen Distinktion vor allem in den Fällen heraus, wo ihnen die standardsprachliche Statusmarkierung gerade nicht als „natürlich“ und angemessen erscheint, sondern höherer Status in ihren Augen nur präntendiert wird. Herr 10 (1939 V, SP 2: 160) beispielsweise

475 Agha (2005: 38) fasst mit dem Begriff des *enregisterments* „processes whereby distinct forms of speech come to be socially recognized (or enregistered) as indexical of speaker attributes by a population of language users.“

hat den Eindruck, dass sich manche Menschen des Hochdeutschen nur bedienen, um gebildeter zu erscheinen als ihre niederdeutsche Umgebung:

Es sieht schon ein bisschen wenn sie hochdeutsch sprechen als ob sie gebildeter sind. Sie wollen sich gebildeter darstellen. Das ... den Eindruck habe ich jetzt. Sie würden vielleicht sie würden vielleicht Plattdeutsch sprechen sprechen aber hochdeutsch um sich irgendwie gebildeter darzustellen. Würde ich so empfinden dabei.

Dass der pragmatische Distinktionseffekt des Hochdeutschsprechens in erster Linie im Kontrast zu einem dialektalen Hintergrund auftritt, vor dem dieser Sprachgebrauch als markant distanziert erscheint, führt Herr 13 (1935 V, SP 2: 246) sehr anschaulich aus. „Zumindest würde ein Hochdeutscher in einer plattdeutschen Runde auffallen. Der hat dann gleich ein schwarzes oder ein rotes Kreuz dabei. ‚Der will der will dei will uns ja gor nich verstan. Dei is schon wat Bäderet‘ ne ‚is ja ‘n Hochdüütschen‘ ne.“

Vor allem unter meinen Gewährspersonen aus der Vorkriegsgeneration – Alteingesessenen wie Vertriebenen – ist daher die Meinung weit verbreitet, dass Hochdeutsch besonders solche Menschen gesprochen haben oder sprechen, „die ein bisschen was was sein wollten ne“ (Frau 34, A 1932, SP 1: 107), „die dann büschen was Besseres sein wollten“ (Frau von Herrn 20, 1932 A, SP: 97). „Wir wollen was Besseres sein wir wir wir sprechen Hochdeutsch.“ (Frau 36 A, SP 2: 202). Der Sprachalltag der Vorkriegsgeneration war in der Vergangenheit und ist zum geringen Teil offenbar noch heute derart stark vom Gebrauch des Niederdeutschen geprägt, dass hier die Wahl der Standardvarietät als Ausdrucksmittel eines (unterstellten) Willens zur sozialen Distinktion interpretiert wird.

Ich fasse die Beobachtungen dieses Abschnitts abschließend noch einmal kurz zusammen: Vor allem im Sprachwissen der ältesten Befragtengeneration ist der „Schichttopos“ noch weit verbreitet, der den Gebrauch des Hochdeutschen mit der Zugehörigkeit zu gehobenen und gebildeten Gesellschaftskreisen verbindet. Die persönlichen Erfahrungen, die den Schichttops stützen, beziehen sich nicht nur auf die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, sondern durchaus auch auf die Jahrzehnte danach. Sie bestätigen, dass die überkommene Verteilung der *high variety* Hochdeutsch und der *low variety* Niederdeutsch auf verschiedene gesellschaftliche Statusgruppen noch weit in den Sprachgebrauch der zweiten Hälfte des

20. Jahrhunderts hineinreichte.⁴⁷⁶ Vor dem Hintergrund des Schichttopos konnte die Entscheidung für das Hochdeutsche und gegen den Dialekt in der Kommunikation als sprachliches Mittel einer sozialen Abgrenzung ‚nach unten‘ fungieren bzw. als eine bewusst eingesetzte Strategie der sozial-symbolischen Distinktion interpretiert werden.

Es fällt bei der Durchsicht der Interviews allerdings auf, dass die in den 1950er und 1960er Jahren geborenen Gewährspersonen deutlich seltener als ihre Elterngeneration den Gebrauch des Hochdeutschen mit einem hohen sozialen Status verbinden. Und niemand von ihnen berichtet noch über Versuche, mit dem Gebrauch des Hochdeutschen „als etwas Besseres“ zu erscheinen. Offensichtlich hat das Hochdeutsche für die Nachkriegsgeneration meiner Probandinnen und Probanden seine Exklusivität weitgehend verloren. Und der Gebrauch des Niederdeutschen (oder anderer Dialekte) ist in der Alltagskommunikation dieser jüngeren Generation bereits so marginal geworden, dass er nicht mehr als Wahrnehmungshintergrund und für eine sozialdistinktive Pragmatik des Hochdeutschen dienen kann.

5.4 Konzeptualisierung und Bewertung des (regionalen) Hochdeutsch

Politischer Druck auf die akademische Dialektologie der DDR führte seit den späten 1960er Jahren zu einer Erweiterung des dialektologischen Forschungsfokus auf das gesamte regionale Varietätenspektrum und zu einer verstärkten Akzentsetzung auf soziolinguistische Fragestellungen.⁴⁷⁷ Im Zuge dieser fachgeschichtlichen Entwicklungen wurden früh auch

⁴⁷⁶ Das heißt, die soziale Differenzierung der Trägerschichten der beiden Varietäten war durchaus auch noch in Zeiten des Sozialismus wahrnehmbar, in der nach Meinung einiger Autoren „das Bildungsrecht der Herrschenden gebrochen war“ und „der Mundartsprecher das Merkmal sozialer Minderstellung verlor“ (Hückstädt 1985: 49). Auch Gernentz (1974: 243) argumentiert, dass die Varietäten im Sozialismus ihre soziale Konnotation verloren hätten: „Daher entscheidet in erster Linie nicht mehr die soziale Zugehörigkeit, sondern das jeweilige Verhältnis zum Gesprächspartner, der Gesprächsgegenstand und die Gesprächssituation über Verwendung oder Nichtverwendung der Mundart.“

⁴⁷⁷ Vgl. Ehlers (2022).

schon perzeptionslinguistische Untersuchungen in die Regionalsprachenforschung einbezogen und für den Norden der DDR nicht nur auf das Niederdeutsche, sondern auch auf die regionale hochdeutschbasierte Umgangssprache und das Standarddeutsche ausgerichtet, das in der zeitgenössischen Fachliteratur meist als „Literatursprache“ oder „Hochsprache“ bezeichnet wurde. Von Bedeutung sind in diesem Forschungsfeld vor allem die Untersuchungen Helmut Schönfelds, der mit verschiedenen empirischen Erhebungsverfahren insbesondere in ländlichen Ortschaften der Altmark und der Magdeburger Börde laienlinguistische Spracheinstellungen zum Niederdeutschen, zum Regiolekt und zur Standardsprache ermittelt hat.⁴⁷⁸ Die Befunde verschiedener Untersuchungen der 1970er Jahre fasst Schönfeld für die Standardsprache wie folgt zusammen:

Bisherige Untersuchungen zeigen, daß die naiven Sprecher von den sprachlichen Existenzformen gewöhnlich die Literatursprache am höchsten bewerten, wobei sie häufig die literatursprachenahe Umgangssprache einbeziehen. [...] Die Literatursprache wird als ‚feiner‘, ‚besser‘, ‚gewählter‘ ‚sauberer‘ usw. bezeichnet [...] Ihre normgerechte Verwendung gilt weithin als ein Zeichen der Bildung. (Peine / Schönfeld 1981: 253)

Neben diesen Beschreibungen und Bewertungen der Literatursprache, die von Schönfelds Probandinnen und Probanden offensichtlich das *overt prestige* einer kodifizierten Standardsprache zugewiesen bekommt, sind auch die deutlich anders gerichteten Einstellungen der Befragten gegenüber der hochdeutschbasierten Umgangssprache, dem Regiolekt, ermittelt worden. Von den vielfältigen Befunden Schönfelds, der den Gebrauch und die Bewertung des Regiolekts in verschiedenen Situationen und gegenüber verschiedenen Adressaten im Detail ausdifferenziert, seien hier nur einige Stichpunkte genannt: Die Wahrnehmung der regiolektalen Sprachlagen war in den 1970er Jahren in der ländlichen Bevölkerung der Börde offensichtlich zwiespältig. Besonders die älteren Altersgruppen, „die früher nur zwischen Mundart und Hochdeutsch wechselten, die Umgangssprache aber nicht erlernten, sehen die regionale Umgangssprache als schlechtes Deutsch, als minderwertige Sprache an, die den Erwerb der Hochsprache erschwert.“ (Schönfeld 1987: 206). Jüngere Generationen empfinden den

478 Vgl. z. B. Schönfeld (1974a), Schönfeld (1974b) oder Schönfeld (1987).

Regiolekt dagegen oft als „kontaktfördernd“ und es zeigte sich, dass insbesondere der Teil der Befragten, der das Niederdeutsche nicht beherrscht, den Regiolekt nicht nur häufiger spricht, sondern „auch lieber hört als die Hochsprache“⁴⁷⁹. Offensichtlich übernimmt für sie das regiolektale Hochdeutsch die nächstsprachlichen Funktionen und das *covert prestige*, das für die Älteren noch das Niederdeutsche hatte.

Eine eigenständige Befragung von 110 Studierenden unterschiedlicher Herkunft „nach ihrer Einstellung zu den großflächigen regionalen Sprachvarietäten in der DDR“ (Peine / Schönfeld (1981: 255) erbrachte am Ende der 1970er Jahre auch Befunde zur Wahrnehmung speziell der mecklenburgischen Regiolekts. Die mecklenburgische Umgangssprache wurde in zwei kombinierten Spracheinstellungstests von den Probandinnen und Probanden als „sympathisch“ eingestuft und damit am günstigsten von allen großräumigen Regiolekten der DDR bewertet.

An der mecklenburgischen Umgangssprache wurde die literatursprachenahe Aussprache positiv bewertet, und damit in Verbindung gebracht wurde ‚der angenehme Klang, Gemütlichkeit und Ruhe, die ruhige und zurückhaltende Art der Sprecher‘. Der ‚härtere Klang‘ wurde teilweise als sympathisch empfunden, von anderen als unsympathisch. Bei Fallverwechslungen reagierte man meist negativ, dies wird als ungebildet angesehen. Alle Befragten aus den Nordbezirken beurteilten diese Sprache sehr positiv. (ebd.: 257)

Auch an diesem Resümee der Untersuchungsbefunde ist unschwer zu erkennen, dass die laienlinguistische Wahrnehmung des Regiolekts zwei unterschiedliche Bewertungskriterien geltend macht, zum einen die relative Standardnähe der hochdeutschbasierten Umgangssprache Mecklenburgs (zum Beispiel in der Aussprache) und zum anderen ihre Funktionalität in

479 Schönfeld (1974b: 272). Bei seiner ebenfalls am Ende der 1970er Jahre durchgeführten soziolinguistischen Studie zum Sprachverhalten im Umfeld der Schiffswerft im südmecklenburgischen Rechlin kommt Chudnizki (1991: 238) zu einen sehr ähnlichen Befund. Die Literatursprache wird auch hier zwar als „gepflegte Sprache“ oder ‚Kultursprache‘ beurteilt“, ungeachtet dessen wurde aber die regionale Umgangssprache „wenn man von den konkreten Sprechsituationen abstrahiert [...] von 54,7 % der Befragten der Schiffswerft und von 63,6 % der [ebenfalls] befragten Schüler vorgezogen.“ Auch für Chudnizki zeigt sich in seinen Erhebungsbefunden „die kontaktfördernde Funktion der Umgangssprache“.

der Nahkommunikation („Gemütlichkeit“). Schönfelds Befragung von Studierenden zeigt, dass speziell die jüngere Alterskohorte der nordostdeutschen Bevölkerung den mecklenburgischen Regiolekt hinsichtlich beider Bewertungskriterien sehr positiv beurteilte. Auch in der Selbstwahrnehmung seiner jüngeren Sprecherinnen und Sprecher wurde dieser Regiolekt am Ende der 1970er Jahre also überwiegend sehr positiv gesehen.

Leider wurden die perzeptionslinguistischen Untersuchungen zur Wahrnehmung der regionalen Varietäten im Norden der DDR von der dortigen akademischen Sprachwissenschaft kaum weiter vertieft, sodass insbesondere die Forschungsbefunde zur Standardsprache und zum Regiolekt in Mecklenburg-Vorpommern vergleichsweise spärlich blieben.⁴⁸⁰ Empirische Erkenntnisse zur laienlinguistischen Wahrnehmung des Standarddeutschen, des Regiolekts und des niederdeutschen Dialekts in Mecklenburg erbringt erst wieder der von Huesmann (1998) durchgeführte Varietätensensus, der sich in Mecklenburg auf die Großstadt Rostock und die Kleinstadt Sternberg erstreckt.⁴⁸¹ Ihre Fragebogenerhebung, die sich ausschließlich an Sprecherinnen und Sprecher des Hochdeutschen wandte, umfasst auch eine Fragebatterie, die sich auf die Einstellung gegenüber dem Hochdeutschen bezieht.

Die Probandinnen und Probanden wurden gebeten, jeweils auf einer siebenstufigen Skala den Grad ihrer Zustimmung oder Nichtzustimmung zu 18 vorgegebenen positiven oder negativen Aussagen über die Varietät

480 Schönfelds (1989) monographische Untersuchung zur Sprachvariation in der Stadt, die sich unter anderem auch auf Rostock bezieht, spart perzeptionslinguistische Aspekte weitgehend aus. Herrmann-Winters (1979: 216–252) detaillierte Analyse metasprachlicher Äußerungen bezieht sich auf die Situativität und Normativität einzelner regiolektaler Testlexeme und nicht auf die Nonstandardvarietät als Ganze.

481 Jüngere Untersuchungen zum Varietätenspektrum in Mecklenburg-Vorpommern fokussieren, sofern sie perzeptionslinguistische Aspekte beleuchten, wie beispielsweise Arendt (2010) wieder vorrangig die Wahrnehmung des Niederdeutschen. Auch Scharioth (2015: 194–196) berührt die Einstellungen von Probandinnen aus Mecklenburg-Vorpommern zu ihrem eigenen Regiolekt nur schlaglichtartig und erwähnt kurz, dass vier Gewährspersonen „stolz“ darauf seien, von Fremden an ihrer mecklenburgisch gefärbten Umgangssprache als Norddeutsche erkannt worden zu sein.

anzugeben. In der Auswertung werden die Einzelantworten dann zu zwei inhaltlich zusammengehörigen Sets zusammengefasst, „die je eine Dimension der Einstellung abdecken“ (Huesmann 1998: 148). Als Zuschreibungen und Bewertungen des Hochdeutschen, die die Dimension seines „Prestige“ betreffen, werden beispielsweise Aussagen wie „Hochdeutsch klingt vornehm“, „Hochdeutsch ist das beste Deutsch“ oder „Für das berufliche Weiterkommen ist das Hochdeutsch dringend erforderlich“ aufgefasst.⁴⁸² Eine zweite Dimension der Einstellungen sieht Huesmann in der „Akzeptanz gegenüber dem Hochdeutschen“ (ebd.: 147). Der Grad der Akzeptanz des Hochdeutschen bildet sich demnach in den positiven oder negativen Reaktionen der Befragten auf Stimuli wie „Hochdeutsch klingt hochnäsiger“, „Hochdeutsch erschwert den persönlichen Kontakt zwischen den Menschen“ oder „Für das alltägliche Leben fehlen dem Hochdeutschen viele Ausdrucksmöglichkeiten“ ab. Für beide Dimensionen der Einstellung berechnet die Verfasserin aus den skalierten Antworten ihrer Gewährspersonen einen Indexwert, der je nach der herausgegriffenen Teilstichprobe der Untersuchung sozial und regional ausdifferenziert werden kann und damit Vergleiche innerhalb ihres in verschiedenen Orten Deutschlands erfassten Gesamtamples ermöglicht.

Besonders aufschlussreich sind Huesmanns Ergebnisse dort, wo sie die ermittelten Hochdeuschattitüden mit den Einstellungen zu den jeweiligen Ortsdialekten vergleicht, die in einem analogen Erhebungs- und Auswertungsverfahren erfasst werden. Für die untersuchten Kleinstädte und Großstädte Deutschlands erbringt die Untersuchung in der Mitte der 1990er Jahre den allgemeinen Befund, dass die Dialekte in der Prestige-dimension deutlich positiver beurteilt werden als das Hochdeutsche. Diesen Befund erklärt Huesmann damit, dass zum Erhebungszeitpunkt aktive Hochdeutschkompetenzen in ganz Deutschland zur Selbstverständlichkeit

482 Vgl. Huesmann (1998: 146) und die vollständige Fragebatterie ebd. auf S. 278. Huesmann räumt methodenkritisch ein, dass ihre Fragebogenstimuli keine Kommunikationssituation vorgeben bzw. in ihrer Formulierung tendenziell nicht-öffentliche Kommunikationssituationen nahelegen. Huesmann setzt bei ihrer Einstellungserhebung auch den Alltagsbegriff „Hochdeutsch“ ein und kann daher in der Auswertung nicht zwischen den Einstellungen gegenüber der Standardsprache und regiolektalen Varietäten differenzieren.

geworden seien und sich auch ihre Untersuchung ausschließlich auf kompetente Sprecherinnen und Sprecher des Hochdeutschen stütze:

Es sind die HochdeutschsprecherInnen, die das Prestige des Hochdeutsch relativ gering einschätzen und den Dialekt sehr positiv beurteilen. Die SprecherInnen beurteilen eine Varietät, die sie nach eigenem Ermessen beherrschen und die kein unerreichbares Prestigeobjekt mehr ist. Das Hochdeutsche erfüllt die Anforderungen der modernen Kommunikation, kann jedoch nicht die Emotionen der SprecherInnen an sich binden. Die emotionale Zuwendung der SprecherInnen gehört in den meisten Fällen dem Dialekt, wohingegen dem Hochdeutschen bestenfalls eine gewisse Akzeptanz gewährt wird. (Huesmann 1998: 154–155)

Dem „hohe[n] *covert prestige* der dialektalen Varietät“ steht hier „ein mäßig hohes *overt prestige* der Standardvarietät“ (ebd.: 155) gegenüber.

Dieses Verhältnis in den Einstellungen gegenüber dem Hochdeutschen und dem Dialekt verschiebt sich den Ergebnissen Huesmanns zufolge regional in Abhängigkeit von der Verbreitung von Dialektkompetenzen und Dialektgebrauch in der jeweils ansässigen Bevölkerung. In den norddeutschen, und speziell auch in den beiden mecklenburgischen Untersuchungsorten waren Niederdeutschkompetenzen 1994/1995 kaum noch verbreitet, was auf der Ebene der Spracheinstellungen mit einer hohen Akzeptanz des Hochdeutschen einhergeht:

Eine sehr geringe Dialektkompetenz bei gleichzeitig sehr hoher Hochdeutschkompetenz führt zu einem nicht sehr hohen Prestige des Hochdeutschen [...] und gleichzeitig zu einer sehr hohen Akzeptanz. Das Hochdeutsche als einziges Kommunikationsmittel führt zu einer hohen Akzeptanz dieser Sprachlage, es herrscht keine reservierte Distanz gegenüber der in allen Lebensbereichen verwendeten Varietät. Der Dialekt fehlt im Sprachlagenspektrum weitgehend, so daß das Hochdeutsche ganz selbstverständlich wird, ohne Prestigeobjekt zu sein. (Huesmann 1998: 153)

So war in den untersuchten norddeutschen Städten, „in denen das Hochdeutsch bereits weitgehend das Alltagsgespräch bestimmt, die Akzeptanz des Hochdeutschen am besten.“ (ebd.: 254). „Die Akzeptanz ist [im niederdeutschen Sprachraum] außerordentlich hoch, das Prestige dagegen nur knapp positiv.“ (ebd.: 148) Unter den sechs Kleinstädten aus niederdeutschen, mitteldeutschen und oberdeutschen Dialektregionen fand das Hochdeutsche im mecklenburgischen Sternberg mit Abstand die größte Akzeptanz. In den norddeutschen Großstädten Bremen und Rostock lag

der Akzeptanzindex für das Hochdeutsche sogar noch höher.⁴⁸³ Da die Akzeptanz des Hochdeutschen offenbar mit der Dialektalität des jeweiligen Untersuchungsortes korreliert, bilden sich in den laikalen Spracheinstellungen gegenüber der Standardvarietät nicht nur regionale Unterschiede, sondern auch Differenzen in der Urbanität der Lebensumfelder ab.

Derart präzise quantifizierbare Vergleichsmöglichkeiten, wie die standardisierte Befragung Huesmanns bietet, lässt die inhaltsanalytische Auswertung der spontanen Einstellungsäußerungen meiner Gewährspersonen natürlich nicht zu. Diese Äußerungen zum Hochdeutschen zeigen aber, welche Bewertungskriterien die Interviewpartnerinnen und -partner im Gespräch von sich aus geltend machen und eröffnen einen Blick auf überindividuell geteilte Zuschreibungen und Bewertungen des Hochdeutschen. Stereotype Ansichten über die sozialen Trägerschichten des Hochdeutschen sind bereits in Abschnitt 5.3.3 gesichtet worden sind, weil sie die Grundlage für die Sozialsymbolik der Varietätenwahl in der Kommunikation darstellen. Die alltagstheoretische Konzeptualisierung des ‚typischen‘ Hochdeutschsprechers wird im vorliegenden Kapitel daher nicht wieder aufgegriffen. Vielmehr gilt der folgende Abschnitt 5.4.1 zunächst allgemein den laienlinguistischen Attribuierungen und Bewertungen des Hochdeutschen als Varietät, die meine Gewährspersonen im Interview vorbringen. Da die linguistischen Laien bei der Verwendung der Ethnokategorie „Hochdeutsch“ in der Regel das standardnahe Sprachlagenspektrum nicht intern ausgliedern, sichtet der Abschnitt 5.4.2 dann gezielt alle aufgezeichneten Einstellungsäußerungen, die sich explizit auf das regionale Hochdeutsch in Mecklenburg beziehen. Auch dort wird – wie in den oben knapp referierten früheren Untersuchungen zu den Spracheinstellungen gegenüber den hochdeutschen standardnahen Varietäten – erkennbar, dass die Gewährspersonen bei ihren Evaluationen zwei unterschiedliche Bewertungskriterien zugrunde legen.

483 Vgl. die Balkendiagramme in Huesmann (1998: 149).

5.4.1 „Hart“, aber „vernünftig“ und allgemein verständlich – laienlinguistische Attribuierungen des Hochdeutschen

Wir hatten schon im Abschnitt 3.4.2 gesehen, dass bei der laienlinguistischen Konzeptualisierung des Niederdeutschen das Hochdeutsche häufig als eine negative Kontrastfolie herangezogen wird, um die positive Charakterisierung des mecklenburgischen Dialekts besonders deutlich zu konturieren.⁴⁸⁴ Die positiven Eigenschaften, die die Gewährspersonen dem Niederdeutschen zuschreiben, werden in den Interviews häufig im selben Argumentationsgang von negativen Bewertungen des Hochdeutschen abgehoben und mitunter in kurzen attributiven Gegensatzfiguren präsentiert:

Hochdeutsch klingt es [z. B. das Wort *Schieter*] sehr hässlich aber Plattdeutsch klingt es niedlich ne. Vieles. (Frau 3, 1924 Z, SP: 679)

Ich habe mal das gehört ‚sie [die niederdeutsche Sprache] kommt von Herzen und das Hochdeutsche vom Verstand‘. (Frau 46, 1937 A, SP: 236)

Hochdüütsch is ja wüer ik mal seggen tämlich kold un Plattdüütsch is tämlich warm. (Frau 85, 1954 AA, SP 1: 226)

Bei dieser kontrastiven Konzeptualisierung des Niederdeutschen und des Hochdeutschen wird beispielsweise die Wärme-Metaphorik, mit der der niederdeutsche Dialekt stereotypisch beschrieben wird, in Bezug auf das Hochdeutsche in ihr Gegenteil verkehrt. So hält Frau 12 (1935 A, SP 2: 192) das Hochdeutsche für „zu kühl“, um es bei Todesfällen in der näheren Bekanntschaft zum Trostspenden zu verwenden. Dem Topos vom ‚gemütlichen Niederdeutsch‘ wird eine Charakterisierung des Hochdeutschen entgegengesetzt, in der das Standarddeutsche als „stramm ein bisschen straff gezogen alles“ (Herr 71, 1952 AA, SP: 149), als „ein bisschen na förmlich“ (Frau 67, 1964 AA, SP 2: 216) oder „irgendwo abgehackt und förmlich“ (Frau 73, 1962 AA, SP: 249) wahrgenommen und ihm das „Tempo“ eines „gradlinige[n] Zack Zack“ (Frau 54, 1968 AA, SP 2: 105)

484 Wie Arendt (2019: 340) feststellt, erfolgt bei linguistischen Laien „die Beurteilung räumlich gebundener Sprechweisen [...] nicht losgelöst von anderen sprachlichen Varietäten, sondern stets in Relation dazu.“ So wird etwa Standardsprachenutzern „Kompetenz“ zugeschrieben, den Dialektsprechern „im Gegensatz dazu ‚Wärme‘“.

zugeschrieben wird. Auch Herr 72 (1955 VA, SP: 210) setzt die ‚gradlinige Formalität‘ des Hochdeutschen gegen die ‚Gemütlichkeit‘ des Niederdeutschen ab, das „Hochdeutsche hört sich so in eine Richtung an ,hier lang und fertig“. Als Gegenbild des ‚gemütlichen Niederdeutschsprechers‘, das die meisten meiner Gewährspersonen teilen (vgl. 5.4.1), erscheinen beispielhafte Hochdeutschsprecher wie ein alter Apotheker am Ort als „förmlich“ und „steif“ (Frau 73, 1962 AA, SP: 198). Im Vergleich zum Niederdeutschen gilt das Hochdeutsche also als „kalt“ und „ungemütlich“.

Besonders häufig attestieren meine Gewährspersonen dem Hochdeutschen aber „Härte“, auch dies im konzeptuellen Gegensatz zur positiv konnotieren ‚Weichheit‘ des Niederdeutschen. Eine „harte Sprache“ ist das in Mecklenburg übliche Hochdeutsch dabei weniger aufgrund seiner Phonetik, mit der es sich nach Frau 21 (1925 V, SP: 433) von ihrem persönlichen Hochdeutsch abhebt, das ihrer Meinung nach noch heute vom Regiolekt ihrer böhmischen Heimat geprägt ist und das ihr „bisschen weicher im Ganzen“ erscheint. Wenn sich insgesamt sieben Gewährspersonen darin einig sind, dass das Niederdeutsche „nicht so hart wie wie das Hochdeutsche“ (Herr 58, 1950 AA, SP 2: 223) wirke, dann aber vor allem, weil es ihrer Ansicht nach in der Kommunikation nicht „so hart ankommt“ (Frau 54, 1968 AA, SP 1: 110) wie die Standardvarietät. Das Niederdeutsche wird positiv als „weich“ konzeptualisiert, weil man im Dialekt „manches besser nicht so hart nicht so direkt ausdrücken kann als in der hochdeutschen Sprache“. So könne man auf Niederdeutsch „manche Dinge sagen die im Hochdeutschen wahrscheinlich beleidigend wirken sein würden“ (Herr 24, 1926 A, SP: 308). Auf Niederdeutsch geübte Kritik „eskaliert dann nicht so als wenn ich das auf Hochdeutsch so so knallhart formuliere“, es gebe „dann immer noch einen einen Weg der der wieder rausgeht oder so ne“ (Frau 54, 1969 AA, SP 2: 93). Während die Verwendung des nächsprachlichen Dialekts auch im Dissens immer noch das Bestehen von sozialer Zusammengehörigkeit markiert, bietet der Gebrauch des Standarddeutschen nach Ansicht meiner Gewährspersonen keine Option zur Abmilderung imagebedrohender Sprechakte, sondern verstärkt sogar deren Direktheit.

Wie bei der positiven Bewertung des Niederdeutschen verschränken sich auch bei der laienlinguistischen Konzeptualisierung seines negativen Gegenbildes Hochdeutsch emotional-ästhetische Bewertungskategorien

mit stereotypen Zuschreibungen auf der kommunikativ-pragmatischen Ebene (vgl. 3.4.2). Aber das Hochdeutsche wird von meinen Gewährspersonen keineswegs nur negativ gesehen. Vielmehr weisen sie dem Hochdeutschen in unseren Interviews immer wieder auch positive Eigenschaften zu, die wiederum oft explizit mit dem Niederdeutschen oder den Herkunftsdialekte kontrastiert werden. Hierbei fungieren nun die Dialekte als negative Gegenbilder, vor denen positive Charakteristika des Hochdeutschen herausgestellt werden. Für die positive Evaluation des Hochdeutschen machen die Gewährsleute freilich andere Bewertungskriterien geltend, als sie bei der negativen Sicht auf die Standardvarietät herangezogen hatten. Auch hier lassen sich in den Zeitzeugeninterviews aber wiederkehrende Aussageinhalte identifizieren, die auf eine stereotype Konzeptualisierung des Hochdeutschen in der Sprechergemeinschaft hindeuten.

Am häufigsten bringen die Interviewpartnerinnen und -partner das Hochdeutsche mit dem Attribut „vernünftig“ in Verbindung. „Red’ red’ bloß vernünftig!“ sagt beispielsweise die Tochter von Herrn 10 (1939 V, SP 1: 148), wenn er sich mit seiner Schwester in ihrer Gegenwart „in unserer Mundart“ unterhält. Er selbst findet, beim Einkaufen im Geschäft „da muss man schon vernünftig sprechen“ und nicht wie ein Bauer „mit de Pip in’t Mul“ (SP 1: 251). Herr 24 (1926 A, BI: 194) meint, dass nach dem Krieg manche Eltern „glaubten mit der plattdeutschen Sprache nichts werden zu können. Und sie mussten also dafür sorgen dass die Kinder vernünftig Hochdeutsch sprechen.“ Aus demselben Grund hat auch Herr 26 (1925 V, SP: 257) seiner Tochter nicht den Heimatdialekt, sondern das Hochdeutsche vermittelt, auch sie sollte „vernünftig Deutsch lernen ne“. Das Attribut *vernünftig* hat in diesen und anderen Aussagen zum Hochdeutschen die umgangssprachliche Bedeutung „wie man es erwartet, ordentlich, angemessen, gut“⁴⁸⁵.

Die Charakterisierung des Hochdeutschen als „vernünftiges Deutsch“ wird in den Interviews mitunter variiert durch seine Bestimmung als „gutes Deutsch“ oder „richtiges Deutsch“. Die im Heimatdialekt aufgewachsene Frau 28 (1936 V, SP: 193) nahm sich nach ihrer Ankunft in Mecklenburg

485 So die als umgangssprachlich gekennzeichnete Bedeutungsangabe zu *vernünftig* im *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* (1977) Bd. 6: 4091.

vor, „die Sprache [zu] lernen was richtig ist“, sie wollte mit ihrer fokussierten Bemühung um das Hochdeutsche „erstmal richtig Deutsch lernen“ (SP: 218). Frau 53 (1950 AA, SP 1: 279) hat ihre Kinder bewusst hochdeutsch erzogen, denn sie wollte, „dass die Kinder ja auch ein gutes Deutsch sprechen. Also richtig und...“ Die Qualifizierung des Hochdeutschen als „vernünftiges“, „gutes“ oder „richtiges“ Deutsch erhebt es zur maßgeblichen Prestigevarietät in der normorientierten Kommunikation. Wo die Perspektive der Sprachnorm als Bewertungskriterium gesetzt wird, werden das Niederdeutsche ebenso wie die Herkunftsdialekte mehr oder weniger explizit als „nicht vernünftiges“, „schlechtes“ oder „falsches Deutsch“ abgewertet.⁴⁸⁶

Andere positive Wertschätzungen des Hochdeutschen beziehen sich eher auf strukturelle und damit verbundene funktionale Aspekte der Standardvarietät. Herr 4 (1928 A, BI 3: 257) etwa meint, manche „Ausdrücke“ seien im Hochdeutschen „präziser [...] von der Sache her“ als im Niederdeutschen. Und Frau 73 (1962 AA, SP: 249) spricht dem Hochdeutschen „irgendwo eine gerade Struktur“ zu, die es allerdings in einen Gegensatz zum „Gemütliche[n]“ des Niederdeutschen bringt. Frau 66 (1962 VA, SP: 133) motiviert ihre große persönliche Wertschätzung des Hochdeutschen durch die strukturellen Eigenschaften, die sie der Varietät attestiert. „Ich mag die Sprache auch sehr gern weil sie eben so klar und deutlich ist.“ Vom Hochdeutschen sagt ganz ähnlich auch Frau 67 (1964 AA, SP 1: 376), „es ist schon eine saubere Aussprache“. In dieselbe Richtung gehen auch die Ausführungen von Frau 21 (1925 V, SP: 121), die sich an der dialektalen Familiensprache von ihren Angehörigen stört, die in Baden leben. „Die haben so ein richtiges Gebabbel ne. [...] Ja und da ... das ... ist nur Hochdeutsch hier deu... das ist anders ne. Gefällt mir besser.“

Das „präzise“, „klare“ und „saubere“ Hochdeutsch hat gegenüber dem dialektalen „Gebabbel“ in den Augen meiner Gewährsleute dann auch funktionale Vorteile. Herr 49 (1954 VV, SP 2: 56, 57) hat „dieses ganz schlimme [Dialektsprechen] was es da gibt alles“ beispielsweise in Hessen oder in Sachsen als Gegenbild im Sinn, wenn er hervorhebt, „aber im

486 So urteilt beispielsweise Frau 28 (1936 V, SP: 199), ihre dialektsprechende Mutter habe „ein schlechtes Deutsch gesprochen“.

Hoch ... ein gutes Hochdeutsch kann der kann sich überall verständigen. Und das finde ich auch schön.“ „So richtig schönes Hochdeutsch“ gäbe es beispielsweise „in der Talkshow oder so. Das finde ich immer den Vorteil den versteht jeder den Hoch... ne.“ Frau 66 (1962 VA, SP: 58) ist als Leistungssportlerin und auch während ihrer Ausbildung in anderen Regionen der DDR herorgekommen und hat dort mitunter „nichts verstanden“. „Das war total schwierig. Deswegen mag ich das Hochdeutsch.“ Für den nach Mecklenburg vertriebenen Herrn 26 (1925 V, SP: 257) war eine wichtige Motivation, seiner Tochter „vernünftig Deutsch“ beizubringen, die Überlegung, „was willst du mit meinem Dialekt hier anfangen?“

Formulierungen wie „ich mag die Sprache auch sehr gern“, „das finde ich auch schön“ oder „deswegen mag ich das Hochdeutsch“ offenbaren, dass manche Gewährspersonen durchaus auch eine emotionale Bindung an das Hochdeutsche empfinden. Die positiven Emotionen, die dabei in Bezug auf das Hochdeutsche geäußert werden, erreichen aber bei weitem nicht die Gefühlsintensität der überschwänglichen ‚Liebeserklärungen‘, die dem Niederdeutschen häufig gemacht werden.⁴⁸⁷ Es ist aber festzuhalten, dass das Hochdeutsche von meinen Interviewpartnerinnen und -partnern durchaus nicht nur negativ gesehen wird, sondern dass diese auch positive Einstellungen gegenüber dem Hochdeutschen äußern. Die Gegenläufigkeit dieser – mitunter von ein und derselben Person geäußerten – Einstellungen erklärt sich daraus, dass jeweils unterschiedliche Bewertungskriterien zum Maßstab der Beurteilung der Varietät gemacht werden. Bewertungskriterien für die positive Evaluation des Hochdeutschen sind normative, strukturelle und funktionale Aspekte. Hochdeutsch wird hochgeschätzt, weil es normenkonform ist, eine klare Struktur hat und deshalb allgemein verständlich und überall einsetzbar ist. In diesen Bewertungen kommt die öffentliche Anerkennung der Prestigevarietät zum Ausdruck, die sich auch die Probanden zu eigen machen. Negativ gesehen wird das Hochdeutsche, wenn es an den positiven Gefühlswerten und Eigenschaften gemessen wird, die den Dialekten als Nähesprachen für die informelle und vertraute

487 Vgl. 3.4.2. Hier bestätigt sich der Befund Huesmanns, dass „die emotionale Zuwendung der SprecherInnen in den meisten Fällen dem Dialekt [gehört], wohingegen dem Hochdeutschen bestenfalls eine gewisse Akzeptanz gewährt wird. (Huesmann 1998: 155).

Kommunikation entgegen gebracht werden. Vor dem Hintergrund der solidarischen Nähekommunikation erscheint das Hochdeutsche dann als übermäßig formell und gesichtsbedrohend direkt.

Am Schluss dieses Abschnittes soll die Frage stehen, ob sich die verschiedenen Einstellungsäußerungen gegenüber dem Hochdeutschen schwerpunktmäßig den untersuchten Alters- und Herkunftsgruppen in meiner Stichprobe zuordnen lassen. Die geringe Zahl der in den Interviews frei formulierten einschlägigen Aussagen kann hier allenfalls Tendenzbefunde nahelegen, die durch standardisierte Befragungen erhärtet werden müssten. Bei der Sichtung meines Interviewkorpus fällt allerdings auf, dass sich negative Bewertungen des Hochdeutschen vor dem Hintergrund ausnehmend positiver Konzeptualisierungen des Niederdeutschen merklich häufiger in den Aussagen der alteingesessenen Gewährspersonen finden als in den Interviews mit Angehörigen von Vertriebenenfamilien. Für die Alteingesessenen scheint das *covert prestige* des Niederdeutschen bzw. von Dialekten offenbar in höherem Maße Bezugspunkt ihrer Bewertung des Hochdeutschen zu sein als für die Angehörigen der Immigrantenfamilien. Ob sich die Einstellung gegenüber dem Hochdeutschen in der Generationsfolge meiner Zeitzeugen geändert hat, ist in den Interviews dagegen nicht auszumachen. Positive wie negative Bewertungen finden sich gleichermaßen in den Ausführungen der Probanden der Vorkriegsgeneration wie der Nachkriegsgeneration. Von einem allgemeinen Wandel der Spracheinstellungen gegenüber dem Hochdeutschen oder von veränderten Bewertungen des Hochdeutschen während der eigenen Sprachbiographie berichtet, anders als bezüglich des Niederdeutschen,⁴⁸⁸ keine meiner Gewährspersonen. Das Ansehen der Prestigevarietät stand und steht für die Zeitzeugen aus den beiden ältesten Alterskohorten der Bevölkerung in seinen positiven wie negativen Aspekten offenbar zeitlebens fest.

488 Vgl. die Abschnitte 3.4.4 und 3.4.5.

5.4.2 „Denn an und für sich sprechen wir hier oben doch mit das vernünftigste Deutsch“ – zur laienlinguistischen Wahrnehmung des mecklenburgischen Regiolekt und seiner Merkmale

Der vorangehende Abschnitt hatte die Konzeptualisierungen und Bewertungen des Hochdeutschen in seiner laienlinguistischen Kontrastierung mit dem Dialekt im Blick und hatte damit die standardsprachlichen Charakteristika herausgearbeitet, die die Gewährsleute dem Hochdeutschen zuschreiben. Der folgende Abschnitt fragt nun danach, wie sich die Probandinnen und Probanden speziell zur regionalen Variante des Hochdeutschen äußern, die in Mecklenburg in Gebrauch ist. Lässt sich aus diesen Aussagen erkennen, wie der mecklenburgische Regiolekt in Mecklenburg selbst wahrgenommen wird? Wie wird dieser Regiolekt laienlinguistisch bewertet und welche sprachlichen Besonderheiten schreiben die Gewährspersonen dieser mecklenburgischen Umgangssprache zu?

Viele meiner Gewährspersonen äußern sich in unseren Interviews bemerkenswert positiv über das Hochdeutsche, das in Mecklenburg gesprochen wird. „Wir wir Norddeutschen wir reden ja an und für sich das das sauberste Deutsch ne.“ (Herr 41, 1935 A, SP: 392). Derartige allgemeine Aussagen zur hohen Qualität des Hochdeutschen, das üblicherweise in Mecklenburg oder in Norddeutschland insgesamt in Gebrauch sei, sind nicht gezielt erfragt worden. Vielmehr sahen sich 14 meiner Gesprächspartnerinnen und -partner im Interview von sich aus veranlasst, ihre generell hohe Wertschätzung für das mecklenburgische bzw. für das norddeutsche Hochdeutsch herauszustreichen, etwa wenn sie die Sprachsituation an ihrem Wohnort schilderten, ihr eigenes Hochdeutsch charakterisierten oder von Szenen erzählten, in denen sie außerhalb Norddeutschlands schon einmal als Norddeutsche identifiziert wurden.

Der außergewöhnliche Charakter des norddeutschen Hochdeutschen wird dabei häufig – vorzugsweise mit komparativen oder superlativischen Attribulierungen – vergleichsweise von den Regiolekten anderer Regionen in Deutschland abgehoben. Hier steht bei der Charakterisierung des Hochdeutschen nicht mehr der vertikale Abstand gegenüber den Basisdialekten im Vordergrund, sondern die horizontale Abgrenzung gegenüber dem Hochdeutschen in anderen deutschen Sprachregionen. So meint Herr 20

(1926 A, SP: 3), es sprächen „die Plattdeutschen besseres Hochdeutsch wie die wie die was weiß ich Berliner oder die Sachsen oder die Thüringer.“ Herr 1 (1932 V, SP: 77) wählt dieselben südlichen Vergleichsregionen, um den besonderen Wert des Hochdeutschen in Norddeutschland hervorzuheben: „Die die Norddeutschen doch muss man sagen also sprech... sprechen doch schon sauberes Hochdeutsch. Muss man sagen. Der ... gucken Sie mal die Sachsen was die die die ... und die Thüringer. Die Berliner.“ Frau 17 (1935 V, SP: 484), die sich als zugewanderte Vertriebene aus Böhmen heute selbst als Norddeutsche positioniert, geht sogar fast so weit, dem Hochdeutschen von Sprechern aus anderen Regionen im Vergleich mit dem norddeutschen Hochdeutsch fremdsprachigen Charakter zuzusprechen. „Denn an und für sich sprechen wir hier oben doch mit das vernünftigste Deutsch ne. Denn manche bautschen ja fürchterlich. Denkt könnt... ein Ausländer steht neben dir. Und dabei ist es da irgendeiner von ... na ja.“

Die Vorstellung, das vergleichsweise standardnächste Hochdeutsch werde in Norddeutschland gesprochen, ist in Mecklenburg in allen untersuchten Alters- und Herkunftsgruppen weit verbreitet.⁴⁸⁹ Und es wird mit einigem Selbstbewusstsein auch für die eigene mecklenburgische Sprachregion reklamiert. Die Überzeugung von der besonderen Qualität des norddeutschen Hochdeutsch ist spätestens, seitdem sich um 1800 die niederdeutsch basierte Aussprache der hochdeutschen Schriftsprache „weitgehend als Normvorbild durchgesetzt“ (Elementaler 2012: 105) hatte, als populäres Sprachwissen in der deutschen Bevölkerung in Umlauf und wird seither vielfach im Mythos von Hannover als der „Stadt mit dem besten Hochdeutsch“ verdichtet.⁴⁹⁰ Eine ganze Reihe meiner Gesprächspartnerinnen und -partner führt dieses Norddeutsch-Narrativ – mitunter

489 Nur in der karpatendeutschen Enklave in Satow und Umgebung, in der manche Zuwanderer bis heute Wert auf Abgrenzung von den Alteingesessenen legen, hört man – in Bezug allerdings auf die Nachkriegszeit – vereinzelt Stimmen wie die von Frau 37 (1933 V, SP 2: 88): „Wir hatten ein besseres Hochdeutsch wie die hier ja ein besseres.“

490 Den „Hannover-Mythos“ dekonstruiert Elementaler (2012). Vgl. die im Rahmen des DFG-Projekts „Die Stadtsprache Hannover“ durchgeführte repräsentative Erhebung zur Lokalisierung und zur Qualität des „besten“ Hochdeutsch in Deutschland“. Conrad / Ehrlich / Schlobinski (Hrsg.) (2021).

einschließlich des Hannover-Mythos – als referiertes Wissen in ihren Interviews ein, um es dann persönlich zu beglaubigen und sich selbst zu eigen zu machen: „Die Mecklenburger denken ja immer sie sprechen das beste Hochdeutsch. Ist ja auch so,“ sagt beispielsweise Frau 75 (1966 AA, SP 1: 102). Und Herr 33 (1923 A, SP: 60) hat das Hochdeutsch der in Mecklenburg sehr unbeliebten „Sachsen“ („fünfte Besatzungsmacht“⁴⁹¹) im Ohr, wenn er den Hannover-Mythos letztlich auch für Mecklenburg beansprucht:

Man sagt ja im Allgemeinen dass die Hannoveraner das reinste Deutsch sprechen. Aber da gleich dahinter sollen die Mecklenburger kommen. Ich will jetzt die Mecklenburger nicht hochheben aber wenn ich jetzt von der fünften Besatzungsmacht ausgehe die wir hier in Deutschland hatten [...].

Wodurch zeichnet sich das norddeutsche Hochdeutsch in den Augen der Gewährspersonen nun aus, was sind die Gütekriterien, mit denen sie es bewerten? Sie schreiben dem mecklenburgischen bzw. dem norddeutschen Hochdeutsch eine Reihe von stereotypen Attributen zu. Frau 35 (1927 A, SP 1: 80) meint etwa, „wir wir sprechen vernünftig Hochdeutsch ne. Wenn man das richtige Hochdeutsch und und diesen Dialekt nicht mit reinbringt dann sp... sprechen wir Hochdeutsch.“ Frau 55 (1952 AA, SP 1: 77) führt an, es heiße „ja immer wir sprechen ein sehr gutes Deutsch ein deutliches und und...“ Mehrfach wird wie von Herrn 61 (1934 A, SP: 79) geäußert, dass man „den Norddeutschen ja nach[sage] dass sie ein sauberes Hochdeutsch sprechen.“ Und Frau 46 (1937 A, SP: 266) bestätigt, Menschen aus anderen Regionen würden „loben was wir für eine saubere Aussprache haben“. Auch Frau 66 (1962 VA, SP: 56–57) erinnert sich, dass ihre Kommilitonen an der Leipziger Hochschule ihr mecklenburgisches Hochdeutsch „zu gern hören [mochten] weil wir sehr deutlich gesprochen haben sehr klar gesprochen haben.“

Die „saubere Aussprache“, „Klarheit“ und „Deutlichkeit“ sind die Qualitätsmerkmale, die dem Hochdeutschen immer wieder zugeschrieben werden. Wie andernorts in Deutschland sind es also in der Region Mecklenburg in erster Linie Charakteristika der Aussprache, die ein gesprochenes Hochdeutsch dazu prädestinieren, als das „beste“ beurteilt

491 Vgl. Abschnitt 2.3.6.

zu werden.⁴⁹² Die Kategorien der „Reinheit“ und „Vernünftigkeit“ beziehen sich sicherlich ebenfalls teilweise auf die Phonetik des besten Hochdeutsch, setzen hier aber offensichtlich einen etwas anderen Schwerpunkt, insofern als sie vor allem den Abstand zum Dialekt akzentuieren. Wir hatten schon im vorangegangenen Abschnitt 5.4.1 gesehen, dass „Vernünftigkeit“ und „Richtigkeit“ in erster Linie eine Redeweise charakterisieren, die der dialektalen oder dialektgefärbten Rede entgegengesetzt wird und die normierte Standardsprachlichkeit des „besten Hochdeutsch“ in den Vordergrund stellt. Die positiven Bewertungen des norddeutschen Hochdeutsch beziehen sich also vor allem auf seine dialektferne und normgerechte Aussprache.

Aber unter meinen Gewährspersonen ist auch die Einsicht sehr verbreitet, dass das Hochdeutsch, das in Mecklenburg üblicherweise im Gebrauch ist, spezifische regionale Charakteristika aufweist, die durchaus nicht vollständig standardgemäß sind. Diese Einsicht finden wir selbst bei Personen, die das mecklenburgische Hochdeutsch insgesamt für besonders „sauber“ oder sogar für das „beste Hochdeutsch“ halten. Herr 1 (1932 V, SP: 77) beispielsweise vergleicht das mecklenburgische Hochdeutsch mit der hochdeutschen Redeweise der „Kölner“. „Und dagegen die Norddeutschen muss ich sagen die sind die sprechen dann doch ein sauberes Hochdeutsch. Wenn auch ein bisschen mit Akzent so mit der mit der eigenartigen Betonung.“ Frau 75 (1966 AA, SP 1: 107), die an anderer Stelle im Interview unterstrichen hatte, dass die Mecklenburger ganz zu Recht denken, dass sie das beste Hochdeutsch sprächen, relativiert diese Feststellung mit Blick auf ihren eigenen hochdeutschen Sprachgebrauch doch etwas: „Also also

492 Auch die repräsentative forsa-Umfrage zum „besten“ Hochdeutsch in Deutschland“ kommt zu demselben Ergebnis: „Hochdeutsch wird mehrheitlich mit der Aussprache assoziiert: Für 31 % der Befragten zeichnet Hochdeutsch das Fehlen eines Dialekts bzw. Akzents aus. 26 % verbinden mit Hochdeutsch eine deutliche, klare Aussprache und 25 %, dass dies überall zu verstehen ist, also ein verständliches Deutsch ist.“ (Conrad / Ehrlich / Schlobinski (Hrsg.) (2021: 10). Bemerkenswerterweise wird die „Verwendung der richtigen Grammatik und Rechtschreibung“ sehr viel seltener als Kennzeichen für gutes Hochdeutsch genannt (11 %). Es sind vor allem Bevölkerungskreise mit den höchsten Schulabschlüssen, die die korrekte Grammatik und Rechtschreibung als Bewertungskriterien des Hochdeutschen relevant setzen (ebd.: 10, 11).

man selbst denkt ja immer man spricht das beste Hochdeutsch hier oben. Ist so ne. Aber ich denke mal da sind einige Sachen sicherlich mit bei die ein anderer noch besser sprechen würde.“

In Aussagen wie diesen wird deutlich, dass die Gewährspersonen in ihrer Sicht auf das regionale Varietätenspektrum durchaus nicht strikt auf das einfache „Zweiersystem Dialekt-Hochdeutsch“ (Eichinger 2010: 445) festgelegt sind, das die Wahrnehmung linguistischer Laien anknüpfend an überkommene Diglossieverhältnisse bis heute oft dominiert. Wir hatten bereits in Abschnitt 5.2.5 gesehen, dass auf die Bitte hin, ihr eigenes Hochdeutsch genauer zu charakterisieren, sogar die Mehrzahl der Befragten einräumt, in ihrem hochdeutschen Sprachgebrauch partiell vom Standarddeutschen abzuweichen. In derartigen Selbsteinschätzungen offenbart sich ein gewisses Bewusstsein für die Existenz einer regionalspezifischen Sprachlagenschicht zwischen dem Dialekt und dem Standardhochdeutschen. Und die sprachlichen Besonderheiten dieser Sprachlagen werden durchaus nicht immer auf die defizitäre Hochdeutschkompetenz zurückgeführt, die die Gewährsleute manchen älteren Dialektsprecherinnen und -sprechern aus ihrer Umgebung zuschreiben (vgl. 5.2.3). Wie beschreiben die Probanden dieses regiolektale Hochdeutsch, das ihrer Meinung nach ihre eigene Redeweise und die anderer Mecklenburger Hochdeutschsprecher charakterisiert? Welche sprachlichen Merkmale nehmen sie als kennzeichnend für den mecklenburgischen Regiolekt wahr?

Die Beschreibung des mecklenburgischen Regiolekts fällt, wie bei Menschen ohne sprachwissenschaftliche Ausbildung kaum anders zu erwarten, insgesamt vage und sehr interpretationsbedürftig aus.⁴⁹³ Der linguistische Sachgehalt der Phänomene, die den Gewährspersonen am mecklenburgischen Regiolekt als erwähnenswert auffallen, ist oft erst

493 Die heuristische Problematik, die die Auswertung von laienlinguistischen Aussagen in der Regel mit sich bringt, umreißt Eichinger (2010: 433–434) wie folgt: „Die metasprachlichen Äußerungen von Sprechern, die keine professionellen Sprachwissenschaftler sind, sind oft nicht leicht analytisch einzuordnen. Und selbst wo Kerne linguistischen Beschreibungsinventars auftauchen, ist zu sehen, dass das Kategorieninventar gegenüber der eigentlichen Wissenschaft beschränkt ist, was den Grad möglicher Genauigkeit der Aussagen, aber auch die Möglichkeiten der Exploration durch den Wissenschaftler beschränkt.“

dann präziser einzuordnen, wenn die Probanden ihre Beobachtungen durch Sprachbeispiele veranschaulichen. So bleibt zunächst recht unklar, auf welche sprachlichen Merkmale sich die acht Zeitzeugen beziehen, die das mecklenburgische Hochdeutsch übereinstimmend als besonders „breit“ charakterisieren.⁴⁹⁴ Frau 73 (1962 AA, SP: 92) beispielsweise empfindet das mecklenburgische Hochdeutsch ihrer Eltern als „schön breit“. Andere Gewährspersonen sehen gerade ihre „breite Aussprache“ (Frau 51, 1954 AA, BI: 135) als Grund dafür, dass Fremde sie als Norddeutsche identifizieren oder – bei fehlender „Breite“ – eben nicht als Norddeutsche erkennen. Frau 84 (1966 AA, SP: 76) erzählt, auf einer Kurreise habe man ihr gesagt, „du sprichst aber gar nicht wie eine aus dem Norden!“ Und sie erklärt die Begebenheit dann damit, dass sie „wahrscheinlich [...] nicht breit genug rede oder so.“

Immigrierte Vertriebene beschreiben sprachliche Veränderungen ihres hochdeutschen Sprachgebrauchs seit ihrer Ankunft in Mecklenburg gerade damit, dass sie sich die „breite“ mecklenburgische Redeweise angeeignet hätten. Der gebürtigen Schlesierin Frau 5 (1933 V, SP 1: 95) wird nachgesagt, sie spreche „auch schon so breit wie hier die Mecklenburger“ und sie bestätigt an anderer Stelle selbst, „man spricht irgendwie breiter ne wie es wohl in Norddeutschland so ist.“ (SP 2: 64). Auch die in Böhmen geborene Frau 22 (1934 V, SP: 76) stellt fest, „die Mecklenburger sprechen so ein bisschen breit. [...] Das nimmt man glaube ich auf.“ Während also die „Breite“ des mecklenburgischen Hochdeutsch von den Gewährspersonen eindeutig als salienter Regionalmarker angesehen wird, bleibt in ihren Beschreibungen letztlich unklar, woran sie dieses Merkmal linguistisch festmachen. Als gesichert kann wohl nur angenommen werden, dass die wahrgenommene Breite des Regiolektivs auf einem oder mehreren

494 Dass die „breite Aussprache“ ein Charakteristikum des mecklenburgischen Regiolektivs ist, wird mitunter auch von der Sprachwissenschaft konstatiert. Dahl (1974: 348) hält diese „Breite“ des Regiolektivs für ein – schwierig objektivierbares – Interferenzmerkmal aus dem Niederdeutschen: „Die der Mundart eigene breite Aussprache, die damit verbundene mundartnähere Intonation, die bei langsamem Redetempo in Erscheinung tritt, ist durchweg in der Sprachschicht U^m mundartnahe [Umgangssprache] als Interferenzmerkmal vorhanden. Diese Erscheinung könnte jedoch nur in Spezialuntersuchungen unter Anwendung experimental-phonetischer Methoden näher analysiert werden.“

spezifischen Merkmalen der mecklenburgischen Phonetik beruht. Es geht in den Zeitzeugenaussagen zentral um eine „breite Aussprache“. Beispiele für Merkmale dieser Aussprache werden von meinen Gewährspersonen leider nicht genannt und sie wissen auch auf Nachfrage nicht genauer zu bestimmen, was die Breite des Regiolechts ausmacht.⁴⁹⁵

Das *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*⁴⁹⁶ gibt genauere Anhaltspunkte, worauf sich die Rede von einer „breiten Aussprache“ linguistisch beziehen könnte. Dort wird eine „breite Aussprache“ als „eine Aussprache in einem langsamen Sprechtempo und mit gedehnten Vokalen“ beschrieben. Als literarisches Beispiel für diese Kollokation wird bemerkenswerterweise gerade die „breite mecklenburgische Aussprache“ einer Protagonistin in Thomas Manns *Buddenbrooks* angeführt. Auf ein langsames Sprechtempo im mecklenburgischen Regiolekt kommen explizit aber nur zwei meiner Interviewpartner zu sprechen. Die plattdeutsche Sprache sei „langsam“, sagt Herr 15 (1921 A, SP 2: 60), eine „langtögsch Språk“, und diese Eigenschaft sei auf „das Hochdeutsche ein bisschen übergegangen“. Frau 46 (1937 A, SP: 266) bestätigt, dass Menschen von außerhalb der Region davon angetan seien, „dass wir so langsam und genau im Sprechen sind.“

Eine ganze Reihe von Probandenaussagen deutet allerdings darauf hin, dass die linguistischen Laien tatsächlich so etwas wie eine Dehnung der Vokale im Mecklenburgischen wahrnehmen, die das Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache mit einer „breiten Aussprache“ verbindet. Frau 55 (1952 AA, SP 1: 79) beispielsweise sagt, „wir ziehen [das Hochdeutsche] ja immer bisschen in die Länge“ und meint, das sei „wohl allgemein hier bei uns im Norden so denke ich mal.“ (SP 1: 85). Und Frau 57 (1965 VV, SP: 88) beschreibt ihr Hochdeutsch als „ein ganz langgezogenes Hochdeutsch“. Mitunter wird die „Langgezogenheit“ des Regiolechts tatsächlich auf Vokaldehnungen zurückgeführt. Frau 85 (1954 AA, SP 1: 379)

495 Herr 48 (1939 A, SP: 424) erzählt, er sei auf Reisen an seinem „breiten Dialekt“ (er hat dort natürlich hochdeutsch gesprochen) als Norddeutscher erkannt worden. Ich fragte ihn daraufhin: „I: Was ist denn breit eigentlich?“ – Herr 48: „Ja also ich weiß das auch nicht. Weiß ich ... aber dass ... aufgefallen ist man schon als Norddeutscher.“ (SP: 425–426).

496 *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*, Bd. 1, (1978): 666.

überlegt, woran man in ihrer hochdeutschen Redeweise erkennen könne, dass sie aus Norddeutschland stammt: „Na wir ziehen die Vokale höchstens länger ne. Würde ich mal sagen.“ Und Frau 83 (1954 VA, SP: 182) beschreibt ihre hochdeutsche Umgangssprache als „mecklenburgisch gefärbt“, „also die Vokale dass man dann doch vielleicht ein bisschen länger spricht oder so.“ Was viele Gewährspersonen als „Breite“ des mecklenburgischen Regiolektivs beschreiben, scheinen andere Probanden gerade als „Länge“, und zwar speziell die Länge der Vokale, wahrzunehmen.

Dass der mecklenburgische Regiolektiv durch eine besondere Vokallängung ausgezeichnet sein sollte, erscheint auf den ersten Blick wenig plausibel. Denn für die norddeutschen Regiolektivte ist in vielen einsilbigen, aber auch mehrsilbigen Lexemen gerade eine kurze Realisierung standarddeutscher Langvokale typisch.⁴⁹⁷ Und diese allgemeinorddeutsche Vokalkürzung wird in meinem mecklenburgischen Erhebungsgebiet in verschiedenen Sprechsituationen sogar mit besonders hohen Frequenzen umgesetzt.⁴⁹⁸ Allerdings ist die Salienz der Vokalkürzung in Lexemen wie *Glas* oder *Tag* in Norddeutschland nur sehr gering.⁴⁹⁹ Sie wird auch von meinen mecklenburgischen Interviewpartnerinnen und -partnern offenbar schlicht überhört.

Welches Phänomen die Gewährspersonen im Ohr haben könnten, wenn sie meinen, man „zöge“ im mecklenburgischen Hochdeutsch die Vokale „länger“, wird durch die Sprachbeispiele nahegelegt, die einige von ihnen hier anführen. Frau 83 (1954 VA, SP: 184) gibt als ein Beispiel dafür, dass man die Vokale ein „bisschen länger“ spreche, den Satz „Komm her!“ Dabei artikuliert sie das Wort *her* mit leichter Überlänge des Vokals vor einem seinerseits vokalisierten *r* ([hɛ:ɐ̯]). Die Vokallängung vor vokalisiertem oder elidierten *r* führen außerdem noch vier weitere Probandinnen und Probanden als ein Aussprachemerkmal an, das sie selbst für typisch mecklenburgisch halten oder an dem Fremde ihrer Ansicht nach ihre Herkunft

497 Vgl. Ehlers (2015a).

498 Vgl. Ehlers (2015a: Karte V 6.1).

499 In dem Salienztest, der bei den Vorarbeiten zum *Norddeutschen Sprachatlas* durchgeführt wurde, fiel die Vokalkürze im Stimuluswort *Glass* nur 13,4 % der 142 befragten norddeutschen Probandinnen als standardabweichend auf, Ehlers (2015: 152).

erkennen konnten. Herr 87 (1964 Z, SP: 76) meint, er sei sofort als Mecklenburger identifizierbar, „wenn wir das mal das E lange ziehen ne“ und er führt diese Aussprachebesonderheit mit übertriebener Überlänge am Beispielwort *Erde* ([ɛ::dø]) vor. Frau 57 (1965 VV, SP: 88) erzählt, sie habe mit ihrer gedehnten Aussprache der physikalischen Maßeinheit *Hertz* ([hɛ::ɛts]) bei ihren Leipziger Studienkollegen große Heiterkeit hervorgerufen und das Wort immer wieder sprechen müssen. Und Herr 1 (1932 V, SP: 76) berichtet von den Ermahnungen seiner Chorleiterin an die Sänger, die Wörter *Hirten* oder *Herr* nicht mit überlangem Vokal und unter Auslassung des *r* zu artikulieren, sodass etwa *Herr* als *Heer* ausgesprochen werde. „Das hört sich blöd an beim Singen.“ Er erklärt diese offenbar immer wieder nötige Ermahnung mit dem niederdeutschen Einfluss auf das Schwaaner Hochdeutsch der Chormitglieder: „Das das Plattdeutsche kommt durch so.“

Mit der „völlige[n] Elision des /r/ in postvokalischer Stellung bei gleichzeitiger Öffnung und Längung des vorausgehenden Vokals“ (Herrmann-Winter 1979: 147) nehmen meine Interviewpartnerinnen und -partner ein phonetisches Merkmal des mecklenburgischen Regiolechts als besonders auffallend wahr, das auch die Sprachwissenschaft zu den „meist obligatorischen Merkmalen“ (Schönfeld / Pape 1981: 164) der mecklenburgischen Umgangssprache zählt.⁵⁰⁰ Aus schulischer Perspektive wertet Gernentz (1964: 156) dieses phonetische Merkmal des mecklenburgischen Hochdeutsch als einen mundartbedingten „Aussprachefehler“, der bei den Schülern „so fest“ sitze, dass er zu Schwierigkeiten beim Erwerb der Rechtschreibung führe.⁵⁰¹ Die oft wahrgenommene „Breite“ des mecklenburgischen Regiolechts beruht also, wenn wir die verschiedenen Zeitzeugenaussagen zurecht aufeinander beziehen können, linguistisch gesehen

500 Die standardabweichende Dehnung von Vokalen, die den mecklenburgischen Regiolekt kennzeichnet, geht nach Ansicht von Herrmann-Winter (1974: 155) allerdings über die Fälle im Kontext von *r* hinaus: „Die Artikulationsdauer sowohl der kurzen als auch der langen Vokale ist verlängert. Das bedeutet: gelängte kurze Vokale und überlange lange Vokale.“

501 „Die kurzen *e* und *o* vor *r* werden vielfach gedehnt. So werden ‚Herr‘, ‚Herz‘, ‚Horst‘, ‚dort‘ zu *Heer*, *Heerz*, *Hoorst*, *doort*. Dieser Fehler sitzt so fest, daß in einem Diktat in einer 6. Klasse einer Rostocker Oberschule 14 der 34 Schüler das ‚herrsch‘ nur mit einem *r* geschrieben haben.“ (Gernentz 1964: 156).

eigentlich auf einer spezifischen „Längung“ von Vokalen, insbesondere vor vokalisiertem oder verstummtem *r*. Dieses standardabweichende phonetische Merkmal wird offensichtlich als besonders charakteristisch für den mecklenburgischen Regiolekt angesehen und ist sowohl in der Selbst- als auch in der Fremdwahrnehmung der Varietät von großer Salienz.

Neben der von vielen Probandinnen und Probanden angeführten „Breite“ bzw. „Länge“ der mecklenburgischen Aussprache des Hochdeutschen nennen meine Gewährspersonen vereinzelt zusätzliche Sprachmerkmale, die ihrer Ansicht nach den mecklenburgischen Regiolekt charakterisieren. Ohne nähere Spezifizierung bleibt die Bemerkung von Frau 7 (1936 A, SP: 161), ihr „mecklenburgisches Hochdeutsch“ beginne ja schon „mit dem Satzbau sage ich mal“. Unklar bleibt auch, worauf Frau 46 (1937 A, BI 1: 65) sich im Einzelnen bezieht, wenn sie behauptet, „wir haben einfach eine andere Satzmelodie“. Die Frage, ob das „rollende R“ (Herr 64, 1936 A, SP: 293) als Regionalmarker der mecklenburgischen Umgangssprache gelten kann oder auch für andere Sprachräume typisch sei, wird unter den Zeitzeugen unterschiedlich beantwortet. Ich gehe auf die divergierenden Meinungen zu dieser Frage schon im ersten Teil dieser Sprachgeschichte ein und begründe die Uneinigkeit in dieser Frage aus dem besonders raschen und durchgreifenden Lautwandel in der Realisierung des prävokalischen *r* (Ehlers 2018: 178–190).

In anderen Fällen ist aus den veranschaulichenden Sprachbeispielen recht präzise ableitbar, welche linguistischen Merkmale des Regiolektivs die Interviewpartner als salient wahrnehmen, wenn sie das mecklenburgische Hochdeutsch charakterisieren. Herr 88 (1966 AZ, SP: 85, 86) beispielsweise spricht sich selbst „mecklenburgisches Hochdeutsch“ zu und macht dies offenbar an der standardabweichenden Rundung von Vordervokalen fest, die auch die Sprachwissenschaft im Mecklenburgischen gelegentlich beobachtet.⁵⁰² „Also also man merkt das dann immer an an *ölf* oder so ne.“ Besonders detailliert sind hier die vielfältigen Beobachtungen zum mecklenburgischen Regiolekt, die Frau 54 (1968 AA, SP 1: 71) im Laufe

502 „Auf das Niederdeutsche geht weiter die Neigung zurück, *i* zu *ü* zu runden: *immer*, [...]; genauso, aber bei weitem nicht so häufig, wird zum Beispiel in *ölf* ‚elf‘ *e* zu *ö* gerundet.“ (Gernentz 1964: 156).

unseres Gesprächs entwickelt. Sie nennt nicht nur lexikalische Besonderheiten wie „*nö* [...] anstatt *nein*“ oder das Wort *nix*, das so „typisch hier“ (SP 1: 166) sei, sondern sie erzählt auch ausführlich, wie sie an ihrer überlangen Vokalrealisierung und *r*-Tilgung in *Erdbeereis* ([ε::dbε::ɐ̯aɪs]) bei einem Krankenhausaufenthalt in Aachen als „von der Küste“ stammend erkannt wurde. (SP 1: 169). Am Beispiel des Wortes *mitkriegt*, das sie selbst im Interview verwendet, fällt ihr die im mecklenburgische Regiolekt häufige *g*-Spirantisierung auf. Und ihr Beispielsatz für „dieses Impulsive was dann so kommt“ beim Gebrauch des Hochdeutschen – „*nö* mach ich jetzt nicht“ (SP 1: 71) – bringt sie die *t*-Apokope und den Abfall des schwachtonigen ə-Auslauts in den Fokus ihrer Reflexionen über den mecklenburgischen Regiolekt. All die Merkmale, die einzelne Gewährspersonen an konkreten Sprachbeispielen veranschaulichen, sind tatsächlich auch objektsprachlich in zum Teil hohen Frequenzen in Aufnahmen des mecklenburgischen Regiolekts nachzuweisen.⁵⁰³ Aber allein die standardabweichende Vokallängung, die in den genannten Beispielwörtern speziell vor vokalisiertem oder getilgtem *r* auftritt, wird übereinstimmend von einer größeren Zahl meiner Gewährsleute als charakteristisch für den mecklenburgischen Regiolekt genannt und kann daher als das zentrale laienlinguistische Kennzeichen gelten, das der stereotypisch wahrgenommenen „Breite“ der mecklenburgischen Aussprache zugrunde liegt.

Wir hatten in den angeführten Zeitzeugenaussagen bereits gelegentlich gesehen, dass manche Gewährspersonen die Eigenheiten des mecklenburgischen Regiolekts auf niederdeutschen Einfluss zurückführen. Dieser Einfluss beläuft sich ihrer Meinung nach nicht nur auf den gelegentlichen Transfer niederdeutscher Lexeme wie *ik*, *Lütter* oder *Kopp* in den hochdeutschen Redekontext, den Frau 18 (1938 Z, SP: 155) oder Frau 54 (1968 AA, SP 1: 71, 111) an sich selbst beobachten. Die befragten Laien gehen vielmehr zum Teil auch von systematischen Substratwirkungen aus. So meint Frau 73 (1962 AA, SP: 94), in dem „schön breiten“ Hochdeutsch ihrer Eltern sei „immer so dieser leichte Platt-Touch drin“ wahrzunehmen.

503 Vgl. den detaillierten Forschungsbericht zu den linguistischen Befunden der Variablenanalyse des mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolekts in Rosenberg (2017: 40–46).

Und auch Frau 5 (1933 V, SP 2: 133) denkt, dass „die Gebürtigen also die Schwaaner die Mecklenburger“ das Hochdeutsche „doch eher bisschen immer mit Plattdeutsch färbe... und sprechen ne.“ Die breite Aussprache des mecklenburgischen Hochdeutsch könne man sich allerdings auch zu eigen machen, „selbst wenn man kaum Platt spricht“ (Frau 51, 1954 AA, BI: 135). Wie bei den verschiedenen sprachlichen Merkmalen, die meine Gewährspersonen dem mecklenburgischen Regiolekt zuschreiben, liegt auch bei der Frage der niederdeutschen Kontaktwirkung auf den Regiolekt das Sprachwissen der Laien nicht allzu weit vom Fachwissen der Linguisten entfernt.

Ich fasse abschließend meine Beobachtungen zur laienlinguistischen Bewertung und Konzeptualisierung des Regiolektivs in Mecklenburg kurz zusammen: Dem mecklenburgischen Hochdeutsch wird trotz seiner regionalen Spezifik, mit der es sich nach Ansicht der Gewährspersonen von den Regiolekten anderer deutschen Sprachräume unterscheidet, durchaus standardsprachliche Qualität zugemessen. Es hat demnach einerseits die stereotypen Eigenschaften des norddeutschen Hochdeutsch („Vernünftigkeit“, „Sauberkeit“, allgemeine Verständlichkeit), das wegen seiner großen Standardnähe auch in der mecklenburgischen Bevölkerung als vorbildlich gilt. Die mecklenburgischen Befragten rechnen ihr regionales Hochdeutsch selbst also häufig zu den reinsten und besten Varianten des Standarddeutschen. Gleichwohl nehmen sie andererseits auch die standardabweichenden Merkmale dieses Hochdeutschen wahr, die sie aus dem Einfluss des Niederdeutschen erklären. Das insgesamt hervorstechendste Merkmal des mecklenburgischen Regiolektivs, das wesentlich zu dessen spezifisch „breiter“ Aussprache beiträgt, ist den Zeitzeugenaussagen zufolge die Vokaldehnung, speziell vor vokalisiertem oder elidiertem *r*. Weitere Kennzeichen des mecklenburgischen Regiolektivs werden zwar von einzelnen Gewährspersonen an konkreten Sprachbeispielen mitunter recht präzise aufgewiesen, sie haben aber im Diskurs über das „breite mecklenburgische Hochdeutsch“ bei weitem nicht das Gewicht wie die Vokaldehnung. Dass gerade diesem sprachlichen Merkmal in der Selbstwahrnehmung und angenommenen Fremdwahrnehmung des mecklenburgischen Regiolektivs offenbar die größte Salienz zukommt und es von den Probanden als prototypisches Kennzeichen des mecklenburgischen Hochdeutsch wahrgenommen wird, ist ein bemerkenswerter Befund, der durch quantitative Tests

zur Perzeption der nordostdeutschen Regiolekte überprüft und mit vorliegenden Ergebnissen zu nordwestdeutschen Regiolekten in Bezug gesetzt werden sollte.⁵⁰⁴

5.5 Zwischenresümee: Sprachgebrauchswandel und Sprachbewusstseinswandel des regionalen „Hochdeutsch“ innerhalb des mecklenburgischen Varietätengefüges

Die Vermittlung eines in Aussprache und Grammatik überregionalen Hochdeutsch war spätestens seit dem 18. Jahrhundert ein zentrales Bildungsziel der staatlichen Schulen in Deutschland bzw. in seinen Teilstaaten. Die standarddeutsche Spracherziehung der gesamten Bevölkerung blieb auch im 20. Jahrhundert eine wesentliche Aufgabe der Schulbildung und sie ist es bis heute. Zwar wurde den Dialekten an den mecklenburgischen Schulen im Einklang mit den jeweiligen bildungspolitischen Leitlinien bis in die ersten Jahre nach 1945 und dann wieder seit den späten 1970er Jahren ein gewisser marginaler Raum zugebilligt. Für die Schullaufbahnen meiner Gewährspersonen blieb aber das sanktionsbewehrte staatliche Sprachmanagement zugunsten der hochdeutschen Standardsprache über den gesamten Untersuchungszeitraum jederzeit bestimmend. Da in der Vorkriegsgeneration der alteingesessenen Familien und der Vertriebenenfamilien ein erheblicher Anteil der Kinder vor allem im

504 Nur für knapp 12 % der 42 Teilnehmenden an der wahrnehmungslinguistischen Studie von Anders / Palliwoda / Schröder (2014) war die „Vokalisierung und Dehnung [des *r*] in <Nordwind>“ das „Trigger-Merkmal“, das die Befragten veranlasste, die entsprechende Testaufnahme als norddeutsch zu lokalisieren. Die – vermutlich mit einer vorangehenden Vokaldehnung verbundene – *r*-Vokalisierung im Stimulus-Wort *Stöache* („Störche“) wird nach Hettler (2016: 186) von immerhin 80 % der befragten Hamburgerinnen und Hamburger als regiolektale Variante der Stadt Hamburg zugeordnet. In den Perzeptionstests des Projekts „Sprachvariation in Norddeutschland“ ist die Salienz und die räumliche Zuordnung der Stimuluswörter *Kiache* („Kirche“) und *Stöache* leider nur in nordwestdeutschen Regionen untersucht worden und die *r*-Vokalisierung wird, wie eine erste Sichtung der Ergebnisse zeigt, von den dort Befragten auch nur in westlichen Regionen Norddeutschlands verortet (entsprechende Ergebnispublikationen stehen hier noch aus).

ländlichen Raum noch monolingual im Dialekt sozialisiert worden war, mussten diese Kinder die hochdeutsche Standardsprache in der Schule wie eine Fremdsprache lernen. Der Eintritt in die Schule, die meist von Beginn an auch in der Unterrichtssprache ausschließlich auf das Standarddeutsche ausgerichtet war, wurde daher vor dem Zweiten Weltkrieg von vielen Erstklässlern als sprachlich schwierig und emotional belastend erlebt. Seit den späten 1950er Jahren waren allerdings Spracherwerbsbiographien, in denen vorschulisch noch keinerlei Kenntnisse im Hochdeutschen erworben wurden, in meinem mecklenburgischen Untersuchungsgebiet bereits vergleichsweise selten geworden. Unter meinen Gewährspersonen, die in den 1960er Jahren geboren wurden, gibt es dann schließlich niemanden mehr, der nicht vor dem Schuleintritt schon ausgebaute aktive Kompetenzen in einem standardnahen Hochdeutsch erworben hätte.

Diese sprachgeschichtlich bedeutsame Vorverlagerung der hochdeutschen Sprachvermittlung in die Vorschulzeit ist in erster Linie darauf zurückzuführen, dass sich die Eltern das schulische Bildungsziel voraus-eilend zu eigen machten und es durch ihr eigenes Sprachverhalten aktiv unterstützten. Meiner Befragung zufolge gingen schon vor 1945 mehr als die Hälfte der Eltern in Mecklenburg und fast die Hälfte der Eltern in den südöstlichen Vertreibungsgebieten dazu über, mit ihren Kindern ein standardnahes Hochdeutsch zu sprechen, obwohl das sprachliche Umfeld in Familie und Nachbarschaft oft weiterhin von Dialektgebrauch geprägt war. Sie begründeten ihre meist sehr bewusst eingenommene Rolle als hochdeutsche Sprachvermittler mit ihren eigenen Schulschwierigkeiten, mit dem negativen Sozialprestige des Dialekts oder dem erwünschten Schulerfolg und den Berufsaussichten ihrer Kinder. Indem sie der staatlichen Sprachpolitik zugunsten des Standarddeutschen mit ihrem erzieherischen Sprachmanagement in den Familien vorgriffen, wurden die Eltern zu wichtigen Protagonisten des Sprachgebrauchswandels, der die intergenerationelle Tradierung der Dialekte in den Familien unterbrach.

Zur „Entregionalisierung“ des Sprachgebrauchs trug aber auch die Entwicklung der Medien bei: Mit der Verbreitung der audiovisuellen Massenmedien gewann erstmals ein überregionales mündliches Standarddeutsch zunehmende Bedeutung im Sprachalltag der mecklenburgischen Bevölkerung und wurde damit zu einem wichtigen Element des regionalen Varietätengefüges. Das in den Anfangsjahren noch stark an der

standardisierten Bühnenaussprache orientierte und konzeptionell schriftlich angelegte Rundfunkdeutsch wurde zu einer neuen Prestigevarietät, vor deren Hintergrund die regionale Prägung der älteren hochdeutschbasierten Umgangssprache Mecklenburgs negativ abstechen musste. Die besondere Vorbildwirkung dieses überregionalen Standarddeutsch erklärt sich zum einen aus der Tatsache, dass es vor allem an die Prestigedomäne offizieller Nachrichten- und Informationssendungen gebunden war, die von den Medienkonsumenten am intensivsten genutzt wurden. Zum anderen drang das Mediendeutsch über die Empfangsgeräte bis in die privatesten Kommunikationsräume der Mecklenburgerinnen und Mecklenburger vor und dehnte seine Präsenz dort zeitlich und räumlich immer weiter aus.

Für die Vorkriegszeit und die ersten Nachkriegsjahre wird die regionale und soziale Reichweite der audiovisuellen Massenmedien allerdings noch oft überschätzt. Erst seit den späten 1950er Jahren kann mit einer nahezu flächendeckenden Verbreitung privater Empfangsgeräte in allen mecklenburgischen Haushalten gerechnet werden. Und erst die in den 1950er und 1960er Jahren aufgewachsenen Kinder sind in ihrem alltäglichen Sprachumfeld zumindest gelegentlich schon mit dem überregionalen mündlichen Standarddeutsch der Massenmedien in Berührung gekommen. Seither entfaltete sich das prestigeträchtige Hochdeutsch der audiovisuellen Medien immer mehr zu einer allgegenwärtigen Sprachkulisse, die die Spracherwerbsprozesse und den Sprachgebrauchswandel in der Bevölkerung beeinflussen konnte.

Der Sprachwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen war in Mecklenburg aber auch im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts noch keineswegs völlig abgeschlossen. Zwar nahm die Hochdeutschkompetenz unter den Vorschulkindern von der Vorkriegszeit bis in die 1950er Jahre im Durchschnitt sehr stark zu, in der jüngsten Generation gab es also bald kaum noch Personen ohne Hochdeutschkenntnisse. Meine Gewährspersonen können aber noch mindestens für die 1970er Jahre mehrere, stets ältere Personen aus ihrem Umfeld identifizieren, die das Hochdeutsche gar nicht aktiv beherrschten. Der obligatorische Schulunterricht der Vorkriegsgenerationen, der häufig nur sehr kurz ausfiel und kriegsbedingt oft unterbrochen wurde, hat offensichtlich vielfach nicht ausgereicht, um allen Schülerinnen und Schülern, die seinerzeit ja oft noch monolingual

niederdeutsch aufgewachsen waren, sichere produktive Hochdeutschkenntnisse zu vermitteln.

Neben Einzelpersonen, die dem Vernehmen nach gar kein Hochdeutsch sprechen konnten, berichten meine Gewährspersonen aus ihrem sprachlichen Umfeld noch bis in die Gegenwart außerdem von einer größeren Zahl von älteren Personen, denen sie eine nur defizitäre Hochdeutschkompetenz zuschreiben. Als Indizien für die „schlechten“ Hochdeutschkenntnisse werden beispielsweise häufige Varietätenwechsel oder strukturelle Vermischungen zwischen dem Hochdeutschen und dem Niederdeutschen genannt. Als prototypischer „Fehler“ im Hochdeutschen dieser Personen gilt auch der auf niederdeutsche Interferenz zurückzuführende Kasussyntaktismus von Akkusativ und Dativ. Offensichtlich führte der Sprachwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen in den Generationsfolgen der mecklenburgischen Gesellschaft über einen asymmetrischen Bilingualismus, in dem die niederdeutsche Kompetenz bei vielen Menschen zunächst noch dominiert.

Den Zeitzeugenberichten aus Vertriebenenfamilien zufolge waren die Fälle von auffallenden Hochdeutschdefiziten unter den Immigranten wohl insgesamt seltener als bei den Alteingesessenen und schon in der Nachkriegsgeneration der Zuwandererfamilien gar nicht mehr zu finden. Gelegentlich wird explizit hervorgehoben, dass die immigrierten Vertriebenen ein „besseres“ Hochdeutsch gesprochen hätten als die Mecklenburger und die größere Kompetenz im Standarddeutschen wird als positives Abgrenzungsmerkmal gegenüber der alteingesessenen Bevölkerung herausgestrichen.

Davon abgesehen geht die große Mehrheit der Befragten aus beiden Herkunftsgruppen der Bevölkerung davon aus, dass das Hochdeutsch, über das sie im aktiven Sprachgebrauch verfügen, hörbar von regionalen Charakteristika geprägt sei. Nur wenige meinen von sich selbst, dass sie ein „reines“, ganz standardgemäßes Hochdeutsch sprechen würden. Vor allem die Alteingesessenen und ihre Nachkommen schreiben sich meist ein markant mecklenburgisches oder örtliches Hochdeutsch zu. Von den Vertriebenen der Vorkriegsgeneration nimmt eine deutlich kleinere Zahl an, noch heute Hochdeutsch mit böhmischem, schlesischem oder karpatischem Akzent zu sprechen. Ihre Nachkommen schreiben sich dann aber in aller Regel ebenfalls ein „mecklenburgisches“ oder „norddeutsches

Hochdeutsch“ zu. Sie positionieren sich damit auch sprachlich als Mecklenburgerinnen und Mecklenburger.

Diese Selbsteinschätzungen meiner Gewährspersonen werden offensichtlich auch immer wieder von Fremdeinschätzungen bestätigt, wenn sie auf Reisen außerhalb Mecklenburgs von Unbekannten an ihrer Redeweise treffsicher als Norddeutsche identifiziert werden. Auch meine Variablenanalysen aus dem ersten Band dieser Studie haben gezeigt, dass meine Gewährspersonen im Gespräch mit mir in einer Sprachlage redeten, die in Phonetik und Morphosyntax oft von einer hohen Frequenz regionstypischer Merkmale gekennzeichnet war. Sie verwendeten also selbst in einer halbformellen Interviewsituation mit einem Unbekannten, der aus einer fremden Sprachregion anreiste, ein Hochdeutsch mit mehr oder weniger starker regiolektal mecklenburgischer Prägung. All diese Selbsteinschätzungen und Fremdbeobachtungen sprechen dafür, dass die meisten meiner Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in ihrer aktiven Hochdeutschkompetenz im mündlichen Sprachgebrauch nicht über ein voll standardsprachliches Register, sondern allein über regiolektale Sprachkompetenz verfügen.

Solange das standardnahe Hochdeutsch in kommunikativer Konkurrenz zum Niederdeutschen oder den Herkunftsdiakten stand bzw. steht, konnte bzw. kann seine Verwendung spezifische pragmatische Effekte hervorrufen, die sich aus dem Kontrast zu den dialektalen Nähesprachen ergeben. Als prototypische Gesprächssituation für den Gebrauch des Hochdeutschen wird von den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen immer wieder die Begegnung mit Unbekannten genannt. Die starke Dominanz des Hochdeutschen in öffentlichen Situationen zeigt sich auch darin, dass es selbst in der Eröffnungsphase von Gesprächen zwischen einander unbekanntem Dialektprechern genutzt wird, um den Übergang zum Dialektgebrauch im weiteren Gesprächsverlauf auszuhandeln. Mit der Wahl der Distanzsprache Hochdeutsch können Interaktanten sich dementsprechend auch zu verstehen geben, dass sie ihre soziale Beziehung als distanziert und nicht vertraut auffassen.

Als Gesprächssituation, in denen die Verwendung eines standardnahen Hochdeutsch geboten sei, wird häufig auch die mündliche Kommunikation in staatlichen Behörden oder in lokalen Ämtern genannt. Der offizielle Charakter des Hochdeutschen zeigt sich auch in der betrieblichen Kommunikation, wo insbesondere moderierte und sachorientierte

Kommunikationssituationen wie Beratungen, Versammlungen oder Dienstanweisungen an den Gebrauch des Hochdeutschen gebunden sind, während im privaten Kollegengespräch durchaus noch das Niederdeutsche eine Rolle spielen kann. Im Gesprächsverlauf signalisiert der Wechsel vom Dialekt ins Hochdeutsche in der betrieblichen Kommunikation oder im Kundengespräch entsprechend den Übergang zu sachlich-fachlichen Gesprächsinhalten und setzt eine professionelle und seriöse Themenrahmung. Mit ihren zahlreichen Schilderungen von Situationen, die fest mit dem Gebrauch des Hochdeutschen verknüpft werden, weisen die Gewährspersonen dem standardnahen Hochdeutsch die pragmatischen Funktionen einer typischen *high variety* zu, die sich von den nächsprachlichen Funktionen der *low prestig variety* des Dialekts deutlich abheben.

Dem Hochdeutschen wird außerdem auch die Sozialsymbolik einer *high variety* zugeschrieben: Vor allem unter den Zeitzeugen der Vorkriegsgeneration ist ein stereotypes Bild von der sozialen Trägerschicht des hochdeutschen Sprachgebrauchs verbreitet, das sich vielfach noch auf persönliche Erfahrungen berufen kann. Als typische Hochdeutschsprecherinnen und -sprecher gelten demnach in Mecklenburg ebenso wie in den Vertreibungsgebieten Vertreter der städtischen Oberschicht, aber auch auf dem Lande die Angehörigen bildungsorientierter und begüterter Berufsstände, die sich aus dialektsprechenden Allgemeinheit soziokulturell herausheben. Vor dem Hintergrund dieses laienlinguistischen „Schichttopos“⁵⁰⁵ kann die Wahl eines standardnahen Hochdeutsch dort, wo auch der Dialektgebrauch möglich wäre, als sozialsymbolisches Mittel einer Distinktion ‚nach unten‘ eingesetzt bzw. interpretiert werden.

Auffallend ist, dass die Angehörigen der Nachkriegsgeneration den Gebrauch des Hochdeutschen heute nur noch sehr selten in gehobenen gesellschaftlichen Schichten lokalisieren. Für sie hat der Gebrauch standardnaher Sprachlagen ganz offensichtlich seine soziale Exklusivität verloren. Generell ist festzustellen bzw. zu prognostizieren, dass sich mit der schnell schwindenden Niederdeutschkompetenz in der mecklenburgischen Bevölkerung und dem stark zurückgehenden Gebrauch des mecklenburgischen Dialekts die funktionale Diglossie zwischen Dialekt und

505 Arendt (2010: 212) vgl. 5.3.3.

standardnahe Hochdeutsch auflöst und das Hochdeutsche seine spezifischen pragmatischen und sozialsymbolischen Funktionen einbüßt. Eine Befragung jüngerer Alterskohorten der mecklenburgischen Bevölkerung dürfte heutzutage ergeben, dass das Hochdeutsche mehr und mehr zur einzig verfügbaren Varietät in der deutschsprachigen Kommunikation geworden ist, die von allen Bürgerinnen und Bürgern in allen Situationen und gegenüber allen Adressaten verwendet wird. Allenfalls mit der Wahl zwischen verschiedenen Sprachlagen *innerhalb* des standardnahen Varietätenspektrums dürften sich fortan pragmatische Effekte erzielen lassen.

Für die von mir befragten ältesten Generationen der mecklenburgischen Bevölkerung ergeben sich aber auch die Einstellungen gegenüber dem Hochdeutschen und seine Bewertung häufig noch aus einem wahrgenommenen Kontrast zur Nähesprache Niederdeutsch. Vor diesem dialektalen Wahrnehmungshintergrund wird dem Hochdeutschen stereotypisch „Kälte“, „Förmlichkeit“ oder „Ungemütlichkeit“ zugeschrieben. Diese emotional-ästhetischen Bewertungen verschränken sich dabei häufig mit kommunikativ-pragmatischen Beurteilungen, wenn hochdeutscher Rede überdies „Härte“ im Sinne von unverblümter kommunikativer Direktheit bescheinigt wird. Die recht negativen Attribuierungen des Hochdeutschen schlagen freilich ins Positive um, wenn normative oder funktionale Gesichtspunkte die Bewertung bestimmen. Dann gilt das Hochdeutsche als „vernünftiges“ und „richtiges Deutsch“, dessen überregionale Verständlichkeit anerkennend herausgestrichen wird. Die ambivalente Bewertung des Hochdeutschen entspricht sehr genau seinem Status als prestigeträchtige Standardvarietät innerhalb des mecklenburgischen Varietätengefüges, deren anerkanntes Sozialprestige sich vom *covert prestige* der Dialekte abhebt.

Während die emotionalisierten Abwertungen des „kalten“ und „ungemütlichen“ Hochdeutsch fast ausschließlich unter den Angehörigen der Vorkriegsgeneration verbreitet sind, in deren Sprachalltag die Dialekte ja oft noch eine zentrale Rolle gespielt haben, sind sich beide befragten Altersgruppen über den positiven Wert des Hochdeutschen unter normativen und funktionalen Gesichtspunkten generationsübergreifend einig. Auch in der horizontalen Abgrenzung gegenüber den regionalen Varianten des Hochdeutschen in anderen Gebieten Deutschlands fällt die Bewertung des mecklenburgischen Hochdeutsch bemerkenswert positiv aus. Hier ist

offensichtlich auch in der Bevölkerung meines Untersuchungsgebietes der traditionsreiche Topos weit verbreitet, demzufolge in Norddeutschland, und damit auch in Mecklenburg, das vergleichsweise „beste“ Hochdeutsch gesprochen werde. Die Attribuierungen als „vernünftiges“, „gutes“, „sauberes“ und „klares Deutsch“ akzentuieren im regionalen Vergleich die besondere Standardnähe des mecklenburgischen Hochdeutsch.

Gleichwohl nehmen die Gewährspersonen vielfach auch standardabweichende Merkmale am mecklenburgischen Hochdeutsch wahr. Hier zeigen die Zeitzeugenberichte in Ansätzen, dass der hochdeutschbasierte Regiolekt mitunter als eine eigene Sprachlage mit sprachlichen Spezifika konzeptualisiert und zwischen Dialekt und Standard lokalisiert wird. Die genaue Beschreibung dieser regionalen Sprachmerkmale fällt den linguistischen Laien erwartungsgemäß schwer, auch wenn sie bisweilen sehr treffende Beispiele für charakteristisch mecklenburgische Merkmale ihrer hochdeutschen Umgangssprache angeben. So sprechen die Gewährspersonen immer wieder von der „Breite“ oder „Langezogenheit“ des mecklenburgischen Regiolekts, die ihnen offenbar als besonders typisch auffallen. Einige angeführte Sprachbeispiele sprechen dafür, dass dieser häufig genannte Gehörsindruck vor allem durch die standardabweichende Längung der Vokale vor ausfallendem oder vokalisiertem *r* hervorgerufen wird (z.B. [ɛ::dɔ] ‚Erde‘). Aber auch wenn die Gewährspersonen durchaus einige sprachliche Kennzeichen identifizieren, mit denen der mecklenburgische Regiolekt vom Standarddeutschen salient abweicht, halten sie im Allgemeinen an der Ansicht fest, das im regionalen Vergleich „beste“ Hochdeutsch zu sprechen.

6. Schlussfazit: Entwicklungslinien im regionalen Varietätengefüge Mecklenburgs seit dem Zweiten Weltkrieg

Meine detaillierte Rekonstruktion der Sprachsystemgeschichte, der Sprachgebrauchsgeschichte und Sprachbewusstseinsgeschichte der regionalen Varietäten des Deutschen, die seit dem Zweiten Weltkrieg in meinem mecklenburgischen Erhebungsgebiet in Kontakt standen, kommt nun an ihr Ende. Ich möchte abschließend und resümierend noch einmal die übergreifenden Entwicklungstendenzen im regionalen Varietätengefüge nachzeichnen, die ich auf der Basis der Interviews und Sprachtests mit meinen 90 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus der Region herausarbeiten konnte. Es zeigte sich dabei nämlich, dass die sprachgeschichtlichen Veränderungen in Sprachstruktur, -gebrauch und -wahrnehmung der Varietäten eng miteinander verschränkt sind und in Richtung und Zeitmaß vielfach parallel verliefen.

Die deutsche Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts entfaltet ihre größte Dynamik sicher nicht im Strukturwandel der Standardvarietät, die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert kodifiziert ist und durch verschiedene Norminstanzen stabilisiert wird. Vielmehr sind die tiefsten sprachgeschichtlichen Umbrüche im Bereich der deutschen Nonstandardvarietäten zu verorten, deren Struktur, Gebrauch und Wahrnehmung unter dem Dach der Standardsprache und in Wechselwirkung mit ihr vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts starken Veränderungen unterlagen. Derartige Entwicklungen führten auch im Gefüge der Dialekte und Regiolekte, die in Mecklenburg nach 1945 in kommunikativer Konkurrenz standen, zu bedeutenden Verschiebungen der Varietätenhierarchien. Die insgesamt dominanteste Tendenz, die in den vielfältigen Entwicklungen der mecklenburgischen Regionalsprache zur Wirkung kam, lässt sich als übergreifender Prozess der „Entregionalisierung“ (Besch 2003: 24) bzw. einer schnell fortschreitenden Annäherung an das Standarddeutsche bestimmen, auf das die Sprecherinnen und Sprecher ihren Sprachgebrauch und ihre Spracheinstellungen immer stärker ausrichteten. Mit dieser diachronen

Leittendenz ähneln die Entwicklungen in meinem nordostdeutschen Untersuchungsgebiet in vielen Zügen auch den Sprachverhältnissen im Westen Deutschlands.

Die wachsende kommunikative Dominanz und perzeptive Aufwertung der Standardsprache bzw. standardnaher hochdeutscher Sprachlagen wurde in der DDR nicht zuletzt durch die Bildungsreformen der Nachkriegsjahrzehnte befördert, die die kulturpolitische Fokussierung auf die nationale „Literatursprache“ didaktisch unterstützten und den Einfluss des schulischen Sprachmanagements zugunsten der Standardnormen auch lebenszeitlich deutlich verlängerten. Überdies machten sich die Eltern die Ziele der schulischen Spracherziehung zu eigen und gingen in der Kommunikation mit ihren Kindern spätestens seit den 1950er Jahren bewusst zum Hochdeutschen über. Damit wurde der Beginn des auf die Standardsprache ausgerichteten Sprachmanagements bis in die vorschulische Kindheit vorverlagert. Zur sprachlichen Entregionalisierung trug auch bei, dass die familiären und örtlichen Kommunikationsräume unter dem Einfluss wachsender zirkulärer Mobilität, starker Immigrationsbewegungen und dem zunehmendem Konsum der audiovisuellen Massenmedien in überlokaler und überregionaler Perspektive geöffnet und damit gewissermaßen ‚entlokalisiert‘ wurden. In der Adaption überregionaler Sprachformen bringen die Sprecherinnen und Sprecher ihrerseits zum Ausdruck, dass sie sich selbst in überlokalen Kommunikations- und Handlungsräumen verorten.

Eine quantitativ deutlich nachweisbare Folge dieser Orientierung der Sprechenden auf das kommunikativ zunehmend dominante Standarddeutsche sind strukturelle Advergenzen sowohl des Niederdeutschen als auch des mecklenburgischen Regiolekt an das phonologische, morphologische, syntaktische und lexikalische System der Standardvarietät. Die strukturelle Standardadvergenz ist besonders bezeichnend für die Entwicklung des Sprachgebrauchs der alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger. Im Zuge dieses Strukturwandels büßten die regionalen Nonstandardvarietäten gerade ihre regionalen Charakteristika immer mehr ein und dünnten in ihrer spezifischen „linguistische[n] Dichte“ (Lameli 2010: 29) aus. Diese Entwicklung hatte, wie die historischen Wenkerbögen aus meinem Untersuchungsgebiet zeigen, im Niederdeutschen im 19. Jahrhundert längst begonnen, sie kulminiert aber in

der Generationsfolge der alteingesessenen Gewährspersonen aus der Vorkriegs- und der Nachkriegsgeneration.

In dieser Generationsfolge kommt es auch zu einschneidenden Veränderungen im Gebrauch der regionalen Varietäten. An erster Stelle ist hier das Abreißen der innerfamiliären Tradierung des Niederdeutschen und der Herkunftsdiaklekte der Vertriebenen zu nennen. Das Niederdeutsche wurde in seinem Gebrauch in den Nachkriegsjahrzehnten überdies immer weiter auf vertraute und informelle Gesprächskonstellationen unter Verwandten, Freunden und Kollegen begrenzt. Durch diese Verengung seiner Gebrauchsdomänen wurden einerseits die situationsübergreifenden Kommunikationsfunktionen des mecklenburgischen Dialekts stark eingeschränkt, andererseits aber gewann das Niederdeutsche durch seine Assoziation mit nächstsprachlichen Interaktionskontexten auch neue pragmatische und sozialsymbolische Funktionen. Für die beiden untersuchten Alterskohorten der mecklenburgischen Bevölkerung stehen Niederdeutsch und Hochdeutsch vielfach noch im Verhältnis einer funktionalen und medialen Diglossie. Mit dem fortschreitenden Verlust der Niederdeutschkompetenz in jüngeren Bevölkerungssegmenten ist die Auflösung dieser Diglossie freilich absehbar und sie zeichnet sich in der Nachkriegsgeneration meiner Probandinnen und Probanden bereits merklich ab.

Schon in der Abfolge von der Vorkriegsgeneration zur Nachkriegsgeneration ging die Verstehenskompetenz, vor allem aber die produktive Beherrschung des Niederdeutschen im Durchschnitt sehr deutlich zurück. Zugleich konnte ich zeigen, dass die aktive Beherrschung standardnaher Sprachlagen, die in den ersten Nachkriegsjahrzehnten in Mecklenburg durchaus noch nicht in der gesamten Bevölkerung vorausgesetzt werden konnte, in jüngeren Altersgruppen allgemein wurde. Monovarietär dialektale Sprachkompetenzen dürften heute unter Mecklenburgerinnen und Mecklenburgern wohl kaum noch zu finden sein, bei älteren Menschen können aber nicht selten noch bivarietäre Kompetenzen angetroffen werden, in denen das Niederdeutsche offensichtlich dominiert. Der Bilingualismus jüngerer Altersgruppen, die das Niederdeutsche noch aktiv beherrschen, ist dann schon hochdeutsch gewichtet und wird zunehmend durch Kompetenzprofile abgelöst, die sich allein auf hochdeutsche Sprachlagen beschränken.

Gestützt auf soziokulturelle, schulische und elterliche Normautoritäten hatte das Standarddeutsche im gesamten Berichtszeitraum unangefochten den Status einer Prestigevarietät inne. Während die ältesten Gewährspersonen den Gebrauch standardnaher Sprachlagen im Rückblick teilweise noch in sozial privilegierten und kulturell avancierten Trägergruppen verorten, bekommt das Hochdeutsche unter jüngeren Befragten vor allem wegen seiner Normativität und seiner universellen und damit auch überregionalen Funktionalität hohe Wertschätzung. Solange Niederdeutsch und Hochdeutsch noch im Verhältnis einer funktionalen Diglossie stehen, wird dem mecklenburgischen Dialekt ein ausgeprägtes und sprachideologisch überhöhtes verdecktes Prestige zugemessen. Der positiven Bewertung und Konzeptualisierung der regionalen Nähesprache Niederdeutsch, die in ganzen Ensembles emotional-ästhetischer Stereotype den Laiendiskurs zum Niederdeutschen prägen, stehen aber durchaus auch negative Bewertungen hinsichtlich seines sozialen Status gegenüber.

Durch die massenhafte Zuwanderung von Flüchtlingen und Vertriebenen wurde das Gefüge der regionalen Nonstandardvarietäten in Mecklenburg nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst um eine unüberschaubare Vielfalt von ehemals ortsfremden Dialekten und Regiolekten erweitert, die die Immigranten in ihrem ‚sprachlichen Gepäck‘ mitbrachten. Die lokalen Kommunikationsräume waren in der ersten Nachkriegszeit daher von extrem heterogenen Sprachverhältnissen geprägt und von zum Teil schwer überwindbaren Sprachbarrieren durchzogen. Unter den immigrierten Vertriebenen zeigte sich die Tendenz der sprachlichen Entregionalisierung – allerdings nur soweit sie ihre Herkunftsvarietäten betraf – noch sehr viel stärker als bei den alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburgern. Schneller und durchgreifender als Migranten in anderen historischen Kontexten legten die Vertriebenen von 1945/1946 ihre Herkunftsvarietäten in Mecklenburg ab. Hier nahm der Prozess der Entregionalisierung also sogar die Form raschen Sprachverlusts an.

Die durchgreifende Dynamik der Abkehr von den Herkunftsvarietäten wurde durch die bewusst zerstreute Ansiedlung der Vertriebenen und ihre extrem benachteiligte gesellschaftliche Stellung angetrieben. Die Immigranten fanden sich in Mecklenburg in einseitigen ökonomischen und sozialen Abhängigkeiten von den Alteingesessenen wieder und gerieten damit unter einen außerordentlich starken Anpassungsdruck an die

Aufnahmegesellschaft. Anders als den Vertriebenen in der Bundesrepublik wurde den Zuwanderern in der SBZ/DDR auch weitestgehend verwehrt, sich in landsmannschaftlichen Gruppen zu organisieren oder auch nur zu artikulieren und ihre Herkunftskultur und -sprache öffentlich zu pflegen. Die Herkunftsdialekte konnten also in der Regel allenfalls noch im engsten Kreis der gemeinsam immigrierten Familienmitglieder nächstsprachliche und mit der verlorenen Heimat sozialsymbolisch assoziierte Funktionen übernehmen und in diesem äußerst begrenzten Rahmen auch ein entsprechendes verdecktes Prestige gewinnen. Ansätze, auf dem Gebrauch der Herkunftsdialekte wenigstens noch im engsten Familienkreis „sentimentalisch zu beharren“⁵⁰⁶, waren offensichtlich selten und blieben vergleichsweise kurzlebig.

Ihre ehemals große kommunikative Reichweite in den Sprachdomänen der Heimatregionen büßten die Herkunftsvarietäten im neuen mecklenburgischen Lebensumfeld so gut wie vollständig ein. Sie wurden daher nicht nur nicht an die Folgegeneration der Vertriebenenfamilien weiter vermittelt, sondern schon in der Zuwanderergeneration stellten die meisten Immigrantinnen und Immigranten den Gebrauch der Herkunftsvarietäten bald ganz ein und viele von ihnen sind im Laufe der Jahre ohne jede Sprachpraxis in diesen Varietäten zu „Sprachvergessern“ (Wirrer 2009) geworden. Nur in kompakten ethnischen Gemeinden von Vertriebenen gleicher Herkunftsregion erfolgte der Abbau der Herkunftsdialekte etwas langsamer. Der insgesamt sehr raschen Abkehr vom Gebrauch der Herkunftsdialekte entspricht auf der regiolektalen Ebene, dass die Vertriebenen in ihren standardnahen Sprachlagen regionalsprachliche Reliktmerkmale ihrer Herkunftsregionen schon in der Zuwanderergeneration strukturell weitestgehend tilgten. Im Sprachgebrauch der Nachkommengeneration der Vertriebenenfamilien sind Anklänge an die sprachliche Herkunft der Eltern dann bereits gar nicht mehr nachweisbar. Da auch die alteingesessenen Mecklenburgerinnen und Mecklenburger von ihren zugewanderten Partnern, Nachbarn oder Arbeitskollegen nur in seltenen Ausnahmefällen Kenntnisse von deren Herkunftsvarietäten erworben haben, werden diese Immigrantenvarietäten mit dem Ableben der Zuwanderergeneration

506 Vgl. den Begriff der „sentimentalischen Beharrung“ bei Bausinger (1956: 11).

wohl keine sprachlichen Spuren im mecklenburgischen Varietätengefüge hinterlassen.

Dem dominanten Entwicklungstrend der Entregionalisierung der Non-standardvarietäten in Mecklenburg wirkten im begrenzten Umfang aber auch Gegenbewegungen einer sprachlichen (Re-)Regionalisierung und strukturellen Standard-*Divergenz* entgegen. So weist das Niederdeutsch der untersuchten Alteingesessenen, die nach 1950 geboren wurden, im Durchschnitt wieder etwas häufiger einige altdialektale und salient standardferne Merkmale auf, die im Niederdeutsch der Vorkriegsgeneration bereits weitgehend abgebaut worden waren. Die Funktion derartiger struktureller Archaismen ist es offensichtlich, die Varietätengrenze zwischen dem Hochdeutschen und dem aus Sicht der Sprechenden ‚echten‘ Niederdeutsch zu markieren. Auch auf der Ebene der Sprachwahrnehmung konnte ich eine Tendenz zum Regionalen beobachten. Hier läuft dem immer weiter zurückgehenden Gebrauch des Niederdeutschen dessen emotionale und konzeptuelle Aufwertung als beliebte Identifikationssprache und regionales Kulturgut entgegen. Jedenfalls unter den Bevölkerungskreisen, die zumindest noch über passive Niederdeutschkompetenzen verfügen, nimmt nicht nur das verdeckte Prestige des mecklenburgischen Dialekts intergenerationell erheblich zu, sondern auch sein sozialer Status wird von der Nachkriegsgeneration wesentlich besser beurteilt als noch von der Vorkriegsgeneration. Hier zeichnet sich ein bedeutender gesellschaftlicher Einstellungswandel gegenüber dem Niederdeutschen ab, das im öffentlichen Raum bis in die ersten Nachkriegsjahrzehnte als allgemein „verpönt“ empfunden wurde.

Als eine Form sprachlicher Re-Regionalisierung lassen sich auch die Bestrebungen verstehen, das Niederdeutsche, das inzwischen für große Bevölkerungsteile zur Fremdsprache geworden ist, gesteuert in Kindergarten, Schule und Erwachsenenbildung zu vermitteln. Erste Ansätze zu einer institutionellen Vermittlung des Niederdeutschen gehen auf die späten 1970er Jahre zurück, sie wurden nach der Wende von 1989 intensiviert und seit 2017 ist Niederdeutsch in Mecklenburg-Vorpommern regulär als dritte schulische Fremdsprache für das Abitur zugelassen. Inwieweit die gesteuerte Sprachvermittlung des Niederdeutschen aber langfristig seine kommunikative Wiederbelebung bewirken kann, bleibt einstweilen abzuwarten.

Viel frühere Gegenbewegungen zur Entregionalisierung lassen sich bemerkenswerterweise in den Familien der Vertriebenen finden. Diejenigen nämlich, die in Gebrauch und Einstellung besonders stark zu regional mecklenburgischen Sprachformen tendieren, sind ausgerechnet die ehemals ortsfremden Immigrantinnen und Immigranten. So hat eine große Zahl der Schulkinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die nach dem Zweiten Weltkrieg ins Land kamen, gleich in den ersten Nachkriegsjahren das Niederdeutsche gelernt. Dem langfristigen Rückgang der Sprecherzahlen des Niederdeutschen stellte die Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen also zwischenzeitlich einen bedeutenden Anstieg der Zahl von *new speakers* (Hornsby 2015) des mecklenburgischen Dialekts entgegen. Auch unter den Nachkommen der Vertriebenen lassen sich durchaus gute Sprecherinnen und Sprecher des Niederdeutschen finden. Das damals ungesteuert und unfokussiert als Fremdsprache erworbene Lerner-Niederdeutsch der Immigranten weist mehr noch als das Niederdeutsch der jüngeren Altersgruppe der interviewten Alteingesessenen einige strukturelle Archaismen auf, die die Standardferne dieser Varietät herausheben. Die Zuwanderer haben sich im Lauf der Zeit aber auch die sehr positiven Einstellungen der Alteingesessenen zu ihrem Dialekt zu eigen gemacht. Sie haben dabei im Verlauf ihrer Sprachbiographie oft einen bemerkenswerten Einstellungswandel vollzogen, denn das Niederdeutsche begegnete ihnen bei ihrer Ankunft in Mecklenburg zunächst noch als fremd, weitgehend unverständlich und wurde vielfach auch als sozial ausschließend empfunden.

Neben dem verbreiteten Erwerb des Niederdeutschen und der Übernahme positiver Niederdeutschstereotype äußert sich die Tendenz zur Annäherung an die regionalen Nonstandardvarietäten ihres neuen Lebensumfeldes in den Vertriebenenfamilien auch auf der Ebene der Umgangssprache. Die Vertriebenen und ihre Nachkommen haben eine Fülle von spezifisch mecklenburgischen Regiolektmerkmalen in ihren eigenen hochdeutschen Sprachgebrauch integriert. Merkmale des mecklenburgischen Regiolekts, die in der Generationsfolge der Alteingesessenen intergenerationell fortschreitend abgebaut werden, wurden von den Immigranten in das eigene regiolektale Hochdeutsch übernommen und dort zum Teil sogar hyperfrequent reproduziert. Die strukturelle Advergenz an den mecklenburgischen Regiolekt, die begleitet wird von einer durchgreifenden Tilgung

von Merkmalen der Herkunftsvarietäten, geht bei den Nachkommen von Vertriebenen soweit, dass sie heute im Durchschnitt ‚mecklenburgischer‘ sprechen als die gleichaltrigen Alteingesessenen. Sie haben sich den mecklenburgischen Regiolekt dabei so sehr zu eigen gemacht, dass sie in dieser Sprachlage situationsübergreifend auch mit Ortsfremden kommunizieren.

Die sprachlichen Regionalisierungstendenzen bei den immigrierten Vertriebenen, die dem allgemeinen Trend einer Entregionalisierung des mecklenburgischen Varietätengefüges zuwiderlaufen, beziehen sich ausschließlich auf die autochthonen mecklenburgischen Nonstandardvarietäten. Die sprachliche Anpassung der Zuwanderer an das mecklenburgische Umfeld ist nicht nur durch den extrem einseitigen Anpassungsdruck in der Enge und sozialen Asymmetrie der alltäglichen Kommunikationskontakte in der Nachkriegszeit zu verstehen. Aus der Perspektive der „Neubürger“ sind diese Übernahmen spezifisch mecklenburgischer Sprachformen und Spracheinstellungen auch als sprachliche „acts of identity“ (Le Page/Tabouret-Keller 1985) zu interpretieren, mit denen die soziokulturelle Zugehörigkeit zur lokalen und regionalen mecklenburgischen Gesellschaft reklamiert wird.

Da die Immigration der Vertriebenen nach 1945 nicht zu wechselseitigen Varietätenkonvergenzen, sondern lediglich zu einer ganz einseitigen Varietätenadvergenz geführt hat, werden, wie gesagt, langfristig keine sprachlichen Spuren der Herkunftsvarietäten der Vertriebenen im mecklenburgischen Varietätengefüge verbleiben. Die Bestrebungen einer institutionell gestützten „sentimentalen Reaktivierung“ der Herkunftsdialekte, die landsmannschaftliche Gruppierungen nach der politischen Wende von 1989 forcierten, werden ganz überwiegend von der rasch ausdünnenden Betroffengeneration der Vertreibung getragen und wohl keine dauerhafte Wiederbelebung dieser Varietäten zur Folge haben. So wird die langfristige sprachhistorische Bedeutung der Vertriebenenimmigration für die Entwicklung der mecklenburgischen Regionalsprache nicht darin bestehen, dass extraregionale Sprachmerkmale oder Varietäten der Herkunftsgebiete integriert werden, sondern darin, dass die starken Anpassungsbestrebungen der Zuwanderer den dominanten Trend der Entregionalisierung des Varietätengefüges im Sprachgebrauch gebremst haben und auch in den laufenden Strukturwandel der mecklenburgischen Nonstandardvarietäten einen konservativen Zug einbrachten.

Was lässt sich über den Zeitverlauf der beschriebenen Entwicklungen im mecklenburgischen Varietätengefüge sagen? Die meisten Sprachgeschichten des Deutschen sehen im Ende des Zweiten Weltkriegs „eine deutliche Zäsur in der deutschen Sprachgeschichte“ (Moser 1985: 1679), einen „epochale[n] Einschnitt“ (Wolff 1986: 208), der „für viele Sprachhistoriker einen ganz neuen Abschnitt, wenn nicht gar eine neue Epoche“⁵⁰⁷ der Sprachentwicklung markiert. In der Regel werden dabei veränderte außersprachliche Bedingungsfaktoren genannt, die den abrupten Beginn einer neuen Phase der deutschen Sprachgeschichte eingeleitet hätten. Diese gesellschaftlichen Neuerungen haben demnach gerade im Bereich der regionalen Nonstandardvarietäten des Deutschen zu großen Verschiebungen geführt, sie hätten, so heißt es, „das Spektrum der mündlichen Varietäten und ihren Gebrauch“ tiefgreifend umstrukturiert (Wiesinger 1997: 23), speziell zur Aufgabe dialektaler Sprachmerkmale „zugunsten standardnäherer Formen“ (Moser (1985: 1692) und sogar „teilweise zum Dialektverlust“ (Polenz 1999: 457) geführt.

In der Tat müssen Flucht und Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung aus den ehemaligen Siedlungsgebieten des östlichen Mitteleuropa als ein besonders tiefer Einschnitt in die jüngere deutsche Sprachgeschichte angesehen werden. Mit der Zwangsmigration von mehr als 12 Millionen Menschen hatte sich nicht nur die räumlichen Erstreckung der deutschen Sprachlandschaft in Europa ganz erheblich verengt, sondern mit 1945 wurde auch das Ende einer großen Vielfalt ehemals vitaler Dialekte und Regiolekte des Deutschen im östlichen Mitteleuropa eingeläutet. Unter den besonderen sozialen und politischen Lebensbedingungen der Aufnahmegeellschaft der SBZ/DDR, in die sich die Zuwanderer einzugliedern hatten, vollzog sich der Verlust ihrer Herkunftsvarietäten besonders rasch und durchgreifend. Andererseits brachte das starke Bestreben vieler Zuwanderer, sich sprachlich an ihr neues lokales Lebensumfeld anzupassen und

507 Cherubim (1998: 70). Cherubim gibt ebd.: 69–71 einen knappen Überblick über die Periodisierung der Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts in einschlägigen sprachhistorischen Publikationen. Zu einem sehr ähnlichen Ergebnis kommt schon der Forschungsüberblick von Wolff (1986: 208–209). Dieser Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte widerspricht nur eine Minderheit der Sprachhistoriker, vgl. z. B. Ernst (2005: 19).

gesellschaftliche Zugehörigkeit zu erlangen, in den bereits laufenden Prozess einer Entregionalisierung des autochthon mecklenburgischen Varietätengefüges zunächst eine konservative Gegentendenz ein, wirkte hier also einer abrupten „Zäsur“ der Entwicklung entgegen.

Für die Frage, ob das Jahr 1945 tatsächlich eine Zäsur in der deutschen Sprachgeschichte mit sich brachte, ist zu bedenken, dass viele der gesellschaftlichen Umbrüche, die in der germanistischen Literatur als Gründe für den sprachgeschichtlichen „Epochenschnitt“ (Cherubim 1998: 71) angeführt werden, einen umfassenden Einfluss auf den Alltag der Sprecherinnen und Sprecher frühestens ein bis zwei Jahrzehnte nach Kriegsende entfalten konnten. Ich habe in Kapitel 2.1 die vier am häufigsten genannten gesellschaftlichen Faktoren für den Sprachgeschichtswandel am Ende des Zweiten Weltkriegs – Migration, Mobilität, Medien, Bildungsexpansion – in ihrem Zeitverlauf skizziert. Ich spreche hier in aller Kürze noch einmal einige Faktoren an, die den Prozess der sprachlichen Entregionalisierung im mecklenburgischen Varietätengefüge befördert haben dürften:

1. Zahlenstarke Immigration sozial unterprivilegierter Gruppen gab es mit den Schnittern und später den Zwangsarbeitern in Mecklenburg schon lange vor der Vertriebenenimmigration. Aber die kommunikationsgeschichtlich besonders bedeutsame Zuwanderung von Fach- und Führungskräften aus dem Süden der DDR wurde von staatlicher Seite erst seit 1953 mit der Aktion „Industriearbeiter aufs Land“ gefördert.
2. Eine zunehmende Pendlermobilität wurde überhaupt erst nach dem Wiederaufbau der Verkehrsinfrastruktur und ihrem Ausbau in den 1950er und 1960er Jahren möglich. Erst die forcierte Industrialisierung Rostocks setzte im Laufe der 1950er Jahre stark steigende Pendlerbewegungen in Gang und gestaltete mein gesamtes Erhebungsgebiet in den Folgejahrzehnten in einen urbanen Verflechtungsraum mit hoher interner Mobilität um.
3. In den ersten Nachkriegsjahren waren Radiogeräte in Mecklenburg nach der Beschlagnahmung durch die Besatzungsmacht seltene Mangelware. 1947 begann der Wiederaufbau einer Rundfunkindustrie in Mecklenburg-Vorpommern und erst für die zweite Hälfte der 1970er Jahre kann davon ausgegangen werden, dass nahezu alle Haushalte in der DDR über ein Radiogerät und die meisten auch über ein Fernsehgerät verfügten.
4. Seit dem Beginn der 1950er Jahre wurde sukzessive die Vorschulerziehung ausgebaut und die bislang oft einklassigen Landschulen durch überlokale Zentralschulen – zunehmend mit Ganztagsbetreuung – ersetzt. Die letzten einklassigen Landschulen der DDR wurden 1960 aufgelöst. Ein weiterer sprachgeschichtlich folgenreicher Entwicklungsschritt der staatlichen Bildungspolitik erfolgte im

Jahr 1959, als die bisher achtjährige Schulpflicht auf einen obligatorischen zehnjährigen Schulbesuch verlängert wurde.

All die beispielhaft genannten gesellschaftlichen Entwicklungen setzten also keineswegs schon zum Kriegsende, sondern frühestens im Laufe der 1950er Jahre ein.

Erst die in den 1950er und 1960er Jahren geborene Nachkriegsgeneration der mecklenburgischen Bevölkerung stand mehr oder weniger durchgängig und im Verlauf ihrer gesamten Sprachbiographie unter dem Einfluss der sozioökonomischen Wandlungen der Nachkriegsgesellschaft, die allgemein für die sprachgeschichtliche „Zäsur“ am Ende des Krieges verantwortlich gemacht werden. Von einem abrupten „Epochenschnitt“ von 1945“ (Cherubim 1998: 71) kann daher allenfalls im Hinblick auf die Entwicklung der Herkunftsvarietäten der Flüchtlinge und Vertriebenen gesprochen werden. Im Übrigen haben wir es eher mit kontinuierlichen Verschiebungen im Sprachgebrauch und der Sprachwahrnehmung der mecklenburgischen Bevölkerung – einschließlich der „Neubürger“ – zu tun, die mit gesellschaftlichen Veränderungen korrespondierten, die sich teilweise schon lange vor dem Krieg abgezeichnet hatten, sich aber im zweiten und dritten Nachkriegsjahrzehnt durch den forcierten politischen, sozialen und ökonomischen Systemwechsel in der DDR stark verdichteten. Die Entwicklungen im mecklenburgischen Varietätengefüge hatten in der Zeit vor 1945 also teilweise längst begonnen, sie kulminierten aber in den 1950er und 1960er Jahren in den Redeweisen, den Varietätenwahlen und Spracheinstellungen, mit denen sich die Menschen auf die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse ausrichteten und sich sprachlich neue Kommunikationshorizonte und Gruppenzugehörigkeiten erschlossen. Zu einer regelrechten sprachgeschichtlichen „Zäsur“ führten dann allerdings die Entscheidungen fast aller vor 1940 geborenen Eltern, mit ihren Kindern nicht mehr auf Niederdeutsch oder in einem Herkunftsdiakkt zu sprechen. Auch dieser abrupte Abbruch der innerfamiliären Dialektradierung ist aber eher auf die 1950er und 1960er Jahre zu datieren als auf das Jahr 1945. Ob die bildungspolitischen Bemühungen der letzten Jahrzehnte um eine Revitalisierung des Niederdeutschen dem mecklenburgischen Varietätengefüge die schwindende basisdialektale Schicht erhalten können, wird sich erst in fernerer Zukunft erweisen.

7. Verzeichnis der konsultierten Archive und ihrer Siglen

AEAS: Archiv des Erzbischöflichen Amtes Schwerin

*ALRos: Archiv des Landkreises Rostock, Standorte Güstrow und Bad
Doberan*

*BArch, MfS: Bundesarchiv, Ministerium für Staatssicherheit, Standorte
Berlin und Rostock*

LHAS: Landeshauptarchiv Schwerin

LKAS: Landeskirchliches Archiv, Standort Schwerin

PA St. Anna, Schwerin: Pfarrarchiv St. Anna Schwerin

8. Literaturverzeichnis

- Adler, Astrid / Ehlers, Christiane / Goltz, Reinhard / Kleene, Andrea / Plewnia, Albrecht (2016): *Status und Gebrauch des Niederdeutschen 2016. Erste Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung*. Mannheim.
- Adler, Astrid / Plewnia, Albrecht (2018): „Möglichkeiten und Grenzen der quantitativen Spracheinstellungsforschung.“ In: Lenz, Alexandra / Plewnia, Albrecht (Hrsg.): *Variation – Normen – Identitäten*. Berlin, Boston: 63–97.
- Agha, Asif (2005) „Voice, footing, enregisterment.“ In: *Journal of Linguistic Anthropology* 15,1 (2005): 38–59.
- Ahrens, H. (1955): „Die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung unserer Stadt.“ In: *Festschrift zur 725. Jahrfeier der Stadt Schwaan: Vom 16. bis 18. September 1955*. Schwaan: 16–24.
- Ammon, Ulrich (2005): „Standard und Variation: Norm, Autorität und Legitimation.“ In: Eichinger, Ludwig M. / Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Standardvariation. Wieviel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin, New York: 28–40.
- Amos, Heike (2009): *Die Vertriebenenpolitik der SED 1949 bis 1990*. München. – Digitale Ressource: <https://doi.org/10.1524/9783486706277> (Stand: 25.5.2022)
- Anders, Christina Ada / Palliwoda, Nicole / Schröder, Saskia (2014): „in dem moment wo ich es dann erkenne dann ist es auch gleich wieder weg.“ Salienzeffekte in der Sprachperzeption.“ In: *Linguistik online* 66, 4 (2014): 51–69.
- Andresen, Helga (2020): „Die Flüchtlinge schnackten ja kein Platt... Zum Sprachwechsel von Niederdeutsch zu Hochdeutsch nach dem 2. Weltkrieg: Gesellschaftliche Veränderungen, Soziolinguistik und Schule.“ In: Andresen, Helga / Fredsted, Elin / Janussek, Franz (Hrsg.): *Regionale Sprachenvielfalt. Standardisierung – Didaktisierung – Ästhetisierung*. Hildesheim, Zürich, New York: 109–127.
- Antonsich, Marco (2010): „Searching for belonging – an analytical framework.“ In: *Geography Compass* 4, 6 (2010): 644–659. – Digitale Ressource: <https://doi.org/10.1111/j.1749-8198.2009.00317.x>, (Stand: 30.3.2022).

- Anweiler, Oskar (1989): „Bildung und Wissenschaft in der DDR.“ In: Weidenfeld, Werner / Zimmermann, Hartmut (Hrsg.): *Deutschland-Handbuch. Eine doppelte Bilanz 1949–1989*. Bonn: 370–388.
- Arendt, Birte (2010): *Niederdeutschkurse. Spracheinstellungen im Kontext von Laien, Printmedien und Politik*. Berlin.
- Arendt, Birte (2019): „Wie sagt man hier? Bewertungen von Dialekt, Regionalsprache und Standard im Spannungsfeld regionaler Identität und sozialer Distinktion.“ In: Antos, Gerd / Niehr, Thomas / Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): *Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit*. Berlin, Boston: 333–352.
- Bader, Ulf-Hermann (1998): „Das Niederdeutsche in der Honecker-Ära – kulturelles Erbe und folkloristische Renaissance.“ In: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): *Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR*. Frankfurt a. M. usw.: 47–55.
- Barck, Simone (2002): „Kultur im Wiederaufbau (Teil 2): Bildung und Kultur in der DDR.“ In: *Informationen zur politischen Bildung 256: Deutschland in den 50er Jahren*. – Digitale Ressource: www.bpb.de/izpb/10136/kultur-im-wiederaufbau-teil-2 (Stand: 25.5.2022)
- Barth, Frederik (1998): „Introduction.“ In: Barth, Frederik (Hrsg.): *Ethnic groups and boundaries: The social organization of culture difference*. Long Grove, Illinois: 9–37.
- Bausinger, Hermann (1956): „Beharrung und Einfügung. Zur Typik des Einlebens der Flüchtlinge.“ In: *Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen 2* (1956): 9–16.
- Bausinger, Hermann / Braun, Markus / Schwedt, Herbert (1959): *Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen*. Stuttgart.
- Beckmann, Paul (1954 / 1955): „Die Weiterentwicklung der Mecklenburger Mundart nach dem Tode Fritz Reuters.“ In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock, gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 4* (1954 / 1955): 129–133.
- Beer, Mathias (2011): *Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen*. München.
- Beer, Mathias (2016): „Die Flüchtlingsfrage‘ in Deutschland nach 1945 und heute. Ein Vergleich.“ In: *Zeitgeschichte-online* (April 2016). – Digitale

- Ressource: <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/die-fluechtlingsfrage-deutschland-nach-1945-und-heute> (Stand 25.5.2022)
- Beer, Mathias (2020): „Are we what we eat? Migration, Diversity and Identity.“ In: Hinrichsen, Jan / Lange, Jan / Reichel, Raphael (Hrsg.): *Diversities. Theories & Practices. Festschrift für Reinhard Jöhler*. Tübingen: 211–228.
- Bellmann, Günter (1970): „Einleitung: Die Tonbandaufnahmen ostdeutscher Mundarten 1962–1966.“ In: Bellmann, Günter / Göschel, Joachim: *Tonbandaufnahme ostdeutscher Mundarten. Gesamtkatalog. Mit 10 Karten*. Marburg: 7–29.
- Bentzien, Ulrich (1981): „Historische Etappen der Mundartpflege im Norden der DDR.“ In: *Linguistische Studien Reihe A, Arbeitsberichte 75/II: Das Niederdeutsche in Geschichte und Gegenwart*. Berlin: 147–154.
- Bentzien, Ulrich (1988): „Landarbeiter.“ In: Bentzien, Ulrich / Neumann, Siegfried (Hrsg.): *Mecklenburgische Volkskunde*. Rostock: 148–168.
- Bentzin, Wolfgang (1988): „Volkskultur in Mecklenburg.“ In: Bentzin, Wolfgang / Neumann, Siegfried (Hrsg.): *Mecklenburgische Volkskunde*. Rostock: 9–120.
- Beranek, Franz J. (1970): *Atlas der sudetendeutschen Umgangssprache*. Bd. 1. Marburg.
- Berry, John W. (1990): „Psychology of acculturation. Understanding individuals moving between cultures.“ In: Brislin, Richard W. (Hrsg.): *Applied cross-cultural psychology*. Newbury Park / London / New Delhi: 232–253.
- Besch, Werner (2003): „Die Regionen und die deutsche Schriftsprache. Konvergenzfördernde und konvergenzmindernde Faktoren. Versuch einer forschungsgeschichtlichen Zwischenbilanz.“ In: Berthele, Raphael / Christen, Helen / Hove, Ingrid (Hrsg.): *Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht*. Berlin, New York: 5–27.
- Bieberstedt, Andreas (2015): „In meinem Elternhaus wurde nur Plattdeutsch gesprochen. Sprachbiographische Konzeptionen Hamburger Dialektsprecher zum frühen Spracherwerb.“ In: Langhanke, Robert (Hrsg.): *Sprache, Literatur, Raum. Festgabe für Willy Diercks*. Bielefeld: 205–237.

- Bieberstedt, Andreas (2016): „*Das hieß dann, die können kein richtiges Deutsch in der Schule.*“ Autobiographische Äußerungen Hamburger Dialektsprecher zu ihrer schulischen Sprachsozialisation.“ In: Bieberstedt, Andreas / Ruge, Jürgen / Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*. Frankfurt a. M. usw.: 251–306.
- Bieberstedt, Andreas / Ruge, Jürgen / Schröder, Ingrid (Hrsg.) (2016): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*. Frankfurt a. M. usw.
- Biedowicz, Johanna (2017): „Frühkindlicher Niederdeutscherwerb. Eine exemplarische Studie zu einem Greifswalder Kindergarten.“ In: Arendt, Birte / Bieberstedt, Andreas / Ehlers, Klaas-Hinrich (Hrsg.): *Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte*. Frankfurt a. M. usw.: 225–250.
- Bischoff, Karl (1949): „Das umsiedlerproblem in seiner bedeutung für die sprachliche erziehung.“ In: *Pädagogik. Zeitschrift für Theorie und Praxis der sozialistischen Erziehung*. 4,2 (1949): 77–83.
- Bode, Paul (1928): „Vom Hochdeutschsprechen der Schulanfänger vom Lande.“ In: *Zeitschrift für pädagogische Psychologie und Jugendkunde* 10 (1928): 545–559.
- Bongertmann, Ulrich (2021): *Alltag in der DDR*. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, Pierre (2005 [1983]): „Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital.“ In: ders.: *Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1*. Hrsg. von Margareta Steinrück. Hamburg: 49–79.
- Brandt, Wolfgang (1985): „Hörfunk und Fernsehen in ihrer Bedeutung für die jüngste Geschichte des Deutschen.“ In: Besch, Werner / Reichmann, Oskar / Sonderegger, Stefan (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Halbband. Berlin, New York: 1669–1678.
- Brenzinger, Matthias (1998): „Language contact and language displacement.“ In: Coulmas, Florian (Hrsg.): *The handbook of sociolinguistics*. Oxford: 273–284.
- Brinker, Klaus (1996): „Zur Analyse der narrative Themenentfaltung am Beispiel einer Alltagserzählung.“ In: Henning, Jörg / Meier, Jürgen

- (Hrsg.): *Varietäten der deutschen Sprache. Festschrift für Dieter Möhn*. Frankfurt a. M. usw.: 279–289.
- Brown, Penelope / Levinson, Stephen C. (1987): *Politeness. Some universals in language usage*. 2. überarb. Aufl. Cambridge.
- Brunner, Heiko / Zietz, Karola (2008): *Die Reihe Archibilder Schwaan*. Erfurt.
- Buchmann, Liane (2006): *Mecklenburg-Vorpommern im historischen Rückblick – Ein Überblick von 1840–1990*. (=Rostocker Zentrum – Diskussionspapier 2) – Digitale Ressource: https://www.rostockerzentrum.de/content/publikationen/rz_diskussionspapier_2.pdf (Stand: 25.5.2022)
- Bühl, Harald / Heinze, Dieter / Koch, Hans / Staufenbiel, Fred (Hrsg.) (1970): *Kulturpolitisches Wörterbuch*. Berlin.
- Burger, Harald (1979): „Gesprochene Sprache am Radio.“ In: *Radio Praxis. Handbuch für Programm-Mitarbeiter. Radio und Fernsehen DRS*. 2. Aufl. Zürich: 31–44.
- Cherubim, Dieter (1998): „Kontinuität und Diskontinuität in der deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts.“ In: Kämper, Heidrun / Schmidt, Hartmut (Hrsg.): *Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte*. Berlin, New York: 59–85. Digitale Ressource: DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110622638-006> (Stand: 12.6.2022)
- Chronik der Stadt Rostock von 1945–1979. Teil 1 1945–1970*. Hrsg. vom Stadtarchiv Rostock. Rostock 1979.
- Chronik der Stadt Rostock von 1945–1979. Teil 2 1971–1979. Mit Register für Teil 1 und 2*. Hrsg. vom Stadtarchiv Rostock. Rostock 1980.
- Chudniziki, Wladimir S. (1991): „Zur kommunikativen Funktion der sprachlichen Existenzformen in Mecklenburg. Soziolinguistische Untersuchung in der Schiffswerft Rechlin und ihrer engeren Umgebung.“ In: *Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache* 10 (1991): 223–239.
- Clyne, Michael (1984): *Language and society in the German-speaking countries*. Cambridge.
- Conrad, François / Ehrlich, Stefan / Schlobinski, Peter (Hrsg.): *Hannover – Zentrum des Hochdeutschen. Einschätzung zum besten Hochdeutsch in Deutschland. Eine repräsentative Umfrage, durchgeführt von forsa*. – Digitale Ressource: <https://shop.gfds.de/produkt/60256/> (Stand: 25.5.2022)

- Cornelsen, Doris (1989): „Die Volkswirtschaft der DDR: Wirtschaftssystem – Entwicklung – Probleme.“ In: Weidenfeld, Werner / Zimmermann, Hartmut (Hrsg.): *Deutschland-Handbuch. Eine doppelte Bilanz. 1949–1989*. München: 258–275.
- Cornips, Leonie / de Rooij, Vincent A. (2018): „Introduction. Belonging through linguistic place-making in center-periphery constellations.“ In: Cornips, Leonie / de Rooij, Vincent A. (Hrsg.): *The sociolinguistics of place and belonging. Perspectives from the margin*. Amsterdam: 1–13.
- Dahl, Eva-Sophie (1974): „Interferenz und Alternanz – zwei Typen der Sprachschichtenmischung im Norden der Deutschen Demokratischen Republik.“ In: Ising, Gerhard (Hrsg.): *Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik*. Berlin: 339–387.
- Diederich, Georg M. (2006): *Chronik der katholischen Gemeinden in Mecklenburg 1709 bis 1961*. Schwerin.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch*. 4. neu bearb. und erw. Auflage. Mannheim usw. 2001.
- Duller, Eduard (1847): *Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten geschildert. Mit 50 kolorirten Bildern*. Leipzig.
- Dussel, Konrad (1999): *Deutsche Rundfunkgeschichte. Eine Einführung*. Konstanz.
- Eagly, Alice H. / Chaiken, Shelly (2005): „Attitude research in the 21st century: The current state of knowledge.“ In: Albarracín, Dolores / Johnson, Blair T. / Zanna, Mark P. (Hrsg.): *The handbook of attitudes*. Mahwah (New Jersey), London: 743–767.
- Ebkens, Melanie (2019): *Die sprachliche Integration der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen nach 1945 in den niederdeutschen Sprachraum im Oldenburger Land und den umliegenden Regionen*. Oldenburg; Masterarbeit.
- Eggers, Hans (1986): *Deutsche Sprachgeschichte. Bd. 2: Das Frühneuhochdeutsche und das Neuhochdeutsche*. Reinbek bei Hamburg.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2007): „Staatlich geförderte Dialektforschung 1920 bis 1960. Eine Skizze zur Geschichte der deutschen Dialektologie an Beispielen aus der niederdeutschen Sprachforschung.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 130 (2007): 109–126.

- Ehlers, Klaas-Hinrich (2013): „Führte die Immigration der Heimatvertriebenen nach 1945 zu Dialektverlust und Nivellierung regionalsprachlicher Differenzen? Beobachtungen aus einer Untersuchungsregion in Mecklenburg.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 136 (2013): 97–116.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2015a): „Kurzvokal statt standarddeutscher Länge.“ In: Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter (Hrsg.): *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA) Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Hildesheim, Zürich, New York: 141–154.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2015b): „Vertriebenen-Linguistik. Geschichte und Profil der germanistischen Forschung zu den sprachlichen Folgen der Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg.“ In: Haßler, Gerda (Hrsg.): *Metasprachliche Reflexion und Diskontinuität. Wendepunkte – Krisenzeiten – Umbrüche*. Münster: 208–222.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2016): „Uns're Leut' – Akkulturation und Abgrenzung einer karpatendeutschen Vertriebenengruppe in Mecklenburg.“ In: Zückert, Martin / Schvarc, Michal / Meier, Jörg (Hrsg.): *Migration – Zentrum und Peripherie – Kulturelle Vielfalt. Neue Zugänge zur Geschichte der Deutschen in der Slowakei*. Leipzig: 161–197.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2017): „Von der Sprachbiografie zur Sprachgebrauchsgeschichte. Die Rekonstruktion des Varietätengebrauchs auf den Rostocker Werften.“ In: Schröder, Ingrid / Jürgens, Carolin (Hrsg.): *Sprachliche Variation in autobiographischen Interviews. Theoretische und methodische Zugänge*. Frankfurt a. M.: 143–165.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2018): *Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg. Varietätenkontakte zwischen Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen. Teil 1: Sprachsystemgeschichte*. Berlin. – Digitale Ressource: Open-access: DOI 10.3726/b14252
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2019): „Mecklenburgisch-Vorpommersch, Mittelpommersch, Brandenburgisch.“ In: Herrgen, Joachim / Jürgen Erich Schmidt (Hrsg.): *Sprache und Raum. Ein internationales Handbuch der Sprachvariation. Band 4: Deutsch*. Unter Mitarbeit von Hanna Fischer und Brigitte Ganswindt. Berlin / Boston: 590–616.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2021) „Verliert sich alles' – eine kurze Tradierungsgeschichte des Herkunftswortschatzes immigrierter Vertriebener im mecklenburgischen Sprachumfeld.“ In: Ehrismann, Ottfried / Hardt,

- Isabell (Hrsg.): *Das Sudetendeutsche Wörterbuch. Bilanzen und Perspektiven*. Berlin 2021: 71–92.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2022): „Die ‚Tonbandaufnahmen der deutschen Mundarten‘ im Kontext der (niederdeutschen) Dialektologie der DDR.“ In: *IDS-open* 3 (2022)
- Eichhoff, Jürgen (1978): *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*. 2. Band. Bern, München.
- Eichinger, Ludwig M. (2010): „Kann man der Selbsteinschätzung von Sprechern trauen?“ In: Anders, Christina A. / Hundt, Markus / Lasch, Alexander (Hrsg.): „*Perceptual dialectology*“. *Neue Wege der Dialektologie*. Berlin, New York: 433–449.
- Eichinger, Ludwig M. / Gärtig, Anne-Kathrin / Plewnia, Albrecht / Roesel, Janin / Rothe, Astrid / Rudert, Selma / Schoel, Christiane / Stahlberg, Dagmar / Stickel, Gerhard (2011): *Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativumfrage*. 2. Aufl. Mannheim.
- Elmentaler, Michael (2012): „In Hannover wird das beste Hochdeutsch gesprochen.“ In: Anderwald, Lieselotte (Hrsg.): *Sprachmythen – Fiktion oder Wirklichkeit?* Frankfurt a. M. usw.: 101–115.
- Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter (2015): *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 1: Regiolektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharioth und Viola Wilcken. Kartografie, Layout und Satz: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York.
- Elmentaler, Michael / Rosenberg, Peter (2022): *Norddeutscher Sprachatlas (NOSA). Bd. 2: Dialektale Sprachlagen*. Unter Mitarbeit von Klaas-Hinrich Ehlers, Robert Langhanke, Hannah Reuter und Viola Wilcken; Kartografie, Layout und Satz: Ulrike Schwedler. Hildesheim, Zürich, New York.
- Elspaß, Stephan (2015): „Der Wert einer Sprachgeschichte von unten für die Erforschung regionaler Sprachen und Varietäten.“ In: Fredsted, Elin / Langhanke, Robert / Westergaard, Astrid (Hrsg.): *Modernisierung in kleinen und regionalen Sprachen*. Hildesheim, Zürich, New York: 151–177.

- Engel, Ulrich (1958): „Die Sprache der Heimatvertriebenen in Württemberg.“ In: *Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen* 3 (1958): 229–251.
- Erdmann, Ursula (1992): *Language maintenance versus assimilation. A study of the fate of Low German in the Northeast Lower Saxony since World War II*. Stuttgart.
- Ernst, Peter (2005): *Deutsche Sprachgeschichte. Eine Einführung in die diachrone Sprachwissenschaft des Deutschen*. Wien.
- Esser, Hartmut (2006): *Sprache und Integration. Die sozialen Bedingungen und Folgen des Spracherwerbs von Migranten*. Frankfurt a. M. / New York.
- Evermann, Werner / Fust, Werner (1931): *Deutsche Sprachlehre auf heimatkundlicher Grundlage in drei Stufen für die Schüler der weniggegliederten Landschulen. Heft 1: Grundschule, Heft 2: Oberstufe*. Güstrow.
- Fink, Anne (2017): „Die Umsetzung der Verwaltungsvorschrift ‚Niederdeutsch in der Schule‘ – eine exemplarische Studie zum Niederdeutschangebot in den Schulen Greifswalds.“ In: Arendt, Birte / Bieberstedt, Andreas / Ehlers, Klaas-Hinrich (Hrsg.): *Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte*. Lang: Frankfurt a. M.: 251–278.
- Fishman, Joshua A. (1964): „Language maintenance and language shift as a field of inquiry. A definition of the field and suggestions for its further development.“ In: *Linguistics* 9 (1964): 32–70.
- Fix, Ulla (1995): „Das Generationengedächtnis und der Sprachwandel. Sprachbiographisches Erinnern als Methode zum Erfassen von Sprachgebrauchswandel.“ In: Lerchner, Gotthard / Schröder, Marianne / Fix, Ulla (Hrsg.): *Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie. Festschrift für Rudolf Große*. Frankfurt a. M. usw.: 31–38.
- Fix, Ulla (2010): „Sprachbiographien als Zeugnisse von Sprachgebrauch und Sprachgebrauchsgeschichte. Rückblick und Versuch einer Standortbestimmung.“ In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 160 (2010): 10–28.
- Föllner, Ursula (1998): „Niederdeutsch in Sachsen-Anhalt. Zwischenbilanz einer sprachsoziologischen Untersuchung.“ In: Föllner, Ursula (Hrsg.): *Sprachsoziologische Untersuchungen zum Niederdeutschen*

- in Sachsen-Anhalt unter besonderer Berücksichtigung der Altmark. Oschersleben: 5–14.*
- Föllner, Ursula (2000): „Beobachtungen zur Rolle der Vertriebenen beim Wandel im Sprachgebrauch des Ostfälischen nach dem Zweiten Weltkrieg.“ In: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): *Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der internationalen Dialektologentagung Göttingen, 19.–21. Oktober 1998*. Stuttgart: 166–171.
- Föllner, Ursula (2004): „Zum Gebrauch des Niederdeutschen in der Gegenwart – soziolinguistische und pragmatische Aspekte.“ In: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): *Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart*. Hildesheim, Zürich, New York: 99–148.
- Föllner, Ursula / Luther, Saskia (2015) „Das Neuostfälische und seine Verwendung.“ In: Föllner, Ursula / Luther, Saskia / Stellmacher, Dieter (Hrsg.): *Der Raum Ostfalen. Geschichte, Sprache und Literatur zwischen Weser und Elbe an der Mittelgebirgsschwelle*. Frankfurt a. M. usw.: 243–266.
- Förster, Nico (2021): *Zur Gefährdung des Niederdeutschen in Mecklenburg-Vorpommern*. Berlin: Masterarbeit.
- Franceschini, Rita (2004): „Sprachbiographien: das Basel-Prag-Projekt (BPP) und einige mögliche Generalisierungen bezüglich Emotion und Spracherwerb.“ In: Franceschini, Rita / Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): *Leben mit mehreren Sprachen. Vivre avec plusieurs langues. Sprachbiographien, Biographies langagières*. Berlin usw.: 121–145.
- Ganswindt, Brigitte (2017): *Landschaftliches Hochdeutsch. Rekonstruktion der oralen Prestigevarietät im ausgehenden 19. Jahrhundert*. Stuttgart.
- Ganswindt, Brigitte (2018): „Landschaftliches Hochdeutsch in Hannover. Die orale Prestigevarietät im 19. Jahrhundert.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 141 (2018): 75–87.
- Gärtig, Anne-Kathrin / Plewnia, Albrecht / Rothe, Astrid (2010): *Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen*. Mannheim.
- Gernentz, Hans-Joachim (1964): *Niederdeutsch – gestern und heute. Beiträge zur Sprachsituation in den nördlichen Bezirken der Deutschen Demokratischen Republik in Geschichte und Gegenwart*. Berlin.

- Gernentz, Hans-Joachim (1974): „Die kommunikative Funktion der niederdeutschen Mundart und der hochdeutschen Umgangssprache im Norden der Deutschen Demokratischen Republik, unter besonderer Berücksichtigung der Interferenz und der Alternanz zwischen diesen beiden Existenzformen.“ In: *Studia Germanica Gandensia* 15 (1974): 209–244.
- Gernentz, Hans-Joachim (1980): *Niederdeutsch gestern und heute. Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik in Geschichte und Gegenwart*. 2. völlig neubearb. Aufl. Rostock.
- Gernentz, Hans-Joachim (1985): „Zur Verbreitung und Bewertung der niederdeutschen Mundart in den drei Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik.“ In: Prowatke, Christa (Hrsg.): *Niederdeutsche Mundart und Literatur in der DDR*. Rostock: 3–11.
- Gernentz, Marianne (1998): „Meine Erfahrungen mit Niederdeutschkursen an der Volkshochschule Rostock in den siebziger Jahren.“ In: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): *Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR*. Frankfurt a. M.: 281–285.
- Gessinger, Joachim (2018): „Perceptual linguistics. Methodenkritische Anmerkungen zu einer vielgestaltigen korpuslinguistischen Forschungsrichtung.“ In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 92 (2018): 83–108.
- Glück, Helmut (Hrsg.) (2000): *Metzler Lexikon Sprache. Mit 70 Abbildungen, davon 17 Karten*. 2. überarb. Aufl. Stuttgart, Weimar.
- Goltz, Reinhard (2007a): „Ehr Flüchtlingsspack! Ehr Lompepack! Ehr Pollacke! Plattdeutsch und Hochdeutsch bei der Integration von Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg.“ In: *TOP 34. Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.* 17 (2007): 4–24.
- Goltz, Reinhard (2007b): „Ach, Deutsch könnt ihr auch.‘ Sprachliche und konfessionelle Fremdheitserfahrungen und Integration ostpreußischer Flüchtlinge in Norddeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg.“ In: *Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands* 52 (2007): 209–225.
- Gosselck, Johannes (1931): „Schaul un Plattdüütsch.“ In: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.) (1995): *Notwehr ist erlaubt. Niederdeutsch im Urteil von Verehrern und Verächtern*. Rostock: 227–229.

- Grießhaber, Wilhelm (2010): *Spracherwerbsprozesse in Erst- und Zweitsprache. Eine Einführung*. Duisburg.
- Grottendiek, Michael (1999): „Der Umsiedler soll nicht neben uns herlaufen.“ Gesellschaftspolitische Konflikte im Kontext der Vertriebenen-eingliederung in Mecklenburg-Vorpommern.“ In: Melis, Damian von (Hrsg.): *Sozialismus auf dem platten Land. Mecklenburg-Vorpommern 1945–1952*. Schwerin: 195–237.
- Gundlach, Jürgen (1967): „Plattdeutsch in Mecklenburg heute – Bericht über die Tonaufnahmen der mecklenburgischen Mundart 1962/1963.“ In: *Rostocker Beiträge. Regionalgeschichtliches Jahrbuch der mecklenburgischen Seestädte 1* (1966): 173–194.
- Gundlach, Jürgen (1988): „Volkssprache.“ In: Bentzien, Ulrich / Neumann, Siegfried (Hrsg.): *Mecklenburgische Volkskunde*. Rostock: 423–438.
- Haak, Marlene (2005): „Streiflichter auf die wirtschaftliche Entwicklung und das Leben der Bevölkerung im 20. Jahrhundert.“ In: Stadt Schwaan (Hrsg.): *Schwaan. „Wie ein Hauch verträumten Sinns“*. Rostock: 83–101.
- Haescher, Katja *et al.* (2017): *Flucht, Vertreibung, Neuanfang. Zeitzeugen erzählen ihre Geschichte*. Bd. 2. Schwerin.
- Handl, Johann (1998): „War die schnelle Integration der Vertriebenen ein Mythos?“ In: Endres, Rudolf (Hrsg.): *Bayerns vierter Stamm. Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen nach 1945*. Köln, Weimar, Berlin: 183–214.
- Hansen-Jaax, Dörte (1995): *Transfer bei Diglossie. Synchroner Sprachkontaktphänomene im Niederdeutschen*. Hamburg.
- Hartung, Wolfdietrich (1981): „Schlußbemerkung.“ In: *Kommunikation und Sprachvariation*. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Wolfdietrich Hartung und Helmut Schönfeld. Berlin: 441–445.
- Häußermann, Hartmut (2004): „Stadt/City.“ In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus J./ Trudgill, Peter (Hrsg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Bd. 1, 1. Teilband. 2. Aufl. Berlin, New York: 443–461.
- Herrmann-Winter, Renate (1974): „Auswirkungen der sozialistischen Produktionsweise in der Landwirtschaft auf die sprachliche Kommunikation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik.“ In: Ising, Gerhard (Hrsg.): *Aktuelle Probleme der sprachlichen*

- Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik.* Berlin: 135–190.
- Herrmann-Winter, Renate (1979): *Studien zur gesprochenen Sprache im Norden der DDR. Soziolinguistische Untersuchungen im Kreis Greifswald.* Berlin.
- Herrmann-Winter, Renate (1985): „Urteile über Niederdeutsch in den Nordbezirken der DDR.“ In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 38,3 (1985): 297–308.
- Herrmann-Winter, Renate (1989): *Frau Apotheker kaufte ihren Hut hochdeutsch. Prominente über Platt.* Rostock.
- Herrmann-Winter, Renate (1991): „Plattdeutsch in Vorpommern.“ In: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): *Vorpommern. Geschichte, Sprache, Volkskultur.* Rostock, Stralsund: 18–24.
- Herrmann-Winter, Renate (1994): „Der Dialekt erlaubt keine eigene Sprache, aber eine eigene Stimme...‘ Überlegungen zur Bewertung des Niederdeutschen.“ In: Mattheier, Klaus J. / Wiesinger, Peter (Hrsg.): *Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen.* Tübingen: 457–464.
- Herrmann-Winter, Renate (1995): „Sprachen und Sprechen in Pommern.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 118 (1995): 165–187.
- Herrmann-Winter, Renate (1998): „Norddeutsche Volkssprache unter der Arbeiter-und-Bauern-Macht bis 1970.“ In: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): *Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR.* Frankfurt a. M. usw.: 15–45.
- Herrmann-Winter, Renate (1999): *Plattdeutsch-hochdeutsches Wörterbuch. Für den mecklenburgisch-vorpommerschen Sprachraum.* 4. Aufl. Rostock.
- Herrmann-Winter, Renate (2000): „Niederdeutsch als Sprache des Unterrichts und der Unterrichtsmittel in pommerschen Schulen vom 16. bis 20. Jahrhundert.“ In: Buchholz, Werner (Hrsg.): *Kindheit und Jugend in der Neuzeit 1500–1900. Interdisziplinäre Annäherungen an die Instanzen sozialer und mentaler Prägung in der Agrargesellschaft und während der Industrialisierung. Das Herzogtum Pommern (seit 1815 preußische Provinz) als Beispiel.* Stuttgart: 55–68.
- Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.) (1995): *Notwehr ist erlaubt. Niederdeutsch im Urteil von Verehrern und Verächtern. Texte aus Mecklenburg und Pommern vom 16. bis zum 20. Jahrhundert.* Rostock.

- Hettler, Yvonne (2016): „Die Bremer sprechen natürlich immer dieses ‚e‘ so komisch.‘ Laienlinguistische Selbst- und Fremdwahrnehmung in Bremen und Hamburg.“ In: Bieberstedt, Andreas / Ruge, Jürgen / Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*. Frankfurt a. M. usw.: 171–213.
- Hettler, Yvonne (2018): *Salienz, Bewertung und Realisierung regionaler Sprachmerkmale in Bremen und Hamburg*. Hildesheim, Zürich, New York.
- Heydemann, Günther (2011): „Blühende Landschaften‘ oder entvölkerte Landkreise? Die neuen Bundesländer zwischen Wachstums- und Schrumpfungprozessen.“ In: Bock, Bettina / Fix, Ulla / Pappert, Steffen (Hrsg.): *Politische Wechsel – sprachliche Umbrüche*. Berlin: 77–99.
- Heyne, Martin (1988): „Werftarbeiter.“ In: Bentzien, Ulrich / Neumann, Siegfried (Hrsg.): *Mecklenburgische Volkskunde*. Rostock: 206–229.
- Höder, Steffen (2011): „Niederdeutsch und Hochdeutsch – ein Fall von Diasystematisierung.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 134 (2011): 113–136.
- Hoffmann, Dierk/Schwartz, Michael (Hrsg.) (1999): *Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR*. München.
- Hoffmann, Johannes/Wille, Manfred/Meinicke, Wolfgang (1993): „Flüchtlinge und Vertriebene im Spannungsfeld der SBZ-Nachkriegspolitik.“ In: Wille, Manfred / Hoffmann, Johannes / Meinicke, Wolfgang (Hrsg.): *Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*. Wiesbaden: 12–26.
- Hollmach, Uwe (2007): *Untersuchungen zur Kodifizierung der Standardausprache in Deutschland*. Frankfurt a. M.
- Holuba, Judith (2000): *Zwischen Identität und Anpassung. Die sprachliche Integration der Heimatvertriebenen im Raum Kaufbeuren / Neugablonz im Spannungsfeld zwischen Dialekt und Hochsprache*. München.
- Holz, Martin (2004): *Evakuierte, Flüchtlinge und Vertriebene in Mecklenburg-Vorpommern 1945–1961 am Beispiel der Insel Rügen*. Schwerin.
- Holz, Martin (2006): „Evakuierung, Flucht, Vertreibung und Neuanfang aus der Perspektive der evangelischen und katholischen Kirche 1943–1961 am Beispiel Rügens.“ In: Vierneisel, Beatrice (Hrsg.): *Fremde im*

- Land. Aspekte zur kulturellen Integration von Umsiedlern in Mecklenburg und Vorpommern 1945 bis 1953.* Münster usw.: 63–95.
- Hopf, Christel / Schmidt, Christiane (Hrsg. 1993): *Zum Verhältnis von innerfamiliären sozialen Erfahrungen, Persönlichkeitsentwicklung und politischen Orientierungen. Dokumentation und Erörterung des methodischen Vorgehens in einer Studie zu diesem Thema.* Hildesheim.
- Hornsby, Michael (2015): *Revitalizing minority languages. New speakers of Breton, Yiddish and Lemko.* Basingstoke.
- Hradil, Stefan (2002): „Mobilität.“ In: Endruweit, Günter / Trommsdorf, Gisela (Hrsg.): *Wörterbuch der Soziologie.* 2. Aufl. Stuttgart: 368–373.
- Hückstädt, Arnold (1985): „Zur Pflege der niederdeutschen Literatur und der niederdeutschen Mundart.“ In: *Niederdeutsche Mundart und Literatur in der DDR.* Hrsgg. vom Mecklenburgischen Folklorezentrum für die drei Nordbezirke. Rostock: 41–53.
- Huesmann, Anette (1998): *Zwischen Dialekt und Standard. Empirische Untersuchung zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen.* Tübingen.
- Hüllen, Werner (1992): „Identifikationssprachen und Kommunikationssprachen. Über Probleme der Mehrsprachigkeit.“ In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 20, 3 (1992): 298–317.
- Hundt, Markus / Anders, Christina Ada / Lasch, Alexander (2010): „Gegenstand und Ergebnisse der Wahrnehmungsdialektologie (Perceptual Dialectology).“ In: Anders, Christina Ada / Hundt, Markus / Lasch, Alexander (Hrsg.): „*Perceptual dialectology*“. *Neue Wege der Dialektologie.* Berlin, New York: XI–XXI.
- Jakobson, Roman (1960): „Linguistik und Poetik.“ In: Jakobson, Roman: *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971.* Hrsg. von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. Frankfurt a. M. 1979: 83–121.
- Jeggle, Utz (2000): „Kaldaunen und Elche. Kulturelle Sicherungssysteme bei Heimatvertriebenen.“ In: Hoffmann, Dierk / Krauss, Marita / Schwartz, Michael (Hrsg.): *Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven.* München: 395–407.
- Jochmann, Tanja (2000): *Zur Einschätzung soziophonetischer Befragungen. Kontrolluntersuchung zu einem geplanten gesamtdeutschen Aussprachewörterbuch.* Aachen.

- Judt, Matthias (1997): „Aufstieg und Niedergang der ‚Trabi-Wirtschaft‘.“ In: Judt, Matthias (Hrsg.): *DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse*. Berlin: 87–164.
- Jürgens, Carolin (2015): *Niederdeutsch im Wandel. Sprachgebrauchswandel und Sprachwahrnehmung in Hamburg*. Hildesheim, Zürich, New York.
- Jürgens, Carolin (2016): „Regionale Identität per Einkaufsstüte. Eine Fallstudie zum *Enregisterment* des Niederdeutschen in Hamburg.“ In: Bieberstedt, Andreas / Ruge, Jürgen / Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*. Frankfurt a. M. usw.: 306–343.
- Jürgens, Carolin / Schröder, Ingrid (2016). „Sprachstereotype und ihre Realisierungen im Gespräch am Beispiel des Niederdeutschen.“ In: Bieberstedt, Andreas / Ruge, Jürgen / Schröder, Ingrid (Hrsg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*. Frankfurt a. M.: 345–385.
- Karge, Wolf (2008): *Illustrierte Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns*. Bildredaktion Reno Stutz. Rostock.
- Karge, Wolf / Schmied, Hartmut / Münch, Ernst (2011): *Die Geschichte Mecklenburgs von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 5. aktual. Aufl. Rostock.
- Karstädt, Otto (1925): *Mundart und Schule*. 4. Aufl. Langensalza.
- Kehrein, Roland (2012): *Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale*. Stuttgart.
- Keller, Rudi (1990): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen.
- Kellner, Birgit (2002): *Zwischen Anlehnung und Abgrenzung. Orthographische Vereinheitlichung als Problem im Neuniederdeutschen*. Heidelberg.
- Klappenbach, Ruth / Steinitz, Wolfgang (Hrsg.) (1977): *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. 6 Bde. Berlin.
- Klee, Ernst (2005): *Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*. Aktualisierte Ausgabe. Frankfurt a. M.
- Knoll, Lothar (1976): *Die Berücksichtigung der niederdeutschen Sprache und Literatur und ihre didaktischen Möglichkeiten im Rahmen des Deutschunterrichts*. Siegburg.

- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf (1986): „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte.“ In: *Romanisches Jahrbuch* 36 (1985): 15–33.
- Köhncke, André (2006): „Untersuchungen zur gegenwärtigen mecklenburgischen Mundart.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 129 (2006): 157–184.
- Köhncke, André (2017): „Regionale Unterschiede und Veränderungen im Wortschatz des Mecklenburgischen.“ In: Arendt, Birte / Bieberstedt, Andreas / Ehlers, Klaas-Hinrich (Hrsg.): *Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte*. Frankfurt a. M.: 71–97.
- König, Christian (2014): *Flüchtlinge und Vertriebene der DDR-Aufbaugeneration. Sozial- und biographiegeschichtliche Studien*. Leipzig.
- König, Werner / Elspaß, Stephan / Möller, Robert (2015): *dtv-Atlas Deutsche Sprache. Mit 155 Abbildungsseiten in Farbe*. Grafiker Hans-Joachim Paul. 18. Aufl. München.
- Koop, Volker (2008): *Besetzt. Sowjetische Besatzungspolitik in Deutschland*. Berlin.
- Kossert, Andreas (2008): *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945*. 3. Aufl. München.
- Kotthoff, Helga (2005): „Konversationelle Karikaturen. Über Selbst- und Fremdstilisierungen in Alltagsgesprächen.“ In: Röcke, Werner / Velten, Hans Rudolf (Hrsg.): *Lachgemeinschaften. Kulturelle Inszenierungen und soziale Wirkungen von Gelächter im Mittelalter und der Frühen Neuzeit*. Berlin, New York: 331–351.
- Kotthoff, Helga (2006): „Vorwort.“ In: dies. (Hrsg.): *Scherzkommunikation. Beiträge aus der empirischen Kommunikationsforschung*. Radolfzell: 7–19.
- Kotthoff, Helga (2018): „Humor in der Pragmatik.“ In: Liedtke, Frank / Tuchen, Astrid (Hrsg.): *Handbuch Pragmatik*. Stuttgart: 302–311.
- Kowalzik, Ortwin (1966): „Schwaan. Eine siedlungsgeographische Studie.“ In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock* 15 (1966): *Mathematisch-naturwissenschaftliche Reihe Heft 7/8*: 1013–1035.

- Kramer, Franz (1957): „Jugend und Mundart.“ In: Mehlem, Richard / Seedorf, Wilhelm (Hrsg.): *Niederdeutsch. Ein Handbuch zur Pflege der Heimatsprache*. Hannover: 43–47.
- Krause, Christiane (1993): „Flüchtlinge und Vertriebene in Rostock – Versuch einer Situationsbeschreibung für die Zeit vom Mai bis August 1945.“ In: Wille, Manfred / Hoffmann, Johannes / Meinicke, Wolfgang (Hrsg.): *Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*. Wiesbaden: 148–158.
- Krauss, Marita (2011): „Fremde Heimat: DDR.“ In: Burk, Henning / Fehse, Erika / Krauss, Marita / Spröer, Susanne / Wolter (Hrsg.): *Fremde Heimat. Das Schicksal der Vertriebenen nach 1945*. Bonn: 191–208.
- Krech, Eva-Maria *et al.* (Hrsg.) (1964): *Wörterbuch der deutschen Aussprache*. Leipzig.
- Kuckartz, Udo (2010): *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*. Wiesbaden: 12–20.
- Kurella, Alfred (1964): „Sprachkultur im deutschen Arbeiter-und-Bauernstaat.“ In: *Sprachpflege. Zeitschrift für gutes Deutsch* (1964) 1: 1–3.
- Lameli, Alfred (2004): *Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt*. Stuttgart.
- Lameli, Alfred (2010): „Relationen im Sprachkontakt: das Beispiel der norddeutschen Mehrsprachigkeit.“ In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 77,1: 19–53.
- Landeskundlich-historisches Lexikon Mecklenburg-Vorpommern* (2007). Hrsg. von der Geschichtswerkstatt Rostock e.V. und dem Landesheimatverband Mecklenburg-Vorpommern e.V. Rostock.
- Langer, Nils (2009): „Sociolinguistic changes in the history of Low German.“ In: Horan, Geraldine / Langer, Nils / Watts, Sheila (Hrsg.): *Landmarks in the history of the German languages*. Oxford usw.: 211–231.
- Langhanke, Robert (2013): „Zweit- und Lerner Sprache Niederdeutsch – Aufgaben und Perspektiven einer *renovatio linguae saxonicae*.“ In: Zybatow, Tatjana / Harendarski, Ulf (Hrsg.): *Sprechen, Denken und Empfinden*. Berlin: 297–312.
- Langhanke, Robert (2019): „Sprache, Literatur und Regionalkultur. Zu angeblichen und tatsächlichen Lernzielen eine Kleinsprachdidaktik am niederdeutschen Beispiel.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 142 (2019): 168–191.

- Lasagabaster, David (2004): „Attitude / Einstellung.“ In: Ammon, Ulrich *et al.* (Hrsg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 2. Aufl., 2. Halbband. Berlin, New York: 399–405.
- Lehmann, Albrecht (1991): *Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990*. München.
- Lenz, Alexandra (2005): „Hyperdialektalismen und Hyperkorrekturen – Indizien für Varietätengrenzen.“ In: Lenz, Alexandra / Mattheier, Klaus Jürgen (Hrsg.): *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt a. M.: 75–95.
- Leopold, Werner F. (1970 [1959]): „The decline of German dialects.“ In: Fishman, Joshua A. (Hrsg.): *Readings in the sociology of language*. 2. Aufl. The Hague, Paris: 340–364.
- Le Page, Robert B. / Tabouret-Keller, Andrée (1985): *Acts of identity. Creole-based approaches to language and ethnicity*. Cambridge usw.
- Linke, Angelika (1996): *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart, Weimar.
- Löffler, Heinrich (1994): *Germanistische Soziolinguistik*. 2. Aufl. Berlin.
- Lucius-Hoene, Gabriele / Deppermann, Arnulf (2004): „Narrative Identität und Positionierung.“ In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 5 (2004): 166–183.
- Luckmann, Fritz (2008): „Aus der Geschichte der Stadt Schwaan. 95.3 Zeittafel der Geschichte der Stadt 1945–1955.“ In: *Schwaaner Anzeigenblatt: Bekanntmachungen aller Art; Amtsblatt für die Stadt und das Amt Schwaan* 11 (2008).
- Luckmann, Fritz (2009): „Aus der Geschichte der Stadt Schwaan. 95.5 Zeittafel der Geschichte der Stadt 1945–1955.“ In: *Schwaaner Anzeigenblatt: Bekanntmachungen aller Art; Amtsblatt für die Stadt und das Amt Schwaan* 5 (2009).
- Lüttinger, Paul (1989): *Integration der Vertriebenen. Eine empirische Analyse*. Unter Mitwirkung von Rita Rossmann. Frankfurt a. M. / New York.
- Mackensen, Lutz (1959): „Die deutsche Sprache in und nach der Vertreibung.“ In: Lemberg, Eugen / Edding, Friedrich (Hrsg.) (1959): *Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluss auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben*. Bd. 3. In Verbindung

- mit Max Hilbert Boehm, Karl Heinz Germann, Alfred Karasek-Langer. Kiel: 224–271.
- Mahlich, Wolfgang (1999): *Die Herausbildung der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften in der DDR, dargestellt an der Entwicklung des Kreises Haldensleben, Bezirk Magdeburg (1952–1960)*. Berlin: Dissertation – Digitale Ressource: <https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/15151/Mahlich.pdf?sequence=1&isAlloWed=y> (Stand: 25.5.2022)
- Mangelsen, Carina (2015): *Die sprachliche Integration Heimatvertriebener nach 1945 in der Stadt Flensburg und Umland – eine migrationslinguistische Untersuchung*. Kiel: Bachelorarbeit.
- Mattheier, Klaus J. (1980): *Pragmatik und Soziologie der Dialekte*. Heidelberg.
- Mattheier, Klaus J. (1995): „Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven.“ In: Gardt, Andreas / Mattheier, Klaus J. / Reichmann, Oskar (Hrsg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*. Tübingen: 1–18.
- Matthias, Herbert (1987): „Grundzüge der Schulentwicklung von 1945 bis 1961.“ In: Rach, Hans-Jürgen / Weissel, Bernhard / Plauel, Hainer (Hrsg.): *Das Leben der Werktätigen in der Magdeburger Börde. Studien zum dörflichen Alltag vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Anfang der 60er Jahre*. Berlin: 223–253.
- Menge, Heinz H. (2004): „Zum Status des Niederdeutschen.“ In: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): *Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart*. Hildesheim, Zürich, New York: 9–34.
- Moeller, Richard (1931): „Rundfunk und Schule.“ In: *Mecklenburgische Monatshefte* 7 (1931): 12–14.
- Möhn, Dieter (1983): „Geschichte der neuniederdeutschen Mundarten.“ In: Cordes, Gerhard / Möhn, Dieter (Hrsg.): *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter*. Berlin: 154–181.
- Möhn, Dieter (1983): „Niederdeutsch in der Schule.“ In: Cordes, Gerhard / Möhn, Dieter (Hrsg.): *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturforschung*. Berlin: 631–659.

- Möller, Frerk (2004): „Niederdeutsch: das sozio-kulturelle Umfeld.“ In: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): *Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart*. Hildesheim, Zürich, New York: 281–358.
- Möller, Frerk (2008): *Plattdeutsch im 21. Jahrhundert. Bestandsaufnahme und Perspektiven*. Mit einem Aufsatz von Michael Windzio. Leer.
- Möller, Frerk (2010): „Niederdeutsch im 21. Jahrhundert. Bestandsaufnahme und Perspektiven.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 133 (2010): 141–164.
- Möller, Kathrin (1999): „Industrialisierung in Mecklenburg-Vorpommern. Zur Entstehung der ostdeutschen Werftenindustrie von 1945 bis 1953.“ In: Melis, Damian von (Hrsg.): *Sozialismus auf dem platten Land. Mecklenburg-Vorpommern 1945–1952*. Schwerin: 343–356.
- Moser, Hugo (1956): „Umsiedlung und Sprachwandel.“ In: Arnold, Franz / Spranger, Eduard / Erbe, Walter (Hrsg.): *Bildungsfragen unserer Zeit*. Stuttgart: 121–141.
- Moser, Hugo (1985): „Die Entwicklung der deutschen Sprache seit 1945.“ In: Besch, Werner / Reichmann, Oskar / Sonderegger, Stefan (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Zweiter Halbband. Berlin, New York: 1678–1707.
- Mussaëus, Johann Jacob (1829): *Versuch einer plattdeutschen Sprachlehre mit besonderer Berücksichtigung der mecklenburgischen Mundart*. Neustrelitz, Neubrandenburg.
- Myers-Scotton, Carol (1998): „Code-switching.“ In: Coulmas, Florian (Hrsg.): *The handbook of sociolinguistics*. Oxford: 217–237.
- Nekula, Marek (2001): „Der tschechisch-deutsche Bilinguismus.“ In: Koschmal, Walter / Nekula, Marek / Rogall, Joachim (Hrsg.): *Deutsche und Tschechen. Geschichte, Kultur, Politik. Mit einem Geleitwort von Václav Havel*. München: 208–217.
- Nekula, Marek (2021): „Sprachideologien und Sprachmanagement in sprachbiographischen Interviews: Sprecher mit tschechischem Migrationshintergrund in Bayern.“ In: *Brücken. Zeitschrift für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft* 28/ 2 (2021): 63–82.
- Nekula, Marek / Ehlers, Klaas-Hinrich (1996): „Jakobsons Bilanz des Strukturalismus. Ein Vortrag, der jahrzehntelang nicht gedruckt

- werden konnte.“ In: *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft* 6 (1996): 187–199.
- Nekvapil, Jiří (1997): „Tschechien.“ In: Goebel, Hans / Nelde, Peter H. / Starý, Zdeněk / Wölck, Wolfgang (Hrsg.): *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Halbband. Berlin, New York: 1641–1649.
- Nekvapil, Jiří (2004): „Sprachbiographien und Analyse der Sprachsituationen: zur Situation der Deutschen in der Tschechischen Republik.“ In: Franceschini, Rita / Miecznikowski, Johanna (Hrsg.): *Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien*. Bern: 147–172.
- Nekvapil, Jiří (2012): „From language planning to language management: J. V. Neustupný’s heritage.“ In: *Media and communication studies* 63 (2012): 5–21.
- Neuland, Eva (1993): „Sprachgefühl, Spracheinstellungen, Sprachbewußtsein. Zur Relevanz ‚subjektiver Faktoren‘ für Sprachvariation und Sprachwandel.“ In: Mattheier, Klaus J. / Wegera, Klaus-Peter / Hoffmann, Walter / Macha, Jürgen (Hrsg.): *Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch*. Frankfurt a. M. usw.: 723–747.
- Neumann, Lara / Schröder, Ingrid (2017): „Zur Bewertung von Niederdeutsch und lokalem Substandard in Hamburg.“ In: *Linguistik online* 85, 6 (2017): 227–255.
- Neumann, Siegfried (1998): „Das Niederdeutsche im Rahmen der volkskundlichen Forschung und Dokumentation des Wossidlo-Archivs in Rostock.“ In: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): *Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR*. Frankfurt a. M.: 125–145.
- Niebaum, Hermann / Macha, Jürgen (2006): *Einführung in die Dialektologie des Deutschen*. 2. Aufl. Tübingen.
- Niekerken, W. (1950): „Zur Lage des Niederdeutschen in unserer Zeit.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 71/73 (1948/1950): 337–347.
- Niethammer, Lutz (2012): „Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History [1985].“ In: Obertreis, Julia (Hrsg.): *Oral History. Basistexte*. Stuttgart: 31–71.
- North, Michael (2008): *Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns*. München.
- Obertreis, Julia (2012): „Oral History – Geschichte und Konzeptionen.“ In: Obertreis, Julia. (Hrsg.): *Oral History. Basistexte*. Stuttgart: 7–28.

- OpenStreetMap-Deutschland. – Digitale Ressource: <https://www.openstreetmap.de/> (Stand: 25.5.2022)
- Osnowski, Stefan (1998): „Niederdeutsch in den Deutschlehrplänen der DDR.“ In: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): *Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR*. Frankfurt a. M.: 271–279.
- Pearson, Barabara Zurer (2007): „Children with two languages.“ – Digitale Ressource: http://media06.euv-frankfurt-o.de/Literatur/Zurer_Pearson_2007b.pdf (Stand: 25.5.2022)
- Peine, Margit / Schönfeld, Helmut (1981): „Sprachliche Differenzierungen und ihre Bewertung.“ In: Hartung, Wolfdietrich / Schönfeld, Helmut (Hrsg.): *Kommunikation und Sprachvariation*. Von einem Autorenkollektiv. Berlin: 215–258.
- Peters, Robert (1998): „Zur Sprachgeschichte des niederdeutschen Raumes.“ In: *Zeitschrift für deutsche Philologie 117. Sonderheft: Regionale Sprachgeschichte* (1998): 108–127.
- Peters, Robert (2015): „Zur Sprachgeschichte des norddeutschen Raumes.“ In: Hundt, Markus / Lasch, Alexander (Hrsg.): *Deutsch im Norden. Varietäten des norddeutschen Raumes*. Berlin, Boston: 18–35.
- Pfaff-Czarnecka, Joanna / Toffin, Gérard (2011): „Introduction. Belonging and multiple attachments in contemporary Himalayan societies.“ In: dies. (Hrsg.): *The politics of belonging in the Himalayas: local attachments and boundary dynamics*. New Delhi: XI–XXXVIII.
- Pfaff-Czernacka, Joanna (2020): „From ‘identity’ to ‘belonging’ in social research: Plurality, social boundaries, and the politics of the self.“ In: *European Scientific Journal (ESJ) 16/39*: 113–132. – Digitale Resource: <https://doi.org/10.19044/esj.2020.v16n39p113> (Stand: 25.5.2022)
- Plato von, Alexander / Meinicke, Wolfgang (1991): *Alte Heimat – neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR*. Berlin.
- Plewnia, Albrecht / Rothe, Astrid (2011): „Spracheinstellungen und Mehrsprachigkeit. Wie Schüler über ihre und andere Sprachen denken.“ In: Eichinger, Ludwig, M. / Plewnia, Albrecht / Steinle, Melanie (Hrsg.): *Sprache und Integration. Über Mehrsprachigkeit und Migration*. Tübingen: 215–253.

- Polenz, Peter von (1998): „Deutsche Sprache und Gesellschaft in historischer Sicht.“ In: Besch, Werner / Betten, Anne / Reichmann, Oskar / Sonderegger, Stefan (Hrsg.): *Sprachgeschichte ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Aufl. 1. Teilband. Berlin, New York: 41–54.
- Polenz, Peter von (1999): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III: 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin, New York.
- Povejšil, Jaromir (1997) „Tschechisch – Deutsch.“ In: Goebel, Hans / Nelde, Peter H. / Starý, Zdeněk / Wölck, Wolfgang (Hrsg.): *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Halbband. Berlin, New York: 1656–1162.
- Preston, Dennis R. (2005): „Perceptual dialectology / Perzeptive Dialektologie.“ In: Ammon, Ulrich / Mattheier, Klaus J. / Trudgill, Peter (Hrsg.): *Sociolinguistics: an international handbook of the science of language and society*. 2. Aufl. 2. Halbband. Berlin, New York: 1683–1696.
- Prowatke, Christa (Hrsg.) (1985): *Niederdeutsche Mundart und Literatur in der DDR*. Rostock.
- Pscheidt, Edgar (2001): „Zur Integration der Sudetendeutschen in Bayern.“ In: Heumos, Peter (Hrsg.): *Heimat und Exil. Emigration und Rückwanderung, Vertreibung und Integration in der Geschichte der Tschechoslowakei. Vorträge der Tagungen des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 20. bis 22. November 1992 und 19. bis 21. November 1993*. München: 199–222.
- Quasthoff, Uta M. (1980): *Erzählen in Gesprächen. Linguistische Untersuchungen zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags*. Tübingen.
- Reershemius, Gertrud (2004): *Niederdeutsch in Ostfriesland Zwischen Sprachkontakt, Sprachveränderung und Sprachwechsel*. Stuttgart.
- Reershemius, Gertrud (2016): „Autochthonous heritage languages and social media: writing and bilingual practices in Low German on Facebook.“ In: *Journal of Multilingual and Multicultural Development*. – Digitale Ressource: DOI: 10.1080/01434632.2016.1151434 (Stand: 25.5.2022).
- Reershemius, Gertrud / Ziegler, Evelyn (2021): „Soziolinguistische Perspektiven auf Praktiken des Semiotic Landscaping in Zeiten der

- Coronavirus-Pandemie. Ein Stadt-Land-Vergleich.“ In: *Linguistik online* 110,5: 259–292.
- Reichling, Gerhard (1989): *Die deutschen Vertriebenen in Zahlen. Teil II: 40 Jahre Eingliederung in der Bundesrepublik Deutschland*. Bonn.
- Reuter, Hannah (im Druck): *Sprachpolitik von unten: Niederdeutsch in der Erwachsenenbildung. Regionalsprachenunterricht zwischen lokaler Normierung, Regionalisierung und Standardisierung*. Frankfurt (Oder): Dissertation.
- Rexin, Manfred (1989): „Massenmedien in der DDR.“ In: Weidenfeld, Werner / Zimmermann, Hartmut (Hrsg.): *Deutschland-Handbuch. Eine doppelte Bilanz 1949–1989*. Bonn: 402–412.
- Riehl, Claudia Maria (2009): *Sprachkontaktforschung. Eine Einführung*. 2. Aufl. Tübingen.
- Rosenberg, Peter (1986): *Der Berliner Dialekt – und seine Folgen für die Schüler. Geschichte und Gegenwart der Stadtsprache Berlins sowie eine empirische Untersuchung der Schulprobleme dialektsprechender Berliner Schüler*. Tübingen.
- Rosenberg, Peter (2017): „Regionalsprache in Mecklenburg-Vorpommern.“ In: Arendt, Birte / Bieberstedt, Andreas / Ehlers, Klaas-Hinrich (Hrsg.): *Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte*. Frankfurt a. M. usw.: 27–54.
- Rösler, Irmtraud (1998): „Niederdeutsch und Schule.“ In: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): *Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR*. Frankfurt a. M.: 257–269.
- Rudolph, Wolfgang / Steusloff, Wolfgang (1988): „Seefahrende Bevölkerung.“ In: Bentzien, Ulrich / Neumann, Siegfried (Hrsg.): *Mecklenburgische Volkskunde*. Rostock: 230–252.
- Ryan, Ellen B. (1979): „Why do low-prestige language varieties persist?“ In: Giles, Howard / St. Clair, Robert N. (Hrsg.): *Language and social psychology*. Oxford: 145–157.
- Sanders, Willy (1982): *Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen*. Göttingen.
- Schaffmann's und Kluges Karte Deutsche Demokratische Republik 1:700.000 (1951), VEB TouristVerlag – Digitale Ressource: <https://>

- landkartenarchiv.de/ddr2.php?q=Schaffmanns_u_Kluges_Karte_Deutsche_Demokratische_Republik_700T_1951 (Stand: 31.3.2022)
- Scharioth, Claudia (2015): *Regionales Sprechen und Identität. Eine Studie zum Sprachgebrauch, zu Spracheinstellungen und Identitätskonstruktionen von Frauen in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern*. Hildesheim, Zürich, New York.
- Scheele, Heinrich (1936): *Die lauenburgische Sprachlandschaft. Mit einem Anhang über Alte Lauenburgische Höfenamen*. Ratzeburg.
- Schmid, Monika S. (2011): *Language attrition*. Cambridge.
- Schmidt, Christiane (2010): „Analyse von Leitfadeninterviews.“ In: Flick, Uwe / Kardorff, Ernst von / Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 8. Aufl. Reinbek bei Hamburg: 447–456.
- Schmidt, Jürgen Erich (1998): „Moderne Dialektologie und regionale Sprachgeschichte.“ In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 117, Sonderheft: *Regionale Sprachgeschichte*: 163–179.
- Schmidt, Jürgen Erich / Herrgen, Joachim (2011): *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung*. Berlin.
- Schönfeld, Helmut (1974a): *Gesprochenes Deutsch in der Altmark. Untersuchungen und Texte zur Sprachschichtung und zur sprachlichen Interferenz*. Berlin.
- Schönfeld, Helmut (1974b): „Sprachverhalten und Sozialstruktur in einem sozialistischen Dorf in der Altmark.“ In: Ising, Gerhard (Hrsg.): *Aktuelle Probleme der sprachliche Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik*. Berlin: 191–283.
- Schönfeld, Helmut (1981): „Gruppenspezifische Unterschiede bei der Verwendung und Bewertung des Niederdeutschen in der DDR.“ In: *Linguistische Studien. Reihe A, Arbeitsberichte* 75/III: *Das Niederdeutsche in Geschichte und Gegenwart* (1981): 112–120.
- Schönfeld, Helmut (1987): „Die Veränderungen in der Sprache und im sprachlichen Verhalten der Dorfbewölkerung seit Beginn des 20. Jahrhunderts.“ In: Rach, Hans-Jürgen / Weissel, Bernhard / Plaul, Hainer (Hrsg.): *Das Leben der Werktätigen in der Magdeburger Börde. Studien zum dörflichen Alltag vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Anfang der 60er Jahre*. Berlin: 185–221.

- Schönfeld, Helmut (1989): *Sprache und Sprachvariation in der Stadt. Zu sprachlichen Entwicklungen und zur Sprachvariation in Berlin und anderen Städten im Nordteil der DDR*. Berlin.
- Schönfeld, Helmut (1990): „East Low German.“ In: Russ, Charles V. J. (Hrsg.): *The dialects of modern German. A linguistic survey*. London: 91–135.
- Schönfeld, Helmut (2001): *Berlinisch heute. Kompetenz – Verwendung – Bewertung*. Frankfurt a. M.
- Schönfeld, Helmut / Pape, Ruth (1981): „Sprachliche Existenzformen.“ In: Hartung, Wolfgang / Schönfeld (Hrsg.): *Kommunikation und Sprachvariation*. Von einem Autorenkollektiv. Berlin: 130–214.
- Schröder, Edmund (1957): *Mein Mecklenburger Land. Bild einer deutschen Landschaft*. Schwerin.
- Schröder, Ingrid (1997): „Niederdeutsch im Kontext der Sprachpolitik. Ein Resümee zur Diskussion der letzten Jahre.“ In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 25 (1997): 200–206.
- Schröder, Ingrid (2013): „Sprache, Stadt und Stereotyp. Zur sozialsymbolischen Funktion des Niederdeutschen im urbanen Raum.“ In: Grucza, Franticek (Hrsg.): *Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit*. Bd. 17. Frankfurt a. M. usw.: 377–382.
- Schröder, Ingrid (2015): „Zwischen Dialektologie und Regionalsprachenforschung – eine norddeutsche Perspektivierung.“ In: Elemental, Michael / Hundt, Markus / Schmidt, Jürgen Erich (Hrsg.): *Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD)*. Stuttgart: 25–57.
- Schröder, Martin (1995): *Humor und Dialekt. Untersuchungen zur Genese sprachlicher Konnotationen am Beispiel der niederdeutschen Folklore und Literatur*. Neumünster.
- Schuppenhauer, Claus / Werlen, Iwar (1983): „Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache. Teil 1: Die nördliche Hälfte des deutschen Sprachgebietes. Teil 2: Die südliche Hälfte des deutschen Sprachgebietes“ In: Besch, Werner / Knoop, Ulrich / Putschke, Wolfgang / Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. 2. Halbband. Berlin, New York: 1411–1427.

- Schütze, Fritz (1976): „Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen.“ In: *Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie 10* (1976): 7–40.
- Schwartz, Michael (1999): „Integration und Transformation. ‚Umsiedler‘-Politik und regionaler Strukturwandel in Mecklenburg-Vorpommern von 1945 bis 1953.“ In: Melis, Damian van (Hrsg.): *Sozialismus auf dem platten Land. Mecklenburg-Vorpommern 1945–1952*. Schwerin: 135–194.
- Schwartz, Michael (2004): *Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“. Integrationskonflikte in den deutschen Nachkriegs-Gesellschaften und die Assimilationsstrategien in der SBZ/DDR 1945–1961*. München.
- Schwartz, Michael (2006): „Umsiedlerpolitik und Selbstorganisation. Assimilation als Problem in der DDR.“ In: Vierneisel, Beatrice (Hrsg.): *Fremde im Land. Aspekte zur kulturellen Integration von Umsiedlern in Mecklenburg und Vorpommern 1945 bis 1953*. Münster, New York, München, Berlin: 43–62.
- Seils, Mirjam (2006): *Willkommen in Rostock? Aufnahme und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Rostock nach 1945*. Rostock.
- Seils, Mirjam (2012): *Die fremde Hälfte. Aufnahme und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Mecklenburg nach 1945*. Schwerin.
- Siebs, Theodor (1957): *Deutsche Hochsprache. Bühnenaussprache*. 16. Aufl. Berlin.
- Statistisches Amt Mecklenburg-Vorpommern (2020): „Wanderungen in Mecklenburg-Vorpommern 2019.“ In: *Statistische Berichte A III-j* (2020). – Digitale Ressource: <https://www.laiv-mv.de/static/LAIV/Statistik/Dateien/Publikationen/A III Wanderungen/A 313 J/A313J 2019 00.pdf> (Stand: 25.5.2022).
- Stellmacher, Dieter (1981): *Niedersächsisch*. Düsseldorf.
- Stellmacher, Dieter (1987): *Wer spricht platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme*. Leer.
- Stellmacher, Dieter (1988): „Zweisprachigkeit in Norddeutschland – Beschaffenheit und Auswirkungen. Erläutert aufgrund von Untersuchungsergebnissen zur Lage des Niederdeutschen heute.“ In: Lindow, Wolfgang / Schuppenhauer, Claus (Hrsg.): *Niederdeutsch und Zweisprachigkeit. Befunde – Vergleiche – Ausblicke*. Leer: 85–94.

- Stellmacher, Dieter (2001) „Die deutsche Sprache in Norddeutschland.“ In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Berend, Nina (Hrsg.): *Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern*. Budapest-Pécs: 18–39.
- Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien*. Bd. 2, 2. Hrsg. im Auftrag des Collegium Carolinum von Heinz Engels. München 1991.
- Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien*. Bd. 3, 9. Hrsg. im Auftrag des Collegium Carolinum von Otfried Ehrismann München 2001.
- Ther, Philipp (2001): „Vertriebenenpolitik in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR 1945 bis 1953.“ In: Kleßmann, Christoph / Cielsa, Burghard / Hertle, Hans-Hermann (Hrsg.): *Vertreibung, Neuanfang, Integration. Erfahrungen in Brandenburg*. Potsdam: 89–111.
- Thüsing, Andreas (2008): „Umsiedler‘ in Sachsen und in Mecklenburg-Vorpommern. Unterschiede und Gemeinsamkeiten bei der Aufnahme und Unterbringung in industriell und in agrarisch geprägten gebieten 1945–1950.“ In: Krauss, Marita (Hrsg.): *Integrationen. Vertriebene in den deutschen Ländern nach 1945*. Göttingen: 148–166.
- Tophinke, Doris (2002): „Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht.“ In: *Bulletin VALS-ASLA [Vereinigung für angewandte Linguistik in der Schweiz]* 76 (2002): 1–14.
- Tophinke, Doris (2015): „Spurensuche – Zur Gegenwart des Niederdeutschen im ostwestfälischen Raum.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 138 (2015): 119–143.
- Tophinke, Doris / Ziegler Evelyn (2002): „Plädoyer für eine kontext-sensitive Modellierung von Spracheinstellungen.“ In: Wiesinger, Peter (Hrsg.): *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses in Wien 2000. Zeitenwende, die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert*. Bd. 3. Bern usw: 1987–193.
- Tracy, Rosemarie (2011): „Mehrsprachigkeit: Realität, Irrtümer, Visionen.“ In: Eichinger, Ludwig M. / Plewnia, Albrecht / Steinle, Melanie (Hrsg.): *Sprache und Integration. Über Mehrsprachigkeit und Migration*. Tübingen: 69–100.
- Trudgill, Peter (1986): *Dialects in contact*. Oxford, New York.

- Vandermeeren, Sonja (2005): „Research on language attitude.“ In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus J. / Trudgill, Peter (Hrsg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 2. überarb. Aufl. Halbband 2. Berlin, New York: 1318–1332.
- Vierneisel; Beatrice (Hrsg.) (2006): *Fremde im Land. Aspekte zur kulturellen Integration von Umsiedlern in Mecklenburg und Vorpommern 1945 bis 1953*. New York / München / Berlin.
- Vogel, Petra Maria (2012): *Sprachgeschichte*. Heidelberg.
- Voigt, Peter (2004): „Bevölkerungsbilanz von Rostock im 20. Jahrhundert.“ In: Werz, Nikolaus / Nuthmann, Reinhard (Hrsg.): *Abwanderung und Migration in Mecklenburg und Vorpommern*. Wiesbaden: 113–121.
- Völschow, Werner (1998): „Erinnerungen und Überlegungen zum Umgang mit dem Niederdeutschen zwischen 1970 und 1990.“ In: Herrmann-Winter, Renate (Hrsg.): *Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR*. Lang: Frankfurt a. M.: 355–360.
- Vorberger, Lars (2017): „Hochdeutsch auf Rügen – Eine Untersuchung zum Regiolekt in Bergen auf Rügen.“ In: Arendt, Birte / Bieberstedt, Andreas / Ehlers, Klaas-Hinrich (Hrsg.): *Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte*. Frankfurt a. M. usw.: 145–165.
- Wahrig, Gerhard (1986): *Deutsches Wörterbuch. Mit einem „Lexikon der deutschen Sprachlehre“*. Überarb. Neuauflage. München.
- Walther, Peter Th. (1997): „Bildung und Wissenschaft.“ In: Judt, Matthias (Hrsg.): *DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse*. Berlin: 225–245.
- Wawerzinek, Peter (2010): *Das Kind, das ich war*. 3. Aufl. Berlin.
- Wegener, Philipp (1891): „Die Bearbeitung der lebenden Mundarten.“ In: Paul, Hermann (Hrsg.): *Grundriss der germanischen Philologie*. Bd. 1. Strassburg: 931–944.
- Weiß, Wolfgang (2004): „Regional-Demographie Mecklenburg-Vorpommerns von 1945 bis 1990.“ In: Werz, Nikolaus / Nuthmann, Reinhard (Hrsg.): *Abwanderung und Migration in Mecklenburg und Vorpommern*. Wiesbaden: 159–181.

- Wells, C. J. (2012): „Language in limbo? Post-1945 German.“ In: Horan, Geraldine / Langer, Nils / Watts, Sheila (Hrsg.): *Landmarks in the history of the German language*. Oxford usw.: 253–292.
- Wiechmann, Herrmann A. (1951): *Sprachbuch für Niederdeutschland. Ein Übungsbuch der hochdeutschen Sprache für die Volksschulen in Niederdeutschland. 2. Heft für das 3. und 4. Schuljahr*. Hamburg, Pinnerberg, Frankfurt a. M.
- Wiesinger, Peter (1997): „Sprachliche Varietäten – gestern und heute.“ In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen*. Berlin, New York: 9–45.
- Wigger, Friedrich (1859): *Hochdeutsche Grammatik mit Rücksicht auf die plattdeutsche Mundart, zunächst für mecklenburgische Schulen bearbeitet*. Schwerin.
- Wille, Manfred (Hrsg.): *Die Vertriebenen in der SBZ/DDR*. Unter Mitarbeit von Steffi Kaltenborn, Gerald Christopeit, Manfred Jahn. 3 Bände. Wiesbaden 1996 1999, 2003.
- Wille, Manfred / Hoffmann, Johannes / Meinicke, Wolfgang (Hrsg.) (1993): *Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands*. Wiesbaden.
- Wirrer, Jan (1990): „Die niederdeutsche Kulturszene als Gegenstand der empirischen Literaturwissenschaft.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 113 (1990): 44–69.
- Wirrer, Jan (2009): „Sprachvergesser.“ In: *Niederdeutsches Wort* 49 (2009): 135–148.
- Wolbring, Fritz (2005): „Schule in Schwaan.“ In: *Schwaan. „Wie ein Hauch verträumten Sinnens“*. Hrsg. Stadt Schwaan. Rostock: 109–126.
- Wolff, Gerhart (1986): *Deutsche Sprachgeschichte. Ein Studienbuch*. Frankfurt a. M.
- Wolfram, Walt (1998): „Dialect in society.“ In: Coulmas, Florian (Hrsg.): *Handbook of sociolinguistics*. Oxford: 106–126.
- Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Hrsgg. von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz. 6 Bde. Berlin 1977, 1978.
- Yuval-Davis, Nira (2006) „Belonging and the politics of belonging“ In: *Patterns of Prejudice* 40, 3 (2006): 197–214. – Digitale Resource: <https://DOI.org/10.1080/00313220600769331> (Stand: 25.5.2022)
- Zänger, Horst (1995): *Geschichten aus 50 Jahren Rundfunk. Chronik des Landesrundfunks Mecklenburg-Vorpommern*. Schwerin.

REGIONALSPRACHE UND REGIONALE KULTUR

MECKLENBURG-VORPOMMERN IM OSTNIEDERDEUTSCHEN KONTEXT

Herausgegeben von Birte Arendt, Andreas Bieberstedt, Klaas-Hinrich Ehlers, Christoph Schmitt

- Band 1 Birte Arendt / Andreas Bieberstedt / Klaas-Hinrich Ehlers (Hrsg.): Niederdeutsch und regionale Umgangssprache in Mecklenburg-Vorpommern. Strukturelle, soziolinguistische und didaktische Aspekte. 2017.
- Band 2 Matthias Vollmer: Das pommersche Wörterbuch von Georg Gotthilf Jacob Homann (1774–1851). 2018.
- Band 3 Klaas-Hinrich Ehlers: Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg. Varietätenkontakt zwischen Alteingesessenen und immigrierten Vertriebenen. Teil 1: Sprachsystemgeschichte. 2018.
- Band 4 Birte Arendt / Robert Langhanke (Hrsg.): Niederdeutschdidaktik. Grundlagen und Perspektiven zwischen Varianz und Standardisierung. 2021.
- Band 5 Klaas-Hinrich Ehlers: Geschichte der mecklenburgischen Regionalsprache seit dem Zweiten Weltkrieg. Varietätenkontakt zwischen Alteingesessenen und Vertriebenen. Teil 2: Sprachgebrauch und Sprachwahrnehmung. 2022.

www.peterlang.de